Med. g. 147-1

N° 3230

<36622034420017 S
<36622034420017
Bayer. Staatsbibliothek

Med. gen. 1117.

Finke

Medicina. Scripta methodol. & propaedeutica 76.

Leonhard Ludwig Finke,
der Arzeney-Gelahrtheit Doctor und Professor zu Lingen,

Versuch
einer allgemeinen medicinisch-praktischen

Geographie,

worin
der historische Theil der einheimischen
Völker- und Staaten-Arzeneykunde
vorgetragen wird.



Erster Band,
welcher die Länder enthält, die sich vom 45ten Grade, so wohl nördlicher als südlicher Breite, bis zur Linie erstrecken.

Leipzig,
in der Weidmannschen Buchhandlung, 1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Allen

Anthropologen

und

wahren Verehrern

des

Hippocratis

Buch von der Luft, den Waſſern und Gegenden

widmet

dieſe Schrift

der Verfaſſer.

Ich will von Europa und von Asien (und von den übrigen Welttheilen) zeigen, wie weit beyde in allem verschieden sind, von der äussern Gestalt ihrer Völker, in wie fern sie sich verändert, und dass sie sich unter einander in nichts

 glei-

gleichen. — Es wäre demnach von allem zwar viel zu ſagen; inzwiſchen will ich nur von dem **wichtigſten** und am meiſten abweichenden, wie es **mir** damit beſchaffen zu ſeyn ſcheint, reden. —

Hippocrates im Buche von der Luft, den Waſſern und Gegenden.

Vorbe-

Vorbericht.

Die erſte Idee zu der gegenwärtigen Schrift faſste ich bereits im Jahre 1780, als ich meine Antrittsrede: De vtili quidem, ſed admodum limitanda medicina populari entwarf. Meine neu angetretene und mit manchen Unannehmlichkeiten gepaarte Laufbahn erlaubte mir aber in den erſten Jahren meines Hieſeyns gar nicht weiter hieran zu denken, und die Erinnerung daran würde auch wohl gänzlich verſchwunden ſeyn, wenn ich nicht im Jahre 1784, bey Ablegung des Prorektorats, eine neue Rede zu halten, wäre verbunden

bunden gewesen. Das gewählte Thema: De admiranda naturae simplicitate führte mich aber unvermerkt auf jene ersten Ideen nicht allein wieder zurück, sondern erweiterte sie auch so sehr, daſs ich noch in demselben Jahre den Entschluſs faſste, über die einheimische Arzeneykunde verschiedener Völker etwas zu schreiben, und würklich machte ich auch schon 1784 damit den Anfang, wie aus der Vorrede meiner Exercitationum physico-medicarum, die zu Rinteln 1785 gedruckt sind, zu sehen ist. Indeſs waren die Fortschritte in den ersten Jahren sehr gering, und es verstrichen oft Wochen, ja Monate, da keine Feder dazu gebraucht wurde: theils waren hieran Berufsgeschäfte schuld; theils aber, und dies war das gröſste Hinderniſs, konnte ich mit mir selbst über Plan und Anordnung des Werks nicht einig werden. Erst mit dem Jahre 1786 glaubte ich festen Fuſs gefaſst zu haben, und von dieser Zeit an betrieb ich das Werk mit allem Eifer. Würklich glaubte ich auch schon 1789 damit fertig zu seyn; ich kündigte auch bereits in demselben Jahre die Schrift, nach einem weitschichtigen Plan, den ich einer kleinen Abhandlung: Von dem verschiedenen Verfahren der Völker bey Kranken, Sterbenden und Gestorbenen angehängt hatte, der gelehrten Welt an.

Um

Um das Werk nicht zu kostbar zu machen, hatte ich alle Citationen aus meiner ersten Handschrift weggelassen. Schon war ich im Begriff, sie dem Druck zu übergeben, als ich vom Herrn Prof. Meiners in Göttingen ein gütiges Schreiben erhielt, worin er mir sagte: dass man in einem historischen Werke die gebrauchten Quellen und die Anzeige der Stellen ungern vermisse. Ich fand dies sehr gegründet und von derselben Stunde an entschloss ich mich, dem Werke diesen Mangel zu benehmen. Allein kaum hatte ich mit dieser Arbeit den Anfang gemacht, als sich mein Ideenkreiss auf einmal erweiterte. Denn da mein erster Entwurf nur allein die einheimischen Krankheiten und die landesgebräuchlichen Curmethoden zum Gegenstande hatte; so konnten grosse Mängel nicht vermieden werden. Zwischen Würkung und Ursache war kein Zusammenhang. Man sahe ein Land durch Krankheiten verwüstet werden, ohne davon den Grund recht eigentlich zu erfahren. Man sahe die Völker Genesmittel anwenden, ohne das Land und die Krankheiten recht zu kennen. Ich bekam ein gänzliches Missgefallen an meiner eignen Arbeit. -- Nunmehro fieng ich an, nach dem Plan zu arbeiten, den das Werk gegenwärtig hat. Zu dem Ende mussten erst wieder Materialien gesammlet werden. Als ich nun hiemit im Jahre 1790 hinreichend versehen zu seyn

 glaubte,

glaubte, wurde das Werk von neuem ganz umgearbeitet, womit ich im Jahr 1791 zu Stande kam. Ich war darüber sehr froh; aber meine Freude war von kurzer Dauer. Denn ich hatte, welches doch in einer medicinischen Geographie ein grosser Mangel würde gewesen seyn, fast alle Mineralwasser; die medicinischen Produkte, die man in den Apotheken führet; die Weine an jedem Orte, wo sie zu Hause sind, und die Zufluchtsörter zur Zeit der Noth anzuführen vergessen. Ich schaltete also auch diese, obgleich nicht vollständig genug, an jedem Orte ein. — Nunmehro las ich meine Handschrift sorgfältig durch, und nach genauer Prüfung fand sichs, dass ich es an der gehörigen Einkleidung hatte fehlen lassen, welches bey einem solchen Werke, das so viele zerstreuete Nachrichten enthält, fast unvermeidlich ist. — Die Ehrerbietung, die man gegen das Publicum hegen muss, befahl mir also, meiner Schrift ein zierlicheres Kleid anzuziehen. Ich gieng eben mit dem Gedanken um, die ganze Schrift noch einmal ins Reine zu bringen, als sich zwey höchst widrige Umstände zutrugen, die meinen Vorsatz vereitelten, und die die Ausgabe dieses Buches, fast um ein ganzes Jahr, zu sehr beschleuniget haben. Der erste war eine Feuersbrunst, die mein Nachbarhaus ergriff, und die auch ohnfehlbar mein eignes Haus, wofern man nicht die möglichst besten Anstalten getroffen

ſen hätte, in die Aſche würde gelegt haben. Indeſs wurde binnen einer halben Stunde, durch den gütigen Beyſtand vieler theilnehmender Menſchen und Freunde, mein ganzes Haus ausgeleeret, worunter ſich auch meine Bibliothek und viele meiner Handſchriften befanden. Die Bücher litten groſsen Schaden, und von meinen Handſchriften gieng verſchiedenes verloren. Ich fand mich alſo genöthiget, das Verlorne erſt wieder zu ergänzen. Kaum hatte ich dieſen Schaden ausgebeſſert, als mich ein hitziges Bruſt- und Gallenfieber ins Bette warf. Auch dieſes überſtand ich glücklich, und ich fand meinen Muth: das Werk noch einmal umzuarbeiten, nicht ſchwächer geworden; als ich aber zur Arbeit ſelbſt ſchritt, ſo fand ich dagegen meine Geſundheit um deſto mehr herabgeſetzt. Wofern ich alſo meine vieljährige Arbeit und groſse Koſten nicht ganz umſonſt wollte angewendet haben, ſo muſste ich mich mit Ausbeſſerung der Handſchrift allein begnügen. —

Alle dieſe Umſtände würde ich nicht angeführt haben, wenn ich mir dadurch nicht bey dem G. L. eine billige Entſchuldigung, wegen der vielen Mängel und Unvollſtändigkeit, die dies Werk an ſich hat, zu verſchaffen Hoffnung machen könnte. Hierzu kömmt nun noch, daſs ich von Niemanden die geringſte Unterſtützung oder Beyträge erhalten habe.

habe. Ich hatte mich zwar Anfangs an verſchiedene Männer deshalb gewendet; allein ſie waren ohne Zweifel entweder zu ſehr mit Geſchäften überhäuft, als daſs ſie mir hätten Beyträge liefern können, oder ſie hielten meine ganze Bemühung für fruchtlos. — Ich blieb alſo allein ſtehen und fühlte am Ende die ganze Laſt meines kühnen Unternehmens: eine mediciniſche Geographie zu ſchreiben. — Es wird daher nicht an Zeitgenoſſen fehlen, die hier kein Verhältniſs zwiſchen meinen Einſichten und der übernommenen Arbeit, oder wenn ich mich mechaniſch ausdrücken darf, zwiſchen Kraft und Laſt finden, und dieſe werden mich einen Verwegenen ſchelten. Sie würden von mir ganz recht urtheilen, wenn ich mit dieſem Gedanken ausgegangen wäre; allein hierüber habe ich mich gleich Anfangs erklärt. — Denn da ich anfieng mein Werk in eine Geographie umzuarbeiten, hatte ich bereits einen groſsen Theil der Hinderniſſe überſtiegen.

Als einen Hauptfehler wird mancher es anſehen, daſs ich nicht überall die Originalquellen angeführet, ſondern mir oft mit Zeitſchriften und gelehrten Zeitungen ausgeholfen habe. Ich geſtehe gern, daſs dies ein wichtiger Vorwurf iſt, der mir gemacht werden kann. Allein der G. L. wolle bedenken, daſs ich als ein Privatmann, der von ſeiner Praxis nur ein mittel-

telmäſsiges Auskommen hat, ſehr wirthſchaftlich mit Anſchaffung neuer Bücher habe umgehen müſſen. Und dennoch habe ich, auſser meiner eignen, keine andere mediciniſche Bibliothek benutzen können, wenn ich den Herrn Dr. Bening in Nienhauſen ausnehme, der gütig genug geweſen iſt, mir einige Bücher zu leihen, wofür ich ihm hier öffentlich danke.

Mit Reiſebeſchreibungen gieng es mir aber beſſer. Verſchiedene Gönner und Freunde, beſonders meine verdienſtvollen Herren Amtsbrüder, die Herren Profeſſoren Ten Noever und Connſtede, denen ich deshalb ſehr verpflichtet bin, halfen mir mit manchem nützlichen Buche aus, das mir fehlte, und unſer würdiger Buchführer, Herr Jülicher, hatte auch die Gefälligkeit, ein Gleiches zu thun.

An einem andern Orte und unter andern Umſtänden hätte ich vielleicht mehr geleiſtet. Jetzt aber kann ich das ultra poſſe wörtlich auf mich anwenden.

Findet dieſe meine Arbeit Beyfall, und ich bin glücklich genug, von andern gelehrten Männern Beyträge zu erhalten, ſo kann in der Folge das Werk brauchbarer und vollſtändiger gemacht werden. Auch wird mir jede Berichtigung ſehr willkommen ſeyn, weil bey mir

ein

ein verbesserter Fehler so viel als eine neue Bereicherung gilt.

Ich kann nicht erwarten, dafs mein Werk allgemeinen Beyfall finden werde. Der eine wird es zu weitläuftig; der andere zu eingeschränkt und der dritte zu sehr zerstückt finden: man wird daran tadeln, dafs einige Länderbeschreibungen in keinem Verhältnifs mit andern stehen. Allein hierauf antworte ich erstlich, dafs es mir an einem Muster einer solchen geographischen Beschreibung gefehlt, wornach ich mich hätte bilden sollen. Ich selbst mufste mir die Grenzlinie, worüber ich nicht ausweichen durfte, und die ich selten überschritten habe, festsetzen. Nur da, wo es von einem Lande viele Nachrichten gab, konnte ich von allem gehörige Auskunft geben; allein dieser Fall ist äufserst selten: fast mag ich sagen, ist kein einziges Land so beschrieben, wie es der medicinische Geograph verlangen kann. Höchst mangelhaft mufste demnach die Beschreibung von denen Ländern ausfallen, von denen wir wenig mehr als ihre Existenz wissen. Zerstückt und unzusammenhängend mufsten auch diejenigen Beschreibungen solcher Länder seyn, wovon man nur zerstreuete und vereinzelte Nachrichten hat. In allen diesen Fällen liegt doch nicht die Schuld an dem Geographen, sondern daran, dafs ihm bis jetzt wenig vorgearbeitet worden.

Ich

Ich habe mich freylich länger bey Europa, als bey allen übrigen Welttheilen, und bey Deutſchland länger, als bey den übrigen Provinzen Europens verweilet: das macht freylich Miſsverhältniſs; aber muſs ich mich auch deshalb bey deutſchen Leſern entſchuldigen?

In meiner erſten Ankündigung habe ich eine endemiſche Landkarte verſprochen, die aber jetzt noch nicht erſcheint, weil ich befürchtete, daſs das Werk dadurch zu koſtbar werden würde. Ich habe ſie zwar fertig liegen, aber zum Abdruck iſt ſie noch nicht geſchickt; dürfte es auch wohl ſo bald nicht werden.

Was ich über Plan, Zweck und Nutzen einer mediciniſchen Geographie zu ſagen gehabt, trift der geneigte Leſer in der Einleitung an. —

Da ich vom Druckort weit entfernt bin; ſo ſind einige Fehler bey der Correctur unbemerkt geblieben. Ich werde am Ende des zweyten Bandes einige anzeigen. Bey verſchiedenen wird es der G. L. leicht bemerken, daſs eine kleine Verwechſelung der Worte vorgegangen. So z. B. ſiehet man leicht, daſs S. 9. auf Z. 10. Sommer ſtatt Winter ſtehen müſſe. Eben ſo S. 107. iſt in den Citationen t und u eine Verwechſelung vorgefallen. —

Nichts

Nichts bleibt mir endlich übrig, als der herzliche Wunſch: daſs ich mit meinen Bemühungen der Welt nicht ganz ohne Nutzen möge geweſen ſeyn.

Lingen, im Hornung 1792.

Inhalt.

Inhalt.

Einleitung. - - S. XXI.

I. Abtheilung, von den Ländern zwischen dem 35ten und 45ten Gr. der Breite. - - S. 1.

I. Abschnitt, von den Ländern zwischen dem 35ten und 45ten Gr. N. B. in Europa und Asien - - 3.
Von Portugal und Spanien. - 3.
Minorka. - - 26.
Sardinien. - - 29.
Corsika. - - 32.
Sicilien und Malta. - - 34.
Italien. - - 43.
Dalmatien, Bosnien, Servien, europäische Türkey und Archipelagus. 95.
Cypern, klein Asien bis zum caspischen Meere. - - 140.
Länder vom caspischen Meere bis nach China. - - 168.
China, Corea und Japan. - 175.

II. Abschnitt, in Amerika:
Von Neu-Albion. S. 199.
Louisiana. 200.
Völker am Ohio u. s. w. 203.
Nordcarolina, Virginien, Maryland, Pensylvanien. 218.

III. Abschnitt, von Ländern auf der südlichen Halbkugel.
Von Chili. 235.
Neuseeland. 237.

II. Abtheilung, von Ländern, die zwischen dem 35ten Gr. sowohl N. als S. Breite, und den Wendecirkeln gelegen sind. 239.

I. Abschnitt, auf der Nordseite:
Von Californien. 242.
Neu-Mexiko. 247.
Westflorida. 249.
Georgien, Süd-Carolina. 252.
Von den Bahamas-, Bermudischen, Azorischen und Canarischen Inseln. 264.
Von der Barbarey. 266.
Egypten. 278.
Palästina und Syrien. 313.
Arabien. 324.
Persien. 340.
Indostan. 358.
Boutan und Tibet. 363.

II. Abschnitt, auf der Südseite:
Von Paraguay und Tukumann. 369.
Neu-Holland. 373.
der Capstadt und den Hottentotten. 375.

III. Abtheilung, von den Ländern, die sich auf beyden Halbkugeln von den Wendecirkeln bis zum 10ten Gr. erstrecken. 387.

I. Abschnitt, von den Ländern auf der Südseite:

Von den Caffern. - S. 390.
Madagaskar. - 391.
Von den Inseln Bourbon, Isle de France u. s. w. - 400.
Von Brasilien. - 403.
Paraguay und vom Lande der Amazonen. - 412.
Peru. - 413.

II. Abschnitt, auf der nördlichen Seite:

Von Mexiko. - 423.
Von Westindien. - 434.
Vom atlantischen Meere. - 493.
Von den Inseln des gr. Vorgeb. 507.
Von Senegal, Gambia, Nigritien, Nubien. 508.
Von Ober-Egypten. - 533.
Von Sennar und Abyssinien. - 542.
Von den Ländern am rothen Meere und vom südlichen Arabien. 566.
Von Bengalen, Decan. - 569.
Von Ostindien. . - 580.
Von Pegu, Ava, Siam, Tunquin und Cochinchina. - - 615.
Vom südlichen China, Formosa. 627.
Von den Philipp. Inseln. - 630.

IV. Abtheilung, von Ländern um der Linie, oder von den Ländern, die sich vom 10ten Gr. N. B. bis zum 10ten Gr. S. B. erstrecken. - 649.

Von Neu-Guinea, Borneo, Java, Sumatra u. s. w. - 652.
Von der Insel Ceylon. - 681.

Von den Maldivischen Inseln. S. 686.
Von Aethiopien, Guinea. 689.
Von den Krankheiten zur See nach Ostindien. 735.
Von Surinam. 743.
Von Cayenne. 752.
Von Guiana, Terra firma. 775.
Vom Lande der Amazonen. 779.
Von Neu-Granada, Landenge Dariens. 784.

Einleitung.

Eine medicinifche Geographie: — was ift die? — was foll fie enthalten? — wie foll fie abgefafst werden? — in welcher Ordnung müffen die Länder auf einander folgen? — welches find die Quellen, woraus gefchöpft werden mufs? — wo findet man fie bereits abgehandelt? — was für einen Nutzen kann man fich von ihr verfprechen? — für wen ift fie beftimmt? — wodurch kann fie zu einer gröfsern Vollkommenheit gelangen? — Wie weit entfpricht diefer Verfuch dem Ideal, welches ich von einer vollftändigen medicinifchen Geographie entworfen habe, oder der Erwartung vieler Lefer, die fie fich beym Anblick des Titels davon machen mögen? —

Auf diefe und ähnliche Fragen mufs ich nothwendig erft antworten, um den rechten Gefichtspunkt zu zeigen, aus welchem diefes Buch betrachtet werden mufs. —

Alfo erftlich, was für Recht habe ich gehabt, meine Schrift eine Geographie zu nennen? —

 Ich

Ich nenne ſie ſo mit dem nemlichen Rechte, womit man die Beſchreibung eines einzelnen Orts Topographie, und die eines gewiſſen Landes Chorographie belegt, es mag die erſtere oder letztere mediciniſchen Inhalts ſeyn oder nicht. Da nun niemand dagegen etwas zu erinnern hat, wenn jemand eine mediciniſche Darſtellung aller Merkwürdigkeiten eines Orts oder eines Landes, mediciniſche Topographie oder Chorographie heiſst; ſo kann man auch gegen den bloſsen Namen einer mediciniſchen Geographie, vorausgeſetzt, daſs ſie alle bewohnte Länder der Erde in ſich faſst, nichts haben.

Da ich nun die ganze Erdfläche mit einem mediciniſchen Auge in dieſem Buche beleuchtet habe, ſo glaubte ich ihm keinen paſſendern Titel, als den es jetzt führt, geben zu können, wobey es mir gleichviel gelten kann, ob bereits jemand vor mir, dieſen Namen gebraucht habe, oder nicht.

Es kömmt nur darauf an, ob das, was ich für eine mediciniſche Geographie ausgebe, auch würklich eine ſey.

Wenn man aber Land für Land in einem Werke durchgehet, und von jedem ſeine Lage, die Beſchaffenheit ſeines Bodens; die Eigenſchaften der Luft, des Waſſers, der Witterung, der Nahrungsmittel, deren ſich die Einwohner bedienen, be-

ſchreibt: wenn man von der Lebensart, Sitten, Gewohnheiten der Leute, in ſo weit ſie Einfluſs auf Geſundheit und Krankheiten haben, Nachricht giebt: wenn man die Krankheiten ſelbſt, die in jedem Lande vorhanden ſind, und die Geneſsmittel, die man dagegen Landesüblich anwendet, erzählt: kurz! wenn man alles dasjenige leiſtet, was erfordert wird, um das Mediciniſch-Wiſſenswürdige eines jeden Landes zu erfahren; ſo wird niemand in Abrede ſeyn, daſs dies nicht würklich den Namen einer medicinischen Geographie verdiene.

Der mediciniſche Geograph ſchöpft aus den chorographiſchen und topographiſchen Beſchreibungen; indeſs kann und darf er ſich nicht, wofern er nicht ins Unendliche weitläuftig werden will, bey der Schilderung eines einzelnen Landes ſo lange verweilen, als der Chorograph; noch weniger darf er ſich bey topographiſchen Beſchreibungen zu lange aufhalten. Er hebt aus allen nur das Merkwürdigſte und Allgemeinſte aus, und ſetzt den Leſer in den Stand, die nähere und umſtändlichere Nachricht eines Landes oder Orts bey den Verfaſſern einzelner Ortsbeſchreibungen aufzuſuchen. Daher war es höchſt nöthig und unentbehrlich, daſs die Schriftſteller, aus denen geſchöpft worden, getreu angeführt wurden, weil der Geſchichtſchreiber bey dem Leſer, in ſolchen Sachen, die er nicht ſelbſt

gesehen noch untersucht hat, für sich keinen Glauben verlangen kann.

Es ist nicht leicht zu bestimmen, wie weit der Geograph in seinen Nachrichten gehen müsse, und wie groſs sein Forum sey. Giebt man auf die chorographischen und topographischen Beschreibungen, die wir besitzen, Acht; so sieht man die Verfasser ihre Werke sehr weit ausholen, und würklich siehet man einige ganz ausschweifen. In der einen Topographie findet man eine ganze Flora; in einer andern eine Beschreibung der Thiere und Fische; in einer dritten ein weitläuftiges Verzeichniſs aller Insekten; in der vierten aller Mineralien eines Orts aufgeführt. Da hat man Ortsbeschreibungen, die ganz cameralistisch eingerichtet sind; andere sind voll meteorologischer Nachrichten.

Die Bemühungen dieser Männer sind zwar schätzbar, und haben meinen Beyfall: indeſs habe ich von allen diesenSachen nur seltenGebrauch machen können, indem ich mir vorgenommen hatte,nur für den praktischen Arzt zu schreiben, dem es oft an Zeit und Gelegenheit fehlt, die so zerstreueten medicinischen Bemerkungen aus andern Ländern und von andern Völkern zu erfahren. Ihn interessirt nur das, was unmittelbaren Einfluſs auf die Naturen der Krankheiten und auf die Mittel, die verlorne Gesundheit wieder herzustellen, hat. —

Daher

Daher ist mein Buch nur als eine medicinisch-praktische Geographie anzusehen. Hier muss aber alles, was die gesunde und ungesunde Beschaffenheit eines jeden Landes verursachet, erzählt werden. Clima; Regierungsverfassung; Religionsgebräuche; Sitten; Gewohnheiten; Nahrungsmittel; Erziehung u. d. gl. sind Haupterfordernisse, um die Krankheiten in ihrer Entstehung zu entdecken, so wie in der Erzählung der Hülfsmittel nur solche beschrieben werden dürfen, die entweder bereits erprobt, oder die zur Nachahmung geschickt sind, oder endlich solche, die entweder den Charakter der Nation zu erkennen geben, oder zum weitern Nachdenken Gelegenheit geben können. —

Der gute oder schlechte Zustand eines Landes oder Volkes ist unzertrennlich mit seiner gesunden oder ungesunden Beschaffenheit, wenn es sich selbst überlassen ist, verknüpft; da wir hergegen oft durch menschliche Klugheit und wohl getroffene Maassregeln Uebel, die zum grössten Verderben hätten gereichen können, glücklich abgewendet sehen. — Die medicinische Geographie ist also auch eine Leuchte, durch deren Beyhülfe man einigermassen die Stärke und Schwäche der Nationen kennen lernen, und aus der man Beyspiele zur Nachahmung und Vermeidung schöpfen kann. — Man trift also auch hier die ersten Spu-

ren einer Staaten- und Völker-Arzeneykunde an.

Gröſstentheils ſchildere ich aber die Länder und Völker nur ſo, wie man ſie ohne politiſche Einrichtung, ohne kunſtmäſsig erlernte Medicin, und ohne Syſtem, in der Ausübung ihrer Kunſt, ſo ſimpel weg, handeln ſiehet. Hier findet kein Lehrgebäude ſtatt, und die Menſchen werden in der Heilung der Krankheiten nach keinen angenommenen Grundſätzen geleitet. Es beruhet alles auf Tradition und Erfahrung. Dies iſt die einheimiſche Völker-Arzeneykunde, die der kunſtmäſsig gelernten entgegen geſetzt iſt.

Man begreift nunmehr leicht, was ich unter allgemeiner medicíniſch praktiſcher Geographie, und unter einheimiſcher Staaten-und Völker-Arzeneykunde verſtanden haben wolle.

Meine Abſicht dabey iſt geweſen, die zerſtreueten mediciniſchen Bemerkungen und Curarten, in ſo weit ſie ſich auf Länder und Völker beziehen, zu ſammlen, und in eine ſchickliche Ordnung zu bringen. Beſonders war mir daran gelegen, eine vollſtändige mediciniſche Geſchichte des Menſchen zu liefern. Unter mediciniſcher Geſchichte des Menſchen verſtehe ich alle Nachrichten, die wir aus allen Weltgegenden und von allen Völkern in der Hinſicht ſammlen, um zu ſehen, wie

ſich

ſich der Menſch, bey ſeiner verſchiedenen Geburt; Erziehung; Lebensart; Nahrungsmitteln; Clima u. ſ. w. verhalte: wie ſeine Geſundheit und ſein Körperbau unter allen dieſen Umſtänden beſchaffen ſey; welchen Krankheiten und Uebeln er deshalb, weil er eben hier und nicht anderwärts wohnt, weil er dieſe und keine andere Luft athmet; dieſe und keine andern Speiſen genieſset; dieſes und kein anderes Waſſer zu ſeinem Getränke hat; dieſe und keine andere Lebensart führet u. ſ. w. am meiſten ausgeſetzt ſey: um zu ſehen und anſchaulich zu machen, was der Menſch ertragen, dulden und leiden könne; unter welchen Umſtänden er am erſten erliege, und welche Dinge es ſind, die auch die ſtärkſten Naturen zerrütten, und ganze Völkerſchaften verheeren und ausrotten können: um endlich zu ſehen, wohin Zufall, Inſtinkt und der Geiſt den Menſchen, der von aller Wiſſenſchaft entblöſst iſt, treiben, um ſeinen körperlichen Plagen ein Ende zu machen.

Die mediciniſche Geſchichte des Menſchen iſt alſo ganz was anders, als Geſchichte der Medicin.

Ich liefere hier nur ſchwache Bruchſtücke zu dem Gebäude, das ein Mann von mehr Genie und Geiſteskraft, als ich beſitze, aufführen mag. —

Mein Buch iſt alſo nur der Form nach eine Geographie, aber dem Inhalte nach iſt es Geſchichte. —

Als

Als Geschichtschreiber habe ich alle Treue und Wahrheit, in Erzählung der Dinge, jedesmal genau beobachten wollen, und wenn sich davon hin und wieder das Gegentheil finden sollte, so wird man dies nicht so sehr mir, der ich die Sachen nur nacherzähle, ohne Augenzeuge davon gewesen zu seyn, sondern den Verfassern, die falsche Nachrichten verbreiten, beyzumessen haben. Menschlichkeiten könnten mir indess, nicht aus Vorsatz und Bewusstseyn, sondern aus Uebereilung, wiederfahren seyn.

Ich habe aber nicht jedem Verfasser auf sein Wort alles nachgebetet; sondern ich habe gemeiniglich nur solche Gewährsmänner benutzt, die allen Glauben verdienen, und wenn mir die Sache unglaublich vorkam, oder wenn ein verdächtiges Mittel zu allgemein gelobt wurde, so habe ich meine Bedenklichkeiten, mit wenigen Worten, dabey angemerkt, damit nicht Quacksalberey und Unglücksfälle dadurch verursacht werden möchten. Gegen Quacksalberey ist aber dies Buch selbst, wenn ich nicht sehr irre, das beste Antidotum. — Auch findet man Beyspiele genug, wie gefährlich es sey, unbekannte Mittel so auf das Gerathewohl zu verschlucken. Ich war nie dafür, dass man den gemeinen Mann lehren wollte, sein eigner Arzt zu seyn. Dies gehet aus meiner 1780 gehaltenen Antrittsrede: De vtili quidem, sed admodum limitanda

tanda medicina populari, hervor. Ich bin der Meynung, daſs man am beſten thue, wenn man dem Volke die Gefahren anſchaulich vorſtellet, denen es ſich blos ſtellet, wenn es dieſe oder jene Krankheitsurſache zuläſst. In einer mediciniſchen Geographie ſehen wir ganze Völker krank werden und ausſterben, weil ſie die Gefahren nicht kennen, oder nicht kennen wollen, auch oft nicht vermeiden können, die mit dieſer oder jener Sache unzertrennlich verbunden gehen. Vergebens warnen die Aerzte vor mephitiſcher Luft; vor hitzigen und warmen Getränken; vor Ausſchweifungen u. d. gl. m. Dies alles macht keinen Eindruck, weil man davon die ſchlimmen Folgen nicht mit Augen ſieht. Die mediciniſche Geſchichte aber ſtellet davon nicht Beyſpiele einzelner Menſchen, die dadurch unglücklich werden, vor, ſondern ſie drückt ſich durch groſse Zahlen aus, und ſtellet darüber eine Berechnung im Groſsen an. — Können dieſe nicht belehren; ſo iſt alle Bemühung in der Folge vergebens. —

Ich bin mit keiner vorgefaſsten Meynung zur Ausarbeitung dieſes Buchs gegangen; noch weniger habe ich irgend eine Hypotheſe im Auge, die ich durch daſſelbe bewahrheiten möchte. Ich will nicht beweiſen, daſs das eine Land oder das eine Volk vor dem andern was voraus habe. Ich will nicht darthun, daſs dieſe oder jene Lebensart; der Gebrauch dieſer

oder

oder jener Luft; der Genuſs dieſer oder jener Speiſe u. ſ. w. allezeit und in aller Welt dieſe oder jene Würkung hervor bringe; auch ſuche ich nirgends Beyſpiele zu ſammlen, die die Anwendung dieſes oder jenes Mittels, dieſer oder jener Curmethode, begünſtigen ſollen. Dies alles würde meine Erzählung verdächtig machen, und das Gute, welches ich damit beäuge, zernichten. — Ich bin von dieſer Geſinnung ſo weit entfernt, daſs ich oft Sachen gemeldet, die mit meinen bisherigen Begriffen ganz ſtreitig waren.

Auch habe ich da, wo zwey entgegen geſetzte Nachrichten vorhanden waren, jeder ihr Recht gelaſſen, ohne daſs ich mir die Erlaubniſs genommen hätte, geradezu darüber zu entſcheiden. Jedoch habe ich zuweilen, ohne eine weitläuftige Unterſuchung anzuſtellen, dem Leſer merken laſſen, auf weſſen Seite wohl die meiſte Wahrſcheinlichkeit ſey. Weiter konnte und durfte ich hierin nicht gehen, um das Werk nicht zu groſs zu machen, und um nicht etwas für Geſchichte auszugeben, was es nicht iſt.

Ein groſses Buch zu ſchreiben, war gar nicht meine Abſicht, und es iſt unvermerkt zu der jetzigen Dicke angeſchwollen. Ich habe die Länder und Völker, die mir ein weites Feld darboten, auf das kürzeſte beſchrieben; ich habe überall zuſammen gedrängt, ſo viel es ſich thun lieſs; alles

weg-

weggelassen, was von keinem Nutzen zu seyn schien; ohnstreitig habe ich aber eher zu viel als zu wenig ausgemerzt, und ich weiss nicht, dass etwas anders weggestrichen werden müsste, als ein paar unnöthige Wiederholungen, wo mich mein Gedächtniss betrogen hat. Dergleichen Versehen können aber bey einem Werke, das unter so vielen Zerstreuungen und praktischen Geschäften, die mich oft Wochen, ja Monate lang hinderten, darin fortzufahren, leicht begangen werden. — In einer medicinischen Geographie darf man kein Land und kein Volk übergehen. Daher lieset man hier auch viele sehr bekannte Sachen noch einmal. Wer sagt uns aber, dass sie allen bekannt sind?

Bey der geographischen Beschreibung habe ich die Länder, wie der Inhalt nachweiset, in gewisse Breiten eingetheilt. Gemeiniglich habe ich das Maass von 10 Graden dazu genommen, und nur in der letzten oder 7ten Abtheilung habe ich 15 Grad gewählt. Wenn ich 10 Grade auf der nördlichen Halbkugel betrachtet hatte; so verglich ich damit gleich eben so viele Grade auf der südlichen Seite. Diese Gegeneinanderstellung hat meines Bedünkens ihren Nutzen, um die Länder, Völker, Krankheiten u. s. w. mit einander zu vergleichen. Einen Raum von 10 Graden Breite füllen, wenn man nur nicht die grösste Genauigkeit dabey haben will, viele grosse und ansehnliche Reiche fast genau aus.

Dies

Dies ſchien mir ein wichtiger Umſtand zu ſeyn. Denn da, wo ein Volk einerley Regierungsform hat, da pflegen Sprache, Religion, Sitten und Gebräuche auch ſo ziemlich mit einander überein zu kommen. Das Clima, die Nahrungsmittel und die Krankheiten weichen auch daſelbſt nicht weit von einander ab.

In der 5ten Abtheilung beſchreibe ich die meiſten Provinzen Europens. Dieſe Abtheilung habe ich aber unter 2 Abſchnitte gebracht, ſo daſs in jedem derſelben nur 5 Grade abgehandelt werden. Daher wird in dem erſten Abſchnitte Frankreich; die Schweitz; Oberdeutſchland und Ungarn abgehandelt; im zweyten aber Groſsbrittannien; Niederlande; Niederdeutſchland; Polen und Preuſſen. Jedes dieſer Länder nimmt ohngefähr 5 Grade ein. Bey Schottland muſste ich aber eine Ausnahme machen, worüber ich mich an ſeinem Orte erklärt habe. Durch dieſe Unterabtheilung gewann ich den Vortheil, diejenigen Länder, die uns am meiſten intereſſiren, und wovon wir die meiſten Nachrichten haben, am umſtändlichſten beſchreiben zu können. Ich habe auch nicht ohne Urſache mit Portugal und Spanien, oder mit derjenigen Breite, die ſich vom 35ten bis 45ten Gr. N. erſtreckt, den Anfang gemacht. Die Mittellinie hievon iſt 40 Grad. Wer ſich auf der Nordſeite auf dieſem Grade befindet, bewohnt genau die mittlere bewohnbare nörd-

nördliche Halbkugel. Er ist nemlich um 40 Grade von der Linie entfernt, und um 40 Grade von Spitzbergen. Vielleicht erstreckt sich Grönland selbst bis zum 80ten Grade. Niemand kann beweisen, dass hier keine Menschen wohnen. Schiffe sind wenigstens bis zum 80ten Gr. vorgedrungen, und Geh. de Veer hat es hier nicht kälter als zu Nova Zembla gefunden. Ein Land, das gleich weit von der brennenden Sonne und den erstarrenden Eisbergen entfernt ist, muss das gemässigste und glücklichste Clima haben. Gott selbst scheint es dadurch ausgezeichnet zu haben, dass er den ersten Bewohnern der Erde dieses Land angewiesen, und die Alten haben ihr Elysium hierhin verlegt. Also mit diesem von der Natur so reitzend ausgeschmückten Erdstriche habe ich meine Beschreibung angefangen. Hierauf gehe ich in dem ersten Theile dieses Werkes nach der Linie, und beschreibe alle die Länder, die zwischen der Linie und dem 35ten Grad sowohl nördlicher als südlicher Breite gelegen sind. Den zweyten Theil meiner Schrift fange ich mit dem 45ten Grad an, und höre mit den Polarländern auf. —

Ich habe um so viel mehr Befugniss, den 40ten Grad für die mittlere bewohnbare Fläche auf jeder Halbkugel anzunehmen, da ich selbst das Meer als einen Wohnort für viele Tausend Menschen ansehe, das auf die Gesundheit und Krankheiten

der Seefahrenden ſo groſsen Einfluſs hat. An zweyen Orten habe ich daher von der See, von dem Einfluſs derſelben auf den Menſchen, und von den Krankheiten, die daher rühren, gehandelt.

Was die Quellen anbetrift, aus denen ich geſchöpfet, ſo brauche ich davon nichts zu erwähnen, weil ich ſie in der Schrift ſelbſt aufgeführet habe. —

Wir leiden aber noch groſsen Mangel an guten topographiſchen mediciniſchen Beſchreibungen. Durch dieſe allein kann die Geographie vieles gewinnen. Möchte doch dieſer Verſuch manchen geſchickten Mann anfeuern, ſeine Bemerkungen über die Landeskrankheiten und einheimiſchen Arzeneymittel, die gemeiniglich nur zu ſehr vergeſſen werden, bekannt zu machen! —

Da wendet man mir nun vielleicht ein, daſs es zu früh ſey, eine mediciniſche Geographie zu ſchreiben, da viele einzelne Länder und Oerter noch nicht beſchrieben worden; man ſagt vielleicht, damit müſſe der Anfang gemacht werden.

Ich erinnere mich, daſs man gegen Linnés Naturſyſtem eben dieſe Sprache geführet hat, und doch weiſs man, wie ſehr viel ſeitdem die Naturgeſchichte gewonnen habe. Kann ſich nicht auch ſo etwas mit der mediciniſchen Geographie zutragen? —

Die

Die Ehre eines Mannes habe ich in dieſer Schrift zu vertheidigen über mir genommen. — Noch ganz neulich las ich die Worte: in unſern aufgeklärten Zeiten müſſen wir nicht den Hippocrates, ſondern die Natur ſtudieren. — Ich verehre den Mann, der dies ſchrieb, wegen ſeiner groſsen Talente: aber kaum kann ich es ihm verzeihen, daſs er den Hippocrates und die Natur ſtudieren für zwey verſchiedene Sachen hält, da ſie doch nur eins ſind. — Ich habe mir die Mühe genommen, und ich hoffe dafür von dem Leſer Dank zu erhalten, — faſt das ganze Buch des Hippocrates über Luft, Waſſer und Gegenden, dieſer Schrift einzuverleiben, um durch die auffallendſten Beyſpiele das zu bewahrheiten, was unſer aller Lehrer über dieſen Gegenſtand vor 2000 Jahren geſagt hat. — Dieſe Beyſpiele können beweiſen, daſs er die Natur getreu copirt habe, und ich müſste mich ſehr irren, wenn man dadurch nicht alle Hochachtung gegen dieſen Mann gewinnen ſollte. —

Hippocratis Buch von der Luft, dem Waſſer und den Gegenden, iſt das einzige mir bekannte Buch, das mit einer mediciniſchen Geographie einige Aehnlichkeit hat. Er redet darin von Europa und von Aſien; von den Sitten und Gebräuchen fremder Völker; von ihren Krankheiten, Curmethoden u. ſ. w. Er zeigt, was für Krankheiten zu

erwarten ſtünden, wenn ein Land oder ein Ort dieſe oder jene Lage, dieſes oder jenes Waſſer habe; was da erfolge, wenn es von dieſen oder jenen Winden beſtrichen wird. — Seine Bemerkungen ſind treffend, werden aber nur zu oft verkannt. — Jedoch muſs ich aber geſtehen, daſs die erweiterte Kenntniſs der Erde manche Ausnahmen jetzt unvermeidlich macht. —

Nach alle dem, was ich bisher geſagt habe, urtheile nun ein unpartheyiſcher Mann, ob die mediciniſche Geographie nicht eine ſehr nützliche und unentbehrliche Wiſſenſchaft ſey. Mir wenigſtens iſt ſie allezeit ſo vorgekommen. — Alle Tage ſehen wir neue Bemerkungen und Erfahrungen in der Arzeneywiſſenſchaft über einzelne Krankheiten zum Vorſchein kommen; alle Tage ändern ſich die Begriffe der Aerzte über Krankheiten und Mittel; alle Tage werden neue Arzeneymittel empfohlen. — Wo iſt der Mann, der dies alles leſen, behalten und anwenden kann? Die meiſte Zeit ſind es nur einzelne Fälle. Wann treffen wir genau den Fall wieder an, wo die gelobte Curmethode angewendet werden könnte? Macht man nicht gar zu oft aus einzelnen Fällen allgemeine Schluſsfolgen? Bringt man dadurch nicht oft die Lehre von den Krankheiten und Curanzeigen in Verwirrung? oder wenn dies nicht iſt, erſchwert man dadurch nicht die

die Wiſſenſchaft, indem man alles zu ſehr vereinzelt?

Gewiſs iſt der Erfahrungsweg beſſer und ſicherer, als der Weg der Hypotheſen, die ſo manchen guten Kopf in die Irre geführet haben. Aber mit den einzelnen Erfahrungen kömmt es mir ohngefähr eben ſo vor, als wenn ich einen Blick in Lavaters Phyſiognomik thue. — Ich ſehe das Bild eines Mendelsſohn, und ich ſehe einen klugen Mann; ich ſehe das Bild eines la Metrie, und erblicke einen böſen. Jetzt formen ſich in meiner Phantaſie die ausdrückenden Kennzeichen eines klugen und böſen Mannes. Nun gehe ich in die Welt, und es verſtreichen Jahre, vielleicht verſtreicht meine ganze Lebenszeit, ehe ich dieſe Kennzeichen in Verbindung antreffe. Sie ſind mir demnach von gar keinem Nutzen. Denn ſie ſind nur von einzelnen Fällen abgezogen. Nun nehme man aber an, man könnte von einer ganzen Nation auffallende phyſiognomiſche Kennzeichen der Klugheit oder der Thorheit abſtrahiren; ſo würden dieſe in einzelnen Fällen, wo ſie vorhanden wären, ganz richtig den Charakter des Menſchen ausdrücken; weil man von dem Allgemeinen auf das Einzelne ſchlöſſe. Dieſe Begriffe wende man nun auf die mediciniſche Geographie an. Einzelne Erfahrungen ſind einzelnen phyſiognomiſchen Erſcheinungen ähnlich. Ich bin doch nicht gewiſs,

dafs das, was fich in diefem einzelnen Falle zugetragen hat, fich allezeit zutragen werde. Aber nun fehe ich ein ganzes Volk diefer oder jener Krankheitsurfache ausgefetzt, darauf fehe ich Krankheiten entftehen. — Ich fehe ferner ein ganzes Volk diefe oder jene Lebensart führen, und an ihrem Körper finde ich darauf diefes oder jenes fich zutragen. Ich fehe, dafs alle Menfchen in einer gewiffen Gegend gewiffe Mittel, mit diefem oder jenem Erfolge, anwenden. — Was find dies für Erfahrungsfätze? Was haben fie für einen Werth? Gewinnen dadurch Pathologie und Therapie, oder nicht? — Der Lefer mag nun felbft entfcheiden.

Fällt die allgemeine Meynung nicht zum Vortheil der medicinifchen Geographie aus, fo ift es gewifs nicht die Schuld diefer Wiffenfchaft, fondern man mufs es meiner mangelhaften Darftellung derfelben beymeffen. — Verzeihe es mir aber dann, G. L., dafs ich einen fo mifslungenen Verfuch, denn mehr ift mein ganzes Buch nicht, gewagt habe. —

Ehe man aber hierüber ein entfcheidendes Urtheil fällt, mufs man nicht blos nur die Befchreibung eines Landes oder einer Gegend, fondern das ganze Buch durchlefen. Diefe Forderung ift

um

um ſo viel billiger, da ich kein Syſtem, ſondern Materialien zu einem Syſtem habe liefern wollen.

Wie kann man aber zweifeln, daſs ein Buch, worin die mediciniſche Geſchichte der Länder und Völker geliefert wird, unnütz und überflüſsig ſey, da ja ſo viele gelehrte Männer die beſten Beweiſe ihrer Meynungen oder Hypotheſen aus der mediciniſchen Geſchichte zu führen pflegen. Können ſie ſich auf ein ganzes Volk berufen; ſo ſcheint dies die höchſte Inſtanz zu ſeyn. Herr Dr. Fauſt berief ſich ja noch ganz neulich auf die Bergſchotten, die keine Hoſen tragen, um dadurch eine die ganze Menſchheit intereſſirende Sache zu beweiſen. Aber auch unendlich viele Irrthümer können durch die mediciniſche Länder- und Völkergeſchichte widerlegt oder berichtiget werden. Beyſpiele findet man hievon im Buche ſehr viele angeführet, und ich könnte groſse Männer nennen, die in dieſem Theile der Medicin groſse Fehler begangen haben.

Wie manches Arzeneymittel hat ſeine Erfindung irgend einem unbekannten Volke zu danken. Ein Arzt lernt zufälliger Weiſe dies Mittel kennen und macht es bekannt. Er erndtet davon Ruhm und Ehre ein; man hält ihn für den Erfinder desſelben, da es doch eigentlich ein Schaafhirte oder ein altes Weib geweſen war. — Beyſpiele werden wir auch hievon antreffen.

Hat jemand Luſt, neue Arzeneymittel und Curarten zu verſuchen; ſo wird er auch in dieſem Buche Gelegenheit dazu hinreichend finden. — Dies ſind alles Vortheile, die der praktiſche Arzt aus einer mediciniſchen Geographie ziehen kann. Nun betrachte man ihn aber als Gelehrten, der ſich

ſich mit Leſen alter und neuer Schriftſteller beſchäftiget. Weder den Hippocrates noch den Galenus kann er mit Vortheil benutzen, wenn er nicht einige Kenntniſs vom Clima des alten Griechenlands hat. — Sydenhams praktiſche Lehrſätze bekommen durch topographiſche Beſchreibungen ſeines Würkungskreiſes groſse Aufhellungen, und man ſiehet ein, warum er mit Aderlaſſen ſo freygebig umgieng, das Huxham einſchränkte, weil er in einer andern Gegend wohnte.

Es iſt aber nicht genug, von jedem Lande den Witterungsſtand zu wiſſen, ſondern wir müſſen auch die Nahrungsmittel der Einwohner kennen, damit wir einſehen lernen, warum dieſe und keine andere Krankheiten herrſchend ſind. Lange ſuchte man ein Bewahrungsmittel gegen den Scharbock. Pringle, Cook und einige andere ſchlugen erſt neulich die Würze und das Sauerkraut vor, die ſich auch ſehr würkſam gezeigt haben. Vor Jahrhunderten gebrauchten aber ſchon die Ruſſen und Polaken dieſe Sachen, und blieben dadurch vom Scharbock frey. — Giebt es denn auſser dieſen kein anderes Volk mehr, das ſich durch eine gewiſſe Lebensart gegen dieſe oder jene Krankheit ſchützt? Man ſchlage dies Buch nach, und man wird nicht ganz leer ausgehen. —

Durch dieſe und jene eingeſtreueten Volksnachrichten bekömmt vielleicht die mediciniſche Geographie Freunde und Anhänger. —

Möchten doch auch dadurch Menſchenkenntniſs und gegenſeitiges Wohlwollen verbreitet werden! —

Erſte Abtheilung.

Von den Ländern, die zwiſchen dem 35ten und 45ten Grad ſo wohl nördlicher als ſüdlicher Breite gelegen ſind.

Erster Abschnitt.

Von den Ländern zwischen dem 35ten und 45ten Grad nördlicher Breite.

Von Portugal und Spanien.

Diese zwey Königreiche [a]) gehören zu denen in Europa, so dem Wendezirkel am nächsten liegen, und sie haben daher fast einerley Lage, Boden und Clima. — Da sie nur mit einem kleinen Theile von Frankreich verbunden sind; so

 sind

a) Man sehe Ritt. v. Bourgoing neue Reise durch Spanien, 1. 2. B. Jena 1790.

Reise eines Ungenannten durch Spanien im Jahr 1655. Kempten 1786.

R. Twiss Reise durch Spanien und Portugal.

Thicknesses Reise durch Frankr. und Spanien.

Talbot Dillon Reise durch Spanien, Leipz. 1782.

Clarke E. Briefe über den Zustand von Spanien. Lemgo 1765.

ſind ſie einer Inſel nicht ungleich; aber wegen ihrer Gröſse, können nur die äuſserſten Provinzen von den Vortheilen einer Inſel Genuſs ziehen, da hergegen die mittlern zu weit entfernt ſind, als daſs ſie von den Meeres-Ausdünſtungen oder von den beſondern Winden, die vom Meere kommen, Nutzen ſchöpfen könnten. — Einige Provinzen, ſo wohl in Portugal als in Spanien, ſind ſehr bergigt, waldigt und mit herrlichen Kräutern bewachſen: dahin gehören die nördlichen Provinzen, als Biscaja, Aſturien und Gallizien; ſelbſt Leon, Alt- und Neu-Caſtilien ſind davon nicht ausgenommen. Die Berge der erſt genannten Provinzen dienen einigen 5 Millionen Schaafen; die man die wandernde Heerde nennt, zum gewöhnlichen Sommeraufenthalt, da ſie hergegen des Winters auf den andaluſiſchen Bergrücken und auf Sierra Morena weiden. — Sie begeben ſich auch nach den Niedrigungen von Eſtremadura und nach la Mancha. — Denn dieſe letztern Gegenden haben, wegen ihrer erniedrigten und mehr ſüdlichen Lage im Winter beſſere Weide und ein milderes Clima, als die erſt benannten: in la Mancha iſt es ſo gar hin und wieder ſumpfigt, und wenn man nur ein paar Fuſs in die Erde gräbt, ſo trift man ſchon, gegen die Gewohnheit des ſpaniſchen Bodens, Waſſer an. — Der Boden iſt ſonſt faſt überall von kalkigter Art, und wo dieſes Erdreich am meiſten gefunden wird, da iſt auch die Fruchtbarkeit am gröſsten. — Es ſcheint, daſs man dieſes Erdreich am häufigſten in den Gegenden von Granada, Murcia und Barcellona finde, weil dies ganze Land faſt einem Garten ähnlich ſiehet, wo man ſelbſt im Winter Erbſen, Blumenkohl und ähnliche Früchte mit leichter Mühe ziehen kann.

Valencia ist aber feucht, und wegen seiner niedrigen Lage selbst zum Reisbau geschickt. — An Fluss- und Trinkwasser ist in Spanien nirgends, es sey denn auf der Sierra Morena, Mangel: — es ist aber nicht jedes Wasser von gleicher Güte. — Das Wasser im Tajo bewegt sich langsam, und es ist daher nicht das beste. — Zu Segovia und Aranjuez ist das Wasser fast gar nicht zu gebrauchen: — man pflegt es daher entweder erst zu kochen, oder man glüet ein Eisen darin ab. — Der Fluss Tinto in Andalusien ist seiner Bitterkeit wegen untrinkbar, auch entdeckt man darin kein lebendiges Thier [b]). — Desto besser ist aber das Wasser zu Madrid, welches man in Spanien fürs beste in der Welt hält, und das man den Prinzen Don Carlos und Don Philip nach Italien nachschickte. —

In Portugal hat die Provinz Alentejo, die 36 port. Meilen lang und breit ist, und nur 4 grosse Städte, auch nur 300,000 Einwohner enthält, an vielen Orten Mangel am Wasser: woran es aber in der Provinz Entre Minho e Duro nicht fehlt, und ob gleich diese viel kleiner als die vorige ist; so zählt sie doch 900,000 Seelen: aber hier ist auch die Industrie besser, als in Alentejo.

Einige Distrikte von Portugal haben zwar einen guten Boden; es fehlt auch nicht am Wasser: aber dennoch liegen grosse Flächen unbebaut, oder sie sind nur mit Castanienwäldern besetzt. So liegen

b) Dillon. m. s. auch Hübners Zeitungs-Lexicon. Regensburg 1765.

gen z. B. in dem ganzen Diſtrikt von Chaves zwey Drittel mit Caſtanienbäumen beſetzt. Die Viehzucht iſt daher hier ſehr ſchlecht. (M. ſ. die allgem. Litter. Zeit. v. J. 1791. Mon. März.)

Was die Beſchaffenheit der Luft in Spanien anbetrift; ſo ſind nur einige an der See gelegene Provinzen feucht zu nennen. Dies gilt z. B. von Gallizien; indeſs erzeugen ſich doch hier ſelten Wolken, und es erſcheint der Himmel faſt immer blau: auch zu Valenzia iſt die Feuchtigkeit merklich: am ſchlimmſten iſt es aber zu Bilbao, wo ſelbſt im dritten Stockwerk alles ſchimmelt und das Eiſen in kurzer Zeit mit Roſt beſchlagen wird. — In den übrigen, beſonders mittlern Provinzen, bemerkt man ſelten an der Luft einige Feuchtigkeit; vielmehr iſt ſie faſt immer trocken, fein, ſcharf durchdringend und ſo auflöſend, daſs z. B. ein Hund, der des Abends in Madrid auf die Straſsen geworfen worden, am folgenden Morgen ſchon faſt ganz verzehrt gefunden wird. — Dieſe Cauſticität der Luft wird durch die hier gewöhnliche Sonnenhitze noch vermehrt, und einem Fremden mag ſie Anfangs wohl zu ſcharf ſeyn. Dies gab daher einem Reiſenden Anlaſs, von Spanien zu ſagen: hier ſind Luft und Feuer dergeſtalt unter einander gemengt, daſs es beynahe Noth thäte, ein fabelhafter Salamander der Alten zu ſeyn, um nicht von der eingeathmeten Luft zu ſterben. — Gewiſs iſt auch die Hitze in den ſüdlichen Provinzen ſehr groſs, da ſie in den mittlern und ſelbſt an der See gelegenen Städten, als z. B. zu Liſſabon, nach Prätorius Bemerkung, 63½ Grad Fahr. Therm. mittlere Wärme hält. — In den Wintermonaten wird hier aber die Kälte wohl

wohl empfunden, und nicht selten friert es so dickes Eis, daſs eine Krähe darauf gehen kann. — In den nördlichen bergichten Gegenden iſt es aber viel kälter; hier herrſcht oft rauher Winter; es fällt viel Regen und Schnee; ja es bleibt auf einigen Bergen ſo gar der Schnee, einen groſsen Theil des Sommers über, liegen. Die mittlern Provinzen ſo wohl in Portugal als Spanien ſind die gemäſsigſten. Dennoch hat Portugal vor Spanien das voraus, daſs es durch weſtliche Seewinde abgekühlet wird. Es regiert zwar in Spanien auch oft der Nordwind, der von den beſchneyeten Bergen kömmt, und dieſer mildert die Hitze der Luft ſehr: allein man hat ſich vor dieſen Wind, den man gemeiniglich Gallego nennt, wohl in Acht zu nehmen, weil er ſo durchdringend ſcharf iſt, daſs ein Menſch, der ſich ihm, bey geöffnetem Fenſter, unvorſichtig blos ſtellt, contrakt werden kann. — Thiery [c]) ſagt von ihm: dieſer Wind iſt zwar geſund, wenn er aber ſchneidend wird, ſo ſind ſeine Würkungen bösartig: man nennt ihn daher Peſt der Winde, Verole de L'air, oder Bubus de l'ayere. Man hat, ſagt er, Perſonen gefunden, welche verabſäumet hatten, die Kleider zuzuknöpfen, oder den Magen zu verwahren, die davon allerley üble Zufälle bekamen, oder an den Gliedern gelähmt wurden. Er würkt durch ſeine Kälte, die bis auf die Knochen dringt, eine völlige Erſtarrung, und macht zuweilen, daſs ein Arm, Fuſs oder die Hälfte des Körpers auf einmal und für immer abſtirbt; das geringſte Uebel iſt ein heftiger Fluſs oder Rheumatismus. — Da nun

c) Erfahrungen in der Arz. W. Leipzig 1778. S. 125.

dieser Wind oft ganz unvermuthet kömmt; so führt Thicknefs mit Recht grosse Klage über das spanische Clima: denn, sagt er, in der Sonne ist es brennend heiss, und im Schatten übermässig kalt; — will man sich gegen diesen Wind schützen, fügt er hinzu, so muss man unters Hemd ein flanellenes Camisol tragen. —

Da wir hier zum erstenmale eines merkwürdigen Windes Erwähnung thun, und weil in der Folge sehr oft, bey Beurtheilung der gesunden oder ungesunden Beschaffenheit eines Landes oder einer Stadt, auf die Richtung der Winde Rücksicht genommen werden wird; so will ich hier ein für allemal einige Anmerkungen beyfügen, die uns nicht allein bey Lesung medicinischer Schriften, sondern auch der Verständlichkeit wegen, in der Folge nützlich seyn können. Zuerst merke ich an, dass die Alten bey Anlegung einer Stadt oder eines Hauses mehr, wie bey uns gebräuchlich ist, auf die Beschaffenheit des Bodens und auf die herrschenden Winde, deren Eigenschaften sie genau kennen zu lernen bemühet waren, Acht gegeben haben. Um den Boden zu erforschen, schlachteten sie, wie uns Vitruv belehrt, verschiedene Thiere, die hier zu weiden pflegten, und besahen deren Eingeweide. Fanden sie sie irgend ungesund oder verdorben, so war dieses für sie ein hinreichender Grund, nicht allein den vorhabenden Anbau aufzugeben, sondern auch dasjenige, was schon angefangen war, liegen zu lassen.

In Rücksicht der Winde sahen sie hauptsächlich auf die warmen und kalten, indem sie, wie aus den Schriften des Hippocrates [d]) und Cel-

d) De aëre, aquis et locis.

Celſus [e]) hervorgehet, den letztern vor den erſtern den Vorzug gaben. Um aber dieſe Winde noch genauer, nach der Eintheilung des Compaſſes, zu beſtimmen, ſo machten ſie zuerſt zwey Hauptunterſcheidungen. Die erſten, die warmen nemlich, waren die Winde, die zwiſchen dem Auf- und Niedergang der Sonne im Winter herkommen: da hergegen die andern diejenigen ſind, die zwiſchen dem Auf- und Untergang der Sonne im Winter liegen. Die heiſsen Winde, nach den Alten, kommen aus der Gegend zwiſchen dem Winter Sonnen Auf- und Untergang her; ſie liegen, wie man heut zu Tage ſpricht, zwiſchen dem Süd-Oſt gen Oſt Punkte, und dem Süd-Weſt gen Weſt Punkte des Compaſſes, und ſie wurden von den Griechen durch die Namen Euros, Euronotos, Notos, Libonotos, Lips; von den Römern aber durch Vulturnus, Phoenicius, Auſter, Auſtro-africus und Africus unterſchieden. Die jetzige Eintheilung des Compaſſes giebt ihnen die Namen, Süd-Oſt gen Oſt, Süd-Oſt, Süd gen Süd, Süd-Süd-Oſt, Süd gen Oſt, Süden, Süd gen Weſt, Süd-Süd-Weſt, Süd-Weſt gen Süd, Süd-Weſt, und Süd-Weſt gen Weſt. Von dieſen Winden hielt man den Vulturnus für trocken und warm; die übrigen aber für warm und feucht.

Die kalten Winde, oder die Winde zwiſchen dem Auf- und Untergang der Sonne im Sommer erſtrecken ſich von Nord-Oſt bis zu Nord-Weſt; oder ſie begreifen die Punkte des Compaſſes von Nord-Oſt gen Nord, und Nord-Weſt gen Weſt in ſich. Die Griechen belegten ſie mit den Na-

e) Libr. II. Cap. I.

men Argestes, Thaskias, Aparktias, Boreas. Die Römer nannten sie Caurus oder Corus, Circius, Ventus septentrionalis, Aquilo, Euro-aquilo. Bey uns heissen sie Nord-West gen West, Nord-West, Nord-West gen Nord, Nord-Nord-West, Nord gen West, Norden, Nord gen Ost, Nord-Nord-Ost, und Nord-Ost gen Nord. —

Ferner hatten f) die Alten noch andere Eintheilungen, oder vielmehr Benennungen der Winde, wie z. B. die Etesiae, welches Ostwinde waren, die in den Hundstagen wehten; die Ornithiae im Februar, welches Nordwinde waren, die von dem Ziehen der Störche und anderer Vögel, so sie begleiteten, den Namen haben; der Favonius im März, der von Südwest blies.

Man siehet leicht ein, dass die Alten die den Winden beywohnenden Eigenschaften nur in so weit richtig bestimmt haben, als sie solche in ihrem Vaterlande und in einigen angrenzenden Gegenden haben können kennen lernen. In weit davon entlegenen Gegenden haben aber die Winde nicht immer die Beschaffenheit, die das Alterthum von ihnen behauptete; vielmehr haben sie oft ganz entgegengesetzte. So ist z. B. der Südwind in den Südländern kälter, als bey uns der Nordwind. Bey Beurtheilung der Winde kömmt es also auf die Weltgegend, auf die Zonen und auf die angrenzenden Oerter an, ob hier Wasser oder Land, Berge, Wälder, Moräste, Sand oder dergleichen zu finden sey. Oft kömmt, wie wir unten

f) Winthringhams Abhandlung von den endemischen Krankheiten u. s. w. S. 21.

unten von dem arabischen Winde Samiel hören werden, derselbe Wind, an verschiedenen Orten, von verschiedenen Weltgegenden her. So wenig man sich also überhaupt auf die Eigenschaften, die die Alten den Winden beygelegt haben, verlassen und auf alle Weltgegenden anpassen kann; so unvollständig sind sie auch noch von ihnen beschrieben. — Ich nenne hier nur die Passat-Winde; die Brisen; die Tag- oder Nacht-Winde u. d. g. m. worauf es, wie wir in der Folge hören werden, oft sehr ankömmt; von denen man aber bey den Alten nichts findet.

Vor jetzt kehre ich aber zu der Beschreibung von Portugal und Spanien wieder zurück. —

Es sind dies gewiss sehr gesunde Länder. Denn den Galego-Wind abgerechnet, der auch nur in den nördlichen Provinzen so stark empfunden wird; so muss man dem Nonius [g]) recht geben, wenn er von dem spanischen Clima behauptet, dass man hier das ganze Jahr durch Leben und Gesundheit athme, und dass daher Homer, wie Strabo behauptet, sein Elysium in Spanien versetzet habe, weil dies Land weder von der Sonne verbrannt wird, noch von Kälte erstarret; wo die Stürme nicht regieren und wo keine schädliche Dünste aus den Morästen aufsteigen; sondern wo die Luft allezeit hell und klar ist. Von allen Städten Spaniens rühmt aber Nonius Granada am meisten.

Indess scheint es doch, dass sich so wohl das portugiesische als spanische Clima einigermassen, wenig-

g) De Hispania vid. Frid. Hoffmanni Disput. de peregrinationibus instituendis sanitatis causa.

wenigſtens in den ſüdlichen Provinzen geändert habe, ſeitdem Liſſabon durch das fürchterliche Erdbeben zerſtört worden. Vor 1756 [b]) hat niemand in und um Sevilien jemals Schnee geſehen. In dieſem Jahre aber wurde die ganze Gegend damit bedeckt. Bey dieſem Phänomen lieſsen viele Klöſter, ganz beſtürzt, durch Glocken zum Gebet läuten; ſie lieſsen feyerliche Umgänge anſtellen, um den Zorn des Himmels zu beſänftigen, denn ſie bildeten ſich ein, daſs die herabfallenden Schneeflocken Vorboten des jüngſten Gerichtstages wären. —

Weder Reinlichkeit, noch gute Einrichtung in Städten und Häuſern iſt in dieſen Ländern zu finden. In Anſehung des erſten Punkts ſind die Spanier den alten Iberiern und Luſitanern, die auch ſehr ſchmutzig waren und ihren Körper und Zähne mit Urin wuſchen, ſo ganz unähnlich nicht. Beſonders groſs iſt die Unſauberkeit in den Wirthshäuſern. — Eben ſo iſt es mit den Straſsen beſchaffen, die voller Koth ſind. — In Liſſabon [i]) bleibt aller Unrath auf den Straſsen liegen, und man bekümmert ſich um deſſen Wegräumung ſo wenig, daſs davon die Luft mehreremalen eine peſtilenzialiſche Beſchaffenheit angenommen haben ſoll, welches auch damals den Hof genöthiget hat, von hier weg und nach Almeiren, Santaren oder Salvatara zu ziehen. — Bis zum Jahr 1771. war es in dieſem Stücke in Madrid nichts beſſer. Daher ſagen einige, die dieſen Ort geſehen

b) Schreiben eines Edelmanns an P. Callieſon. 1764.

i) Arth. Coſtigan Skizzen des geſellſch. Lebens in Portugal. Leipz. 1789.

hen haben: Madrid hat keine andere Abtrittsfegerinn als die Sonne. — Die Madridder lehnen aber diesen Vorwurf dadurch von sich ab, dass sie behaupten: durch diese Unreinigkeiten werde die Trockenheit der Luft gemässiget. —

Die Bauart findet ferner an vielen Orten wenig Beyfall. — Die Strassen sind eng, krumm und die Häuser stehen mit ihren hohen Aerkern weit heraus: dies war der Fall mit Lissabon vor dem Erdbeben, und so ist es noch an vielen Orten. — Man siehet leicht ein, dass dies sehr nachtheilig seyn müsse, weil die Luft keinen freyen Durchzug hat. — Jedoch sind dergleichen Fehler in diesem Lande von weniger schlimmen Folgen als anderwärts, wo wegen Feuchtigkeit der Luft mehr Ventilation erfordert wird. — Die Spanier halten Madrid mit allem seinem Unrath für den gesundesten Ort in der Welt; deshalb durfte auch vor diesem die Königinn nirgends anders als hier, ihr Wochenbette halten. — Und würklich muss man so wohl von dem portugiesischen als spanischen Clima behaupten, dass es eins der gesundesten in der Welt sey: — man hat hier wenig ungesunde Oerter oder Gegenden. Die schlimmsten sind la Mancha, wo das Erdreich sumpfigt ist, und wo die Flüsse sich langsam bewegen. Hier leiden die Menschen viel an dreytägigen Fiebern, und Dillon behauptet, dass hier mehr China gebraucht werde, als in ganz Holland. — Eben so ist es in Valencia beschaffen, wo der Reissbau vielen Schaden und manche Krankheit hervorbringt [k]); daher hat auch der Herzog von Crillon den Reissbau in der Provinz ver-

k) v. Bourgoing a. a. O. S. 113.

verboten, und ihn auf einige nahe am Meer gelegene Oerter eingeschränkt, wodurch den epidemischen Seuchen Einhalt geschehen. — Zu Aranjuez, wo sich einen Theil des Sommers über, der Hof aufzuhalten pflegt, wird die Luft gegen die Hundstage, da die Sonnenstrahlen in diesem Thale brennend heifs werden, und sich aus dem schlammigten Bette des Tajo-Flusses schädliche Dünste erheben, fast giftig, und es verwandelt sich dieses Tempe in einen gefährlichen Aufenthalt, welches auch alsdenn den Hof, diesen Ort zu verlassen, nöthiget. —

Nach Burlet *l*) (m. s. Sauvages Nosolog. meth. T. I. p. 333.) herrscht in Castilien sehr oft ein mit Ohnmachten und andern Zufällen gepaartes Wechselfieber, das er Tritaeophya syncopalis nennt.

Eben so ist es auch in vielen Gegenden von Portugal beschaffen, wo die häufigen Regengüsse Ueberschwemmungen und kalte Fieber hervorbringen. — Bewundern muss man es daher, dass das feuchte Bilbao so gesund ist. Denn so volkreich auch die Stadt ist, so hat man hier doch wenig Kranke, und Dillon erfuhr, dass während seines hiesigen Aufenthalts, der ganzer vier Monate dauerte, nur neune gestorben wären, unter denen viere waren, die bereits 80 Jahre erreicht hatten, so wie es denn nichts seltenes ist, dergleichen alte Personen hier zu sehen. Von hitzigen und kalten Fiebern weiss man hier fast nichts. — Offenbar reinigen hier, sagt Dillon, die vielen Regen-

l) Burlet de variis Hispanorum morbis Dissert. 1714.

Regengüsse die Luft, indem sie die schädlichen Theile niederschlagen. — Aber die feine, trockne und sehr reine Luft Spaniens wehrt nicht allein dem Ausbruche vieler Krankheiten, sondern dieselbe zeigt sich auch in vielen Krankheiten sehr heilsam, z. B. in den Coliken und Beingeschwüren, die hier bald gehoben werden, und wovon wir unten, wenn wir von Dännemark reden, Beyspiele anführen wollen. — Hergegen ist sie Personen, die eine schwache Brust haben, vorzüglich denen, die an einer auszehrenden Krankheit danieder liegen m), höchst schädlich, und die machen es hier nicht lange. — Wäre aber das Uebel von einem versäumten Catarrh entstanden, und wäre dabey der Patient von einer phlegmatischen Constitution; so dürfte ihm allerdings das spanische Clima nützlich seyn.

Wir müssen aber bey Untersuchung der Ursachen der Krankheiten nicht blos bey der Beschaffenheit des Clima's und der Luft stehen bleiben, sondern wir müssen uns auch, nach dem Rath des Hippocrates, nach den Nahrungsmitteln, die die Einwohner zu gebrauchen pflegen, und nach andern Sachen, die einen Einfluss auf ihre gesunde und ungesunde Beschaffenheit haben, umsehen. —

Die Nahrungsmittel richten sich aber sehr nach der Beschaffenheit des Bodens, der sie hervorbringt. — Nun bringt aber ein kalkartiger trockner Boden, trockne und dem Ansehen nach magere Früchte hervor; da hergegen ein wässe-

rigter

m) Clarke a. a. O.

rigter, Früchte von ganz anderer Art giebt. — Nirgends ſieht man dies deutlicher, als in den verſchiedenen Provinzen Spaniens. — In den mittäglichen Provinzen *n*) haben die Früchte wenig Anſehen, und das Rindvieh ſcheint faſt mager zu ſeyn: aber dennoch iſt in einer Maſſe der hieſigen Nahrungsmittel faſt doppelt ſo viel nahrhafter Stoff enthalten, als man ſonſt in andern Ländern antrift. — Daher verſichert auch die D'Aunoi, daſs man in Spanien von dem ſchlecht ſcheinenden Ochſenfleiſch weit weniger zur Sättigung nöthig habe, als in Frankreich. Alles iſt hier ſehr nahrhaft: — ein Ey giebt hier mehr Nahrung als eine Taube, an einem andern Ort. — Hieraus läſst ſich nun die bald gerühmte, bald verſpottete Mäſsigkeit der Spanier erklären. — Denn kein Volk kann mäſsiger ſeyn, als dieſe würklich ſind. Gemeiniglich trinken ſie nur des Morgens eine Taſſe Chocolade, und ihr Mittagsmahl iſt eine Olla potrida, welche aus Rind- Hammel- Kalb- ja gar Schweinefleiſch und einigen Gartengemüſen beſteht. — Von dieſen eſſen ſie aber nur wenig, und man hat Leute geſehen, die ihren hungerigen Magen mit einer einzigen Zwiebel und einem Viertel von einem Ey befriedigten. — Jener Guardian eines Kloſters wunderte ſich daher nicht wenig über die Gefräſsigkeit eines teutſchen Mönchs, der von einem ganzen Eye und einer ganzen gebratenen Zwiebel nicht geſättiget werden konnte, und er rief daher voll Erſtaunens und Unwillens dem Koche zu: er ſolle dem Teutſchen nur noch ein Ey bringen, weil er ſich doch todt freſſen

n) Bourgoing a. a. O.

ſen wolle. Und würklich, ſagt Bourgoing, haben ſich Ausländer mit den ſo nahrhaften Speiſen in Spanien, an die ihr Magen nicht gewöhnt iſt, wohl in Acht zu nehmen. Denn wenn ſie ihrer unbändigen Eſsluſt keine Schranken ſetzen, ſo verfallen ſie in eine innländiſche Krankheit, in eine Art von Colik, Entripado genannt, die ſehr ſchmerzhaft iſt, und wovon nur ſpaniſche Aerzte Kenntniſs haben ſollen. — Da, wo aber der Boden wäſſerigt und ſumpfigt iſt, wie z. B. in Valencia, da haben die Nahrungsmittel auch weniger Beſtandtheile, und in dieſen Gegenden kann man auch nicht mit ſo wenig Speiſen auskommen. —

Die Spanier haben auch ferner den Ruhm der Nüchternheit: nichts iſt ſeltener, als einen betrunkenen Spanier zu ſehen: Wein wird ſehr wenig getrunken und Rum iſt ganz verboten: ein jeder trinkt hier Waſſer, und in Madrid allein, ſagt Talbot Dillon, trinkt man ſo viel Waſſer, als wohl ſonſt in einem ganzen Lande. — Anſtatt der Butter gebraucht man in Spanien Olivenöl: — auch findet der Knoblauch hier viele Liebhaber. —

Gewöhnlich beſchuldiget man die Portugieſen und Spanier der Faulheit und der Trägheit, und es kann auch nicht geläugnet werden, daſs die herrlichſten Provinzen verabſäumt und unbenutzt bleiben: ja die Gefühlloſigkeit vieler Menſchen gehet ſo weit, daſs ſie oft ihr eignes Getreide, wie Clarke geſehen, unbenutzt liegen laſſen. Aber man muſs dies doch nicht auf alle Provinzen ausdehnen. Die Catalonier; die Bewohner der Gebürge von Biscaja; die an den Küſten von Valencia; die Gallizier, Aſturier und die Bauren

in la Mancha ſind, nach Bourgoings Zeugniſs, fleiſsige Ackerleute. Hergegen iſt der Müſsiggang und Hang zum Betteln in der Provinz Alentejo über alle Vorſtellung groſs. Dieſe Bettler ziehen Schaarenweiſs von 80 bis 100 an der Zahl, im Lande herum, und beſtürmen die ruhigen Landleute; finden ſich ungenöthiget bey allen Kindtaufen und Hochzeiten ein, und laſſen ſich mit nichts abweiſen o). Eben ſo liegt ganz Neu- und Alt-Caſtilien in Trägheit; Aecker, Straſsen und Kanäle werden hier verſäumt; daher giebts hier viele nackte Gegenden und ſchmutzige, auch entvölkerte Städte, als Valladolid und Segovia. —

Das verſchiedene ſpaniſche Clima ſcheint auch auf den Nationalcharakter ihrer Einwohner einen ſehr verſchiedenen Einfluſs zu haben. — Die Biscajer, ſagt Bourgoing, ſind munter und fröhlich; aber auch, ſagt Adolphi p), wegen der feuchten Luft, nicht von ſo feinem Verſtande, als die übrigen Spanier. — Die Caſtilier haben ein ſehr finſteres, trauriges Anſehen, und ſind ſehr ſtill. — In Andaluſien geſchehen die meiſten Ausſchweifungen zur Sommerzeit q); beſonders bey einem gewiſſen Oſtwind verfallen ſie in eine Art von Wahnſinn: man hört alsdenn viel von Dolchſtich und Meuchelmord. Die Bergbewohner von Aſturien ſind die Schweitzer in Spanien; ſie ſind von je her tapfer geweſen, und haben ſich am längſten den mohriſchen Eroberungen widerſetzt: auch

o) Sprengels und Forſters neue Beyträge u. ſ. w. 7 Theil.

p) De aëre, aquis et locis, Lipſ.

q) R. Bourgoing a. a. O. 2 Theil. S. 14.

auch die Catalonier ſind tapfer, thätig, erfinderiſch, von Jugend auf zu den härteſten Arbeiten abgehärtet — [r]). Die austrocknende Hitze des Clima's und die dem Anſcheine nach magern Speiſen, bringen in den feſten Theilen der Körper dieſer Leute eine gewiſſe Derbheit und Trockenheit hervor. — Daher findet man ſelten einen fetten Spanier; ſie ſind vielmehr mager, aber ſtark. — Die biscajiſchen Weiber, ſagt Dillon, haben eine Stärke im Halſe wie ein Stier, und ſie ſind vermögend, Laſten auf ihrem Kopfe zu tragen, wozu zwey Menſchen erfordert werden, um ſie ihnen aufzulegen. Eben ſo ſind die Mauleſeltreiber und die Fuhrleute harte, ſtarke Leute, die Hunger und Durſt lange ertragen können.

In denen Provinzen, wo die Menſchen ſehr dem Müſsiggange ergeben ſind, ſind ſie, wie leicht zu erachten, mehrern Krankheiten blos geſtellt. Hier [s]) findet man eine groſse Neigung zur Hypochondrie, Melancholie, Hämorrhoidalfluſs und dem gar zu ſtarken Abgange der Reinigung. Auch der Schlagfluſs und die Blindheit kommen hier oft vor: viele findet man mit geſchwollenen Halsdrüſen, und, um dieſe zu verbergen, hat man die ſpaniſchen Kragen eingeführt — [t]). Keine Krankheit kann aber irgendwo gemeiner ſeyn, als hier die Venusſeuche, die ſelbſt bis in die Klöſter gedrungen iſt. — Dieſe Krankheit macht aber auch

 hier

r) Wilh. Falconer Remarks etc.

s) Fr. Hoffmann. Diſſ. de morbis certis regionibus et populis peculiar.

t) Pauw Recherch. phil. ſur les Amer.

hier gar keine Schande: man ſpricht davon in Gegenwart des Königs u) , als wie von einem Fieber. — Auch der Trismus v) iſt in Spanien nicht unbekannt, ſo wenig wie der Ausſatz, den man in den wärmern Gegenden von Apujava bis Mallaga antrifft, und wofür man auſser der Stadt Granada ein Lazareth errichtet hat x) .

Die nützlichen Mortalitäts-Tabellen ſind hier in Spanien und Portugal bis vor wenig Jahren, da man über Liſſabon ſo etwas geliefert hat, ſehr verſaumt worden. Dieſem zufolge ſind in dieſer Stadt im Jahr 1788, 7041 Kinder gebohren worden, und es ſtarben 5154. Im Jahr 1789 wurden 6561 gebohren, und es ſtarben 5386. y)

Giebt man auf den Zuſtand der Medicin in dieſem Lande Acht, ſo ſtand es damit, bis noch vor wenig Jahren, ſehr ſchlecht, da man erſt angefangen hat, zu Salamanca und an andern Orten z) die Schriften eines Boerhaave, Hallers, van Swieten, Murrays u. a. m. aus dem Lateiniſchen, Engliſchen und Franzöſiſchen zu überſetzen, und da in Madrid ein Tribunal del proto medicato errichtet worden. Wenigſtens iſt die Beſchreibung, welche Pater Feijos a) davon giebt, ſehr abſchreckend: er ſagt, Frieſel und Aerzte ſind die tödtlichſten Krankheiten von Spanien;

u) Thiery a. a. O. S. 94.
v) Erlanger Zeit. v. J. 1773. S. 118.
x) Büſchings Magazin für die neue Hiſtorie und Geographie 2. B.
y) Sprengels und Forſters n. Beyträge a. a. O.
z) Man ſehe des Herrn Prof. Tychſens Zuſätze zu des Bourgoings Schrift.
a) Clarke a. a. O.

nien; denn die Aerzte und die Genueser haben das Land mehr entvölkert, als je Mohren und Juden haben thun können. Thicknefs sagt auch: so sehr die Spanier die Aerzte in Ehren halten, so können doch die gewöhnlichen spanischen Aerzte gar nicht auf irgend eine Achtung Ansprüche machen. In Fieberkrankheiten z. B. ermuntern sie die Kranken zum Essen, weil sie dieses in einem Lande, wo die Luft so fein ist, ganz nothwendig halten, um dem Körper etwas zu geben, woran die Krankheit Nahrung findet. Mich dünkt aber, dies könne man bey ihrer oben gerühmten grofsen Mäfsigkeit eher entschuldigen, als das, was ihnen Cleghorn [b]) zur Last legt; er tadelt nemlich an ihnen, dafs sie den Patienten, die am Tertianfieber krank sind, alles Getränke bis dahin entziehen, da das Fieber die gröfste Höhe erreicht hat, und selbst alsdenn geben sie es ihnen nur in sehr geringer Menge, aber so kalt und lauter, als es aus dem Behälter kömmt. — Eben diese Herren haben, nach Thicknefs Bericht, von der Gonorrhee eine besondere Meynung: sie halten nemlich solche für eine Reinigung der Nieren, und folglich für zuträglich. — Auch überhäufen sie das Krankheitsregister nicht mit Namen; was nicht Tertianfieber ist, heifst bey ihnen Calentura.

Nach dem Sauvages [c]) giebt es eigentlich eine doppelte Art Calentura, wovon die erste Phrenitis Calentura, die zweyte aber Paraphrosyne Calentura heifst. Bey beyden ist Wahnsinn mit

B 3 Fie-

b) Beobachtungen über die Krankheiten von Minorka. Gotha 1776.

c) Nosologia methodica T. I. p. 462. et T. II. p. 247.

Fieber verbunden; doch fteigt der Wahnfinn in dem erftern zu einer höhern Stufe. Beyde Krankheiten find, fagt er, denen vorzüglich eigen, die zu Schiffe nach den heiffen Ländern reifen.

Doch ich komme wieder auf die Spanier zurück. Ihre vornehmften Bewahrungsmittel gegen Krankheiten find der Knoblauch und das Aderlaffen. — Das letztere gefchieht auf eine fehr verfchwenderifche Weife, denn man läfst gemeiniglich auf beyden Armen zugleich, um dadurch das Blut, wie fie fagen, gleichförmig zu vertheilen. Die Weiber laffen fich oft in einem Monate wohl zwey bis dreymal Blut abzapfen, und da man unter diefen die meiften Blinden antrifft: fo follte man vermuthen, dafs die häufigen Aderläffe hieran fchuld wären. Die Wundärzte halten aber in Spanien das Aderlaffen für fchimpflich; man läfst dies durch eigne Leute verrichten, die man Sangarros nennt. Einige fpanifche Aerzte halten das frifch getrunkene Blut eines auf dem Kampfplatz erlegten wütenden Stiers für ein herrliches Mittel in verfchiedenen Krankheiten, befonders in Obftruktionen; daher finden fich in dem Augenblick, da das Thier ftirbt, Leute mit Gläfern ein, die diefe Panacee mit der gröfsten Begierde verfchlucken. — Wie mag es alfo zugegangen feyn, dafs fich Themiftocles, wie Valerius Maximus berichtet, mit einem Becher warmen Stierbluts umgebracht habe?

In Altcaftilien ziehet man, bey einer entftandenen Krankheit, nur einen Wundarzt zu Rathe, deffen ganze Cur darin befteht, dafs er eine Diät vorfchreibt, viel lauwarmes Waffer zu trinken empfiehlt, und dann das Bette mit Rosmarin durch-

durchräuchern läſst; mehr aber als von allem dieſen erwarten die Patienten von einer erbettelten Meſſe.

An Hoſpitälern fehlt es in Madrid nicht; es *d*) giebt hier deren fünf, und auſserdem noch ein allgemeines, worin jedermann ohne Unterſchied aufgenommen wird; in dieſem herrſcht Reinlichkeit, und die 1500 Bettſtellen, die man darin zählt, ſind alle eiſern. — Hier in Madrid ſterben auch die meiſten Menſchen in Hoſpitälern *e*), und man hat ausgerechnet, daſs jedesmal von fünfen, hier in den Hoſpitälern drey ihr Leben endigen. — Es ſind aber die Hoſpitäler von verſchiedener Güte. Das beſte iſt das, welches St. Juan di Dios heiſst; hier ſtirbt nur der 52te: allein in dem Hoſpital für Männer ſtirbt von $7\frac{1}{2}$ einer, und in dem für Frauen ſogar von $5\frac{1}{2}$ eine.

Leider! liegen dieſe herrlichen Länder, wie der Abbé Raynal ſagt, mitten unter den geſitteten Nationen, noch tief in Barbarey begraben. — Hier nur ein paar Beyſpiele davon. — Büſching verſichert, daſs bis zum Jahr 1746 ein Profeſſor der Anatomie auf irgend einer portugieſiſchen Akademie nicht mehr, als zweymal des Jahrs, ein Schaaf zergliedert habe. — Alle Gartengemüſe beſtanden in Portugal bis vor wenig Jahren nur aus einer ſchlechten Art Kohl, aus Zwiebeln und Knoblauch. — Als Charas, Arzt Karl des Zweyten, durch Verſuche bewies, daſs es ein Mährlein ſey, wenn man behaupte, daſs den Vipern durch ein

d) Barettis Reiſen.

e) Auswahl kleiner Reiſen 9. Theil. S. 177.

ein Wunderwerk auf zwölf Meilen um Toledo das Gift genommen worden, indem ſie hier eben ſo giftig ſind, als anderwärts: ſo wurde er beym Officio angeklagt; ihm wurde der Proceſs gemacht, und er muſste ins Gefängniſs gehen.

Das Clima von Gibraltar betreffend, ſo hat dieſer Fels mit ſeiner umliegenden Gegend zwar viel reitzendes, er iſt aber auch in den Monaten Julius, Auguſt und September ſehr heiſs, woran ſich ein Teutſcher nicht leicht gewöhnen kann; im Winter ſelbſt kann man den Ofen wohl entbehren. — Das beſchwerlichſte iſt die auf die Tageshitze folgende Kälte der Nacht, welches häufige Verkältungen verurſachet. — Im Sommer kühlen nicht allein die Weſtpaſſatwinde den Fels ab, ſondern machen ihn auch geſund, ohnerachtet in dieſer ganzen Zeit kein Regen zu fallen pflegt. Vom Jenner bis Ende März giebt's hier mit dem Oſtwinde vielen dicken und ungeſunden Nebel. Die meiſten Krankheiten werden im April, May, Auguſt und September bemerkt. Sie ſind Gallenfieber, Verſtopfungen, Colik, Pleureſie und Podagra. Mundfäule und Zahngebrechen ſind eine allgemeine Plage, wogegen ſich der Citronenſaft und Waſſermelonen kräftig zeigen. Man will angemerkt haben, daſs China hier im Lande nicht ſo kräftig ſey, als anderwärts, welches mir aber nicht genug bewieſen zu ſeyn ſcheint. An gutem Trinkwaſſer hat Gibraltar keinen Mangel *f*).

Zu Cadix ſoll es aber hieran zuweilen fehlen; und da hier die Hitze gemeiniglich ſehr groſs iſt, ſo bringt auch dies ſeine Unbequemlichkeiten. Reau-

f) Hannöv. Magazin vom Jahre 1777. 31. St.

Reaumür [g]) hat uns Coſſignys Bemerkungen der Hitze, die er zu Cadix angeſtellt hat, hinterlaſſen, und aus dieſen gehet hervor, daſs die Hitze im Jenner hier oft bis zu 16 und 17° des Reaum. Therm. ſteige.

Noch verdienen folgende Merkwürdigkeiten hier einen Platz. Die Blattern ſind im Jahr 714 aus Egypten zuerſt nach Spanien gekommen [h]). Bey der Stadt Cordova findet man einen 4 — 500 Fuſs hohen Salzfels, aus welchem die Einwohner Stücke in Geſtalt eines Ziegelſteins herausſchneiden, und erwärmt auf diejenige Seite legen, wo der Seitenſtich ſeinen Sitz hat. — Die Stadt Almaden ruhet zwar auf Zinnoberminen; man bemerkt aber davon keinen Nachtheil: auch leiden die Miſſethäter, welche den Zinnober auf Schubkarren ſchieben müſſen, eigentlich davon nichts, ob ſie ſich gleichwohl ſo ſtellen, und deshalb nur drey Stunden zu arbeiten haben. Dillon. — Ehemals machte man von der canadiſchen Aquilegia-Wurzel in Spanien ein groſses Aufheben; man kauete ſie, um ſich gegen den Nierenſtein zu ſchützen. Camerarius. — Ambra auf ein hartes Ey geſtreut, iſt den Portugieſen und Spaniern das beſte Aphrodiſiacum. Mellin.

An Arzeneywaaren liefern Portugal und Spanien verſchiedene Ariſtolochien; die Atropa mandragora; die Scilla mar.; den Maſtix; den Lakritzenſaft; das Johannisbrod; die ſogenannte ſpaniſche Fliege; und aus Almaden kömmt vieles Queckſilber [i]).

g) Memoires de l'Academie de Paris 1737.
h) Hallers Beyträge u. ſ. w. 5. B.
i) v. d. Sande und Hahnemanns Kennzeichen der Güte der Arzeneymittel. Dresden 1787.

Spanien liefert endlich auch herrliche Weine. Die vorzüglichſten ſind k): der canariſche Wein, wovon derjenige, der von der Inſel Palma kömmt, der beſte iſt; der Malvaſier Wein; der Mallaga Wein; der Wein, Petri Simonis genannt, der bey der Stadt Gualdalcazar wächſt, und wovon die Reben vor 200 Jahren durch einen Teutſchen, mit Namen Peter Simon, nach Spanien gebracht worden ſind; der Xeres Wein, der in Andaluſien wächſt, und von Geſchmack etwas herbe iſt; der Alicanten Wein in Valencia; dieſer iſt roth und dick, dem Gaumen angenehm, aber dem Magen nicht ſehr zuträglich.

Von Minorka.

Unter den Baleariſchen Inſeln iſt dieſe, durch Cleghorns l) herrliche Beſchreibung, die in jedermanns Händen iſt, am bekannteſten geworden. Hier wechſeln Berge mit Thälern ab. Letztere haben einen ſumpfigten Boden, deſſen häufige dicke und ſalzige Nebel, welche ſich ſo gar in Thautropfen, die von ſalzigem Geſchmack ſind, an den Pflanzenblättern abſetzen, die Gegend überziehen. Sie ſind daher in dem Maſse ungeſund, als die höher gelegenen ſteinigten, ſalzigten und nur mit einer dünnen Schicht Erde überzogenen Berggegenden, an Reinheit der Luft, ſelbſt England übertreffen. Die Sommer in Minorka ſind beſonders helle, aber dabey ſehr heiſs, zumal wenn

k) Frid. Hoffmanni Diſput. de vini Rhenani præſtantia.

l) M. ſ. d. a. S.

wenn der Südoſtwind bläſst, da denn wohl das Thermometer über 100 Gr. Fahrenh. ſteigt, indem es zur übrigen Zeit im Schatten nur etwa 80 Gr. zu halten pflegt. Gemeiniglich wird aber die Hitze durch einen kühlen Oſtwind, der die Sonne begleitet, und der des Nachmittags um 2 Uhr am ſtärkſten wehet, abgekühlt. Da ferner die Nächte nur 4 Grade kühler als die Tage ſind, ſo werden dadurch Verkältungen verhütet. Die Frühjahre ſind veränderlich, und die Herbſte werden mit ſtarken Regengüſſen, Orkanen und fürchterlichen Gewittern begleitet. Aber dieſe Platzregen ſind ſehr wohlthätig, indem ſie die von der Hitze mit faulen Theilen angefüllte Luft, durch einen Niederſchlag, reinigen. Auch die Winter ſind hier oft ſtürmiſch. Der Weſtwind iſt trocken; deſto feuchter der Südwind. An gutem Brod, welches die Einwohner in Menge genieſsen; an Gartengemüſen, Fiſchen und andern guten Fleiſchſpeiſen iſt kein Mangel; indeſs machen die letztern Artikel nur einen geringen Theil ihrer Nahrung aus. Sie lieben ſehr das Oel, den Knoblauch und die hitzigen Gewürze; ſie eſſen gewöhnlich mäſsig. An gutem Waſſer leiden ſie groſſen Mangel, und daher ſind ſie nicht ſelten genöthiget, Sumpfwaſſer zu trinken, womit ſie oft zugleich Blutigel, wie Cleghorn geſehen, verſchlucken. Den hitzigen Getränken ſind ſie weniger ergeben als die Engländer, und doch ſind ſie zum Zorn und Streit ſehr aufgelegt. Dieſe atrabiliariſche Conſtitution ſcheint von der Sonnenhitze herzurühren, woraus mehrere Uebel ihren Urſprung nehmen. Das erſte und allgemeinſte iſt die Hartleibigkeit; denn es giebt in Minorka geſunde Leute, welche, ob ſie gleich mehrere Mahlzeiten

zeiten auf den Tag thun, dennoch nur zweymal in der Woche zu Stuhle gehen. Verſtopfungen der Drüſen im Eingeweide, Blähungen, ſchlechte Verdauung, Hämorrhoiden u. d. g. ſind Folgen des ſchlechten Waſſers; und hierdurch wird jener Hippocratiſche Satz m), den ich unten anführe, genau durch die Erfahrung beſtätiget. Fuſsgeſchwüre, als Folgen einer geſchwollenen Milz, nach Baglivs Bemerkung, ſind hier eben ſo häufig, als zu Rom; daher ſagt auch das Sprüchwort: Minorka iſt gut für den Kopf, aber ſchlecht für die Schenkel. Endlich ſo leiden die Einwohner viel an Tertianfiebern, Brüchen, Entzündungen der Augen, an der Mundklemme, und ſelbſt an dem Priapismus. Die Mundklemme befällt in der Stadt Barchimona die Kinder faſt eben ſo häufig, als die Blattern. Sobald aber die erſten neun Tage verfloſſen ſind, hat alle Gefahr ein Ende. Was die kritiſchen Tage anbetrifft; ſo ſollen ſelbige hier ſehr regelmäſsig ſeyn. — Lind giebt der Minorkaniſchen Luft ein ſchlechtes Zeugniſs, wenigſtens hält er Portmahon für ſehr ungeſund. — Die epidemiſchen Fieber, welche hier in den Jahren 1745 bis 1749 herrſchten, waren ſehr bösartige Tertianfieber, doppelte Tertianfieber, die ſogenannten Semitertianæ, auch die Lypiria, Febris aſſodes, ſyncopalis u. ſ. w., in welchen die Rinde, ſelbſt bey höchſt unreiner Zunge und bey einem groſsen Vorrath von Unreinigkeiten in den erſten Wegen, gleich im Anfang der Krankheit gebraucht wer-

m) Hippocrates de aëre, aquis et locis. — Si flumina deſint, aquasque lacuſtres et ſtagnantes et olentes bibant, neceſſe eſt ab illis aquis et ventrem laedi et ſplenem. —

werden mufste. — Es herrfchten auch damals Hitzblattern, Cholera, Ruhr und das Seitenftechen. — Das epidemifche Seitenftechen war bald mit einem alle drey Tage nachlaffenden Fieber verbunden; bald fehlten ihm fogar oft, wenigftens in den erften Tagen, die Kennzeichen eines Fiebers, und dennoch fand fowohl in diefem, als in andern Fällen, wo das Fieber fichtbar war, ein reichliches, faft bis zur Ohnmacht vorgenommenes Aderlaffen ftatt. — Cleghorn rühmt bey diefer Gelegenheit die im Ofen gebackenen und länglicht durchgefchnittenen Opuntienblätter, als ein erweichendes und fchmerzftillendes Mittel, fehr, wenn folche auf die fchmerzhaften Stellen gelegt werden. — Den Cichorienfallat foll man hier in den Tertianfiebern häufig gebrauchen. — Kömmt in Minorka ein Kind mit blauen Augen zur Welt, fo befchuldiget der Mann feine Frau der Untreue [n]).

Von Sardinien.

In diefem Lande, welches, wie Biörnftähl [o]) fagt, der wahre Contraft von England ift, giebt's folche undurchdringliche Moräfte und Waldungen, dafs ein Reifender nicht wohl anders als mit einem Meffer in der Hand fich einen Weg zu machen im Stande ift. Da nun die Infel-Luft fchon an und für fich feucht ift, fo mufs fie es in Sardinien, diefer Urfache halber und der vielen ftehenden Waffer wegen, vorzüglich feyn, und fie bekömmt

n) Erlanger gel. Zeitungen v. J. 1772. St. 63.
o) Man fehe gleich unten.

kömmt durch die aufsteigenden unreinen Dünste oben drein eine solche böse Beschaffenheit, dass davon die Auswürkung so wohl im Physischen als Moralischen gleich sichtbar wird. Man sollte glauben, Plato habe jenen Ausspruch: omnes insulanos esse malos, von hier her entliehen. Unreinlichkeit und Trägheit sind nur die geringsten Fehler ihrer unwissenden Einwohner: aber ihre Lüderlichkeit ist beyspiellos. Von der Venusseuche z. B. wird ganz offen in allen Häusern gesprochen, und da hört man oft die gnädige Frau sagen: mein Mann ist nach Marseille, um sich an den Franzosen curiren zu lassen, so bald er wieder kömmt, werde ich dahin reisen p). Was die ungesunde Beschaffenheit dieser Insel aber anbetrifft; so war Sardinien schon vor Alters deshalb berüchtiget, und die Römer schickten ihre Missethäter zur Strafe hierhin. Cicero, der von der schädlichen sardinischen Luft nur zu sehr überzeuget war, schrieb an seinen sich daselbst aufhaltenden Bruder: er freue sich seiner Gesundheit, nur solle er des ungesunden Landes, worinn er sich aufhalte, eingedenk seyn. An einem andern Ort spricht er von einem aus Sardinien gebürtigen Tigellus, und sagt von ihm: die Grundsätze dieses Mannes sind pestilenzialischer, als die Luft seines Vaterlandes. Viel besser ist es dort, nach Linds q) Bericht, auch noch jetzt nicht; wenigstens herrscht hier alle Jahre vom Junius bis zum September ein böses Fieber, welches die Einwohner Intemperies nennen,

p) Biörnstähls Reize door Europa en het Oosten. Uetrecht 1788. aus dem Teutschen übersetzt.

q) Jac. Linds Versuch über die Krankheiten, denen Europäer in heissen Climaten unterworfen sind. Riga und Leipzig 1773. S. 31.

nennen, und wogegen man folgendes Hausmittel anwendet. Man glüet einige Stücke Glas im Feuer, löſchet ſolche in Wein ab, welcher dadurch eine ſolche Eigenſchaft bekommen ſoll, daſs er, im Anfang der Krankheit genommen, Brechen erregt, in der Folge aber den Schweiſs treibt. Dieſes Fieber ſtellet ſich erſt als ein ſchleichendes Fieber ein, welches mit groſser Beklemmung über die Bruſt und um die Herzgrube, einem beſtändigen Würgen, und bisweilen mit einem gallichten Brechen, worauf öfters ein Faſeln folgt, begleitet iſt. Das Fieber verwandelt ſich in doppelt dreytägige, und hartnäckigte viertägige. Es rafft dieſe Krankheit jährlich eine groſse Anzahl Einwohner weg. Die zweyte hier gewöhnliche Krankheit iſt das Sardoniſche Lachen, welches von dem Genuſſe des Ranunculi ſcelerati, der hier häufig in den Sümpfen wachſt, entſtehen ſoll [r]. Nachahmungswürdig iſt bey den Sardiniern die Gewohnheit, jungen unverheuratheten Leuten kein Bette zu erlauben, ſondern ſie müſſen auf harten Brettern oder Strohmatten ſchlafen [s]. Der oben angeführten Seuche wegen iſt Sardinien nicht bevölkert. Denn ob es wohl 140 engliſche Meilen lang und an die 75 breit iſt, ſo zählt man doch nicht viel über 250000 Seelen.

r) Cartheuſer de morbis endemiis. Francof. ad Viadr. 1771. p. 60.

s) Neue Quartalſchrift, aus den neueſten Reiſebeſchreibungen gezogen. 1787. 1 Stück.

Von Corsika.

Diese Insel hat viele hohe Berge, zwischen welchen flache Thäler, niedrige Gegenden und Moräste, mit schädlichen Pflanzen angefüllt, befindlich sind. Die meisten Corsen wohnen auf hohen Bergen, wo sie eine gesunde Luft einathmen, und daher ganz daran gewöhnt sind. Desto mehr sind sie, wie Abbe Gaudin [t]) berichtet, gegen die Thäler und Ebenen eingenommen. Nun ist auch nicht zu läugnen, dass diese Gegenden gegenwärtig sehr ungesund sind, weil sie eines Theils zu viele stehende Wasser haben; dann aber auch deshalb, weil ihnen die hohen Berge zu nahe sind, von welchen die Sonnenhitze verstärkt zurückprallt. Die Dünste können aus der ersten Ursache nicht gehörig emporsteigen, und bleiben in der Tiefe still stehen, wo sie wie stockendes Wasser verderben, und dadurch der Gesundheit sehr nachtheilig werden. Hierzu kömmt noch, dass sie sich gleich nach Sonnen Untergang verdicken, und des Nachts, selbst mitten im heissen Sommer, eine durchdringende Kälte verursachen. Daher schreibt der Corse alle Krankheiten dem Reisen in solchen niedrigen Gegenden zu; und dieses ist eben nicht sehr zu bewundern. Denn da er an eine reine Bergluft gewöhnt ist, so ist er weit weniger als jeder andere geschickt, in einer solchen dicken Luft zu arbeiten, und sich den brennenden Sonnenstrahlen blos zu stellen. Es entstehen aus der Veränderung solcher entgegengesetzten Climaten allerhand Krankheiten. Gaudin giebt den

t) Neueste Reisen durch Corsika, Leipzig 1788.

den Rath: man ſollte, nach vorhergegangener Abwäſſerung, in denen Gegenden, die die wenigſten Moräſte haben, Colonien anlegen, damit ſich die Menſchen nach und nach an die Luft gewöhnen möchten: man habe, ſagt er, nicht an dem guten Ausgange zu zweifeln, weil dieſe Oerter ehemals bewohnt geweſen.

Von dem in Corſika üblich ſeyn ſollenden Todtentanz, nach Ableben eines Mannes, kann man Unzer [u]) nachleſen.

Das vor einigen Jahren gegen die Würmer in Gebrauch gekommene Helminthochorton iſt hier zuerſt verſucht worden, und häufig zu haben. Uebrigens enthält dieſe Inſel, wenn man auf den Flächeninhalt ſiehet, weit mehr Menſchen als das gröſsere Sardinien, woraus Lind [v]) für ihre geſunde Beſchaffenheit eine günſtige Folge zieht.

u) Der Arzt 5. B. S. 29.

v) A. a. O. S. 34.

Von Sicilien und Malta.

Plinius nennt diese Insel Roms Speisekammer, welches sie auch ehemals, ihres äusserst fruchtbaren Bodens wegen, der hundertfältige Früchte bringen soll, würklich war und noch seyn könnte, wenn nicht die jetzt lebende Nation, die Ursache mag davon seyn, welche sie wolle, in Muthlosigkeit und Unthätigkeit versunken wäre. Da liegt z. B. die herrliche Gegend von Girgenti, in dessen Nachbarschaft man noch einige Ueberbleibsel von einem Tempel des Aesculaps findet [x]), anjetzt fast ganz öde. Vergeblich würde aber auch der Landmann, bey jetziger Regierungsverfassung, seinen Fleiss anstrengen, und sich auf eine reiche Erndte, die wohl nicht leicht fehl schlägt, freuen, da ihm sein Ueberfluss von keinem Nutzen ist. Hat er Korn mehr als er braucht, so kann und darf ers nicht verkaufen; er füttert also damit seine Schweine. Gewiss Sicilien ist nicht mehr jene herrliche Provinz, die es ehemals war, und man möchte fast sagen, dass es wörtlich eingetroffen sey, was ihm Roms erster Redner prophezeiet hat: dass es nemlich, ohne Ackerbau, in ein Nichts verfallen würde. Indess erhält doch, trotz alles Widerstrebens der jetzigen Nation, die Natur ihre Rechte geltend, und locket durch mannigfaltige Reitze fremde Reisende, die über die Schönheit des Landes in ein lautes Staunen gerathen; und die mit allen Rednerfarben die herrliche Natur nicht ausdrücken können,

x) Neue Sammlung von Reisen, 6ter Theil. Hamburg 1784.

nen, hierher. Ich nenne nur einen Brydone und einen Riedesel.

Nirgends kann die Natur mannigfaltiger und würksamer seyn, als in Sicilien. Hier sieht man Kornfelder; dort Olivenwälder; hier Weinberge; dort Weiden oder Felder mit indianischen Feigen, Citronen, Pomeranzen und andern edlen Früchten besetzt; so ist z. B. die ganze Gegend zwischen Girgenti und Syrakus beschaffen y). — Andere Oerter sind öder, bergigter, und offenbar volkanischen Ursprungs. — Bald tritt man hier auf fruchtbare Erde, dort auf Lava, wieder anderwärts auf Trümmern der alten römischen Pracht.

Die Natur, welche in den nördlichen Gegenden Europens den langen Winter über in ihrer Arbeit eine Pause macht, scheint hier fast gar nicht zu ruhen. Schon im Jenner treibt der Weinstock; die Gärten prangen von Blumen, und nicht selten schüttelt man jetzt schon Mandeln. — In Sicilien gerathen jene edlen Früchte, als Pomeranzen und Citronen, vortrefflich; und Messina allein schickt jährlich von den ersten 2000, und von den letztern 6000 Kisten voll weg. — Auch dem sicilianischen Berghonig, der so klar wie Bernstein ist, und den die alten Römer von dem Berge Hyble, der mitten in Sicilien liegt, holten, muss jeder andere weichen. — Da hingegen ist die sicilianische Manna nicht so gut, als die calabrische.

Die gröſste Merkwürdigkeit dieser Insel ist der Berg Aetna, der auf das Clima von Sicilien von je

 her

y) Swinburnes Reise durch beyde Sicilien. Man sehe den 7ten Band der neuen Sammlung der besten Reisebeschr. Berlin 1791.

her durch zerſtörende Erdbeben, durch Verbreitung ſchädlicher Dünſte, und durch giftige Ströhme, die aus ihm entſpringen, und welche durch ſchädliche, faſt peſtilenzialiſche Ausdünſtungen die Luft vergiften, einen groſsen Einfluſs gehabt hat, und ihn noch jetzt hat. Viele herrliche Waſſerquellen ſind dadurch, weil ſich Salzwaſſer mit dem ſüſsen vermiſcht hat, unbrauchbar geworden. Hieraus haben ſich mehreremale ſehr bösartige Fieber erzeugt, und man verſichert, ſelbſt die Peſt ſey hier mehr als einmal geweſen. Eine davon hat ſich zu den Zeiten des Empedocles zugetragen, und ſoll von ihm auf folgende Weiſe gehoben worden ſeyn; er bemerkte nemlich, daſs die Krankheit durch einen Südwind, der durch eine Oeffnung von gewiſſen Bergen kam, unterhalten würde, worauf er dieſe Oeffnung verſtopfen lieſs, und damit hörte dieſe Plage auf [z]). Andere, wie z. B. Adolphi, ſagen: die Krankheit ſey aus den böſen Ausdünſtungen eines ſich langſam bewegenden Fluſſes entſtanden, und Empedocles habe einen ſchnell flieſsenden Fluſs in ihn hinein geleitet, worauf ebenfalls die Seuche ihr Ende genommen. Vielleicht hat der kluge Mann beydes veranſtalten laſſen, weil beydes nöthig war; und gewiſs würde er im Jahre 1743, wenn er noch im Leben geweſen wäre, das bey Meſſina angelandete, und mit Peſt-Stoff behaftete Schiff, mit ſeiner geladenen Wolle, ſogleich, wie auch die Aerzte von Meſſina riethen, haben verbrennen laſſen, wodurch 43000 Menſchen, die jetzt ein Opfer der Seuche wur-

z) Guy's litterariſche Reiſen durch Griechenland. Leipzig 1772.

wurden, am Leben wären erhalten worden a). Oft bläſst aus Afrika ein verſengender Wind, den man den Sirocko nennt, und der ſo ſengend, trocken und heiſs iſt, daſs die Menſchen mit ausgeſtreckter Zunge Luft ſchöpfen müſſen. Man ſchätzt ſeine Hitze auf 112 Gr. Fahrenh b). Schwangere befinden ſich um dieſe Zeit vorzüglich in Gefahr, und ſie pflegen ſich daher, nach Brydone, nach niedrigern Gegenden zu begeben. — Zur Winterzeit c) bläſst zuweilen ein ſcharfer Oſtwind, der eine Empfindung von Kälte macht; da er aber nur wenig Tage anzuhalten pflegt, ſo iſt auch die Dauer des Winters ſehr kurz. — Daher kömmt in einem Lande, wie dieſes iſt, alles früh zur Reife. Man erndtet ſchon, wie Riedeſel ſagt, im May, und die Weiber ſind ſchon im 30ſten Jahre Groſsmütter, und die Monatszeit höret ſchon im 37ſten bey ihnen auf. — An gutem Trinkwaſſer leidet mancher Ort Mangel; hin und wieder, beſonders in der Nähe des Vulkans, iſt es ganz ſchwefelicht und ſtinkend. Von dieſem Mangel des guten Waſſers, von den ſchlechten Nahrungsmitteln, deren ſich die Einwohner bedienen, und beſonders von der Unreinlichkeit muſs man die Krätze, welche an vielen Orten, beſonders zu Terranova, ſehr gemein iſt, herleiten. — Eben ſo ſchädlich bezeigen ſich an andern Orten die ſtehenden Waſſer und die Moräſte. Syrakus cc) iſt daher im Sommer, eines nahen Sumpfs wegen, ungeſund, welches

a) Hallers Tagebuch der mediciniſchen Litteratur 1. B. S. 141.
b) Zöllner und Lange wöchentliche Unterhalt. über die Erde und ihre Bewohner. Berl. 1786.
c) Swinburn a. a. O. cc) Swinburn a. a. O.

ches auch von Lentini gilt, dem der Landſee Liveri und die benachbarte mit Moräſten und Teichen bedekte Gegend ſchädliche Dünſte zuſchickt. Da, wo nun dergleichen ſchädliche Ausdünſtungen nicht ſind, iſt die Luft rein und heiter.

Was die Nahrungsmittel der Sicilianer anbetrift; ſo ſind ſie eben nicht die geſündeſten. Sie lieben ſehr den nach Theer ſchmeckenden Caviar, die Thunfiſche und das eingeſalzene Schweinefleiſch. Das Land, ohne welches ehemals Rom nicht beſtehen konnte, weil es ihm Brod und andere Lebensmittel lieferte, ernährt jetzt nur kümmerlich ſein eignes Volk. Denn da lebt jetzt der meiſte Haufe von den eben genannten Seeprodukten, die ſie einſalzen, und wovon ſie das übrig gebliebene in kleine Gruben werfen, wo es verfault und die Luft anſteckt [d]. Bey dieſer ſchlechten Koſt ſehen die Menſchen ungeſund aus, haben eine bleiche Geſichtsfarbe, und werden häufig von Fiebern befallen, wogegen ſie nichts gebrauchen, und aufs höchſte etwa ein Dampfbad auf den lipariſchen Inſeln beſuchen. — Einige begeben ſich auch nach den ohnweit der Stadt Sciacca gelegenen Mineralquellen, deren fünfe an der Zahl ſind, und wovon diejenige am meiſten beſucht wird, deren Waſſer nicht allein heiſs, ſondern auch mit vielem Schwefel geſättiget iſt. — Die meiſten Kranken, ſo ſich hier einfinden, leiden an Ausſchlägen, Scorbut, Lähmung, beſonders aber an Augenzufällen, die hier von der brennenden Hitze

d) Kleine Reiſen, Lektüre für Reiſe-Dilettanten, 3. B. Berlin 1786.

tze und von ſcharfen Winden oft verurſachet werden. — Kein Volk kann, dem Körper und der Seele nach, reitzbarer als dieſes ſeyn e), und ihre Nerven werden durch jeden neuen Gegenſtand ſtark bewegt, ſo wie ſie auch von einer Leidenſchaft immer zur andern fortgeriſſen werden. Ueberfällt ſie einmal Furcht und Schrecken, ſo ſind ſie wegen lebhafter Einbildungskraft, wegen Vorurtheil und Aberglauben, in dem ſie verſunken ſind, ganz auſser ſich. — So bilden ſie ſich z. B. ein, daſs ein Menſch, der nur durch den Anblick eines tollen Hundes erſchrecket worden, alle die Zufälle leiden könne, als wenn er würklich wäre gebiſſen worden. Gemeiniglich fühlen ſie auch ſchon auf der Stelle alle bange Schmerzen, ſo damit gepaart zu ſeyn pflegen, und da hilft ihnen nichts beſſers, als eine gute Doſis Dillena, welches eine Art ſpaniſcher Fliegen iſt.

Um übrigens von ihren Curarten eine Probe zu geben, will ich nur, um viele andere abgeſchmackte Dinge zu verſchweigen, allein ihr Verfahren bey Brüchen erzählen. — Man errichtet zuweilen zu Ehren des heiligen **Sebaſtian**, Schutzpatrons von Meſſina, eine hohe Bühne in dieſer Stadt: nun trägt man die Kinder, die mit Brüchen befallen ſind, auf den Schultern ſchaarenweiſe und in Proceſſion durch die Straſsen von Meſſina, und bringt ſie endlich in dieſer Stellung auf die Bühne ſelbſt, wo man ſie dem heiligen Wunderthäter, nicht ohne groſsen Schrecken und Angſt, die die Kinder auszuſtehen haben, vorſtellt. Wenn nun dadurch, welches eine gewöhnliche Fol-

e) **Swinburn** a. a. O.

ge des Schreckens ist, der Hodensack zusammengezogen wird, und die Geschwulst kleiner geworden ist; so glaubt das einfältige Volk, der Heilige sey daran schuld. — Sonst bedienen sich doch die Sicilianer einiger guten Vorkehrungen, um bey der äusserst trocknen und heissen Luft die Gesundheit zu erhalten. Zu Palermo begiesset man daher zu dieser Zeit täglich die Strassen mit Wasser, und überall in Sicilien macht man von dem Eise, womit man das lauwarme Wasser, so nicht zu trinken seyn würde, anfrischet, einen sehr nützlichen und der Gesundheit sehr wohlthätigen Gebrauch, weil dadurch die gar zu starke Ausdünstung gehoben und der Körper gestärkt wird. Weil aber das Wasser dadurch einen hohen Grad der Kälte erhält; so empfiehlt Cleghorn, der dem Eiswasser übrigens sehr das Wort redet, den Ungewohnten grosse Vorsicht an, weil er davon nicht selten grossen Nachtheil hat entstehen sehen.

Seltsam ist das Verfahren, welches man zu Syrakus bey Kindbetterinnen, wenn sich bey ihnen die Reinigung der Geburt gestopft hat, anwendet. Alsdenn füllet man einen Sack, der 2 Fuss lang und 8 Zoll im Durchschnitt hat, mit Schnee an, legt solchen der auf Stroh liegenden kranken Frau auf die Gegend der Lenden, und dieser bleibt so lange liegen, bis sich das Geblüt wieder zeigt. Darauf wird sie wieder in ihr Bette gebracht, aber der Blutfluss wird noch immer mit Aufgiessen von Wasser, welches durch Schnee oder Eis noch kälter gemacht worden ist, befördert. Man weiss kein Beyspiel, dass eine Wöchnerinn, welche auf diese Weise behandelt worden, gestorben sey, wenn auch Blutspeyen u. d. g. vorher-

hergegangen *f*). Man kann wohl nicht in Abrede ſeyn, daſs die künſtliche Kälte, in dieſem heiſsen Lande, nicht manches wieder gut machen müſſe, worin die Hitze ſonſt einen ſchädlichen Einfluſs hat. Es könnten wohl ſonſt viele Sicilianer nicht die ſtarken Laſtträger ſeyn, welches einige vorzugsweiſe von ihnen rühmen, und ſo gar behaupten, daſs ein teutſcher Rücken dagegen nichts vermöge *g*). Alles ſucht ſich hier nemlich durch Kälte abzuhärten, und man ſchläft ſo gar auf ſteinernen Bänken: — ich kann aber nicht verſichern, daſs es auch ohne Schaden geſchehe. — Der berühmte Pater de la Torre will bemerkt haben, daſs eine ungeſunde mit ſchwefelichten Dünſten angefüllte Luft, Einfluſs auf den moraliſchen Charakter der Menſchen habe, und daſs man da gemeiniglich böſe Menſchen finde, wo dieſe iſt: — dies fand Brydone zu Nikoloſi beſtätiget. — Aber eben hier fand Houel *h*) auch den Körper der Jungfern und Weiber auf eine beſondere Art verſtümmelt. Sie hatten ſich nemlich der einen Bruſt beraubt, und ſtanden feſt in der Meynung, daſs die Milch einer Bruſt beſſer als zweyer ſey. Houel ſagt: dieſe Weiber geben keinen Gründen, die man gegen ihre Verſtümmelung vorbringt, Gehör, und noch weniger können ſie durch die nachtheiligen Folgen, die ſie oft davon empfinden, gewitzt werden. — Tarantelſpinnen findet man in Sicilien oft, aber keinen Tarantismum. — Cartheuſer. — Zu Palermo gehen

 faſt

f) Fritze mediciniſche Annalen. Leipz. 1781. p. 337.

g) Briefe eines reiſenden Franzoſen, 2 Theil.

h) Kleine Reiſen, Lektüre u. ſ. w. 5ter B. 1788.

faſt alle junge Herren mit Brillen auf den Straſ-ſen. — Die Weiber gebähren hier ſehr leicht. — Der Arzt iſt in Sicilien, in jeder Stadt, allezeit derjenige, nach welchem man ſich, ſeiner Kenntniſſe wegen, zuerſt erkundiget. — Man fürchtet ſich in Sicilien ſo ſehr für Mangel an Schnee, als für Kornmangel. — Huel. — An Arzeneywaaren liefert Sicilien die Meerzwiebel, den Fenchel, das Opoponax, den Tragacanth und die ſpaniſchen Fliegen, die man auf verſchiedenen Bäumen des Aetnaberges findet. —

Auch die Inſel Malta, welche von allen bewohnten Ländern auf jeder Quadratmeile die meiſten Einwohner ernährt, und darin ſelbſt Italien und Holland übertrift [i]), ſoll der vorigen an Schönheit nichts nachgeben, und an Geſundheit noch übertreffen. Man behauptet, daſs, ſeitdem der heilige Paulus die Schlange ins Feuer geworfen, keine Spur von irgend einem giftigen Thiere hier mehr gefunden werde. Da hier aber die Sonnenhitze oft groſs iſt, ſo hat man oft den Sonnenſtich, und ſo gar den Tetanus, wie Turnbull [k]) meldet, zu leiden. Noch ein anderes ſchlimmes Uebel ſind Augenentzündungen, die von dem häufigen feinen Staube und Sande herrühren, die der Wind herumtreibt. In der Stadt Valetta macht der Staub dieſe Uebel ſehr gemein. Auch in Malta macht man vom Eiſe täglichen Gebrauch, und die Ruhr ſoll man ſo gar mit kaltem Waſſer

i) M. ſ. Gothaiſchen Hof-Calender vom J. 1790.

k) Osnabrückſche wöchentliche Anzeigen v. J. 1771.

Waſſer curiren l). — Zu Malta m) giebts ein Peſthaus, in welchem die aus der Türkey kommende und mit guten Päſſen verſehene Mannſchaft 18 Tage lang Quarantaine halten muſs; da hergegen die Verdächtigen nicht unter 80 Tagen los kommen. —

Von Italien.

Ein Land von ſo ausgedehnter Breite und Gröſse, wie Italien, welches faſt ganz, einer Inſel gleich, von zwey Meeren umgeben, durch unüberſteigliche Alpen von benachbarten Ländern getrennet, durch die hohen Appenninen ſelbſt zerſchnitten; welches mit Ebenen, Niedrigungen, Moräſten und giftigen Grotten verſehen, und in dem ein merkwürdiger Feuerſpeyender Berg vorhanden iſt; ein Land, welches häufige ſo wohl politiſche als phyſiſche Revolutionen erlebt hat; welches nach verſchiedenen Grundſätzen regieret, und von ganz verſchiedenen Winden beſtrichen wird; ein Land endlich, in dem Armuth und Reichthum oft nahe beyſammen wohnen, muſs nothwendig mehr als einerley Beſchaffenheit und Clima haben, und die Einflüſſe dieſer benannten Verſchiedenheiten auf den thieriſchen Körper, können nicht immer von einerley Art ſeyn. Die mehr

l) Der Arzt, eine mediciniſche Wochenſchrift. Leipz. 1769, 3ter B. S. 519.

m) I. Howards Nachrichten von den vorzüglichen Kranken- und Peſthäuſern in Europa. Leipzig 1791.

mehr nördlich gelegenen Länder, als z. B. die Lombardey ſind, dieſer ihrer nördlichen Breite wegen, und weil ſie die Nachbarſchaft hoher Gebürge haben, weit gemäſsigter, als die Gegenden um Neapel. Die an der See grenzenden Oerter, fühlen die Hitze weniger, als die Land einwerts liegen. Die Betriebſamkeit der Einwohner iſt nicht überall gleich groſs, und man ſiehet, wenigſtens im Kirchenſtaate, ausgeſtreckte Länder, wo kein Pflug den Acker bricht, da hergegen Indüſtrie in andern herrſcht. — An Flüſſen, Brunnen, ſo wohl heiſsen als kalten, und Quellwaſſer iſt hier zwar kein Mangel; aber nicht jedes Waſſer iſt der Geſundheit gleich zuträglich. Der Po-Fluſs z. B. bewegt ſich nur langſam, und daher ſoll, nach dem Lancisius, ſein Waſſer ungeſund ſeyn: die Menſchen, welche davon trinken, ſollen bleich ausſehen. Auch das Tiber-Waſſer, ob es gleich Septalius [n]) rühmt, wird doch erſt alsdenn trinkbar, wenn es ſeinen Sandſtoff abgeſetzt hat. Die vielen Sümpfe, Grotten und künſtlichen Bewäſſerungen zum Reiſsbau; die daraus und andern Urſachen entſtehenden giftigen Ausdünſtungen und Moräſte und das Niederfällen vieler Waldungen, haben Italiens Clima ebenfalls merklich nach und nach verändert, ſo daſs man dieſes Land nicht ſo ganz mehr, nach Strabo's Sinn, geſund nennen kann. Roms Gegend z. B., und zum Theil Rom ſelbſt, haben, in dieſem Betracht, viel gelitten. Das heutige Rom, welches auf den Ruinen des alten ſteht, liegt, nach Addiſon, um 15 Fuſs höher, als das ehemalige, woraus man leicht abnehmen kann, daſs die politiſche

Revo-

n) Commentarius in librum Hippocratis de aëre, aquis et locis.

Revolution auch hier eine phyſiſche müſſe zur Folge gehabt haben. —

Eben ſo ſteht es mit Salerno. Dieſe Stadt war noch zur Zeit der Salernitaniſchen Schule ein geſunder Ort, da es hergegen jetzt daſelbſt vom Ende des Iunius bis zum October hinein, wenn die aus den Moräſten aufſteigenden Dünſte, welche man Cattiva Aria nennt, regieren, ſo gefährlich iſt, daſs man es kaum wagen darf, nur eine Nacht hier zuzubringen. Mit Calabrien ſiehet es ſeit dem zerſtörenden Erdbeben nichts beſſer aus. Ja man will verſichern, daſs Italien überhaupt, ſeitdem man die nach Norden gelegenen und zur Vormauer dienenden, und ehemals mit Holz bewachſenen hohen Berge, ihres Holzes beraubt hat, kälter geworden ſey [o]). Dieſem ohnerachtet ernährt doch Italien auf ſeinen 5625 Quadratmeilen eine erſtaunliche Menge Menſchen, welche man auf 14 Millionen anſchlägt. Urſachen dieſer Fruchtbarkeit ſind in deſſen ſanftem und fruchtbarem Clima zu ſuchen. Auch tragen die groſse Mäſsigkeit, welche die Italiener in Speiſen und Getränken beobachten; die Enthaltung von hitzigem Getränke; der häufige Genuſs der Pflanzenartigen Körper, und der ſeltene der Fleiſchſpeiſen; der ſparſame Gebrauch der warmen Getränke; das gute Waſſer; der herrliche Wein, und endlich die vielen milden Stiftungen an Hoſpitälern, Findelhäuſern und ſicheren Zufluchtsörtern für Perſonen, welche auſser der Ehe geſchwächet worden ſind [p]), vieles hierzu bey. Nichts

ſehlt

o) Teutſcher Merkur v. J. 1775. 2tes Quartal p. 232.

p) Am a. g. O.

fehlt diesem herrlichen Lande mehr, als daſs sich hier der richterliche Arm nicht so, wie in Teutschland, geltend machen, und den vielen Mordthaten, die jeden Tag vorfallen, steuren kann. Selbst das königliche Ansehen vermag darin nichts. Zu Salerno, sagt Herr Bartels [q]), geschehen jährlich wenigstens 500 Entleibungen. Dies aber kömmt dem nicht bey, was der berühmte und sehr verdiente Franke [r]) berichtet, welcher uns versichert, daſs ehemals zu Brescia jährlich 1200, durch den Dolchstich, wären ermordet worden. Auch Archenholz [s]) thut dieser Verwüstung Erwähnung, und er versichert, daſs man zu Neapel und andern Orten im Spital einen eignen Dolchstichsaal habe, wohin diejenigen, welche nicht auf der Stelle getödtet worden, hingebracht und gepflegt werden. — Diese Handlungen geschehen fast öffentlich unter den Augen der Polizey. Aber weit schrecklicher noch ist die Giftmischerey dieser Nation, welche, wie Zimmermann [t]) sagt, nur deshalb die Teutschen für Dummköpfe schilt, weil wir keine andere Gifte, als nur solche, die sich durch äuſsere Kennzeichen zu erkennen geben, zu bereiten wissen. Das kräftigste, flüchtigste und superlative Gift der Italiener hat einem alten Weibe, Toffana genannt, welches Keiſsler [u]) in Neapolis sahe, seine Erfindung und seinen Namen zu danken. Dieses Ungeheuer, ein kleines altes Weib,

q) Briefe über Calabrien und Sicilien 1787.

r) Medizinische Polizey, 4. B. 1788. p. 471.

s) Litteratur und Völkerk.

t) Vom Nationalstolze, Zürich 1768. p. 72.

u) Keiſslers Reisen, Hannover 1780.

Weib, fand dennoch, ob es gleich über 100 Männer mit seinem Gifte aus der Welt geschafft hatte, eine geistliche Freystadt, von woher es kein weltlicher Arm holen und zur Strafe ziehen konnte. Seit dieser Zeit nimmt in Italien ein Glas mit Aqua Toffana auf der Toilette der Damen eine Stelle ein, und niemand als nur die Eigenthümerinn derselben kennt dies Gift, welches so hell und klar wie Wasser aussiehet, und wovon fünf bis sechs Tropfen schon eine tödtliche Entkräftung bewürken können. Anfangs sind die Würkungen von so geringer Erheblichkeit, daſs selbst der Arzt keinen Verdacht auf Vergiftung wirft. Nach und nach nehmen aber Mattigkeit, Ueberdruſs und Eckel über Hand; die edlen Theile verlieren ihre Schnellkraft; alles erschlaffet; die Lungen schmachten. Nun fehlt nichts mehr, als ein Zufall, welcher dem Leben ein Ende macht. Auf diese Weise führet man einen Menschen, nach Gutbefinden, Monate oder Jahre lang zum Ziele x). Auf diese Weise soll auch 1767. eine französische Prinzessinn hingerichtet worden seyn, und man zweifelt nicht daran, daſs nicht selbst Pabst Ganganelli dadurch seinen Tod gefunden habe. Wenigstens waren bey ihm, nach dem Tode, die gewöhnlichen Kennzeichen der Vergiftung, welche in einer Ablösung der Glieder bestehen, vorhanden. Der zu Rathe gezogene Arzt hat fast nichts als Schwitzen empfohlen, und man hat den Pabst, selbst zur heiſsesten Jahreszeit, im Pelz gehüllet, gesehen y). — So sehr auch die Polizey die

x) Gagliani im 12ten Bande der Chronologen, p. 132.

y) Archenholz England und Italien. Leipz. 1785.

die Verfertigung dieses Gifts verboten hat, so fehlts dennoch nie an Laboranten und Käufern. —

Was den Charakter und das Temperament der Italiener anbetrift, so lehrt die Erfahrung, daſs sie die gemächliche Lebensart allen übrigen vorziehen. Daher giebts allein im Königreiche Neapolis, nach Büschings [z]) Angabe, 91192 Personen geistlichen Standes: — daher schämt sich, nach Brydone, ein italienischer Edelmann keiner Sache mehr, als des Gebrauchs seiner Füsse. — Der Lüderlichkeit sind sie auch sehr ergeben, und es giebt, nach Süſsmilchs Angabe, allein in Rom 600 öffentliche Huren uud 8552 Geistliche, welche vielleicht nicht viel besser sind. —

Die Italiener sind jähzornig; haben einen hagern Körper, keinen athletischen; ihre Farbe ist braungelb; sie haben groſse Verstandeskräfte, und noch gröſsere Anlage zur Tonkunst. Es scheint, daſs die Hitze des Clima's, und der Genuſs der Gewürze, der hitzigen Weine und des schwarzen Fleisches sie zum Zorn disponire [a]). Daher fallen die meisten Mordthaten zu der Zeit vor, wenn die Hitze am gröſsten ist. Auch hat, zu andern Zeiten, der bekannte Sirocko-Wind, welcher aus Afrika herüber wehet, und welcher besonders zu Neapolis oft empfunden wird, der auch Aehnlichkeiten mit dem bekannten Samiel hat, auf den Gemüthscharakter der Italiener, seiner alle Schnellkraft raubenden und Muthlosigkeit einflöſsenden Eigenschaft

z) Wöchentliche Nachrichten vom J. 1783.
a) M. s. Waikard und Flögel.

ſchaft wegen, einen groſsen Einfluſs. — Ein Liebhaber, ſagt Brydone, fliehet alsdenn ſeine Geliebte. Aus obigem gehet auch hervor, warum die Italiener an ſchwarzgalligten Uebeln; an Milzverſtopfungen und Hämorrhoiden, die aber auch von den harten Satteln, deren ſie ſich bedienen, und welche anſteckend [b]) ſeyn ſollen, herrühren, oft und viel leiden [c]). Das Caſtriren iſt vielleicht mehr eine Folge der Gewinnſucht, als der Grauſamkeit.

Wenn man dem Plinius glauben darf, ſo haben die alten Römer viele Jahrhunderte, ohne Aerzte zugebracht; beſonders war Porcius Cato gegen die griechiſche Arzeneykunde ſehr eingenommen: es iſt aber eine aus der Geſchichte der Medicin nur zu bekannte Sache, daſs ſich die Umſtände ſeit Asclepiades Zeiten ſehr geändert haben. Anfangs war man nur für ſanfte Mittel: — man ſchickte z. B. die Patienten nach Egypten, und insbeſondere ſchickte Galenus ſeine Schwindſüchtigen nach Alexandrien, wo er ſtudirt hatte. Man hielt ferner viel vom Waſchen, Baden, Salben und Reiben. Ihre Bäder waren zwar meiſt warm: indeſs führte doch auch Charmis die kalten Bäder ein, und Plinius [d]) berichtet uns von ihm, daſs er alte Greiſe im Teiche habe zur Winterszeit baden laſſen, welche für Kälte faſt erſtarret wären. Da aber den warmen Bädern die Römer meiſt den Vorzug gaben, ſo fand man dazu vor-

b) Richteri Opuſcula, Tom. II. p. 392.

c) Fr. Hoffmann l. c.

d) Plinius H. N. L. xxix. C. v.

vorzüglich in den Bajischen Bädern Gelegenheit, und jenes: nullus in orbe locus Baiis praelucet amoenis, mag von ihrer vortreflichen und anmuthigen Lage einen Beweis abgeben: aber sie waren auch sehr heilsam, und noch lange nachher benahmen sie der Salernitanischen Schule allen Verdienst. — Diese Aerzte fanden daher, im 13ten Jahrhundert, für gut, aus gewinnsüchtigen Absichten, die Bäder zu zerstören [e]). Sie hatten aber doch keinen Vortheil von ihrer Bosheit. Denn da sie sich bey Nacht und Nebel wieder, nach verübter That, zu Wasser von dannen machten; so überfiel sie ein Sturm, worin sie alle umkamen. Es sind nicht allein Reste von diesen Bädern vorhanden, sondern es ist auch noch ein grosser Theil von dem Bade da, was vom Nero seinen Namen führte, obgleich das mehrste von Schutt bedeckt ist. Das Neronische Bad bestand, wie noch jetzt zu sehen ist, aus fünf Wannen. Oberhalb dieser Bäder befanden sich die Badstuben des Nero selbst, die einen Theil der berühmten Schwitzbäder von Tritolo ausmachten, worin sich eine Menge für allerhand Kranke eingerichtete Zimmer befanden. Es gab hier so viele Statüen, als Krankheiten, die durch diese Bäder geheilt werden konnten, und eine jede derselben zeigte durch Sinnbilder das einer jeden Krankheit angemessene Bad an. Die hier noch zum Theil vorhandenen Schwitzbäder sind unterirdische Gänge, wovon einer über 300 Schritte lang ist. Der oben angeführte Verfasser der Rei-

sen

e) Biörnstähl l. c. vergl. Reisen durch die Schweitz und Italien in den Jahren 1769 — 1778. im 6ten u. 7ten Theil der neuen Hamburger Sammlung von Reisen, S. 43.

ſen durch die Schweitz und Italien bemerkte an ſich, als er kaum 20 Schritte gethan hatte, daſs er von dem darin ſchwebenden Dunſt in einen ſtarken Schweiſs verſetzt wurde. Die daſelbſt befindlichen Waſſer, aus welchen der Dunſt empor ſteigt, waren ſo heiſs, daſs Eyer ſo gleich hart wurden. In der Mitte fand er eine Gallerie, worin ein Zimmer befindlich iſt, in dem ſechs Perſonen gerade ſtehen können. Hierhin begeben ſich noch jetzt mit Gicht befallene Patienten. Die ſtärkſten Perſonen können es aber nicht über eine Viertel Stunde darin aushalten. Es iſt ſehr zu bedauren, daſs die zerſtörende Hand der Zeit von dieſen herrlichen Denkmälern, beſonders von den Statüen, nicht mehr übrig gelaſſen, weil dieſe zur Berichtigung vieler Begriffe der Alten nicht wenig beytragen würden, ſo wie man in Rom auf dem Capitol noch eine Statüe vorzeigt, welche ein Kind wie eine Mumie eingewickelt, vorſtellt, woraus abzuſehen iſt, daſs die alten Römer ihre Kinder ebenfalls in Windeln eingeſchlagen und feſt gewickelt gehäbt [f]). Von der berühmten Schlangengrotte, von den aquis Apollinaribus u. a. kann man Labat [g]) nachſehen. Bäder von ganz anderer Art, als die jetzt benannten, gebrauchte die Poppäa des Nero, welche ſich 300 Eſelinnen hielt, um in deren Milch ſich zu baden [h]). Von den heutigen Bädern wird unten geredet werden. —

f) Smollets Reiſen durch Frankreich und Italien. Leipz. 1767.

g) Berliner Sammlung der Reiſen, 5. B. S. 32.

h) Keiſsler l. c.

Jetzt wollen wir die einzelnen Provinzen Italiens kürzlich beſchauen. Savoyen, Piemont und die ganze Lombardey ſind in ſo weit geſunde Länder, daſs man hier von der Cattiva Aria nichts weiſs: dennoch findet man hier wenig alte Menſchen, die Marrons ausgenommen. —

In Savoyen, deſſen bergigte Beſchaffenheit unten bey der Schweitz näher beſchrieben werden ſoll, ernährt ſich eine groſse Anzahl Menſchen kümmerlich davon, daſs ſie Reiſende über die hohen und ſteilen Gebürge Cenis von Laneburg bis Novaleſe in Senften tragen, welches eine höchſt beſchwerliche und gefahrliche Arbeit iſt, indem ſie, den Gemſen gleich, die Felſen hinauf klettern müſſen, ohne ausruhen zu können. Man ſollte hievon, und weil ſie nur, wie Sauſſüre ſagt, Haberbrod genieſsen, Engbrüſtigkeit, Blutſpeyen oder Schwindſucht vermuthen: aber davon wiſſen ſie nichts; vielmehr erreichen viele von dieſen Marrons ein Alter von 80 Jahren [i]), und ſind nach Büſching [k]) von fröhlichem Gemüthe. Krüppel und ungeſtaltete Menſchen findet man aber hier häufig. Durchgängig iſt das Land fruchtbar, und doch leben die meiſten Einwohner in groſser Dürftigkeit, und haben an vielen Orten kein anderes als Haber- oder Buchweitzen-Brod. Daher iſt ihre Geſichtsfarbe, wie Meiners [l]) meldet, Zigeunermäſsig; ihre Haut lederhaft; Geſichte und Hände entfleiſcht; ihr Blick ſo dumm, wie bey den Feuerländern. Zu bewundern iſt dies

i) Keiſsler a. a. O.

k) Erdbeſchreibung.

l) Meiners Briefe über die Schweitz, Berlin 1788.

dies nicht; denn man gebe nur auf den Druck, den viele Einwohner in diesem Lande von ihren Obern auszustehen haben, Acht. Da muss z. B. in einer gewissen Gegend jedermann, der ohne Erben stirbt, sein ganzes Vermögen dem Kloster Ripaille, nach seinem Tode überlassen. Dies Verfahren flösset eine solche Muthlosigkeit ein, dass an vielen Orten die herrlichen Reben, ohne alle Beyhülfe, wild auf der Erde herumliegen.

Keine Krankheit ist in dieser Gegend gemeiner, als der Kropf, welchen man vom Berge Cenis bis weit ins Land hinein, in grosser Anzahl und von ausserordentlicher Grösse, antrift: von Chamouny bis Geneve aber, nach Biörnstahl, selten. In Piemont, einem sonst gesunden Lande, giebts auch der Kröpfigten eine grosse Anzahl, besonders zu Aosta, wo das Uebel so gar an Hunden und Pferden bemerkt wird [m]. Dass dieses Uebel schon in den ältesten Zeiten, in diesen und angrenzenden Gegenden, vorhanden gewesen, lehrt uns Juvenal, wenn er sagt: quis tumidum guttur in Alpibus miratur? — Aus Mais wird hier Brod gebacken, wobey sich aber das Volk nicht zum besten befindet. Ehemals war der Reissbau hier verboten: jetzt scheint man sich daran nicht mehr zu kehren, daher entstehen hier im Herbste, nach eingefallenem heissen Wetter, oft aus den bösen Ausdünstungen der Reissfelder, allerhand Fieber [n]). Die Luft in Turin ist, der vielen Nebel und Dünste wegen, welche im Herbst und

m) Keissler a. a. O.

n) Abt Richards natürliche Geschichte der Luft. 2ter Theil. Frankf. u. Leipz. 1773.

Winter aus dem Po-Fluſs aufſteigen, trübe und dunkel, und zu dieſer Zeit auch ungeſund o). Im Sommer iſt es hier aber beſſer, jedoch iſts heiſs: — nach Nollet ſteigt hier das Thermometer des Reaumür auf 20 Grade p). In Turin wird auf der einen Seite für Geſundheit und Reinlichkeit groſse Sorge getragen, welche man aber wieder auf der andern gänzlich verſäumt. Man hat z. B. ſehr ſchöne Waſſerleitungen aus der Doire angelegt: man hat verboten, todte Seidenwürmer in den Stadtgraben zu werfen, ſondern man will, daſs ſie alle beym Pharus ins Meer geworfen werden ſollen: man zählt hier ferner fünf ſchöne Hoſpitäler, von denen das von St. Johannes das anſehnlichſte iſt, indem ein jeder Kranke ein mit Vorhängen verſehenes Bette, welche in Kreutzgängen weit genug von einander ſtehen, beſitzt. Dieſes Gebäude ſtreitet mit dem ſchönſten in ganz Italien, indem deſſen Fronte 180 Schritte beträgt; an Pracht könnte es die Façade eines fürſtlichen Schloſſes ausmachen; dazu hat es 10000 Piſtolen Einkünfte. — Mit allem dieſen ſtimmt aber die üble Gewohnheit ſehr ſchlecht, daſs man todte Katzen und Unflath in die Brunnen wirft, und daſs man, ſelbſt bey Epidemien, drey bis vier Leichen, einen ganzen Tag, zur Parade, unbedeckt in den Kirchen ſtehen laſst q).

Der übrige Theil der Lombardey iſt eben nicht die geſundeſte Gegend. So kann z. B. Mailand keinesweges auf groſse Geſundheit, ſeiner böſen

o) Keiſsler a. a. O.

p) Memoires de l'Academie royale. Paris 1739.

q) Keiſsler a. a. O.

böfen Ausdünftungen wegen, welche aus den häufigen Reifsfeldern entftehen, Anfprüche machen. Die Menfchen leiden hier viel an Kopffchmerzen, Schwindel und Flüffen. Wenige erreichen, unter den Landleuten, ein hohes Alter; viele fterben fchon im 40ften an der Wafferfucht [r]). In Mailand felbft giebts ein Pefthaus, worin 360 Kammern befindlich find, die aber ledig ftehen; unter demfelben fliefset ein fchneller Canal, welcher von grofsem Nutzen feyn kann. Tortona, Novara, find ebenfalls, des Reifsbaues wegen, den Zimmermannfchen [s]) Nachrichten zufolge, ungefunde Gegenden. Pavia ift beffer, aber die Hitze ift grofs, felbft des Nachts ftehet das Reaumürfche Thermometer auf 23 Gr., wenn es bey Tage auf 25 geftanden hat [t]). Auch Montferat gehört unter die gefunden Oerter. —

Was die Stadt Como [u]) anbetrift; fo liegt fie hart an den 50 italienifche Meilen im Umfang habenden Comerfee, mitten zwifchen einigen Bergen. — Der See tritt in den Sommermonaten aus feinen Ufern, und füllt die Gräben und Plänen an; auch der Cofia, der durch die Vorftadt läuft, fetzt Como zuweilen unter Waffer, und verunreiniget die Brunnen. Wenn diefe ausgetretenen Waffer faulen, fo erregen fie einen häfslichen Geftank, worauf epidemifche Fieber, wie im Jahr

 1762,

r) Adolphi l. c.

s) Von den Erfahr. in der Arzeneygelahrtheit u. f. w.

t) Franke med. Polizey, 4ter Band. S. 143.

u) Antonio della Porta della Salubrita del Clima di Como. Pavia 1790. m. f. die A. Litterat. Zeit. v. J. 1790.

1762, zu erfolgen pflegen. Dennoch hält Della Porta diese Stadt für sehr gesund; er sagt: Como habe kein faules stehendes Wasser; keine schwefelichte Ausdünstungen, und sey auch so feucht nicht, als man wohl von seiner Lage vermuthen solle. Hieran seyen die Winde schuld, die beständig von den Bergwänden zurück ins Thal geworfen würden, woraus eine Art von Wirbelwind entstehe, der die überflüssigen Dünste wegführet, und so das Thal austrocknet. — Alle Morgen blase vom See her ein mit den erquickendsten Ausdünstungen der Gewächse angefüllter sanfter Wind, den man Tivano nennt: gegen Mittag erhebe sich ein gegenseitiger Wind, der Breva heisst. Nach diesem Verfasser sind hier die Frühlinge kühl, und die Sommer weniger heiss, als in andern Gegenden der Lombardey: — die Regen sind hier unbestimmt, aber häufig. Unter den Winden herrsche hier der trockne Nord- und Ostwind am häufigsten, und diesen Winden habe man es zu verdanken, dass die Einwohner von Como so muthig, geistreich und gesund seyn. Der Sirockowind komme hier gar nicht hin. — Es giebt endlich zu Como nicht wenig alte Leute. Denn unter 13981 Seelen zählte man 275, die 70 Jahr, 46, die 80 Jahr, und einen, der 100 Jahre erreicht hatte. —

Die ehemals in der Lombardey vorhandenen schlecht bestellten und gefährlichen Heerstrassen gaben sonst zu allerhand Unglücksfällen Gelegenheit; seitdem man aber die Wege mit Ernst gebessert, sind die Spitäler nicht mehr so angefüllet [x]). — Die Pelagra ist eine der Lombardey besonders

x) Franke a. a. O. p. 54.

fonders eigne Krankheit, welche hauptfächlich unter den Landleuten gefunden wird. Sie fängt, wie Zanetti [y]) berichtet, mit einer Mattigkeit und Hinfälligkeit an. Die Haut auf dem Rücken der Hände und Füfse wird wie eryfipelatoes und hernach etwas blau gelb, worauf fie fich abfchuppt. Im Winter verfchwindet der Ausfchlag [z]), und im folgenden Jahre kömmt er wieder; die Haut wird runzelicht und gleichfam fchwielicht, ja zerplatzt endlich. Tritt der Zunder zurück, fo verbinden fich eine Menge Nervenzufälle damit; es entfteht ein Brechen, Durchfall, Rofe, Unvermögen der untern Gliedmafsen, Ausmergelung, Melancholie, Manie, und endlich der Tod. Eine offenbare Urfache weifs man davon nicht anzugeben, man vermuthet aber, dafs ein geheimer Fehler in der Luft, und der Genufs vieler mehlichter Sachen daran fchuld fey.

In dem Mantuanifchen, wo vieler Reifs gebauet wird, ftehen die Felder lange unter Waffer, und wenn man es endlich ablaufen läfst, fo bleibts in Gruben ftehen, worin es verdirbt; die Luft ift fo inficirt, dafs Reifende felten ohne Fieber diefe Gegend pafsiren [a]). Befonders herrfcht hier ein Fieber aus dem Gefchlecht der Lipyrien, welches mit demjenigen Fieber, fo in Rom Male d'Aria heifst, überein kömmt [b]). Auch die Bruftwafferfucht ift, wegen Feuchtigkeit der Luft, hier ge-

 mein.

y) Murrays med. pr. Bibliothek, 3 B. S. 604.

z) Janfon de Pelagra. m. f. Litteratur Zeit. vom J. 1788. Oct. M.

a) Reifen durch die Schweitz a. a. O.

b) Hallers Tagebuch der medicinifchen Litteratur 1. B. S. 132.

mein [c]). Im Jahre 1766 ward die ganze Stadt Mantua, durch einen ausgetretenen See, mit einem aufserordentlichen Schlamme angefüllet; da man nun die Austrocknung bey einer heifsen Jahreszeit vornahm, so wurden die mehresten Einwohner von einer sehr bösen Epidemie heimgesucht [d]). Nicht viel besser als Mantua ist Ferrara, wo es viele Moräste giebt [e]). Das Venetianische Gebiet ist den vorigen weit vorzuziehen. Verona z. B. ist gesund; nur litt es im Jahre 1766 vom Austreten des Adige-Flusses, welcher einen sumpfigen Satz zurückliefs, ebenfalls viel [f]). Padua ist ebenfalls gesund, nur ist es sehr verfallen; die Kunst eines Palladio ist verloren, und die Einwohner sind bleich und abgezehrt [g]). Venedig selbst, ob es gleich mitten im adriatischen Meere liegt, ist dennoch gesund; wenigstens legt ihm Ludewig Testi [h]), welcher daselbst 20 Jahre practicirt hat, dieses Lob bey, worin ihm auch der berühmte Ramazini [i]) beypflichtet. Diese Männer leugnen zwar die feuchte Beschaffenheit der Luft nicht; aber sie sagen: die aus der See aufsteigenden sauren Dünste reinigten die Luft. Kopfwunden würden leicht curirt, wie auch Geschwü-

c) Adolphi de aëre, aquis et locis. Lipf. 1725.

d) Franke a. a. O. 3. B.

e) Abt Binos Reisen durch Italien und Egypten. Bresl. 1788.

f) Franke a. a. O.

g) Archenholz a. a. O.

h) Helleri Bibliotheca practica Tom. IV.

i) Von den Krankh. der Künstler, durch Ackermann. Stendal 1783.

ſchwüre an den Beinen; es gebe in Venedig keine einzige einheimiſche Krankheit; die Hypochondrie ſey hier ſeltner, als auf dem feſten Lande; ja die, ſo mit dieſer Krankheit befallen ſind, werden, wenn ſie ſich nach Venedig begeben, davon befreyet; man wiſſe hier ferner nicht einmal etwas von Herbſtfiebern, welche doch in den benachbarten, auf dem feſten Lande liegenden Oertern nicht ungewöhnlich ſeyen. Es komme alles darauf an, ſagt Teſti, daſs man nur verhindere, daſs ſich das ſüſse und ſalzige Waſſer nicht mit einander vermiſche; denn, wenn dies geſchieht, ſo entſteht eine ſehr bösartige Fäulung, welches ſich zu Mazerbo, einem nicht weit von Venedig gelegenen Orte, zugetragen hat: ſo bald man aber die Vermiſchung weiter verhinderte, ſo haben auch alle ſchlimme Folgen daſelbſt gleich aufgehört. Man ſpart daher in Venedig in dieſem Punkte keine Koſten, und man belohnt diejenigen reichlich, welche zur Abwendung ſolcher Plagen ihren Fleiſs anwenden, wovon man ein Beyſpiel an dem Oberſten Lorgne geſehen hat, welcher von dem Senat zu Venedig mit dem Adelsbrief beſchenkt wurde, nachdem er die Stadt Adria von einem ſchädlichen Moraſt befreyet hatte [k]). Aber, um wieder auf Venedig ſelbſt zu kommen, ſo erhärtet Teſti ſeine Behauptung ferner mit der Erfahrung, indem man hier viele 80 und 90jährige Greiſe habe; auch ſeyen dieſe Sümpfe gar nicht ungeſund, und ſelbſt Fleiſch werde in ihren Ausdünſtungen vor Fäulung bewahret, gerade ſo, wie Alexander dies auch beobachtet haben will. Venedig iſt von Verona und Neapolis gerade das Gegen-

k) Franke a. a. O. 3. B.

Gegentheil; denn in dem Grade, da es in den letzten Oertern trocken ist, ist es im erstern feucht. Man hat daher bemerkt, daſs Leute, welche in Venedig am Asthma leiden, curirt werden, wenn sie sich nach Neapolis oder Verona begeben; so bald sie aber wieder zurück kommen, so fallen sie wieder zurück. Aber auch umgekehrt, ist Venedig für Neapolitanische und Veronesische, mit Dampf geplagte Leute nützlich; denn in der trocknen Luft von Verona können es Schwindsüchtige gar nicht lange aushalten [l]).

Auch andere, die gleichwohl den Gestank von Venedig kennen [m]), rühmen dennoch dessen Gesundheit, und berufen sich auf die geringe Mortalität, wovon man beym berühmten Schlötzer [n]) einige nähere Nachrichten findet; so wurden z. B. hier im Jahre 1778, 5168 gebohren, und es starben nur 5034. Nicht so ganz vortheilhaft urtheilet Adolphi [o]) von Venedig; auch Fried. Hoffmann [p]) sagt: daſs die Hämorrhoiden hier vom Miſsbrauch des süſsen Weins häufig entstünden, und endlich Zimmermann [q]) glaubt den Grund, warum die Gelbsucht hier so oft vorkomme, in den übeln Ausdünstungen der Canäle zu finden. Daſs es hier endlich nicht an Krankheiten fehle, beweisen die 140 Aerzte, welche man in Venedig zählt.

l) Mich. Angelus Andrioli in Halleri Bibl. pr. T. IV.

m) Archenholz a. a. O.

n) Staatsanzeigen St. 3.

o) l. c.

p) A. a. O.

q) A. a. O.

zählt [r]). — Das Pesthaus zu Venedig ist sehr geräumig und groſs, aber die Zimmer fand Howard [s]), der selbst Quarantaine hieselbst halten muſste, abschreckend schmutzig, so daſs er darin nicht eher dauren konnte, bis er die Wände, mit ungelöschtem Kalk in heiſsem Waſser aufgelöset, hatte weiſſen laſſen. Nach dem Pestreglement sollte hier eigentlich jedes aus der Türkey kommende Schiff, es mag mit einem Gesundheitspaſs versehen seyn oder nicht, 40 Tage lang Quarantaine halten: allein hierbey fallen zuweilen Menschlichkeiten vor. — Die Untersuchung und Lüftung derjenigen Waaren, die leicht Peststoff annehmen, als z. B. Baumwolle, geschieht hier etwas anders, als an andern Orten. Man bringt die Ballen aus dem Schiffe, öffnet eine Nath, und 20 Tage lang müſſen gewiſſe dazu bestellte Leute die entblöſsten Aerme täglich eine Zeitlang an verschiedene Stellen in die Baumwolle hinein stecken. Nach 20 Tagen öffnet man eine andere Nath, und man behandelt die Ballen eben so; hierauf nähet man sie zu und giebt sie frey.

Von den Herzogthümern Parma, Piazenza und Modena weiſs ich nichts erheblichers anzuführen, als daſs sie viel Petroleum liefern [t]).

Genua hat nicht allein ein Pesthaus [u]) sondern auch ein Hospital, das an die 1000 Kranke enthalt, die aber nur von vier Aerzten bedient werden. — Domeier [v]) fand hier die Anstalten über-

r) Schlözers Briefwechsel Heft 58.
s) A. a. O.
t) Sande und Hahnemann a. a. O.
u) Howard a. a. O.
v) Hannöverſches Magazin v. J. 1790. St. 48.

überaus elend. — Die Gänge und der Boden in den Zimmern waren mit Koth, Stroh, Urin, verschütteten Getränken und Arzeneyen faſt bedeckt: Leichen ſahe er 36 Stunden lang in den Gängen ſtehen, und faſt überall war der Geſtank eines Schindangers. — Die Sterblichkeit war daher auch verhältniſsmäſsig ſehr groſs; denn es waren im Jahre 1788 allein in dieſem Hoſpital 600 Menſchen geſtorben. — Die Patienten erhalten faſt keine andere Speiſe, als Mineſtra, d. i. gekochten Reiſs, und Fleiſch dazu, welches ſie, wegen Abgang der Meſſer und Gabeln, mit den Zähnen zerreiſſen müſſen. — Gemüſe werden ihnen faſt gar nicht gereicht. — Unter den Patienten gab's damals, als Domeier dieſe Anſtalt beſuchte, 12 Leproeſe. — Ueber das Verfahren der dortigen Aerzte iſt er mit Grunde, wenn ſich die Sache ſo verhält, wie er uns berichtet, ſehr aufgebracht. — Die Beſuche, die die Aerzte bey den Kranken anſtellen, ſind überaus flüchtig, und in einer Viertelſtunde iſt alles abgethan. — Die jungen Candidaten werden daher faſt mehr im Laufen als Curiren unterrichtet. — Verſuche mit neuen Arzeneymitteln oder verbeſſerten Curarten werden faſt gar nicht angeſtellt; ſondern es muſs alles beym Alten bleiben. Arzeneymittel geben ſie auch den Kranken ſelten, ſondern nur gemeiniglich Pane. — Eben ſo ſchlecht ſieht es mit der Univerſität zu Genua aus, wo weder Botanik, noch Clinik geleſen wird. — Indeſs muſs man hoffen, daſs Herr Olivari, der vor einigen Jahren nach Pavia geſchickt wurde, um unter unſerm vortreflichen Landsmann, dem Herrn Franke, das Clinicum zu ſtudieren, die Sachen in einen beſſern Gang bringen werde. — Uebrigens hat Genua eine

ne ſehr feine und geſunde Luft, aber ſie ſchickt ſich gar nicht für Schwindſüchtige, welche hier bald ſterben x). So wohl nach Genua, als auch nach Nizza reiſen, der lieblichen und geſunden Luft wegen, viele Fremde, beſonders Engländer, um ihre verlorne Geſundheit wieder herzuſtellen. Jedoch iſt Nizza, in dieſer Abſicht, der berühmteſte Ort. Smollet y), welcher ſich aus dieſer Urſache auch hier hin begeben hatte, und welcher auch hier groſse Erleichterung fand, rühmt dieſe ganze Gegend. Er macht erſt eine ſehr reitzende Beſchreibung von deſſen Clima und Boden, welcher das ganze Jahr durch Blumen und Früchte liefert, ſo daſs man ſelbſt im Winter keinen Mangel an friſchen Gemüſen, als z. B. an Erbſen, Spargel u. ſ. w. leidet. Der Himmel iſt ferner faſt das ganze Jahr durch heiter und klar; Wind und Regen ſind ſelten, weil die Wolken von den benachbarten Alpen angezogen werden. Die Luft iſt ſehr trocken und rein; hier hat ſie alle ihre Elaſticität. Daher muſs ſie Perſonen von ſchwachen Nerven, beſonders ſolchen, welche erſchlaffte Faſern haben, ſehr zuträglich ſeyn. Auch dient dieſe Luft, wie Smollet erfahren hat, ſolchen ſchwindſüchtigen Menſchen, bey denen das Athemholen, der Verſchleimung wegen, beſchwerlich wird, zur Cur. Ein Herr, der mit heftigen Nervenzufällen und Bruſtſchmerzen war geplagt worden, fand hier Beſſerung. Der Vater des Wirths, bey dem Smollet wohnte, hatte in Frankreich, Spanien und Italien an ſchwindſüchtigen Zufällen viel gelitten; als er aber nach Nizza kam, fand er Erleichterung, und erreichte das 70ſte Jahr. Smollet,

x) Quarin animadverſiones practicae etc. Viennae 1786.

y) Reiſe durch Frankreich und Italien. Leipzig 1761.

let, der selbst schwindsüchtig war, und ehemals bey jeder Witterungs-Veränderung einen Catarrh ausstehen musste, verlor hier sein schleichendes Fieber, und von Verkältungen wusste er nicht viel. Er schreibt dieses nicht allein der trocknen und salzigen Luft zu, sondern auch den wenigen Abwechselungen derselben. Selbst des Nachts, weil gar kein Thau fällt, ist man für Verkältung sicher. Von Nebel weiss man hier nichts; die Hitze ist auch nicht übermäsig gross, weil im Sommer die Luft täglich durch einen Seewind aus Morgen abgekühlt wird, welcher erst gegen Abend um 6 oder 7 Uhr, da sich ein kühler Landwind einstellt, aufhört. So verhält es sich zwar gewöhnlich: indess hat man auch hier zuweilen veränderliche Witterung; Regen, grosse Hitze, und die Winter selbst sind nicht allezeit die angenehmsten. Sollte jemand, sagt Smollet, bemerken, dass ihm z. B. die Hitze zu beschwerlich sey, so begebe er sich nach Roccabruna im Fürstenthum Monaco, welches, da es zwischen Bergen liegt, beständig eine kühle und gemäsigte Luft geniesst.

So sehr auch Luft und Boden allhier wetteifern, um ihre Bewohner recht glücklich zu machen, so wenig wissen doch die Landeseinwohner davon Gebrauch zu ziehen, weil sie bey ihrem alten Herkommen steif verbleiben, und jenen Minorkanern gleich sind, welche deshalb keine Obstbäume einimpfen wollten, weil es der liebe Gott nicht gethan, und es auch daher aus religiöser Andächteley unterliessen. Die Einwohner von Nizza besitzen ein Land, welches nicht allein im Winter Rosen trägt, sondern hier kann man auch alles bauen, was man nur will, besonders gerathen Wei-

zen und Oliven ſehr gut; allein der ſorgloſe Landmann beſchneidet ſo wenig ſeine Olivenbäume, daſs er ſie vielmehr wild umkommen läſst; noch weniger bekümmert er ſich um die Cultur anderer Früchte; ſeine Hauptnahrung ſind ſchlechte Saubohnen, welche er ſo gar roh aus der Taſche iſset, und als Almoſen den Bettlern austheilet. Daher lebt er kümmerlich [z]), und kann ſich nur ſelten an ſeiner Polenta erfreuen. Smollet ſagt: ich kenne einen Bauer, der ſeinen Kindern die Haut von gekochten Knochen giebt: überhaupt, fügt er hinzu, leben anderwärts die Schweine beſſer, als hier Menſchenkinder. Dies iſt alſo die Urſache, daſs hier in der geſundeſten Weltgegend die gemeinen Menſchen hager, dürr und halb nackt ausſehen; ihre Geſichtsfarbe iſt nicht braungelb, ſondern ſo ſchwarz, wie bey den Mohren, wobey ſie zugleich weiſse Zähne haben; ſie haben vielen Anſatz zum Scorbut, und die meiſten ſterben am Marasmus. Da ferner auf Reinlichkeit wenig gehalten wird, die Straſsen enge, und die Hauſer, welche ſelten gelüftet werden, niedrig ſind, ſo iſt der Winteraufenthalt hier eben nicht der beſte.

Einige der bisher abgehandelten Länder gehörten ehemals zu Gallia transalpina. Von dieſen Völkern behauptet Strabo [a]), daſs ſie nichts mehr, als einen vorhangenden Bauch und Fettigkeit verabſcheuet hätten; ein jeder Jüngling muſs-te

z) Sulzers Anmerkung auf einer Reiſe. Bern und Winterthur 1780.

a) Strabonis Geographia cum notis Caſauboni. Amſtelod. 1707.

te daher das Maaſs ſeines Bauchs, welcher mit einem Gürtel gemeſſen wurde, genau halten, und er wurde zur Strafe gezogen, wenn ſein Bauch das Maaſs übertraf.

Ich komme zur Republik Lucca, von der ich blos anmerke, daſs auch Herr Domeier hier keine Arzeneyen in dem dortigen Hoſpital vor den Betten der Kranken angetroffen habe, ſondern daſs ſie ſich ebenfalls mit Pane begnügen muſsten. Zwiſchen Lucca und Florenz liegen die Bäder del Monte Catino, die aber im Auslande nicht ſo berühmt als die Piſaniſchen ſind, und doch werden auch dieſe nicht häufig beſucht [b]); deſto mehr wird aber das dem Selteſerwaſſer ſehr ähnliche, und das ebenfalls zu Piſa hervorkömmt, auswärts verſchickt.

In dem Herzogthum Toskana iſt Piſa der geſundeſte Ort, wohin auch oft Fremde, der geſunden Luft wegen, kommen. Dieſe Beſchaffenheit hat aber Piſa erſt ſeit der Zeit erhalten, da man die Sümpfe auf obrigkeitlichen Befehl ausgetrocknet hat. Ehemals erreichten, nach dem Berichte des Lanciſius, wenige Einwohner 50 Jahre. Jetzt giebts dort nicht wenig Alte. Florenz iſt aber doch, der vielen Dünſte wegen, die hier herrſchen, nicht ſo gut [c]). Auch iſt der Wiederſchein der Sonne hier oft ſehr unerträglich; dies ſoll die Urſache von den vielen blödſichtigen Perſonen ſeyn, womit Florenz überhäuft iſt; daher man die Florentiner Orbi zu nennen pflegt [d]). Der Schlagfluſs mag auch

b) Domeier a. a. O.

c) Richard a. a. O.

d) Franke a. a. O. 3. B.

auch daher ſehr oft ſeinen Urſprung nehmen, wie die fallende Sucht, wogegen man das Brennen anwendet e); dieſen fügt Erndtel f) noch die Petechien hinzu. Eine nachahmungswürdige Einrichtung in Florenz iſt die, daſs eine jede ſtillende Mutter mit einem ſogenannten Arcuccio, welches eine kleine bretterne, mit Ausſchnitten an den Seiten, und mit Reifen, welche darüber geſpannt ſind, verſehene Wiege iſt, worin das Kind weder vom Druck einer ſchlafenden Mutter etwas leiden, noch im Bette erſtickt werden kann, verſehen ſeyn muſs. Die Einſchnitte dienen dazu, um dem Kinde ungehindert die Bruſt reichen zu können g). Ueber die vielen ſchönen Menſchengeſtalten, die man zu Florenz antrift, war Herr Domeier ganz entzückt; bald ſollte man glauben, ſagt er, daſs die mediceiſche Venus ſelbſt Mutter von allen Florentinerinnen geweſen ſey. Man glaubt, (denn dieſes Phänomen muſs doch ſeine Urſache haben) daſs der Anblick ſo vieler nackten und meiſterhaft gemachten Statüen, deren Anzahl ſich in Florenz an die 150 beläuft, wovon jede alle Schönheiten des Körpers dem Auge auf einmal darſtellt, von je her alle Ausartung der körperlichen Vollkommenheit verhindert habe.

Was das Hoſpital Santa Maria nuova anbetrift, welches für 1200 Kranke eingerichtet iſt, und dem 13 Aerzte bedient ſind, ſo fand Domeier

e) Fried. Hoffmann a. a. O.

f) Erndtel Warſavia phyſice illuſtrata. Dresdae 1730.

g) Krünitz ökonomiſche Encyclopädie, 2. Band. S. 387.

meier hier alles reinlich. Unter den Kranken fah er viele Schwindfüchtige; viele, fo an alten Beingefchwüren und dem Krebs krank lagen; endlich auch hier viele, die durch einen Dolchftich waren verwundet worden. Ueber die Allgemeinheit der Venusfeuche mufste er aber erftaunen; denn wenn fich Kranke im Hofpital anmeldeten, fo wurden fie nicht gefragt, ob fie venerifch feyn? fondern wie oft fie es gewefen? Hier ift aber das Queckfilber ganz verfchryen und wird nicht gebraucht, fondern man braucht hauptfachlich Dekokte; in Gefchwüren wendet man auch keine Salben und Pflafter an.

Livorno liefert ebenfalls einige Merkwürdigkeiten, als z. B. eine Todtenkammer, in welcher jede Leiche wenigftens 24 Stunden mufs geftanden haben, ehe fie beerdiget werden darf; zwey Lazarethe, eins für Männer, das andere für Weiber, und endlich jene fürtreffliche Anftalt, die für die praktifche Anatomie getroffen worden ift, vermöge welcher jeder Körper, in dem man etwas verdächtiges oder merkwürdiges zu entdecken glaubt, geöffnet werden mufs, ohne dafs dies jemand verhindern könnte. — Wie fürtrefflich find nicht Leopolds Einrichtungen!

Ueber alle Maafse ungefund ift die Gegend von Siena bis Orbitello, weil es hier viele Moräfte, ungefunde Winde und fchädliche Ausdünftungen giebt [b]). Es find felbft die höher gelegenen Oerter nicht alle davon ausgenommen, befonders leiden fie alsdenn, wenn der Südoft- und Südwind wehet, welche aus den Moräften und Ufern der See

b) Neue Sammlung von Reifen. Hamburg 1784. 6ter Theil.

See die ſchädlichen Dünſte herbey führen. Die Luft iſt hier gemeiniglich voller ſalzigen, fauligten und ſchwefelartigen Subſtanzen, welche aus der Erde, dem Meere, den verfaulten thieriſchen und pflanzenartigen Körpern, aus den ſtinkenden ſchwefelartigen Quellen zu Pari, Civitello u. a. O. m. ferner aus dem häufigen Schierling, welcher hier gefunden wird, in die Höhe ſteigen. Da ferner die Berge in einigen Gegenden, wie zu Savona, den freyen Eingang des Nordwinds verſperren, und das Land nur den Mittagswinden ausgeſetzt iſt, ſo wird deſſen ungeſunde Beſchaffenheit dadurch noch mehr vermehrt. Die hier gewöhnlichen Krankheiten [i]) fangen nach dem Junius an, und dauren bis in Herbſt hinein. Anfangs ſind es Tertianfieber, welche nachher von fauligter Art werden. Es giebt zwar hier hin und wieder geſunde Oerter mit unter; aber deren ſind wenige. Selbſt die Eingebohrnen können es an den ſchlimmen nicht lange aushalten. Verſetzt man neue Colonien hierhin; ſo geht es damit nicht gut. Die Römer haben es zu ihrem Schaden verſucht; ihre Colonien wurden Opfer der giftigen Luft. In den neuern Zeiten, als Kaiſer Franz von Lothringen etwas ähnliches unternehmen wollte, fiel die Sache nicht beſſer aus. — Mit der ungeſunden Luft vereinigen ſich noch mehrere Umſtände, als Unreinlichkeit, ſchlechte Nahrung der Einwohner, Verabſäumung dienlicher Waſſerleitungen u. a. m., wovon in dem unten angeführten Buche [k]) ein mehreres nachzuſehen iſt. Von allen iſt Orbitello der geſundeſte Ort.

i) A. a. O.

k) A. a. O. S. 360.

In Ansehung des Ackerbaues ist der Kirchenstaat von allen der schlechteste [l]), weil hier theils Mangel an Bauren ist, und der Weiden zu viel sind: aber auch in Ansehung der Gesundheit ist es nicht die beste Gegend, und es sehen die Einwohner auf dem Lande misfärbig aus [m]), woran die Pontinischen Sümpfe, welche sich von Terracine bis Nettune erstrecken, welches eine Entfernung von 5 bis 60 italienischen Meilen ist [n]), schuld sind. Ihre Breite ist nicht ansehnlich und übersteigt kaum 10 Meilen. Beym Ost- und Westwinde steigen daraus die Dünste am meisten in die Höhe, und verbreiten sich auf die umliegende Gegend; der Nordwind kann nicht frey hinzu kommen, weil diesem eine Kette Berge entgegen steht. Obgleich diese Gegend fruchtbar ist, so sind doch dessen schädliche Auswürkungen längst zu bekannt, als dass man nicht schon oft einen Versuch gemacht hätte, durch dienliche Abwässerungen dieselbe zu verbessern. Der jetzige Pabst Pius der 6te hat schon deshalb unermessliche Summen verwendet, und Bartels [o]) versichert, dass mit der Austrocknung der Sümpfe bereits ein guter Anfang gemacht worden sey, und dass nur zu dessen Vollendung, welche er möglich hält, Zeit, Geld und Beharrlichkeit erfordert werden. Zur Winterszeit sind diese Sümpfe, wie Lancisius [p]) berichtet, fast ganz unschädlich; auch verursachen sie

l) Der Teutsche Merkur v. J. 1775. 2tes Vierteljahr.

m) Samml. d. R. 6ter B.

n) Richard a. a. O.

o) A. a. O.

p) De noxiis paludum effluviis. Venet. 1739.

ſie nachher, ſo lange die Sonne nur blos Waſſertheile in die Höhe hebt, keine ſchädliche Würkung; ſo bald aber dieſe verſchwunden, und durch die vermehrte Sonnenhitze die verdorbenen fauligten und ſchwefelartigen Subſtanzen gleichſam in die Höhe ſublimirt werden, oder ſo bald ſich die eigentliche Sumpfluft erzeugt, welches mit dem Anfang des Julius zu geſchehen pflegt; ſo ſtellen ſich hier zuerſt Tertianfieber ein, die mit der Zeit in anhaltende ausarten; gegen das Herbſtäquinoktium aber nehmen ſie eine faſt peſtilenzialiſche Natur an. — Bey Tage geſchieht die Anſteckung nicht ſo leicht, als bey Nacht im Schlafe, zumal wenn man des Nachts auf der Reiſe iſt; alsdenn überfällt einem, wie Moſely q) ſagt, ein Schauder und Froſt. Auſser den Fieberkrankheiten kommen in dieſer ungeſunden Gegend auch Waſſerſucht und Scorbut häufig vor. Von hier verbreitet ſich das Gift nach allen Gegenden: es iſt aber leicht einzuſehen, daſs die in dieſer Nachbarſchaft gelegenen Oerter am meiſten auszuſtehen haben. Kommen Fremde in die Gegend, ſo hängts nur vom Winde ab, ob ſie mit einem Fieber befallen werden, oder nicht. Lanciſius r) hat uns hiervon ein merkwürdiges Beyſpiel gel ſſen. Es nahmen einmal, ſagt er, 30 Menſchen einen Spatziergang nach dem Ausfluſs der Tiber vor: als nun der Wind von den Moräſten kam, ſo wurden unmittelbar 29 von einem kalten Fieber befallen. Rom ſelbſt leidet oft von dieſen Sümpfen, aber nur alsdenn, wenn der ſchädliche Si-

 rocko-

q) Abhandlung von den Krankheiten zwiſchen den Wendecirkeln, Nürnberg 1790. S. 37.

r) l. c.

rockowind die Dünste hierhin bringt. Dieses trägt sich heutiges Tages öfter als ehemals zu, besonders seitdem der gewinnsüchtige Pabst Gregorius der 13te, aus niedrigem Eigennutz, die nach dieser Gegend gelegenen Wälder, welche zum Schutz dienten, hat aushauen lassen [s]). Führt aber dieser Wind keine trübe und nebelichte Dünste mit sich, dann ist er auch für sich, in Rom, nicht schädlich. Aus dem Vorhergesagten gehet also hervor, daſs Roms Clima sich verändert habe. Ehemals verhinderten die am mittäglichen Meere gelegenen Wälder, daſs keine bösen Ausdünstungen von den Pontinischen Sümpfen in die Stadt gebracht werden konnten, auch war die umliegende Gegend dieser Stadt gesund; man hatte hier wenig Sümpfe; von Irrlichtern wuſste man nichts; man nahm so gar bey einer entstandenen Seuche seine Zuflucht zu Oertern, welche an der See liegen. Anjetzt hat sich in diesem Stücke vieles geändert. Man hat viele Sümpfe und Irrlichter um Rom; die Klöster, welche an den ehemaligen Zufluchtsörtern angelegt sind, werden im Sommer von den Ordensbrüdern, aus Furcht, von einer Seuche ergriffen zu werden, verlassen; man besucht selbst die Paulus-Kirche alsdenn nicht, welche nur eine halbe Stunde von Rom liegt; die Wasser in den Bächen stinken nicht allein selten wie ein Aas [t]), sondern auch nach Ostia, ohnweit Rom, schickt man Gefangene, weil man es für Strafe genug hält, einen Menschen nach einem verpesteten Ort zu schicken. Dies ist nicht die ehemalige Beschaffenheit

s) Lancisius l. c. m. s. a. Keiſsler a. a. O.

t) Biörnstähl l. c.

fenheit der Weltbezwingenden Stadt gewefen. Nothwendig müffen fich daher grofse Veränderungen, die nicht alle bekannt find, zugetragen haben. Denn dafs es z. B. in vorigen Zeiten hier kälter gewefen fey, als jetzt, wiffen wir nicht allein aus dem Galenus, welcher von vielem Schnee fpricht, fondern auch aus der neunten Ode des erften Buchs des Horaz, wo er vom Eis und Schnee auf dem Sorakte redet: aber Addifon fand hier weder das eine, noch das andere [u]); auch hart mufs der Winter feyn, wenn jetzt die Tiber zufrieren foll, welches doch ehemals keine ungewöhnliche Sache gewefen zu feyn fcheint. Diefe Verfchlimmerungen der Conftitution der Luft haben fich aber die Einwohner durch Sorglofigkeit und Nachläffigkeit mehr, als durch Naturrevolutionen, felbft zugezogen. Man fehe nur z. B. auf den grofsen Aufwand, den die alten Römer auf ihre Wafferleitungen und auf ihre unterirdifchen Gänge verwendet haben, um alle Unreinigkeiten aus der Stadt zu führen. Damals gabs Wafferleitungen von 30 bis 40 Meilen, die von Paläftrina und von andern Orten nach Rom das Waffer bringen mufsten, und welche, nach Frontins Angabe, täglich 800,000 Tonnen Waffer lieferten. Welch einen erftaunlichen Aufwand, um ein anderes Beyfpiel zu geben, erforderten nicht die unter Tarquinius Prifcus angefangenen unterirdifchen Cloacke? Man denke nur an die Cloacam maximam, wovon, feit 2000 Jahren, die Ueberbleibfel noch vorhanden find, die alle Menfchen in Erftaunen fetzen. So lange alle diefe An-

u) Flögels Gefchichte des menfchlichen Verftandes. Breslau 1773. S. 100.

ſtalten im Gang erhalten wurden, wuſste man in Rom von Seuchen nicht viel; als ſich ſelbige aber während den Kriegen mit den Longobarden und Sarazenen verſtopften, und die Tiber oft aus ihren Ufern zu treten anfieng, ſo verbreitete ſich nach und nach ein Gift durch die ganze Stadt, wovon man Anfangs die Urſache nicht wuſste, die man aber leicht in dem faul gewordenen Waſſer, welches in den Kellern, in den eingefallenen Kanälen und Sümpfen ſtockte, hätte finden können. Nunmehro entſtanden Seuchen [v]), wodurch Rom nach und nach faſt ganz verwüſtet wurde. Unter Innocentio dem Dritten gabs hier wenig alte Leute mehr, und ſelten überlebte jemand das 40ſte Jahr. Am ſchlimmſten ſahe es aber unter Clemens dem Fünften aus, da die reichen Familien, der ungeſunden Luft wegen, faſt alle Rom verlieſsen. Leo der Zehnte ward dadurch der erſte Wiederherſteller dieſer geſunkenen Stadt, daſs er an den verfallenen unterirdiſchen Gängen wieder arbeiten, und die Stockungen wieder wegräumen lieſs. — Aber die folgenden Päbſte hatten für die Erhaltung der Cloaken nicht gleiche Aufmerkſamkeit; vielmehr kamen ſie wieder in Verfall, und damit kehrten auch die Seuchen wieder ein. — Endlich trat Joh. Maria Lanciſius auf, dem es mehr zur Ehre gereicht, ein Retter der prachtvollen Stadt Roms als päbſtlicher Leibarzt geweſen zu ſeyn. Unterſtützt mit den Reichthümern des wohlthätigen Pabſtes Clemens XI. nahm er die Reinigung aller Cloacken und in den Kellern ſtehenden Waſſer vor. Die Sümpfe wurden ausgewaſchen und ausgetrocknet; die

v) Lanciſius l. c.

die Tiber von ihrem Schlamme durch Mühlen gereiniget, und die Keller durch Handmühlen von ihrem Waſſer befreyet, worauf die Fieber, welche ſich jährlich einzuſtellen pflegten, aufhörten [x]). Was kann nicht ein kluger Mann thun? Im hellſten Lichte erſcheint er uns, wenn wir ihn mit dunkeln Zeiten vergleichen. Als unter der Regierung Claudii Marcelli und Valerii Flacci eine Seuche entſtand, beſchuldigte man zwar Anfangs die Luft, aber es war kein Lanciſius da, welcher die Wahrheit hätte beweiſen, noch weniger den Grund dazu heben können; man verfiel daher auf Giftmiſcherey; man beſchuldigte eine groſse Anzahl ehrbarer Weiber, und man richtete nicht weniger als 370 Matronen unſchuldig hin [y]). Man könnte zwar heutiges Tages ein mehreres zur Reinigung der Luft, als würklich geſchiehet, hier anwenden: indeſs hat man doch einige nicht zu tadelnde Vorkehrungen deshalb getroffen; ſo hat z. B. der Pabſt Sixtus der V. einen auf der Nordſeite, 9 Meilen von Rom, gelegenen Wald, wodurch dieſem Winde der freye Eingang in die Hauptſtadt verſperret wurde, ausrotten laſſen, wodurch die Stadt geſunder geworden iſt [z]). So läſst man auch jenen nach Süden gelegenen Wald, den Gregorius der XIII. aushauen lieſs, wieder aufwachſen, und ſchont ſeiner ſorgfältig, weil er den Sirockowind abhalten kann: endlich hat auch Sixtus der V. die Waſſerleitungen von Paläſtrina wieder in Stand gebracht, und ſollte

x) Lanciſius a. a. O.

y) Pauli Oroſii Hiſtor. Libr. 7. ex edit. Sigeberti Haverkamp. Leid. 1738. p. 165.

z) Keiſsler a. a. O.

ſollte es ſo gar den folgenden Päbſten mit der Austrocknung und Abwäſſerung der Pontiniſchen Sümpfe glücken, ſo könnte, bey verbeſſertem Ackerbau, Rom ein ganz geſunder Ort werden. Es werden jetzt daſelbſt ſchon viele Menſchen alt, und unter den Cardinälen zählt man viele graue Köpfe. Auch die Mortalität, welche aber von verſchiedenen nicht auf einerley Weiſe angegeben wird, iſt nicht ſo gar groſs. Süſsmilch [a]) nimmt eine von 24 an. Andere [b]) ſagen, daſs der 21ſte ſterbe. Im Hoſpital zum heil. Geiſt ſtirbt ſo gar einer von eilf [c]). Was die einheimiſchen Krankheiten Roms ſelbſt angehet; ſo führet Bagliv [d]) aus dem Petronius zwar folgende an: Schwere des Kopfs, Trägheit der Glieder und Hartleibigkeit. An allen dieſen Uebeln ſollen die vitriolartigen und alaunartigen Partikeln, womit das Trinkwaſſer geſchwängert iſt, und woraus ein träges, mit Schleimſtoff überhäuftes Blut entſtehet, ſchuld ſeyn. Lanciſius [e]) aber verſichert, daſs die Waſſer in Rom, wenn ſie nur rein gehalten würden, ganz unſchuldig ſeyn. Denn nicht allein iſt das Brunn- und Quellwaſſer hier gut, ſondern auch das Waſſer aus der Tiber und den Wäſſerleitungen ſind, unter obigen Umſtänden, unſchädlich, und können nicht jene vom Petronius angeführte Krankheiten erregen. Wenn aber dennoch dieſe oft vorkommen; ſo muſs man davon nicht ſo ſehr die Schuld dem Waſſer, als den häufigen

a) Göttliche Ordnung etc.

b) Todens Bibliothek 4 B.

c) Baldingers mediciniſches Journal 17 St. S. 67.

d) G. Baglivi Opera omnia. Antwerp. 1734. p. 160.

e) l. c.

ſigen Ausſchweifungen und nächtlichen Schmauſereyen vieler Einwohner beymeſſen. Eigenthümliche Krankheiten, ſagt Lanciſius, hat Rom nicht, ſondern ſie rühren alle von Fehlern in der Lebensordnung und beſondern Luftbeſchaffenheiten, insbeſondere von dem mit ſchädlichen Dünſten angefüllten Südwinde her, welcher Tertianfieber und Semitertianen hervorbringt. — Merkwürdig iſt es übrigens, daſs in Rom die Beingeſchwüre ſo ſchwer heilen, da hergegen die Kopfwunden ſo leicht gehoben werden; überall ſchaden aber hier alle Salben und Pflaſter, und an deren Stelle gebraucht man balſamiſche Wundmittel. — Viele Krankheiten werden in Rom blos durch eine veränderte Wohnung geheilt. Lanciſius ſagt: wenn diejenigen, die in den niedrigen Gegenden der Stadt krank ſind, ſich nach dem höher gelegenen Theil der Stadt begeben; ſo werden ſie oft allein dadurch geheilt. — In langwierigen hektiſchen Krankheiten thut eine Reiſe nach Alexandrien *f*) gute Dienſte. — Sollte die Bemerkung des Asclepiades *g*) wohl richtig ſeyn, daſs in Rom das Aderlaſſen im Seitenſtich nicht nützlich ſey?

Noch eine wichtige Bemerkung des Lanciſius iſt folgende. — Das Thal Cavallegieri bey Rom iſt ſeiner Sümpfe wegen ungeſund: da hier aber Ziegel gebacken und viel Feuer gebraucht wird; ſo zeigt ſich dieſe Gegend nicht anders, als ſehr geſund: — dagegen iſt das Verbrennen des Kali-

f) Con. Celſi de medicina libr. 8. Lipſiae, 1766. p. 169.

g) Cael. Aureliani Libr. 3. acut. morb. edit. Halleri, Lauſann. 1764. p. 140.

Kalikrauts, welches an andern Oertern geschieht, sehr nachtheilig. —

Von den übrigen Städten im Kirchenstaat wollen wir nur noch das merkwürdigste von Ankona, Loretto, Cervia und Ravenna kürzlich anführen. Ersterer Ort ist feucht und ungesund [h]: Loretto ist ebenfalls feucht, und wird von Andrioli [i]) deshalb den Schwindsüchtigen, die in trocknen Oertern wohnen, empfohlen. Ravenna hielt man ehemals für einen gesunden Ort, und man schickte die Gladiatores dahin, um sich zu üben, und eine reine Luft zu athmen [k]). Von der Stadt Cervia meldet eine alte Innschrift, dass sie von einem ungesunden nach diesem gesunden Ort sey verlegt worden [l]), und gleichwohl kann es jetzt in ganz Italien keinen ungesundern Ort geben, als eben dieser ist. Hier wird nicht allein für das Herzogthum Modena, sondern fast für ganz Italien Salz aus dem Adriatischen Meere bereitet, wodurch die Luft nicht allein in den Salzquellen, sondern auch in der ganzen Stadt so sehr mit fressenden Ausdünstungen gesättiget wird, dass das Eisen davon angefressen, und wie Wachs weich wird, wovon es endlich in Staub zerfällt. Die Arbeiter sind cachektisch und wassersüchtig; haben auch unreine Schäden an den Schenkeln. Ihre Begierde nach Speise und Trank ist fast unersättlich. Viele sterben plötzlich [m]). Es ist zu vermuthen, sagt

h) Adolphi a. a. O.

i) Halleri Bibl. pract. Tom. IV.

k) Strabo l. c. p. 327.

l) Frankens m. P. 3 B.

m) Ramazini a. a. O.

ſagt Ramazini, daſs ein groſser Theil der flüchtig gewordenen Salztheile in die Höhe ſteige, wovon die ganze Luft mit einer freſſenden Säure, die das Eiſen angreift, und dem Blute obige ſchädliche Eigenſchaft mittheilt, angefüllet werde. Es können hier nur wenig Menſchen ihr Leben erhalten, und der Ort würde ganz ausſterben, wenn ihn der Pabſt nicht zu einer Freyſtadt gemacht hätte, welches viele Verbrecher hierhin zieht; man läſst ſie hier ganz ungeſtört leben, weil ſie doch bald der Natur ihren Sold bezahlen müſſen. —

Es iſt noch übrig anzumerken, daſs man im Kirchenſtaate hin und wieder zwar Taranteln antreffe: aber vom ſogenannten Tarantiſmus weiſs man hier nichts n). — In allen dieſen Gegenden würden, der vielen böſen Ausdünſtungen wegen, die Seuchen häufiger ſeyn, als ſie würklich ſind, wenn nicht zuweilen durch wohlthätige Regengüſſe das Gift niedergeſchlagen würde. Dieſes trug ſich im Jahre 1695. zu, — wo ein ſtarker Regen die vergiftete Luft und das Waſſer, welche bereits eine Landſeuche hervorgebracht hatten, reinigten und der Plage ein Ende machten o).

Von einigen, den alten Römern bekannten Uebeln, weiſs man hier jetzt nicht viel mehr. Hierhin gehöret die Mentagra, welche unter der Regierung Tiberii Claudii, durch einen gewiſſen Peruſius aus Aſien, nach Rom kam. Es blieb das Uebel nur bey den Reichen, die es ſich durch einen Kuſs mittheilten. Manilius Cornutus both demjenigen, der ihn davon befreyen könnte,

n) Cartheuſer a. a. O.

o) Lanciſius a. a. O.

könnte, 200 Sext. an. — Andere holten Egyptische Aerzte, welche das Uebel ausbrannten p). Die zweyte Krankheit, deren Plinius ebenfalls Erwähnung thut, war ein Carbunkel, oder eine bräunlich schwärzliche Geschwulst unter der Zunge, welche aus Narbonne hierhin gebracht worden war. Es starben zwey Censores daran. Die Elephantiasis, sagt Plinius, hat sich zwar auch aus Egypten nach Rom geschlichen: aber sie war eben so wenig von langer Dauer, wie die der Gemursa, welches ein Geschwür zwischen den Zehen der Füsse war. Endlich war die Leucophlegmatie, nach dem Aretäus, hier auch zu Hause. —

Ich komme jetzt auf das Königreich Neapel, das viele Wunder der Natur aber auch viele giftige Grotten, welche die Alten Averna nannten, in sich enthält. Lucrez q) zeigt die Gegend von letztern an, wenn er sagt: Qualis apud Cumas locus est montemque Vesevum. Aber es erstreckt sich die schlimme Luft weiter, nemlich in der sogenannten Terra di Lavoro von Puzzuolo bis über Cuma. Es wohnen in dieser mit Schwefelgruben angefüllten Gegend wenig Menschen, und die noch da sind, sehen schwach, schmachtend und träge aus r). Aber die Natur bereitet auch in diesem Lande jene oben gemeldeten herrlichen Bajischen Bäder, die hart an der See lagen, und dadurch den unternehmenden römischen Baumeistern Gelegenheit gaben, ihre Kunst im Wasserbau zu

p) Plinii H. Nat. curante Millero, Pars 3. L. 26.

q) Lucrece traduction nouvelle à Paris 1768. Tom. 2. p. 378.

r) Richard a. a. O.

zu zeigen, indem die Fundamente der prächtigsten Gebäude, da deren Anzahl mit jedem Jahre zunahm, des mangelnden Platzes wegen, im Waſſer errichtet wurden. Die Hitze dieſes Landes iſt allerdings groſs, indeſs berichtet uns doch Galanti [s]), daſs auf den Bergrücken der Andes bey Neapolis acht Monate lang Schnee liegt. — Die Stadt Neapolis hat man von jeher für ausnehmend geſund gehalten. Bartholinus [t]) rühmt deren geſunde und heitere Luft, wie auch ihren Boden. Er ſagt, wer von Neapolis nach Rom reiſet, glaubt in den dicken Dünſten zu erſticken. Strabo [u]) ſagt: wer in Rom, wegen Alter und Schwachheit, nicht fort kann, der begiebt ſich nach Neapolis. Auch Galenus giebt ihr ein gutes Zeugniſs, beſonders aber rühmt er [v]) die Gegend von Tabien, welche zwiſchen dem Veſuv und Neapolis liegt. Es iſt dieſe Landſchaft erhöhet, und durch benachbarte Berge gegen die heiſsen Süd-Winde geſchützt, und den Nordwind hält der Veſuv ſelbſt ab. Weil hier, ſagt Galenus, der Boden und die Luft trocken ſind, ſo wachſen hier keine andere, als adſtringirende Kräuter, die nicht allein dem Viehe ein geſundes Futter geben, ſondern die Milch erhält auch davon ſolche gute Eigenſchaften, daſs ſie ſich für Schwindſüchtige am beſten ſchicket, daher er auch ſolchen Patienten dieſe Milch empfiehlt.

Uebri-

s) Litteratur-Zeit. v. J. 1788. Mon. Oct.

t) Frid. Hoffmann Diſp. de Peregrinat. etc.

u) Libr. 5.

v) Libr. method. med. 5.

Uebrigens muſs man von der Witterungs-Conſtitution in Neapel das nachleſen, was Sarkone [x]) darüber geliefert hat. Die gewöhnlichſten Winde. ſagt Sarkone, welche dieſe Stadt beſtreichen, ſind der Nord-Oſt, der Süd-Oſt, und am meiſten der Süd-Weſt-Wind. Dieſe und die Mittags-Winde ſind oft ganze Wochen die Beherrſcher unſerer Luft, ſagt er; ſie ſind es, die unſere Luft mit ſchädlichen und wäſſerichten Dünſten anfüllen, welche ſie auf dem unermeſslichen Wege, den ſie bis zu uns zu durchſtreichen haben, in ſich ziehen: ſie verurſachen, daſs wir alsdenn in einer ſchwülen laulichten Wolke leben: ſie machen, daſs wir weniger ſtark und kraftvoll ſind. Da uns nun Feuchtigkeit mit Wärme am meiſten ſchadet, ſo iſt leicht einzuſehen, daſs die lange Dauer des Süd-Oſt-Windes, welcher auch der Sirocko heiſst, unſere Luft ſehr ungeſund machen, und unſere Säfte zu einer faulen Auflöſung bringen würde, wenn nicht oft plötzlich der Nord-Oſt-Wind, welcher hier die Stelle des Nord-Windes vertritt, folgte, welcher jenen Schaden verbeſſert, beſonders alsdenn, wenn die benachbarten Berge mit Schnee bedeckt ſind, oder wenn es viel regnet. Hierdurch werden die Körper ſtark und munter: nur dauert dieſer Zuſtand nicht lange, und es folgt bald wieder ein Süd-Wind. — Aber die menſchliche Natur kann ſelten ſolche groſse Veränderungen, von warm in kalt, ohne Schaden ertragen, indem das äuſserſte eines jeden Zuſtandes immer an die Gewaltthätigkeit grenzt. Unſer Körper, ſagt Sarkone, kann, ohne einer empfindlichen Revolution den Zuſtand der Mattigkeit nicht verlaſſen,

x) Geſchichte der Krankh. in Neapel, Zürich 1770.

laſſen, und urplötzlich zur Stärke übergehen. Daher iſt der Nord-Wind den unvorſichtigen, und denen, welche ſich von einer ſchweren Krankheit zu erholen anfangen, höchſt ſchädlich. Dieſer Wind iſt nur den Geſunden und Starken zuträglich: die meiſten müſſen ſich ihm vorſichtig ausſetzen, weil er oft ſelbſt den Starken zum Nachtheil gereicht. Aus dieſer Quelle leitet man, nicht ohne Grund, die häufigen Schlagflüſſe; die hitzigen Bruſtkrankheiten; das Reiſsen der Glieder; das Halsweh; den Rheumatism u. a. m. her, welche hier beym Nord-Winde ſo häufig vorkommen; alsdenn erholen ſich auch die ſchlecht, welche an chroniſchen Krankheiten gelitten haben. Indeſs giebts hier einige niedrig gelegene Straſsen, die vor dieſem Winde geſchützt ſind. Aber dieſe leiden wieder auf eine andere Weiſe. Denn da hier gemeiniglich die Straſsen enge; die Gebäude hoch; die Wohnungen unreinlich, weil ſie mit allerhand Handwerkern beſetzt ſind, ſo wird dieſe Gegend dunkel, feucht und ungeſund. Daher hat man in dieſem Theile von Neapel oft Faulfieber; Rothlauf; Bruſtkrankheiten; rothe Fleckfieber u. d. gl. m. Blattern und Maſern herrſchen faſt alle Jahre, und es ſoll hier nichts ungewöhnliches ſeyn, nach der Verſicherung dieſes verdienſtvollen Mannes, daſs jemand mehr als einmal mit Pocken, und ſo gar mit zuſammenflieſsenden Blattern befallen werde. — So weit Sarkone. Daſs die an der See gelegenen Gegenden die geſündeſten ſeyn, bekömmt dadurch Beſtätigung, weil man in der böſen Epidemie vom Jahre 1764. bemerkt hat, daſs die an der See gelegenen Krankenhäuſer am geſundeſten geweſen y). Die Venusſeuche

y) Erlanger G. Z. v. J. 17 2. S. 582.

feuche oder die fogenannte Neapolitanifche Krankheit, die man hier nicht einmal für eine Krankheit hält, fie fey denn mit Knoten verbunden, führet, bekanntermafsen, mit Unrecht diefen Namen: aber hier bringt fie fehr oft einen krätzartigen Ausfchlag hervor. — Noch vor einigen Jahren war in den Hofpitälern zu Neapolis und andern Italienifchen Orten der Gebrauch des Queckfilbers gegen diefe Krankheit verboten, und man fuchte nur blos mit Holztränken das Uebel zu heben, welches aber felten gründlich gefchahe [z]. Ueberhaupt haben die Italienifchen Aerzte, bey ihrer übrigens grofsen Gefchicklichkeit, einige befondere Curmethoden. So z. B. wenden fie in Gallenfiebern in und äufserlich viel Oel an, und fo gar oft mit Nutzen [a]. Teutfche Aerzte widerrathen aber doch dies. Dagegen aber behaupten die Italienifchen Aerzte [b], dafs die fchädliche Auswürkung diefes Oels in Teutfchland von feiner verdorbenen und fchlechten Eigenfchaft herrühre; da ein Italiener, binnen drey bis vier Tagen, zwey Pfund leicht und ohne Schaden verbrauchen könne. — Zum Befchlufs von Neapel führe ich noch aus Bartholinus [c] und Fr. Hoffmann [d] einen eignen Zufall an den Beinen an, welcher hier zu

z) Todens Bibl. 8. B. aus Adolph Murray.

a) Erlanger gel. Z. v. J. 1776. S. 215.

b) Z. B. Antonio Marino vom Nutzen des Olivenöls in der irrenden rheumatifchen Gicht. M. f. Allg. Litterat. Zeit. v. J. 1790. Oct.

c) Thomae Bartholini Epift. med. Centur. 1. p. 205.

d) A. a. O.

zu Hause seyn soll, und welchen man, seiner kribbelnden Beschaffenheit wegen, wobey der Patient nicht still stehen kann, und ohne Unterlaſs, des Juckens wegen, welches der scorbutische Ausschlag macht, herumspringen muſs, Rosoole saltantes nennt. — Man leitet dies Uebel von den hohen, dumpfigen, wenig erleuchteten Häusern und von dem häufigen Genuſs des Ochsen- und Schweinefleisches her. —

Wie die Luft zu Salerno jetzt beschaffen sey, ist oben, da von der Cattiva aria die Rede war, schon gemeldet worden. So bald Swinburn [e]) in die Stadt trat, empfand er gleich Drücken und Schwere im Kopfe, welches von der ungesunden Eigenschaft dieses Orts ihm einen Beweis abgab. —

In den bergigten Gegenden des Neapolitanischen Gebiets leiden die Unterthanen von ihren Edelleuten, die sich wie kleine Tyrannen bezeigen, groſse Bedrückung, und es wird ihnen das, was sie zu Hause verdienen, oder was ihnen der Boden trägt, bald abgepreſst. Daher streifen die meisten von ihnen in den Bergen herum und leben vom Rauben: — man rechnet daher, daſs jährlich in den entlegensten Provinzen wenigstens 4000 durch den Dolchstich umkommen.

Dieser Theil von Neapolis, von dem wir bisher gesprochen haben, liefert Fenchel, Anies, Manna und Süſsholz. —

Der noch übrige Theil von Italien ist wenig bekannt, weil es hier unsicher zu reisen ist. Es giebt

e) A. a. O.

giebt hier zwar viele mit Olivenbäumen und mit dem Fraxinus ornus, aus dem der Manna kömmt, besetzte Gegenden; aber Korn wird hier nicht viel gebaut. — Die Küstenbewohner leben daher meist vom Fischfang, und die Bergbewohner gehen mit ihrer Sackpfeife in andere Länder, und suchen sich daselbst ihre Nahrung als Hirten zu verdienen. — Es giebt hier auch öde Gegenden, wo wenig Menschen wohnen; so ist z. B. die Gegend zwischen Lecce und Brindisi sehr elend. — Ueberhaupt scheint sich in Calabrien alles zu vereinigen, was dem Menschen das Leben verbittern kann. Er hat eben so gegründete Ursache über die Grausamkeis seiner Beherrscher, als über die strengen Gerichte Gottes, die dieses Land hart heimgesucht haben, gegründete Klage zu führen. — Von jeder Sache, selbst von jedem Hausthiere muss eine Abgabe entrichtet werden: — nun schränkt sich der Unterthan ein, oder er schaffet sie gar ab; aber nun kann er seinen Acker weder düngen, noch weiter bestellen.

Vergebens sind seine Felder mit Mannabäumen reichlich besetzt: — er darf es nicht wagen, für sich einen Schnitt hinein zu thun, um das Manna heraus zu locken. Wenn ihm aber gegen Ende des Julii sein Beamter befiehlt, Manna zu liefern, so darf er sich mit keinen andern Geschäften entschuldigen, und muss alles gesammlete, ohne das geringste für sich zu behalten, abliefern: ihm ist es nur erlaubt, einmal des Jahrs so viel davon mitzunehmen, als er zum Laxieren bedarf. — Das übrige gesammlete Manna wird als ein Regale betrachtet, welches in grosser Menge in andere Länder verschickt wird. — Das zweyte Produkt, wel-

welches von hieraus, ebenfalls in grofser Menge, weggefchickt wird, ift das Olivenöl, von dem jährlich 600000 Salme aus dem Lande weggehen. —

Die hiefigen Einwohner find grofse Freunde von Mufik und Tanz: — fie haben auch einen grofsen Hang zur Melancholie, und verfallen fehr leicht in allerhand Schwärmerey. Die Liebe zur Mufik geht fo weit, dafs man oft Leute auf dem Felde fieht, die mit der einen Hand mit der Hacke die Erde bearbeiten, und mit der andern die Sackpfeife halten, worauf fie allerley muntere Lieder blafen. — Ihre Schwarmerey fieht man daran am deutlichften, dafs jährlich wenigftens 1500 Weiber, die fich für befeffen ausgeben, eine Walfahrt nach Soriano machen, um dafelbft von der Befitzung des böfen Geiftes, durch das Anfchauen des heil. Dominicus befreyet zu werden. —

Weit von aller Aufklärung entfernt, verdammen die Calabrier alle Neuerungen: es darf daher nicht leicht jemand fich unterftehen, feinen Kindern die Blattern einimpfen zu laffen, wofern er nicht Gefahr laufen will, mit Schimpfnamen belegt zu werden. Die Hitze der Sonne verbrennet eben fo oft das Gehirn diefer Leute, als das unterirdifche Feuer ihre Wohnungen verwüftet: fo wohl das erfte, als das letzte haben einen ftarken Einflufs auf ihr Temperament, Gemüthscharakter und Krankheiten. — Wegen der haufigen Erdbeben und daraus entftandenen fchädlichen Ausdünftungen ftand Calabrien fchon bey den Alten in keinem guten Ruf. So wird Peftum z. B. vom Strabo als ein ungefunder Ort angeführt, und das vom Diomedes angelegte Salapia mufs-

te, ſeiner höchſt ungeſunden Lage wegen, um 400 Schritte weiter vom Meere entfernt werden *f*). Faſt überall ſteigen jetzt aus den vielen Moräſten, Sümpfen und ſtehenden Waſſern jene ſtinkende Nebel hervor, welche die benachbarten Berge aufhalten, und die ſich nicht zerſtreuen können. Traurig iſt beſonders diejenige Gegend nun zur Zeit beſchaffen, die vom letztern Erdbeben viel gelitten hat. Die Menſchen ſind blaſs, mager und ausgemergelt, beſonders trift dies die Ackerleute um Peſtum, welche ſich viel in freyer Luft aufhalten müſſen, und die eine gelbe Farbe haben, aufgedunſen und ſchwammigten Anſehens ſind; da hergegen die Wirthsleute, welche nicht viel herauskommen, geſund ausſehen *g*). Als Herr Bartels dieſe Gegenden beſuchte, fand er die Einwohner noch meiſt unter Baraquen wohnend; ſie kannten die ungeſunde Beſchaffenheit ihres Vaterlandes zu gut, als daſs ſie nicht gewuſst hätten, daſs der Aufenthalt einer einzigen Nacht in dieſer Gegend, einem Fremden ſehr nachtheilig werden könnte, daher ſie ihn warnten, hier zu bleiben. Er merkt ferner an, daſs in den zwey erſten Jahren, nach dem erlittenen Erdbeben, 20000 Menſchen durch Seuchen, welche die giftige Luft und der Mangel hervorgebracht, wären ums Leben gekommen. — Seit Baglivs Zeiten iſt übrigens dieſe ganze Gegend der Tarantelſpinne wegen, die man hier häufig antrift, und noch mehr wegen einer Krankheit, welche eine Folge des Tarantelſtichs ſeyn ſollte, und dies merkwürdige Phänomen an ſich hat, daſs die Patienten, welche am

f) Cicero Orat. II. de lege agraria.

g) Bartels a. a. O.

am Tarantismus leiden, durch das Tanzen nach einer gewiſſen Muſik wieder hergeſtellt werden, berühmt. Bagliv, bekanntermaſsen, hielt den Tarantismus für eine Folge des Stichs jener Spinne; doch that er dies nicht unbedingter Weiſe. Denn [h]) er ſahe oft auch hyſteriſche, mit der Bleichſucht befallene Weiber, welche faſt gleiche Zufälle mit jenen hatten, und auch durch das alljährige Tanzen, ſo bald ihnen der Paroxismus ankam, davon befreyet wurden. Seit neuern Zeiten hat man angefangen, jene Geſchichte mit dem Tarantelſtich für ein Mährchen und für Betrügerey zu halten. Man hält den ganzen Zufall nur für melancholiſchen Wahnſinn, an Hypochondrie und Hyſterie grenzend, welcher, dem Nationalcharakter der Apulier gemäſs, durch Muſik und Tanz Erleichterung bekömmt [i]). Die wahre Urſache dieſes ſonderbaren Zufalls muſs man, wo ſie nicht reine Betrügerey iſt, in den Nervenzufällen, denen hier die Weiber, wegen ihrer müſsigen Lebensart, und wegen der groſsen Sonnenhitze häufig unterworfen ſind, und wodurch die Reitzbarkeit ihrer Nerven, wie auch ihre Einbildungskraft ſehr exaltirt wird, neben dem angebornen und natürlichen Hang zur Muſik und Tanz ſuchen. Was wir oben von den Pilgrinnen und ländlichen Pfeifern angeführet haben, führt zur Beſtätigung dieſer Behauptung. Noch wenigerm Zweifel bleibt die Sache unterworfen, wenn man einen Blick auf die alten heydniſchen Gebräuche, die hier Statt fanden, wirft, und wenn man an die ehemaligen Bacchus-Prieſterinnen gedenkt, die die Orgien ih-

h) Baglivi Opera, p. 616.

i) Michaelis med. pr. Bibl. I. B. I. St. S. 47.

res Gottes mit dem gröſsten Enthuſiasmus unter Tanz und Muſik feyerten: wenigſtens Swinburn [k]), der eine ehemals vom vermeintlichen Tarantelſtich curirte Perſon für Geld tanzen lieſs, fand hier mit der Beſchreibung der Alten, die ſie von dem Bacchusfeſte geben, die gröſste Aehnlichkeit. Die Tänzerinn, (und ſo geſchieht es mit allen Patienten, die auf dieſe Weiſe curirt werden ſollen.) war weiſs gekleidet mit rothen, grünen oder gelben Bändern behangen. Ueber die Schultern hatte ſie eine weiſse Schärpe; das Haar hing frey um den Kopf herum, und flog während dem Tanze, wobey ſie den Kopf ſehr ſtark rückwärts bog, frey hin und her. Die Stellung des Körpers und der Tanz ſelbſt waren ſo geſchmacklos, daſs Swinburn es nicht länger anſehen konnte. — Gleichwohl fanden die apuliſchen Weiber von jeher Geſchmack daran, und es miſsfiel ihnen, daſs mit Einführung des Chriſtenthums in dieſe Länder ihre Lieblingstänze verabſchiedet ſeyn ſollten. Unter allerley Vorwand wurden ſie dennoch angeſtellt, und vielleicht war bloſser Zufall daran ſchuld, daſs man dies als ein Mittel gegen den Tarantelſtich anwandte. Daſs die Krankheit nicht vom Stich der Tarantel komme, ſcheint ferner daher geſchloſſen werden zu können, weil man nie einen Ort, wo der Stich geſchehen, vorzeigen kann. Zweytens, ſo hört man nirgends, als nur in Calabrien und Apulien, von den gefährlichen Folgen dieſes Inſekts, ob es gleich in Malta, Otranto und vielen andern Gegenden ebenfalls zu Hauſe iſt. Der Biſchoff von Otranto verſicherte Herrn Turnbull [l]), daſs in ſeiner Gegend die Taranteln

k) A. a. O.

l) Osnabrückſche w. Anz. v. J. 1771.

teln folche böfe Eigenfchaften nicht hätten, und in Malta weifs man wohl, dafs vom Sonnenftich cataleptifche Zufälle entftehen können: aber an den Tarantismus denkt man nicht einmal. Der Doktor Serao m) liefs fich Taranteln aus Apulien nach Neapel kommen, um fie zu unterfuchen, worauf er ihre giftige Eigenfchaft verwarf. Aber dagegen machte man ihm nachher viele Einwendungen, indem man fagte, dafs diefe Thiere auf der Reife, da fie ohne Futter gelebt, ihr Gift könnten verloren haben; vielleicht könnten fie auch von einer ganz unfchuldigen Art gewefen feyn. Swinburn n) fagt: die Brundufier führen noch immer einige Perfonen als Beyfpiele an, welche in den heifsen Monaten wären gebiffen, und darauf ganz träge und ftumpf geworden, auch alle Schnellkraft verloren hätten, bis fie die Mufik irgend eines angenehmen Stücks zum Tanzen bewogen, wodurch das Gift aus dem Körper gefchafft worden. Diefem allen ohnerachtet hält doch Swinburn die Sache für verdächtig, und Turnbull o) fagt endlich: Leute von der zuverläfsigften Einficht haben mich verfichert, dafs die Krankheit, welche man dem Tarantelftich zufchreibt, die nemliche fey, welche die grofse Sommerhitze in allen füdlichen Ländern verurfachet. Hitzige und Wechfelfieber herrfchen in diefen Gegenden des Sommers, und gegen den Herbft, nach Maafsgabe der Witterung, heftiger oder gelinder. Die Landleute und Schnitter find ihnen am mehrften unterworfen. Alle andere Krankheiten

m) Litterat. Zeit. v. J. 1785. S. 227.

n) In L. Z. a. a. O.

o) A. a. O.

heiten hält man einmal für Folgen des Tarantelſtichs, wo immer die Cur mit einem oft Stunden lang daurenden Tanz vorgenommen wird. Hat der Kranke nicht Kräfte genug, die Bewegung ohne Beyhülfe zu machen, ſo helfen und führen ihn andere ſo lange, bis er in einen heftigen Schweiſs geräth. Andere, die nicht das Bette verlaſſen können, müſſen ſich doch in demſelben, ſo viel ſie können, bewegen, oder ſie werden von andern geſchüttelt, bis ein Schweiſs ausbricht, worauf oft Ruhe, Criſis und Geneſung folgt. —

Die Stadt Gallipoli p) liegt auf einer felſigten Inſel, und hängt durch eine Brücke mit dem feſten Lande zuſammen. Die Luft iſt hier ſehr fein, und die Winde ſind ſehr ſcharf: daher ſind hier Blutſpeyen und Schwindſucht ſehr gemein.

Die Stadt Brindiſi, das alte Brunduſium, war vor Zeiten ſeiner herrlichen Lage und fruchtbaren Bodens wegen, ſehr berühmt, auch war der Ort jederzeit ſehr geſund. Seit 30 Jahren iſt er aber ſo ungeſund geworden, daſs von 18000 Einwohnern kaum 5000 mehr vorhanden ſind. — Ehemals ſchickte man aus den Klöſtern zu Neapolis die Schwindſüchtigen hierhin; jetzt entfernen ſich von hier, wenigſtens des Sommers, die reichen Einwohner, um nicht von der peſtilenzialiſchen Luft angeſteckt zu werden. Hiervon liegt die Urſache in folgendem Umſtand. Brindiſi hat zwey, vermittelſt eines Canals, zuſammenhängende Hafen: nun lieſs im 15ten Jahrhundert ein Fürſt von Tarent einige Schiffe in dem Canal verſenken, wodurch der Ein- und Ausgang aus dem einen

p) Swinburn a. a. O.

einen Hafen in den andern sehr erschweret wurde. — Nach und nach hat sich hier Sand, in dem Meerwurzeln festen Fuſs gefaſſet haben, dermaſsen angehäuft, daſs nunmehro der Canal ganz verschloſſen ist. Da nun der zunächst an der Stadt gelegene Hafen kein frisches Waſſer weiter aus der See erhalten kann; so ist er nach und nach in einen groſsen Morast verwandelt worden, in dem, auſser Aalen, keine Fische, wohl aber Millionen Insekten ihr Leben hier erhalten können. Die aus diesem Orte jetzt im Sommer aufsteigenden Dünste haben den Ort ganz vergiftet. — Diese Leute muſs man bedauren; da man hingegen die alten Locrier auslachen muſs. Bey diesen alten Locriern, oder bey den Einwohnern der heut zu Tage genannten Stadt Gieraci in Calabrien, war ein seltsames Gesetz in Ansehung des Weintrinkens der Patienten, welches Aelianus folgendermaſsen beschreibt: Wenn ein Kranker ohne Geheiſs des Arztes Wein trank, wenn er auch davon beſſer wurde; so wurde er doch am Leben gestraft, weil er ohne Befehl des Arztes den Wein getrunken hatte q). —

Die einige Meilen von Neapel liegende Insel Ischia, welche volkanischen Ursprungs ist, hat eine sehr reine Luft und viele wohlthätige Dampfbäder. Der ersten Ursache wegen hielt sich hier vor einiger Zeit ein gewiſſer Neapolitanischer sehr dicker und engbrüstiger Prinz Zurlo r) auf. Wenn dieser Geschäfte wegen nach Neapolis reisen

q) Aeliani variae Historiae, Libr. II. Cap. 37.

r) Markard Beschreib. der Insel Ischia, in Auswahl kleiner Reisen, 11ter Th.

ſen muſste; ſo konnte er es kaum länger als ein paar Tage lang in Neapolis aushalten, und er eilte wieder nach Iſchia zurück. Was die Dampfbäder anbetrift; ſo ſind es Gruben oder Kammern in der Erde, woraus der Dampf zwiſchen den Lavaſtücken, aus welchen dieſe Gegend beſtehet, hervordringt. In einer ſolchen Grube ſetzt ſich ein Menſch nakt, und wird bis an den Hals zugedeckt, daſs alſo der ganze Menſch in einer heiſsen Dunſtwolke ſitzt. Es giebt hier noch andere Gruben unter freyem Himmel, über welchen Röhren angebracht ſind, damit man einzelne Glieder, Arme und Beine, darin bähen könne. — Auſser dieſen Bädern giebt es der Mineralwaſſer im Neapolitaniſchen und in Calabrien noch viele mehrere. Die vornehmſten ſind [s]): die Waſſer von Gurgitello; del Caſipine; dell Olmitello von Calara; ferner die Waſſer von Piſciarelli bey Pozzolo; die Waſſer von Riarlo.

Das Waſſer von Sellia im äuſsern Calabrien enthält viel Glauberſalz; das bey Coſenza Schwefel ohne Salz; zu Monticaſio Stahl; bey Vico Equenſe Schwefelleber; bey Citara, Caſtiglione und Pozzoli warmes Waſſer mit Kochſalz; im Lande Lavoro iſt ein warmes Schwefelwaſſer; die Quelle des Piſcinelli hat warmes Stahlwaſſer.

An Arzeneywaaren [t]) liefert Italien verſchiedene Arten der Ariſtolochien; den weiſsen und ſchwarzen Nieſewurz; die rothe Gentiana, die häufig auf den Appenninen wächſt; die Atropa; die Mandragora; den Fenchel; den cypriſchen und vene-

s) Crells chemiſche Annalen, 1. Band. 1786. S. 281.
t) Hanemann und von den Sande a. a. O.

venedifchen Terpentin; den Maftix; Opoponax und Tragacanth; den römifchen Alaun. —

Die beften Weine [u]) find 1. der Wein, fo am Fufse des Vefuvs wächft, und Lachryma Chrifti heifst; er ift roth von Farbe und füfs von Gefchmack. 2. Der Albanifche Wein. 3. Vin di Monte Fiafcone, von dem jenes Sprüchwort herkömmt: eft, eft; propter nimium eft etc. 4. Vin del monte Bolzano. 5. Der Prafecker Rheinfall auf dem Capo d'Iftria: alle diefe Weine find füfs, und unter ihnen ift der Albanifche vorzüglich gefund. Weniger füfs, aber doch fehr angenehm, find der Rofazer und Veltliner Wein, der auch Vin aromatique genannt wird.

Von Dalmatien, Bosnien, Servien, der Wallachey; von der europäifchen Türkey und dem Archipelagus.

Wenden wir uns von Italien über das adriatifche Meer; fo treffen wir die hier oben benannten Länder, als die letzten in Europa, unter diefer Breite, an, welche wir deshalb mit einander verbinden, weil die Einwohner derfelben meift in ihren Sitten und Lebensart mit einander übereinkommen. —

Die meiften Infeln Dalmatiens [v]) find mit fchroffen und unzuganglichen Felfen verfehen: ver-

u) Fr. Hoffmanni Diff. de Vini Rhenani praeftantia.

v) Fortis Reifen in Dalmatien im Jahre 1772. und 1773. im 20ften Bande der Samml. der beften und neueften Reifebefchr. Berlin 1780. S. 215. u. f. w.

verſchiedene liegen jetzt öde, und überall trift man Ueberbleibſel ihrer ehemaligen römiſchen Beherrſchung an: es giebt unter ihnen welche, die volkaniſchen Urſprungs ſind; andere, die groſse unterirdiſche Höhlen haben, ſo wie es auch nicht an fruchtbaren Oertern fehlt. An Waſſer leiden einige ſonſt geſunde Inſeln, als z. B. Ulbo, Selve, Zapuntello, Uglian u. a. Mangel. Andere, als z. B. Norin haben faſt nur geſalzenes Waſſer; die Einwohner trinken es aber zu ihrem groſsen Schaden an der Geſundheit. Man findet aber auch das herrlichſte Waſſer auf den Dörfern von Primorie, welches ſich Jahre lang in verſchloſſenen Gefäſsen erhält; endlich ſo liefert die Inſel Bua ſo gar eine Asphaltquelle. — An Moräſten hat Dalmatien einen Ueberfluſs: nirgends ſind ſie aber von ſo ſchädlicher Auswürkung, als zu Oſtrovizza, und beſonders zu Narenta, wo ſie alle Herbſte ein faſt peſtilenzialiſches Fieber erzeugen. Zu Almiſſa aber, wo der Cettmafluſs ebenfalls einen Moraſt hervorbringt, verhindert ein kühler Wind, der allezeit um Mitternacht aus den ſteilen und engen Ufern des Fluſſes her wehet, alle ſchädliche Folgen, und es ſind die Einwohner nur im Sommer mit Wechſelfiebern geplagt. — Zu Primorie war die Luft ehemals, eines ſalzigen Sumpfes wegen, gleichfalls vergiftet: ſeitdem aber die Einwohner demſelben eine Gemeinſchaft mit dem Meere verſchaffet haben, iſt die Luft ſehr geſund worden, und die Bevölkerung hat ſich vermehrt. Die Inſeln Zara und Pacoſsiane haben nicht die geſundeſte Luft, weil die Nachbarſchaft der See zu viele ſalzige Nebel und Dünſte herbeyführt. Wenn man alſo die hier angeführten Oerter ausnimmt; ſo genieſset der übrige meiſte Theil von Dalmatien eine

reine

reine Luft, welche aber nicht überall von gleicher Wärme ist.

Da auf den Bergen, in deren Nachbarschaft viele Einwohner leben, auch wohl im Sommer Schnee liegen bleibt; so ist hier die Hitze wohl zu ertragen: aber Fortis fand auch Gegenden, wo es im September so heiſs war, als in Apulien im Sommer; da blühen auch die Palmen, Aloe und andere; so wie es hier überhaupt herrliche Pflanzen giebt, unter andern die Esche, welche Manna liefert, die aber die Morlacken den Schweinen vorwerfen, weil sie ihnen zu stark laxiert. In einigen Gegenden hat man periodische Winde. So kömmt z. B. von den kalten Felsen zu Primorie alle Jahre im März ein kalter Nordwind her, welcher Brustkrankheiten und Fieber erzeugt; und wiederum trift der Sirocko zu einer andern Zeit auch richtig ein, welcher auch hier Muthlosigkeit und Mattigkeit verursachet. Dieser Wind dauert hier 20 Tage lang; hört immer mit Sonnen-Untergang auf, und ist an sich trocken. Endlich so ist die Insel Arba oft so sehr den strengen und stürmischen Nordwinden, welche oft das ganze Jahr durch anhalten, ausgesetzt, daſs hier alsdenn Frühling und Sommer fast ganz verschwinden. In einer Nacht sind wohl über 10000 Schaafe erfroren.

Die Römer hielten ehemals einige dieser Inseln für sehr ungesund, und nach solchen schickten sie ihre Missethäter: sie wählten dazu gemeiniglich Bua; aber ich glaube, Arba würde den Vertriebenen unangenehmer gewesen seyn. — Einige Inseln Dalmatiens sind auch mit Tarantelspinnen, welche denen in Apulien ähnlich sind, versehen. Hier zu

Lande setzt man denjenigen, der von diesem Insekt gestochen worden ist, auf ein schlaffes Seil, das an zwey Hacken befestiget ist, und schwingt ihn fünf bis sechs Stunden lang darin herum. —

Was die Einwohner dieses Landes anbetrift; so sind es ausser den Morlacken, Zigeuner und Haiducken, welche zwischen den Felsenklüften ein sehr rauberisches und trauriges Leben führen. Ueberhaupt führen die meisten Menschen hier ein sehr rauhes und hartes Leben, ja man hat so gar Spuren, dass einige ehemals in tiefen unterirdischen Gewölben gelebt haben. Die Nahrungsmittel der meisten Inselbewohner sind Fische und besonders Aale. Viele backen nur, anstatt Brod, Kuchen aus Hirse, Gersten oder Heydekorn; zu Bossiglina kann man kein anderes, als aus Asphodillwurzel gemachtes Brod haben: — diese Leute sind aber kraftlos, ungesund, haben oft Magenschmerzen und Blutbrechen. Ueberhaupt aber sind die Morlacken keine Kostverächter. Ihre Nahrung besteht grösstentheils aus gestockter Milch, die sie mit Essig zum Gerinnen bringen, und davon die Wacke trinken; ferner aus Käse in Butter gebraten; aus Krautköpfen und einigen Gemüsen. Durchgängig sind sie gesunde, starke Leute, und die Frauen gebähren oft auf einer Reise, wenn sie auch allein sind, leicht; dann baden sie das Kind in kaltem Wasser, und bringen es oft erst am andern Tage, da sie gleich wieder bey ihre Arbeit gehen, zu Hause. — Was das böse Fieber zu Narenta anbetrift; so leitet dieses Pujati y) von Insekten her, welche ihr Gift von ver-

y) Fortis a. a. O.

verfaulten thierischen und pflanzenartigen Substanzen holen, und es demjenigen, den sie durch einen Stich verletzen, mittheilen. Wenn auch dies nicht bewiesen ist, so sahe doch Fortis an einem Geistlichen eine grosse Beule am Kopf, welche ihm von einem Insekt durch einen Stich war verursachet worden. So wie die Morlacken von roher Natur sind, und sich aus Gesundheitspflege wenig machen; so verfahren sie auch, wenn sie krank sind. Da sie keine Aerzte haben, so nehmen sie ihre erste Zuflucht zu einem mächtigen Schluck von Rakia. Will's damit nicht gehen, so schütten sie eine gute Dosis Pfeffer oder Schiesspulver darunter, und trinken diese Mixtur. Nach diesem pflegen sie sich, wenn es Winter ist, sehr gut zuzudecken, und wenn es Sommer ist, auf den Rücken, der Länge nach in die Sonne zu legen, um, wie sie sagen, das Uebel zu verschwitzen. Gegen das Tertianfieber nehmen sie den ersten und zweyten Tag ein Glas Wein, in welchen zu verschiedenen Stunden etwas Pfeffer geworfen worden; den dritten und vierten wird die Dosis verdoppelt. Fortis sahe bey einigen davon Hülfe. — Verstopfungen heben sie durch einen grossen glatten Stein auf den Leib gelegt, und Appetit nach überstandenem Fieber befördern sie durch Essig. —

Wir kommen nun zu dem übrigen Theil von Illyrien, Bosnien, Servien, Bulgarien und der Wallachey, von welchen Ländern man aber nur bis jetzt mangelhafte Nachrichten mittheilen kann. In Illyrien giebt es viele Sümpfe, und die Hitze ist, selbst in östlichen Theilen desselben, im Sommer, vom April bis zum September, so gross, als

es nur in einem Theile von Italien ſeyn kann [z]). Daraus müſſen nothwendig oft Seuchen entſtehen. Die Illyrier wurden mit einer der ſchlimmſten, zu den Zeiten des Hippocrates, geplagt; ſie ſandten Abgeordnete zu ihm, um ſeinen Rath zu erbitten, aber er konnte ihnen nicht helfen. Dieſelbe Beſchaffenheit hat es auch mit Bosnien, und beſonders mit Servien. Fiſcher [a]) ſagt: hier giebts viele Moräſte; am Waſſer iſt im Sommer Mangel; die Menſchen müſſen Sumpfwaſſer trinken; die Hitze iſt bey Tage ſehr groſs, aber die Nächte ſind kalt. — In Servien gabs einmal eine Zeit, nemlich ums Jahr 1732., da man den Vampyrismus hier für eine endemiſche Krankheit hielt [b]). Wo nur ein Menſch nach einer kurzen Krankheit ſtarb, da ſollte ein Blutſauger, oder ein Vampyr ſchuld daran ſeyn: — man ſtellte alſo gleich Nachforſchung an; man öffnete die Gräber, und fand es ſich nun, daſs irgend ein Körper, der bereits einige Zeit begraben geweſen, annoch unverſehrt war, und fand man, als das eigentliche Kennzeichen eines Vampyrs, Blut in ſeinem Munde, oder war das Sterbekleid mit Blut bedeckt; oder waren endlich die Nägel von den Fingern merklich verändert worden; ſo bedurfte es keinen weitern Beweis, daſs man nicht hier mit einem Vam-

z) I. G. A. Kramer Diſp. de Scorbuto, Norimb. 1737. im 3ten Bande der Hallerſchen Beyträge zur Beförderung der Geſchichte und Heilung d. K. herausgegeben v. Lor. Crell. Berl. 1782.

a) Dan. Fiſcheri Relatio de Variolis in Commentatione de remedio ruſticano etc. Erfordiae. p. 76.

b) Commercium literarium Norimbergenſe, 1732. p. 170.

Vampyr zu thun habe, der ſich nach dem dortigen Landglauben nächtlich zu andern Menſchen begiebt, und ihnen alles Blut ausſauget, wovon die beſchmutzte Wäſche, und das, was der Vampyr noch im Munde hat, nur ein geringes Ueberbleibſel iſt: das meiſte Blut, ſagen ſie, verſchluckt er, und daher findet man die Vampyren oft ganz dick und corpulent, wenn ſie auch im Leben ganz mager geweſen. — Wo man nun an einer Leiche ſolche Kennzeichen findet, da geht man ganz unbarmherzig damit um; man hauet ihr zuerſt den Kopf ab: man ſpieſst das Herz, und nun verbrennet man den ganzen Körper, und wirft die Aſche in einen Fluſs, wenn ein ſolcher in der Nähe iſt. — Auf dieſe Weiſe wurden 1732. zu Barachini 12 Leichname hingerichtet [c]). — Es geht aber, wie vernünftige Aerzte längſt bewieſen haben, mit dem Vampyrismus ganz natürlich zu, und es fehlt nicht an Beyſpielen, daſs dergleichen ſich nicht auch an andern Orten ſollte zugetragen haben. Daſs aber Servien deshalb ſo berüchtiget iſt, muſs man theils von der Gewohnheit, die Leichen bald nach dem Tode zur Erden zu beſtatten; theils auch daher leiten, weil man ſelbige nicht tief genug, ſondern nur mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt, flach beyſetzet. — Da ſich dies ferner nur in ſolchen Jahren, wie Kramer [d]) vermuthet, zuträgt, wenn in Servien ein allgemeiner Miſswachs iſt, wo die Menſchen genöthiget ſind, ſchlechte Nahrungsmittel zu genieſsen, worauf contagiöſe Krankheiten zu folgen pflegen; ſo irret man wohl nicht, wenn man dafür hält, daſs dieſe ver-

c) L. c. p. 82.
d) L. c. p. 292.

vereinigten Urſachen eine Auflöſung oder doch Ausdehnung des Bluts hervorbringen, die nicht ſelten mit einer Ergieſsung des Bluts in und auſser den Höhlen des Körpers verbunden iſt.

In Bulgarien, welches das alte Moeſien iſt, giebt es viele hohe Berge und warme Bäder. Unter den Bergen iſt der Hämus der berühmteſte. — Man behauptet, daſs die hieſigen Einwohner von den Scyten abſtammen: ſie waren von jeher tapfer und ihren Nachbarn fürchterlich. Plinius ſagt: dies Land bringe die beſten Gurken hervor. Die Peſt, welche in Illyrien, Servien und Bulgarien oft ihren Anfang nimmt, wie dies der Fall im Jahre 1740. war, iſt die gröſste Plage dieſer Länder; doch iſt ſie mehr eine Folge der bey den Türken gewöhnlichen Nachläſsigkeit in Vermeidung aller Vorſorge, um dem Gifte zu ſteuren, als des ungeſunden Landes, welches dieſen Namen nicht verdient; von dem vielmehr bekannt iſt, daſs es, bey einer beſſern Einrichtung und Verwaltung, in das geſundeſte Land umgeſchaffen werden könnte. Schon jetzt ſind die Illyrier, Bulgarier und Wallachen baumſtarke Leute, welche an andern Krankheiten ſelten leiden. Man hat Beyſpiele gehabt, daſs bey einigen von ihnen die edelſten Theile des Körpers durch eine äuſserliche Gewaltthätigkeit ſind verletzt worden, und doch hat ſie die Natur, durch ihre Wunderkräfte, gerettet. Ihre Erziehung iſt hart, und da die meiſten Rätzen und Wallachen ſich zur griechiſchen Religion bekennen, und daher die Enthaltſamkeit von Fleiſch beobachten; da ſie ferner ländlich und der Natur gemäſs leben; ſo bleiben viele dieſer Länder, nach Kramers [e]) Bericht, auch alsdenn oft von Seuchen ver-

e) L. c.

verschont, wenn ganz Ungarn damit heimgesucht wird. Auch vom Scharbock spricht er sie frey, und sagt: viele von ihnen erreichen 130 Jahre.

Die europäische Türkey würde, ihrer herrlichen und gesunden Früchte wegen, wovon viele, wie Plinius berichtet, selbst ohne Dünger gut fortkommen; besonders ihrer reinen Luft halber, die nur selten mit faulen Dünsten angefüllt ist, unter die glücklichsten und gesundesten Lander Europens gezählt werden müssen, wenn nicht die türkische Religion und die über alle Maassen schlechte Regierungsverfassung auf selbige einen so widrigen Einfluss hätten. Vermöge ihrer Religionsbegriffe vermeiden sie viele, selbst bekannte Krankheitsursachen, gar nicht; sie verabscheuen die desfalls von andern getroffenen Vorkehrungen; sie fliehen sorgfältig die Mittel, wodurch sie aus ihrem Irrthum gerissen werden könnten, und hangen desto eifriger den dümmsten und abgeschmacktesten Vorurtheilen an, mit Geringschätzung gründlicher Gelehrsamkeit. In keiner Krankheit blickt ihre Gleichgültigkeit stärker hervor, als in der Pest, bey der sie mit aller Gelassenheit, wenn ihr Betragen diesen ehrwürdigen Namen verdient, allen Gefahren trotzen. Sie vermeiden nicht allein den Umgang nicht mit Personen, die mit dieser Krankheit angesteckt sind; sondern sie warten ihrer auch ganz sorgenlos f); berühren sie mit ihren Handen; bedienen sich der nemlichen Sachen, welche die Patienten gebraucht haben; ja so gar ihrer Betten und Kleidungsstücken. -- Von Contumacen; vom Einsperren während der Pest; vom Verbrennen derer

f) Guys a. a. O.

derer mit Peststoff besudelten Sachen, wollen und dürfen sie nichts wissen. Ihr Geiz läſst dies auch nicht zu: vielmehr heben sie die inficirten Sachen, wenn sie solche nicht gleich gebrauchen oder veräuſsern können, sorgfältig in verschlossenen Kisten auf, oder man bringt sie nach einer Trödelbude, woraus ein jeder ungescheut allerhand Waare kauft, und dadurch unaufhaltbar das Gift verbreitet. Eine andere Gelegenheit zur Ausbreitung der Pest geben die öffentlichen Bäder, wohin sich jedermann, selbst zur Pestzeit, begiebt [g]), und sich nach demselben auf Matratzen legt. Man beschuldiget auch eine gewisse Frucht, Melongena [h]) genannt, wovon die Türken groſse Liebhaber sind, und welche vielleicht nur deshalb das Gift verbreitet, weil man sie ohne Unterschied von jedermann einkauft. Es ist daher, in diesem Lande, weniger zu bewundern, daſs sich hier diese verderbliche Seuche so oft einstellt, als daſs die Natur, bey dem gänzlichen Mangel menschlicher Beyhülfe, dennoch Kraft genug besitzt, dem Gifte, wenn es weit und breit um sich gegriffen hat, endlich Einhalt zu thun. Dies thut sie, wenn die Krankheit den ganzen Winter und Frühjahr durch gedauert hat, fast allezeit um Johannis, wenn die Hitze am gröſsten geworden [i]). Hierauf machen alle, so wohl Christen als Mahomedaner, Rechnung. Ja, es ist sogar zum Sprichwort geworden: wenn St.

g) Göttinger gel. Zeit. v. J. 1779. S. 29.

h) Neue Samml. der R. Hamburg 1786. 8. B.

i) Chr. W. Lüdeke Beschreibung des türkischen Reichs. Leipz. 1771.

St. Johannes kömmt, geht die Pest fort [k]). Fügt man nun noch zu jener verheerenden Krankheit die hiesige schlechte politische Verfassung hinzu, vermöge welcher die meisten Menschen, unter dem eisernen Scepter des Despotismus, in Armuth leben müssen, indem man oft, bey entstandenem Brodmangel, dem Landmann sein Saatkorn abpresset [l]), oder ihm nicht erlaubt, die Heuschrecken, zu deren Eyervertilgung man ehemals so gar mit vielen Kosten Wasser aus Syrien kommen liess, zu zerstören [m]); bedenkt man, dass dies ein Land sey, wo das Leben vieler Menschen sehr gering geschätzt wird; wo man aus dem Abgang vieler Hunderte nichts macht, und nur dann erst Vorbitten in den Moscheen anstellt, wenn in Constantinopel, zur Pestzeit, täglich 999 Menschen aus einem Thore getragen werden [n]); ein Land, wo man sich geflissentlich den Verlust verheimlicht, um den Mitteln nicht nachspüren zu dürfen, wodurch die gelittene Wunde geheilet werden könnte, indem man vorgiebt, dass das Aufnehmen der Mortalitäts-Tabellen gegen die Gesetze des Korans streitet [o]); so muss man sich verwundern, dass das herrlichste Land in der Welt nicht schon längst zerstört worden sey. Dass sich dieses aber noch nicht

k) Poirets Reisen in die Barbarey und Altnumidien. Strasb. 1789. 1. Th. S. 257. Siehe auch unten S. 109 u. f.

l) Totts Nachrichten von den Türken und Tataren. Frankf. und Leipz. 1787.

m) Mariti Reisen durch die Insel Cypern, Syrien und Palästina. Altenb. 1777.

n) Tott a. a. O.

o) Ives Reisen.

mit der Türkey zugetragen habe, daran sind, ausser dem gesunden Clima, hauptsächlich folgende Ursachen schuld: Erstlich müssen wir hier hin rechnen die grosse Gleichgültigkeit, womit die Türken die widrigen Streiche des Schicksals geduldig ertragen, und selbst den blauen Strick küssen, der ihnen die Kehle zudrücken soll; zweytens ihre Mässigkeit im Genuss der Fleischspeisen, hergegen der häufige Gebrauch des Pillau und des Sorbets, welches sehr gesunde Sachen sind; ferner ihre Reinlichkeit, welche sie mit allen Morgenländern gemein haben, indem sie nicht allein sehr oft die Hände, den Tag über, waschen, sondern auch nach jeder Mahlzeit den Mund mit Wasser ausspülen, wodurch sie wenigstens gegen Flüsse und Zahnschmerzen, welche bey ihnen selten sind, bewahret werden p). Auch ihr häufiges Baden entfernt viele Krankheiten, die aus Trockenheit und Steifigkeit der festen Theile, so wie aus Zähigkeit der flüssigen zu entstehen pflegen. Die daraus entstandene Schwäche wird durch das kalte Bad, dessen sich selbst die zärtlichen türkischen Damen, wenn sie vier oder fünf Stunden lang in dem warmen zugebracht haben, bedienen, wahrscheinlich wieder gehoben. Lady Worthley Montague versichert, dass es ihr erstaunlich anzusehen gewesen, wie die Frauen aus dem heissen Bade sogleich in das Kühlgemach, ohne sich zu verkälten, haben gehen können.

Ich will der Lady Montague in Ansehung des kalten Bades nicht widersprechen; indess erinnere

p) Niebuhrs Reisen im 18ten Bande der Berliner Samml. d. R.

innere ich mich nicht, daſs derſelben bey einem andern Schriftſteller Erwähnung gethan worden. Dieſes, nebſt der ſtrengen Enthaltung vom Wein, iſt, nach Cadogan q), Urſache, daſs die Türken, ſo wie die Banianen, von Podagra und Gicht verſchont bleiben. Sie bedienen ſich auch ferner keiner Schnürleiber: daher weiſs man in dieſem Lande nichts von Rachitis, noch weniger ſiehet man Buckelichte r). Niemals will man auch bey den Türken einen Bandwurm bemerkt haben s). Weil ſie aber den Kopf ſehr warm halten, ſo leiden ſie auch dafür oft an Augenzufällen t).

Die Hirnſchale u) eines Türken iſt faſt kugelicht. Das Hinterhaupt ragt äuſserſt wenig nach hinten hinaus, ſo daſs das groſse Loch im Hinterhaupte faſt am hintern Ende der Baſis cranii liegt. Die Stirn iſt breit; die Glabella hervorragend; die Foſſae molares flach vertieft. Die Theile des Geſichts ſind in gefallendem Verhältniſs. Eine Protuberantia occipitalis iſt faſt gar nicht da. Die Condyli occipitales ſind groſs und ſehr gebogen. Die Oeffnung der Naſe iſt eng, und unten in Form eines Halbzirkels abgerundet. Die Pars alveolaris der obern Kinnbacke iſt ſehr kurz. —

Was

q) Erlanger gel. Zeit. v. J. 1772.

r) Ballexſerd Education phyſique des Enf. Paris 1762. p. 116.

s) Campers Beantwortung einer von der bataviſchen Geſellſchaft aufgegebenen Preisfrage aus dem Holländiſchen überſetzt von Herbell. Cleve 1788. S. 145.

t) Blumenbach decas Collectionis etc.

u) Tott a. a. O.

Was die Witterungsconstitution dieses Landes anbetrift, so haben wir nur von Constantinopel die zuverläfsigste Nachricht. Dieser Ort, ob er gleich in einer angenehmen Gegend liegt, ist dennoch nicht der gesundeste, woran die grofse Unreinlichkeit der Strafsen; die veränderliche Witterung; die Nachbarschaft des schwarzen Meeres und andere Umstände schuld sind. Pringle *) führt aus dem Timoni an, dafs die Häuser in Constantinopel, worin Reinlichkeit herrscht, zur Zeit der Pest am meisten verschont würden; — allein, deren giebt es hier nicht viele. — Da sich ferner in die schwarze See viel unreines Wasser aus dem Palus Mäotis ergiefset, so ist das Wasser desselben trübe, schlammicht und gar schlecht: nun werden die aus demselben hervorsteigenden stinkenden Nebel häufig durch die Nordwinde über die Stadt verbreitet, wodurch selbige fast beständig feucht und dumpfigt erhalten wird y); dies ist Ursache sowohl von der oft empfindlichen Kälte, welcher man in Constantinopel ausgesetzt ist, und wogegen man sich nicht durch Camine und Ofen, sondern durch Pelze und Kohlbecken, welche mit glühenden Kohlen angefüllet sind, und welche man Tandour nennt, zu schützen sucht; als gleichfalls von der Feuchtigkeit der Luft, die sich auch an dem vielen Moofs zu erkennen giebt, welches man auf den Dächern der Häuser findet. Zu andern Zeiten

x) Beobachtungen über die Krankheiten einer Armee. S. 328.

y) della Valle Beschryving der voortreffelyke Reizen. Amsterdam 1666. p. 26. Uebersetzung aus der Grundsprache. M. s. a. Riedesels Bemerkungen auf einer Reise nach der Levante. Leipz. 1774. S. 131.

Zeiten wehen hier erstickende heisse Winde, so dass man kaum Luft schöpfen kann, und man genöthiget ist, sich entweder auf die Erde zu legen, oder man muss das Gesicht an die Wand halten [z]). Dergleichen Abwechselungen können nun für die Gesundheit der Einwohner nicht erspriesslich seyn: indess möchte es doch noch wohl zu viel behauptet seyn, dass aus der mit Feuchtigkeit verbundenen warmen Luft allein in Constantinopel die Pest entstehe [a]). Ob man gleichwohl nicht in Abrede seyn kann, dass diese dazu viel beytrage, so scheinen doch jene oben angeführten Gründe das Pestgift beständig in Constantinopel zu figiren und zu unterhalten [b]). Denn da die Nachlässigkeit der Türken so weit gehet, dass sie so gar die Effekten derjenigen, welche an der Pest gestorben sind, öffentlich verkaufen, und da sich besonders zu den Pelzwerken, womit sie grosse Parade machen, viele Liebhaber finden; so ist die Ausbreitung dieses Gifts unvermeidlich [c]). Sehr oft mag auch die Pest von Egypten, Smyrna und andern Orten nach Constantinopel kommen. Indess erzeugt sie sich wohl am häufigsten in Constantinopel selbst. Was die Zeit anbetrift, so behauptet Volney, dass sie in Constantinopel am heftigsten im Sommer wüthe, und dass sie im Winter aufzuhören pflege, weil hier die Winterkälte gross genug sey, um das Gift

z) Tott a. a. O.

a) C. L. Hoffmanns Abhandl. vom Friesel. 1789. S. 44.

b) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Jena 1788.

c) Tott a. a. O.

Gift zu bändigen. — Andere behaupten, daſs auch hier durch Hitze die Peſt gedämpft werden müſſe. Eigentlich hat man aber hier dazu keine beſtimmte Zeit. — In den meiſten Fällen hört mit dem Winter die Peſt auf. — Minderers Bemerkungen [d]) über die Peſt vom Jahr 1770 und 1771 belehren uns, daſs weder ein ziemlich hoher Grad Kälte mit ſchneidendem Nordwind gepaart, allezeit die Peſt in Beſſarabien dämpfe, noch auch die daſelbſt gewöhnliche Wärme. Selbſt in der Mitte des Auguſts lieſs ſie ſich ſehen.

Die Bäder ſind in Conſtantinopel eben ſo beſchaffen, wie im ganzen Morgenlande; das heiſst, ſie ſind übermäſsig heiſs, ſo daſs es Fremde darin nicht wohl aushalten können, und dennoch bleiben die türkiſchen Weiber oft fünf bis ſechs Stunden darin [e]); hier iſt es auch, wo ſie gewöhnlich, vermittelſt einer Beitze, aus Opperment, ungelöſchtem Kalk und andern Sachen, die Haare an vielen Stellen des Körpers ſorgfältig wegzubringen ſuchen [f]), und wo ſie ſich der ſogenannten Syrme, welches eine Schminke iſt, bedienen, wodurch aber die Schönheit nach und nach verloren geht [g]). Nach dem Bade legen ſie ſich auf Matratzen, um gerieben zu werden, und hier bekümmert man ſich nicht darum, wer auf dieſer Stelle vorhin gelegen, und ob er auch ohne alle Infektion geweſen. Auf dieſe Weiſe verbreiten die Bäder offenbar

d) Litt. Zeit. v. J. 1791. M. Jul.

e) Tott a. a. O.

f) Krünitz oec. Enc. 20. B. S. 514.

g) Tott a. a. O.

bar die Pest. Bedenkt man also diese Umstände, und daſs während der Pest die Geschäfte in keinem Stücke verändert werden, sondern daſs alles frey und sicher durch einander laufet, so braucht man sich gar nicht über das grosse Sterben bey der Pest, in Constantinopel, zu verwundern. —

Was den Wetterstand allhier anbetrift; so habe ich schon oben angemerkt, daſs er veränderlich sey. Oft fallt das Thermometer in einer Nacht 15 Gr. Fahr. Therm. und das Barometer sinkt wohl in einer kurzen Zeit um 10 Grade [h]). Der October und November sind hier gemeiniglich die beständigsten Monate. Vom Julius hergegen bis zum October wechseln brennende Hitze und ungestüme Nordwinde ab. Die Winterkälte fängt im December an, und dauert bis zum Mai. Oft fällt hier wohl in einer Nacht 3 Fuſs hoch Schnee. — Eng sind die Strassen; die Erker ragen in denselben stark hervor; viele Strassen sind gar nicht einmal gepflastert — die Schleussen sind verstopft [i]) — kurz, alles befördert die Ungesundheit der Luft. — Man hat hier daher viele hitzige und Faulfieber [k]). Noch eine andere wichtige Krankheitsursache finden wir in dem übermässigen Gebrauche des Opiums, welches zwar alle Türken lieben, aber wozu sie nicht überall so gute Gelegenheit als in Constantinopel haben. Denn da finden sich [l]) auf einem Platze einer grossen Moschee an der Mauer eine

h) Riedesel a. a. O. S. 226.

i) della Valle a. a. O.

k) Friedr. Hoffmann und Adolphi a. a. O.

l) Tott a. a. O.

eine Menge kleiner Kramladen, in welchen das Opium feil geboten wird, und in deren jedem ein Sopha steht. Hierhin begeben sich die Opiumsesser des Abends haufenweise; setzen sich auf den Sopha, und ein jeder bekömmt seine Portion. Die geübtesten verschlucken wohl vier Pillen, wovon eine jede die Grösse einer Olive hat; hierauf wird ein Glas Wasser nachgetrunken, und nun erwarten sie ihre Begeisterung. Das Ansehen dieser Menschen ist lächerlich traurig; sie sind mager und blass; haben einen langen Hals; der Kopf hängt ihnen auf einer Schulter; der Rückgrad ist gekrümmt; die Schultern reichen fast bis zu den Ohren; zuletzt werden sie cachektisch und wassersüchtig. Die armen Türken, die kein Opium bezahlen können, begnügen sich mit Hanfblättern, welche fast die nemliche Würkung — eine Berauschung nemlich — als das Opium verursachen sollen. Durch beyde suchen sie sich also des Weins wegen, welchen ihnen ihre Religion untersagt, schadlos zu halten. Indess sind die nachtheiligen Folgen, die sie sich dadurch zuziehen, eben so gross, und nur von anderer Art, als wenn sie sich mit Wein übernommen hätten, aber von den Vortheilen, die das Opium in andern Krankheiten äussert, erfahren sie, der Gewohnheit wegen, nichts; so sind sie z. B. der Venusseuche eben so gut als andre unterworfen [m]). Auch selbst in Ansehung des Weins sind viele Türken eben so gewissenhaft nicht: aber sie trinken ihn nur heimlich; sie können von den hitzigsten Sachen viel vertragen: Tott sahe einen Türken, der zwey Flaschen Eau de Lavande stehenden Fusses aussoff, ohne davon Schaden zu bekommen.

Die

m) Blumenbachs med. Bibl. a. B. S. 352.

Die Länder Macedonien, Theſſalien und Albanien ſind in der Geſchichte der Eroberungen zu bekannt, als daſs an der Tapferkeit ihrer Einwohner könnte gezweifelt werden. Zugleich bewohnten ſie auch ein geſundes Land und viele von ihnen, beſonders die, ſo auf dem Berge Athos wohnten, erreichten ein hohes Alter, deshalb ſie auch Macrobii [n]) hieſsen.

Das Clima, die Witterung, die Lebensart und die Krankheiten dieſer Länder, wie auch Griechenlands und der Inſeln des Archipelagus ſelbſt, haben ſich, ſeit Hippocrates Zeiten, zwar ſehr geändert; doch trift man noch manche Sachen eben ſo an, wie es der Vater der Arzeneykunde beſchrieben hat. Ueberhaupt findet man, daſs hier die Witterung von jeher ſehr veränderlich geweſen iſt. Da gabs z. B. in alten Zeiten Jahre [o]), in welchen die Winter bey Südluft trocken und gelinde; die Frühlinge kalt; die Sommer trübe, doch ohne Regen; die Herbſte aber feucht waren. Es gab wieder andere Jahre [p]), wo die Winter mit vielem Regen, Schnee, Kälte und Nordwinden begleitet waren, die ſelbſt noch im Frühjahr herrſchten, worauf nur ein gelinder Sommer, und dann wieder viele Regengüſſe im Herbſte folgten. In andern Jahren [q]) hatte man einen ſtrengen Winter mit

n) Vid. Plinii hiſtor. natural. curante Millero. Berolini 1766. Tom. I. p. 136.

o) Hippocrates Werke aus dem Griechiſchen überſetzt von J. Fr. C. Grimm. Altenb. 1781. 1. B. S. 3.

p) A. a. O. S. 9.

q) A. a. O. S. 20.

mit vielem Schnee; heftige Kälte um die Tag- und Nachtgleiche; kalte Frühlinge; die Sommer waren wohl bis zu den Hundstagen kalt, worauf erst spat im Herbst eine brennende Hitze folgte. Wieder andere Jahre [r]) waren fast durchgängig feucht; die Winter sehr gelinde; der Winde wenige; die Sommerhitze erstickend grofs. Es gab Jahre [s]), wo erst bey der Sonnenwende mit der Nordluft ein ernstlicher Winter einfiel, worauf wohl 15 Tage lang Südluft folgte, und endlich in andern 14 Tagen ein tiefer Schnee fiel. Die besten und neuesten Reisebeschreiber [t]) versichern einstimmig, dafs es hier auf den Inseln des Archipelagus noch heut zu Tage eben so beschaffen sey. Einer von ihnen, Riedesel nemlich, sagt: die Veränderungen und Abwechselungen dieses Clima's sind erschrecklich; mit den Südwinden wird es hier sehr heifs, und bey den Nordwinden, die oft in einem Jahre 8 Monate lang anhalten, möchte man für Frost erstarren. Einzelne Oerter und Jahre haben auch hier, wie anderwärts, ihre Besonderheiten in der Witterung. — Davon wird selbst beym Hippocrates, wenn die Rede von einzelnen Orten ist, zuweilen Meldung gethan. So wird z. B. von Perinthos [u]) gesagt: dafs hier zuweilen unregelmafsige Witterung herrsche, indem es hier bald zu viel oder zu wenig Wind; bald Windstille; bald wieder ungewöhnliche Regen; Hitze; Dürre oder Kälte gäbe. — Unmöglich hätte

r) A. a. O. S. 86.

s) A. a. O. 2. B. S. 58.

t) z. B. Riedesel S. 220.

u) A. a. O. 2. B. S. 5.

hätte Hippocrates von Gegenden, die zu den Witterungen übel passen; von abwechselnder Hitze und Kälte in einem Tage; von solchen Sommern, die dem Frühling gleichen; vom Herbst, der zur Unzeit und unvermuthet in den Winter umsetzt; von dürrer Hitze bey der Nordluft x), und vielen andern Sachen mehr so entscheidend sprechen können, wenn er seine Bemerkungen nicht an Ort und Stelle gemacht hätte. Da er nun selbst behauptet y), daſs die Abwechselungen hauptsächlich die Krankheiten hervorbrächten; so wird es bey seinen eignen vielen Erfahrungen und angestellten Reisen begreiflich, wie er so vieler und ganz verschiedener Krankheiten habe Erwähnung thun können, ja selbst solcher, die fast in allen übrigen Gegenden unbekannt sind; so wird z. B. des fünf- und siebentägigen Fiebers Meldung gethan, welche, wenn sie existiren, dennoch äuſserst selten sind. Uebrigens würde es zu weitläuftig seyn, aller der Krankheiten, die als Folgen des dortigen Clima's anzusehen sind, und die man in seinen Schriften selbst nachlesen muſs, hier Erwähnung zu thun. Ueberhaupt brachten die kalten trocknen Nordwinde entzündliche Krankheiten; die feuchte nebelichte Luft allerhand Wechselfieber; die warme und feuchte aber Faul- und Nervenfieber hervor. Besonders nachtheilig schildert uns Hippocrates den Südwind, indem er sagt: diesen z) empfinden alle Körper, ohne Ausnahme: die glänzenden verlieren alsdenn ihren Glanz; die kalten werden heiſs; die

x) A. a. O. 2. B. von den Säften.

y) A. a. O. S. 446.

z) Libr. de morbo sacro.

die trocknen feucht, und was man in den Häusern in Gefäſsen auf den Boden hinſtellt, es mag Wein oder eine andere Feuchtigkeit ſeyn, das verdirbt von dieſem Winde, und nimmt eine andere Natur an, als es vorher hatte. —

Es iſt aber leicht einzuſehen, daſs dieſer Wind, der mit dem Sirocko übereinkömmt, auf den menſchlichen Körper gleichfalls ſchlimme Einflüſſe haben müſſe, und daſs er die Triebräder der Maſchine in eine Art von Unthätigkeit verſetzen werde; da nun der Nordwind ganz entgegengeſetzte Eigenſchaften beſitzt; ſo ſahe ihn Hippocrates in Griechenland, wie Sarkone zu Neapel, für wohlthätig der menſchlichen Natur an, wenn nur die Abwechſelungen nicht zu ſchleunig geſchehen. —

Fieber von gallichter Art, Ruhren, Schwindſucht und d. g. m. waren alle ſehr gewöhnlich. Es fehlt uns aber dermalen, leider! an zuverläſsigen Nachrichten über den gegenwärtigen Zuſtand der dort herrſchenden Krankheiten: allein es iſt nicht zu bezweifeln, daſs nicht die nemlichen Urſachen gleiche Folgen haben ſollten. Riedeſel giebt uns auch hierüber einige Nachrichten, und er klagt ſehr über das häufige Seitenſtechen als eine Folge des unbeſtändigen Clima's und des ungeſtümen Nordwindes. — Der Herbſt war und iſt dort ſchlimmer als der Frühling, welcher gewöhnlich früher als bey uns anfängt. — Daher macht Hippocrates einen ſo weſentlichen Unterſchied zwiſchen Herbſt und Frühling; er ſagt ausdrücklich [a]): am heftigſten und eigentlich auch am tödtlichſten ſind

a) Lehrſprüche 3. Abſchn.

sind die Herbstkrankheiten. Am gesundesten und am wenigsten tödtlich ist der Frühling.

Ueber die Lebensart, Nahrungsmittel und Gebräuche seiner Landsleute läßt sich Hippocrates eben nicht weitläuftig aus, noch weniger siehet er sie als so wichtige Krankheitsursachen, wie die Witterungsveränderung, an. Indess gaben doch die häufigen Kriege unserm Altvater ebenfalls oft Gelegenheit, Kopf- und andere Wunden zu sehen. Die gymnastischen Spiele der Griechen, da sie oft nackt auf den Fecht- und Ringplätzen erschienen, gaben oft zu Erhitzungen, Verkältungen, Geschwülsten [b]) u. s. w. Anlass. Der schlimmen Folgen der Nahrungsmittel wird nicht oft Erwähnung gethan; aber doch geschiehts hin und wieder, z. B. die Frauens- und Mannspersonen in Ainos [c]), welche, anhaltend Hülsenfrüchte assen, bekamen eine langwierige Schwäche in den Füssen, und die von Erven lebten, litten an den Knien. Da gabs auch Leute, wie z. B. der Fechtmeister Bias [d]), welcher vom vielen rohen Schweinefleischessen; von starken Geträncken; vom Zuckerwerk; Honigkuchen; Gurken; Melonen; Milch und frischem feinem Mehle, in Gallenfieber verfallen war.

Hippocrates erlebte auch Erdbeben und pestilenzialische Wetterstände: ob er aber auch die atheniensische Pest selbst gesehen habe, daran zweifeln

b) A. a. O. 1. B. S. 4. u. a. O.
c) A. a. O. 2. B. S. 169.
d) A. a. O. 2. B. S. 133.

feln mit Recht viele [e]), theils weil er selbst darüber ein tiefes Stillschweigen beobachtet, theils auch weil Thucydides, der alle Umstände so genau beschreibt, des Hippocrates keiner Erwähnung thut. Seine vielen Reisen und vielfaltige Erfahrungen setzten ihn endlich in den Stand zu behaupten: dass seine Vorhersagungen fast in allen Welttheilen, weil er voraussetzte, dass die Climaten doch in dem einen oder in dem andern Stücke mit dem griechischen übereinkämen, wahr seyn und einträfen, indem er sagt [f]): diesemnach ergiebt es sich auch, dass die vorgemeldeten Anzeigen in der Barbarey, in Delos und in der Tatarey wahr seyn. Obgleich nicht wahrscheinlich ist, dass Hippocrates alle diese Länder selbst gesehen hat; so hat er doch seine Praxis sehr weit ausgedehnt. Er besuchte nicht allein verschiedene Inseln des Archipelagus, sondern machte auch Reisen aufs feste Land von Europa und Asien. Auf den Inseln Cos, Milo, Thasus u. a. kannte er die bergigten Gegenden genau. Zu Cranon in Romanien sahe er, vorausgesetzt dass er selbst Verfasser vom 2ten Buche der Landseuchen ist, viele Sümpfe, welche daselbst zu finden sind. Er sahe andere Gegenden zu Polystilo oder Abdera; andre in Thessalien zu Larissa; andere zu Meliboea, welches am Fuse des Ossa in dem Thale von Tempe gelegen war. Da es ferner, wie Herr Grimm [g]) anmerkt, wahrscheinlich ist, dass Hip-

e) z. B. Guys a. a. O.

f) A. a. O. 1. B. S. 167.

g) Dessen Leben vom Hippocrates vor dem ersten Band seiner Uebers.

Hippocrates die nördlichen Provinzen von Kleinaſien, als Pontus und Colchis, das jetzige Mingrelien, und das Land der Scythen beſehen habe; ſo hat er ſich Begriffe von ſehr niedrigen, ſumpfigen und damals kalten Ländern verſchaffen können. Die morgenländiſchen Geſchichtſchreiber verſichern auch: **Hippocrates** ſey oft ſelbſt nach Damaſcus gekommen [b]), und dann ſahe er hier wieder eine ganz andere Gegend. —

Muſs man nicht bekennen, daſs **Hippocrates** glücklicher Weiſe an dem rechten Orte gewohnt habe, wo ſich gleichſam alle Climate mit einander vereinigten. Hier wechſeln feſtes Land und Inſeln ab; hohes und niedriges; trocknes und feuchtes; heiſses und kaltes fielen alle in den Würkungskreis **Hippocratis**. — Nun konnte er die Würkungen eines feuchten und kalten; eines feuchten und warmen; eines trocknen und heiſsen; eines trocknen und kalten; u. d g. Clima's beurtheilen: er ſahe die guten Würkungen des Nordwindes; ſo wie die ſchädlichen des Südwindes; kurz alles, was der Arzt ſehen muſs. — Man verſetze ihn in Gedanken etwas weiter nach Norden oder Süden hin; ſo würde er mit allem Genie nicht im Stande geweſen ſeyn, jene Bemerkungen zu machen, die wir faſt alle, man wohne in einem Welttheile, wo man wolle, noch heut zu Tage mehr oder weniger wahr finden. —

Die jetzigen Bewohner dieſer ehemals glücklichen Länder ſind den vorigen Beſitzern derſelben an Sitten, Gebräuchen, Nahrungsmitteln und Lebens-

b) Rich. **Pococks** Beſchreibung des Morgenl. überſetzt von Mosheim. 1754.

bensart ganz ungleich, und dies muſs daher auf die geſunde und kranke Beſchaffenheit derſelben einen groſsen Einfluſs haben. — Bey den heutigen Türken [i]) iſt die Gewohnheit eingeführt, beſtändig und ſelbſt im Sommer Pelze, oder doch Kleider mit Pelzwerk gefüttert zu tragen: ihren Kopf bedecken ſie mit einer dicken Mütze oder mit dem Turban: faſt den ganzen Tag ſitzen viele mit kreüzweiſs über einander gelegten Füſsen: andere bringen in den warmen Bädern halbe Tage zu: — alle dieſe und mehrere Umſtände ſind für Seele und Körper gleich nachtheilig. — Alles verfällt daher bey ihnen in Schlaffheit: — man ſiehet bey ihnen keine Spur des alten griechiſchen hohen Sinnes mehr: — ſie ſind ſchwermüthig; milzſüchtig; geil und verfallen in allerhand Augenfehler.

Laſſen wir jetzt die Beſchaffenheit der einzelnen Länder und Inſeln des Archipelagus, nebſt den Ueberbleibſeln alter Denkmäler der Medicin, mit wenigem betrachten, und dabey uns noch auf den gegenwärtigen Zuſtand der daſelbſt wohnenden Menſchen mit wenigem Achtung geben. — So wie die Macedonier von allen Griechen die tapferſten waren, ſo zeichneten ſich unter ihnen an Tapferkeit die Biſalter in eben dieſem Lande aus, weil ſie geronnene Milch mit Pferdeblut zu ihrer Speiſe nahmen [k]). In Theſſalien, Boeotien und Athen waren oft, nach Galens Bemerkung, die Wachteln, weil ſie ſich von einer ſchädlichen Pflanze nährten, giftig, und die Menſchen, welche die Wachteln ſpeiſeten, wurden mit der

i) Riedeſel a. a. O. S. 223.

k) Virgilii Georgic. Libr. 3. verſ. 461.

der Fallsucht heimgesucht [l]). In Achaja und Athen gab's viel Podagra; in Carien war die Tollheit der Hunde [m]) gemein; dieselbe Krankheit herrschte auch auf der Insel Creta, woselbst man auch die Satyriasis, vom Gebrauche der Pflanze Satyrion, bemerkt haben wollte [n]). Die Boeotier hielt man für dumm, weil sie eine feuchte und dumpfige Luft einathmeten [o]). Besonders galt dies, wie Plutarch und Strabo [p]) melden, von den Einwohnern der Stadt Haliartus, die in einem sumpfigen Grund lag: — man hielt die Leute für ganz stupid. Aber ganz anders urtheilet Cicero [q]) von den Atheniensern: er schreibt ihnen, wegen des sanften Einflusses des Himmels, den feinsten und schärfsten Verstand zu. Auch für geschliffen und tapfer hielt man die Spartaner, weil sie theils auf Gebürgen wohnten, und von keinem ungesunden Winde bestrichen, aber desto mehr von den rauhen Nordwinden gestärkt wurden. Noch jetzt geniessen die daselbst wohnenden Mainotten in Loconien ihre Freyheit, und sie sind den alten Spartanern in Rauhigkeit der Sitten ziemlich gleich [r]). Lykurgs ganze medicinische Vorschrift bestand nur in dem Gebrauch des Weins, den er den kranken Spartanern empfohl, und ihn dafür den Gesunden strenge verboth [s]). Die Arkadier gebrauchten aber nur Kuh-

l) Frankens med. Policey, 3. B.
m) Caelius Aur. l. c. Tom. I. p. 263.
n) L. c. T. I. p. 290.
o) Adolphi l. c.
p) Falconer Remarks.
q) Liber de fato.
r) Riedesel a. a. O.
s) Rahns Gazette de Santé, 3ter Jahrgang.

milch [t]). — In Athen, welches sonst für gesund gehalten wurde, und welches einen eignen, dem übrigen Griechenland unbekannten Wind, Sciron genannt, hatte, der von den Scironischen Felsen kam [u]), gab's aber doch schon ehemals, ausser der häufigen Gicht und den podagrischen Zufällen, welche man von dem sauren Weine herleitete [x]), verschiedene einheimische Krankheiten, als z. B. Brüche unter den Weibern [y]). Den Nervenzufällen müssen sie ebenfalls sehr unterworfen gewesen seyn. Denn man will versichern, dass die Nuss- und Kramweiber, welche öffentlich in Athen auf dem Markte sassen, mit Convulsionen befallen worden sind wenn sie nur ein nicht recht ausgesprochenes attisches Wort gehört hätten [z]). Da auf einem nahe bey Athen gelegenen Berge eine gewisse Pflanze, welche die Griechen Phlomo nennen, häufig wächst; so entstehen in Athen alsdenn, wenn der Nordwind die schädlichen Ausdünstungen über die Stadt verbreitet, vielerley schädliche Folgen davon [a]) als z. B. Fieber. — Auch Caelius Aurelianus [b]) thut dieser Pflanze Meldung, und hält die Wurzel derselben für schädlich. In Vergleichung von Theben, Corinth und Negropont ist aber doch Athen gesund zu nennen; theils weil man hier weniger Kranke findet; theils weil hier die Pest weit seltener hinkömmt, als nach den gemeldeten Oertern. Als einsmalen die Griechen zu

t) Ebendaselbst.
u) Plinii H. N. P. I. L. 46.
x) Unzer a. a. O. 2. B. S. 544.
y) Adolphi l. c.
z) Der Teutsche Merkur v. J. 1781.
a) Riedesel a. a. O. S. 112.
b) L. c. T. I. p. 149.

zu Athen von einer Seuche heimgesucht wurden; so baten sie den Hippocrates um seinen Rath, welcher dadurch dem Uebel abgeholfen haben soll, dass er ihnen gerathen, eine gewisse Lücke zwischen hohen Bergen, durch welche ein schädlicher Wind strich, auszufüllen [c]). Endlich so versichert uns Plinius [d]), dass zu Athen der sogenannte Fons Aesculapii gewesen.

Die Inseln des Archipelagus betreffend; so sind einige, ihrer ausnehmend gesunden Beschaffenheit wegen, andere anderer Merkwürdigkeiten halber, noch bis auf den heutigen Tag berühmt. Zu den erstern gehört Cea. Strabo hält sie, ihrer reinen Luft wegen, für unverbesserlich, und noch jetzt sollen daselbst viele Menschen 100 Jahre erreichen [e]). Hierhin gehört auch die Insel Chio, wo vieler Mastix gesammlet wird [f]), den die Einwohner oft mit unters Brod kneten, und, um einen guten Athem zu erhalten, fleissig im Munde kauen. Auch die Inseln Naxia, Lesbos, jetzt Meteline, und Sephanto streiten mit Sicilien, der Schönheit wegen, um den Vorzug: — auf einigen derselben wächst der Necktar, welcher jetzt Mesta heisst, wie auch Mastix, der aber allein für das Serail in Constantinopel bestimmt ist, woselbst man ihn, des Wohlgeruchs wegen, fleissig kauet [g]).

Reiner

c) Franke a. a. O. 3. B.

d) L. c. I. p. 104.

e) Riedesel l. c. S. 77.

f) Ebendas. S. 37.

g) I. Aegid. van Egmond van der Nyenburg Reizen. Leid. 1757. I. Th. S. 241.

Reiner kann nirgends der Himmel ſeyn, als zu Samos [h]), Rhodus und Creta. Der Schönheit und der geſunden Luft wegen reiſete Tiberius oft nach Rhodus, der fruchtbarſten Inſel von der Welt, auf der kein Tag vergehen ſoll, an dem man die Sonne nicht zu ſehen bekäme, und auf der Myrthen, Oleander, Palmen, Pommeranzen und Roſen, von deren groſsen Anzahl man die Inſel ſo benannt haben will, wild wachſen, und wo man nichts von anſteckenden Seuchen wiſſen ſoll [i]), Indeſs will doch Strabo behaupten, daſs hier die Sommer nicht die geſundeſten ſeyn, weil die Luft von den Ausdünſtungen des vielen Obſtes verunreiniget würde [k]). Auch hat dieſe Inſel einen Ueberfluſs an Brunnen, und ſie hat den herrlichſten Boden.

Die Schönheit des Himmels in Creta machte, daſs ehemals die Lacedaemonier, Algierer und die Athener Colonien hierhin führten; daher ſagt auch von ihm Homer: Creta iſt fett und fruchtbar, und es ernährt ein unzähliges Volk, welches ſich nach den ſtrengſten Geſetzen der Diät richten muſste. Es war hier nemlich keinem der Oberhäupter erlaubt, allein zu ſpeiſen, ſondern alle muſsten in einem gemeinſchaftlichen Hauſe von einerley Speiſe und Trank ſich beköſtigen: ein Gefäſs, mit Waſſer und Wein angefüllt, gieng nach

h) Reiſe des Grafen von **Choiſeul Gouffier** durch Griechenland. Gotha 1780.

i) Savarys Briefe über Griechenland. Leipz. 1789. vergl. mit dem 20ſten Stück des Hannöv. Magaz. v. J. 1776.

k) Strabonis Geographia cum notis Caſauboni. Amſtelod. 1707. p. 963.

nach der Reihe herum, und nur den Alten war es erlaubt, etwas mehr Wein hinzu zu mischen. In den gymnastischen Spielen musste sich die Jugend fleissig üben [l]). Da jetzt beyde Inseln, so wohl Rhodus als Creta, unter türkischer Bothmäſsigkeit sind, so haben sie nun viel von ihrem Glanz verloren. Jetzt ist in Candia der Aussatz häufig, der Ackerbau wird vernachläſsiget; die Wälder auf den Bergen sind umgehauen. Daher muſs aus Karamanien Brodkorn anjetzt nach Rhodus gefahren werden, und die Flüſse Glaukus und Xanthus sind in Creta meist ausgetrocknet [m]). Ueberhaupt haben die Zeit und der Druck der Türken auf die Inseln des Archipelagus groſse Veränderungen hervorgebracht. Die Insel Milo z. B. deren auch Hippocrates, ihrer warmen Bäder wegen, Meldung thut, die zu seiner Zeit, aber nicht immer mit dem besten Erfolge, besucht wurde, wie an jenem Krätzigen zu sehen ist, der nach dem Gebrauch eines Bades zu Milo wassersüchtig wurde [n]), hat durch Erderschütterungen viel gelitten, weil seitdem schädliche Dünste, wie Moffeten, aus den entstandenen Volkanen in die Höhe steigen, und die Luft vergiften, welche ehemals rein und gesund war. Die unglücklichen Einwohner sehen gelb und aufgelaufen aus; sie haben ungeheure Bäuche und dicke Beine. Von 5000 Einwohnern, welche Tournefort da kannte, sind kaum 200 mehr übrig. Jedoch werden die Schwefelbäder noch jetzt besucht [o]). Mehrere

l) Savary a. a. O. S. 97. u. 108.
m) Savary a. a. O.
n) Hippocrates a. a. O.
o) Reise des Graf. v. Choisf. Gouffier a. a. O. vergl. mit Richard a. a. O.

rere Inseln haben gleiches Schicksal erfahren, und Erdbeben sind überhaupt in Griechenland nicht ungewohnt. Fast nicht besser sieht es mit allen übrigen Inseln aus, welche von den Türken unterjochet worden. — Zu Argientiera p) z. B. sieht man nur Weiber allein; hier ist das Serail der Seefahrer.

Auf vielen andern, als z. B. Samos, lebt nur eine Räuberbande: wieder auf andern, als z. B. zu Paros, sehen alle Menschen elend und schwächlich aus q). Ueberhaupt ist Muthlosigkeit, der drückenden Abgaben wegen, und weil viele Grausamkeit von den Türken verübt wird, in allen Gesichtern der Griechen zu lesen. Die meisten müssen sich daher elendiglich behelfen. So findet man z. B. nach dem Savary, nirgends elendere Menschen, als auf der Insel Syme, wo Männer, Weiber und etwas erwachsene Kinder ihren Unterhalt dadurch erwerben müssen, daſs sie aus dem Meeresgrund die Schwämme holen. Da dieses nicht allein eine beschwerliche, sondern auch ungesunde Arbeit ist, so sehen sie alle elend aus, und haben alle die Krätze. Ferner so essen z. B. die Menschen zu Paros und Antiparos nur Gerstenbrod, und da die Fasten bey den Griechen nicht allein von langer Dauer sind, sondern auch auſserdem die Fischnahrung unter ihnen die gewöhnlichste ist; so entstehen daraus verschiedene Krankheiten, besonders der Aussatz, welcher unter den Griechen in der Levante, besonders zu Candia, weit gewöhnlicher ist, als unter den daselbst

p) Irwins Reise, m. s. Sprengels Beytr. 14. Theil.

q) Riedesel a. a. O. S. 165.

selbst wohnenden Türken [r]), die gemeiniglich von diesem Uebel befreyet, und überhaupt viel gesunder sind. Ganz anders ist aber die Beschaffenheit dererjenigen Griechen, die noch in dem vollen Besitz ihrer Freyheit sind, und nie türkische Herrschaft empfunden haben, wie dies z. B. mit der Insel Casos der Fall ist. Bey diesen entdeckt man nicht allein den schönen griechischen Körperbau, sondern auch griechischen Edelmuth [s]). Eben so sieht man noch auf der Insel Corzyra das alte Hirtenleben der Griechen [t]). Der Schäfer sitzt den ganzen Tag unter dem Schatten eines Baums, singt und pfeift, während dem die Schaafe die wohlriechendsten Pflanzen fressen. —

Noch giebt es einige Inseln und Oerter, die gewisser Merkwürdigkeiten halber, hier einen Platz verdienen. Ohnweit Corinth lag Anticyra, welches seines zweyfachen Niesewurzes wegen, des schwarzen, welcher abführte, und des weissen, welcher Brechen erregte, berühmt war, und wohin sich viele Kranke begaben, um die nach einer besondern Vorschrift, verfertigte Arzeney zu gebrauchen [u]). Es muss diese Pflanze hier in Menge vorhanden gewesen seyn, weil Hippocrates nach seinem, beym Democritus, abgestatteten Besuch den Abderiten eine ganze Schiffsladung voll von Niesewurz soll empfohlen haben. Die In-

r) Lorrys Abhandlung von den Krankh. der Haut. Leipz. 1779. 1. Theil. S. 686. vergl. mit Pauw.

s) Savary a. a. O. S. 83.

t) Irwin a. a. O.

u) Rich. Chandler Reisen in Griechenland, Leipz. 1777.

Insel Zante, auf welcher viele Corinthen wachsen, verdient unser Andenken, weil sie die Gebeine des berühmten Vesals, welcher hier auf seiner Wallfahrt nach Jerusalem gestorben ist, enthält [x]). Auch ist zu Zante ein Pesthaus, wo die Schiffe von der Levante, wie Howard meldet, 42 Tage, von Morea aber nur 22 Tage Quarantaine halten müssen. — Vor allen übrigen verdienet aber Cos, welches jetzt Stangio heisst, weil es einen Hippocrates hervorgebracht hat, unsere Achtung. An und vor sich ist sie eben nicht eine der schlechtesten Inseln, denn sie bringt, nach dem Irwin [y]), köstlichen Wein hervor, aber die Anfahrt ist etwas gefährlich, und weil hier oft die Pest wüthet, wird sie selten besucht. Noch jetzt zeigt man in der Vorstadt den Ort, wo des grossen Arztes Wohnhaus gestanden haben soll: man nennt die Stelle auf türkisch Pucra, welches Hippocrates bedeutet [z]). Auch siehet man noch einen Pfeiler und einen Brunnen, der des Hippocrates Brunnen heisst [a]). Endlich führen wir noch Cnidus, Delphos und Epidaurus, welches auf dem Sironischen Meerbusen lag, an. So wie zu Cos vom Hippocrates eine Schule war angelegt worden, so befand sich auch auf dem nicht weit abgelegenen Cnidus eine andere, deren Stifter Euryphon gewesen. Zu Delphi wurden bekanntermassen die Orakelsprüche, von der Pythia, der Betrügerinn, ausgesprochen. Man will versichern,

x) Baldingers neues Magaz. 4. B. 1. St. S. 86.
y) Sprengels Beyträge, 14. Theil.
z) Della Valle l. c. p. 87.
a) Ebenderselbe und Hasselquist Voyages dans le Levant. Paris 1769.

chern, daſs ſie ihren Wahnſinn vom Genuſs der Blätter eines gewiſſen Baums ſoll erhalten haben. Das Waſſer der Kaſtalia, worin ſich die Pythia zu baden pflegte, ſoll ſo kalt ſeyn, daſs man vom Berühren mit den Händen einen Fieberfroſt davon bekomme [b]).

Von dem berühmten Tempel des Aesculaps zu Epidaurus findet man noch einige Ueberbleibſel zu Gerao, welche aber zu unwichtig ſind, als daſs man die ehemalige Pracht deſſelben daraus beurtheilen könnte. Indeſs zeigen doch alle Umſtande an, daſs man gefliſſentlich dieſen Ort dazu gewählet habe, um das Anſehen dieſes Gottes in Ehren zu halten. Der Tempel lag nemlich in einer ſehr anmuthigen Gegend, auf einer maſsigen Anhöhe, wo die Luft ſehr heiter und rein, und wo an dem herrlichſten Waſſer Ueberfluſs iſt. Die anmuthigen Haine und die Luſtbarkeiten des Theaters erhöheten die Reitze und die geſunde Beſchaffenheit des Orts noch mehr. Hinter dem Tempel ſtand das Schlafhaus der Hülfeſuchenden, und nahe dabey ein rundes marmornes Bad. Auch für Schwangere war ein eigenes Haus eingerichtet.

Hier vereinigten ſich alſo viele Umſtände: — reine Luft; friſches Waſſer; Zerſtreuungen von allerhand Art; häufiges Baden und Bequemlichkeit. — Die Prieſter ſorgten weiter für den guten Ruf ihres Tempels dadurch, daſs ſie keine Kindbetterinn anders, als unter freyem Himmel, niederkommen lieſsen, damit ſich kein Todesfall in der

b) Rich. Chandler a. a. O.

der Nähe des Tempels zutragen möchte; daher entfernte man auch sterbende Menschen frühzeitig. — Die dem Aesculap zu Ehren errichtete, und von dem Trasimenides verfertigte Statüe war von Elfenbein und Gold. Er war sitzend, einen Stab haltend, vorgestellt; die eine Hand hatte er auf den Kopf einer Schlange gelegt, und neben sich hatte er einen Hund [c]).

An noch mehreren Orten waren, dem Aesculap zu Ehren, Tempel errichtet worden. So errichtete z. B. Naupaktus, welcher von einem Augenzufalle genesen war, auf eigne Kosten einen Tempel zu Lepanthe, und schenkte obendrein der Priesterinn Anyta, durch welche die Offenbarung des Genesungsmittels geschehen war, 2000 Goldstücke [d]).

Was die Temperatur der Luft der hiesigen Inseln anbetrift; so ist sie sehr verschieden. In Creta z. B. ist die Hitze nie übermäsig grofs, auch nie hat man starke Kälte. Vom März bis November stehet das Thermometer immer zwischen 20 und 27 Gr. Rh. Th. Der Winter fängt mit dem December an, und erreicht schon im Jänner sein Ende. Selten fällt hier Schnee, auch gefriert das Wasser selten; die Witterung ist dann hier wie in Frankreich im Junius. Vom Februar bis November ist fast kein unangenehmer Tag; der Himmel ist beständig rein und heiter; die Winde sind sanft; auch die Nächte sind schön und kühle; der Boden ist einem Teppich gleich mit Veilchen, Dipptam, Saff-

c) R. Chandler a. a. O.

d) I. Spon Voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grece, et du Levant. à la Haye 1724. Tom. II. p. 20.

Saffran und andern Pflanzen gezieret: auch kann man, ohne allen Schaden, in freyer Luft, des Nachts schlafen [e]). Ganz anders ist das Clima vieler übrigen Inseln des Archipelagus beschaffen, welches Riedesel [f]) als sehr unangenehm beschreibt, weil die Nordwinde fast zehn Monate lang unaufhörlich hier regieren. Daher sind einige Oerter lange nicht so warm, als sie vermöge ihrer Lage seyn müssten. Athen z. B. hat mit Neapel fast einerley Breite. In Ansehung des Clima's aber müsste es mit Petersburg, sagt Riedesel, verglichen werden; auch war die Erndte erst im August, da solche in Sicilien bereits im May gewesen war. Die Nachbarschaft der nahen mit Schnee bedeckten Gebürge sind an dieser rauhen Witterung schuld. Ueberhaupt aber bemerkt man hier zu Lande sehr kalte Nächte, welche um desto schädlicher sind, weil die Tage oft grosse Hitze haben. Die Winde, sagt Spon (a. a. O. S. 182.) sind hier so kalt, dass man selbst bey den dicksten Kleidern und Pelzwerk so sehr durchdrungen wird, dass man die Kälte auf der blossen Haut fühlt. Dieser Kalte und der grossen Abwechselung der Witterung wegen, setzte schon ehemals Horaz das Clima Griechenlands dem römischen nach. Aus dieser abwechselnden Witterung mögen denn auch vielerley Krankheiten, als Wechselfieber [g]); Seitenstich [h]); hitzige Fieber [i]) u. d. g. mehr entstehen. Ausser dem Aus-

e) Savary a. a. O.
f) A. a. O. S. 81.
g) Mariti a. a. O.
h) Riedesel a. a. O.
i) Fr. Hoffmann a. a. O.

ſatz, von dem ſchon oben geſprochen worden, fand der berühmte Tournefort [k]) die bösartige Braune, welche die Kinder häufig befiel, und in 48 Stunden tödtete, in der Levante ſehr gemein. Die Kinder hatten dabey einen bösartigen Carbuncel im Halſe. Auch giebt es hier viele blinde Menſchen [l]); aber nichts iſt hier gemeiner, als Hypochondrie, Hyſterie und ſelbſt Manie [m]), welche von der ſitzenden, müſsigen Lebensart der Einwohner, und von der groſsen Hitze der Sonne hergeleitet werden müſſen.

Was den Zuſtand der ausübenden Medicin anbetrift; ſo ſiehet es damit durchgängig ſehr ſchlecht aus, und man findet hier keinen Schatten der Coiſchen Weisheit mehr. Da giebts z. B. Aerzte, die ihren Kranken gar keine Arzeney geben, weil ſie ſolche für behext halten [n]). Es giebt andere, deren ganze Wiſſenſchaft ſich oft nicht weiter, als bis zur Rhabarber erſtreckt, und die alle Patienten mit dieſem Mittel heilen wollen [o]). Indeſs ſahen doch andere [p]) zu Conſtantinopel, Chio und Stanchio geſchickte Aerzte, welche zu Padua ſtudirt hatten. Türken entſchlieſsen ſich ſelten zur Erlernung der Medicin, ſondern es ſind gemeiniglich Chriſten, Armenier oder Juden, welche dieſe Wiſſenſchaft treiben. Ohne Vorwiſſen und Genehmigung des Ober-Arztes, welcher Hackin

k) Halleri B. pr. T. IV.

l) Lüdecke a. a. O.

m) Lüdecke a. a. O. Zimmermann a. a. O.

n) Spon. l. c. T. II. p. 17.

o) Choiſeul Gouffier a. a. O.

p) Haſſelquiſt. l. c.

ckin Baschi heisset, darf aber niemand die Kunst treiben: dieser ist aber leicht mit Geld zu gewinnen, und daher ist den elendesten Stümpern alle Freyheit gelassen. Gewöhnlich besteht die Cur nur in strenger Diät, welche sie empfehlen, in Reiss oder Brod im Wasser gekocht, oder in Nudeln. Hasselquist sagt: viele giengen hierin zu weit. — Die Türken fragen gern jeden Arzt um Rath, und so bald sie nur einen sehen, fühlen sie sich auch schon krank, und möchten gern immer gebrauchen. Sie werden daher einem jeden, der nur das Ansehen eines Arztes hat, wegen ihrer Zudringlichkeit, sehr beschwerlich. Von Belohnung wissen sie aber nichts; noch weniger darf man ihnen immer die Ursache ihrer Krankheit frey entdecken. Ein angesehener Türke zu Magnesia fühlte sich schwächlich, und fragte deshalb Hasselquist um Rath. Dieser Arzt wagte es nicht zu sagen: dass die 16 Weiber, welche er sich hielt, daran schuld wären; und gab ihm stärkende Mittel, welche ihm gut bekamen: aber die ganze Belohnung, die Hasselquist davon hatte, bestand in der Erlaubniss, ungehindert herumgehen zu dürfen. So gelitten auch der Arzt in der Türkey seyn mag; so ist es ihm doch nicht erlaubt, zu den Frauenzimmern ins Serail zu gehen. Der berühmte Tournefort musste einmal die Damen des Grossveziers besuchen: er konnte sie aber nicht zu sehen bekommen; sondern die Patientinnen steckten nur durch ein Loch, welches in der Mauer war, ihre Hand, damit er ihren Puls fühlen konnte. Endlich, so wissen die Türken ausländische geschickte Aerzte von ihren einheimischen wohl zu unterscheiden. Letztere nennen sie nur so gemein weg ïatroi; hergegen

andere geschickte nennen sie iatroi grammatismenoi, oder nur blos sophoi q).

Hin und wieder sind die Landleute in der Behandlung einzelner Krankheiten berühmt: so sind z. B. die Albaner in der Cur der Brüche und im Steinschneiden sehr geschickt, und sie werden häufig in diesem Falle gesucht r). In einigen Inseln, als z. B. in Creta, siehet man noch die alte Gewohnheit, Kranke auf dem Markte hinzulegen, um von den Vorübergehenden Hülfe zu erflehen s). Die Inoculation der Blattern ist auf vielen Inseln des Archipelagus eine bereits alte Gewohnheit t). Als Präservativ gegen die Pest wenden die Türken Fontanelle an: die meisten Türken und Griechen sind daher mit einem solchen künstlichen Geschwüre versehen. Man bemerkt aber eben nicht, dass sie dies Mittel gegen die Seuche bewahre u). Auch von der Moxa und vom Schröpfen machen sie häufigen Gebrauch. Wegen eines simpeln Kopfwehes lassen sie den ersten besten Barbier holen, der ihnen eine Binde um den Hals legt, damit das Blut zurückgehalten werde, worauf dieser mit einem Scheermesser einige Schnitte um das Ohr macht, und eine Eyerschale voll Blut fliessen läfst x). Diese Leute stehen, besonders in Constantinopel, in Buden aus, und sind den Marktschreyern sehr ähnlich: — meistens sind es Juden oder

q) Spon l. c. T. II. p. 49.

r) Riedesel a. a. O.

s) Halleri Bibl. pr. T. IV.

t) Lüdecke a. a. O.

u) Todens Bibl. 4. B.

x) Murrays med. Bibl. 3. B. S. 293.

oder Renegaten [y]). In der ganzen Türkey giebt es keine einzige Schule, worin irgend ein Stück der Arzeneykunde vorgetragen würde. Die gegenwärtige Verfassung ihrer Regierung erlaubt es nicht, menschliche Körper zu zergliedern, und an die Oeffnung thierischer Körper wird nicht gedacht. Von dem Nutzen der Chemie in der Arzeneykunde können sie sich gar keinen Begriff machen; indess verfällt doch manchmal jemand auf die Goldmacherkunst. Es giebt unter ihnen etliche arabische Schriftsteller, unter welchen sie den Ebensina am höchsten schätzen, und für untrüglich halten. Es fehlt ihnen auch nicht ganz an Uebersetzungen des Hippocrates, Galenus, Dioscorides und anderer, aber sie sind voller Fehler [z]). Da sie diesemnach, zur Erlernung der Medicin, wenig oder gar keine Gelegenheit haben; so ist ihre Unwissenheit verzeihlich. Auf den meisten griechischen Inseln fehlt es so gar ganz an Aerzten, und da treiben einige Weiber die Kunst, vermittelst einiger geerbten Recepte von Kräutern und andern Sachen, von denen sie eine gute Kenntniss haben; so wie sie denn z. B. schon längst die Salapwurzel als ein sehr gutes stärkendes Mittel gebraucht haben [a]). Auch befinden sich die Weiber in diesem Lande, seit den Zeiten einer Agnodice, im Besitz der Entbindungskunst, da solche sonst nur allein von den Männern ausgeübt wurde. Gemeldete Agnodice, ein junges Frauenzimmer aus Athen, fand

 unwi-

y) Peyssonells Zusätze zu Totts oben angeführt Schrift.

z) Rüssel.

a) Londner medic. Bemerk. 5. B.

unwiderstehlichen Trieb bey sich, diese Kunst, welche ihrem Geschlechte verboten war, zu erlernen. Sie zog daher Mannskleider an, und schlich sich zu den Weibern; wurde aber entdeckt, und vor Gericht geführet. Die Richter liessen sie aber frey, und gaben, von dieser Zeit an, den Weibern auch das Recht, den Schwangern beyzustehen [b]). Eben so beobachten auch noch jetzt die Kindbetterinnen einige alte Gebräuche: — sie gehen z. B. nicht vor dem 40sten Tage aus dem Hause, noch weniger dürfen sie vor dieser Zeit im Tempel erscheinen. Sie halten nemlich viel auf glückliche und unglückliche Tage, von denen der 40ste ihnen der heiligste ist, und daher Tesserakoston genannt wird, welchen sie feyerlich begehen [c]). Die reichen griechischen Weiber halten noch jetzt bey ihren Kindern Ammen: aber nur wenige haben dazu Vermögen genug. — Sie bedienen sich ferner nicht allein der warmen Bäder annoch häufig, sondern sie wenden auch darin noch, wie ehemals, eine fette Erde aus Chios, anstatt der Seife, an. Sie verhüten durch diese Bäder viele Krankheiten des Alters, und leiden äusserst selten an Brustkrankheiten. In Ansehung der Pest machen sie sich von derselben noch die nemlichen Begriffe, welche die alten Griechen davon hatten. Sie stellen sich selbige als ein abscheuliches Gespenst vor, welches in der Nacht mit einem unauslöschlichen Merkmal die Häuser bezeichnet, wohinein sie kommen soll. Einige wollen sich auf dieses Kennzeichen verstehen, und diese kündigen es daher den unglücklichen Bewohnern

b) Guys a. a. O.

c) Guys a. a. O.

nern an [d]). Daher schliesset man sich hier ein, und die Handlung wird vor eine Zeitlang abgebrochen, welches in der Türkey nicht geschiehet. Die Mittel, deren sich die Griechen bey der Pest bedienen, sind Wein, Essig, das Räuchern mit wohlriechenden Krautern, besonders aber der Knoblauch, welcher Scorodon heisst. Von dieser Pflanze hat daher die Pest den Namen Scordula bekommen. Die griechischen Krankenwärterinnen verlangen als Vorbauungsmittel nichts, als Brantewein, woraus man aber nicht mit Mylady Montagy schliessen muss, als sey die Pest nicht viel schlimmer, als ein Schnupfenfieber. Man weiss, dass bereits die Krankheit damals im Abnehmen gewesen, als Mylady Montagy jene Nachricht eingezogen hat. Merkwürdig ist es ferner, dass die Armenier, welche vielen Wein trinken, und vielen Knoblauch und Zwiebeln geniessen, selten von der Pest heimgesucht werden [e]).

Obgleich bereits oben der Fasten vorläufig, bey den Griechen, Erwähnung geschehen; so verdienen diese noch eine nähere Beschreibung. Ueberhaupt haben sie vier Fasten, wovon die erste ganzer acht Wochen dauret. In der ersten Woche dürfen sie noch Fische, Milch, Eyer und Käse geniessen: aber in den sieben folgenden ist auch dies untersagt. Während dieser ganzen Zeit ernähren sie sich mit Blackfischen, Wassermuscheln, Meerschnecken, Roggen einiger Fische, und Caviar; einige wollen nicht einmal Oel gebrauchen, und

I 5 viele

d) Guys a. a. O.

e) Guys a. a. O.

viele enthalten sich aller Speise in jeder Woche drey Tage lang. Die drey folgenden Fasten dauren zwar nicht völlig so lange: wenn man aber alle noch übrige Fasttage hinzu rechnet, so bleiben kaum 130 Tage übrig, wo Fleisch zu essen erlaubt ist. Die Griechen beobachten diese Fasten, welche ihnen offenbar eine sehr ungesunde Nahrung auflegt, sehr genau, sie mögen gesund oder krank seyn [f]). Spon sahe einen Menschen an einer Pleuresie zur Zeit der grossen Fasten sterben, welcher hätte gerettet werden können, wenn er Suppen und dergl. hätte zu sich nehmen wollen [g]). Noch weniger ist es zu bewundern, dass die meisten über einen schwachen Magen, Verstopfungen und dergl. Uebel klagen [h]), ohne des oben gemeldeten Aussatzes hier zu erwähnen, der durch eine solche Nahrung nothwendig hervorgebracht werden muss. Es würde die schädliche Würkung dieser Nahrungsmittel noch dadurch verbessert werden können, wenn sie eben so häufig, wie die Türken, Sorbet gebrauchten, welches aber nicht geschiehet. Dieser Sorbet wird von gemeinen Leuten aus Wasser verfertiget, das sie auf gestossene Trauben giessen; die Reichen machen ihn aber aus Wasser, Zucker, Citronensaft und etwas Muskus [i]).

Noch verdient ein besonderes Aderlass-Instrument, dessen man sich auf vielen Inseln des Archipelagus bedienet, eine kurze Beschreibung. Dieses Werkzeug hat völlig das Ansehen einer Armbrust,

f) Spon l. c. p. 207.

g) L. c. p. 167.

h) Ib. p. 182.

i) Ibid. p. 159.

bruſt, wovon der Bogen von Elfenbein iſt, welcher bald ſtark, bald ſchwach geſpannet werden kann [k]). Die geſpannte Saite ſtöſst jedesmal beym Losſpringen die Spitze einer in der Aushöhlung der Armbruſt gelegenen Lanzette auf eine beliebige Tiefe in die Ader. Spon hat von dieſem Werkzeuge eine Abbildung a. a. O. gegeben [l]).

Da die Inoculation der Blattern, welche jetzt in den meiſten Ländern Europens mit ſo glücklichem Erfolge betrieben wird, urſprünglich aus dem Morgenlande abſtammt, indem ſelbige längſt in Conſtantinopel von einer Aerztinn, aus Teſſalus gebürtig mit gutem Fortgang ausgeübt worden, und da die erſte Nachricht davon von einem griechiſchen Arzte Emanuel Timoni, welcher ſolche dem Doktor Woodward mittheilte, abſtammet; ſo müſſen wir noch ſehen, auf welche Art man in dieſem Lande inoculire. Mylady Montagy giebt davon in ihrem, unterm 1ſten April 1717., in Adrianopel geſchriebenen Briefe umſtändliche Nachricht. Sie ſagt: es giebt hier gewiſſe alte Weiber, deren Geſchäfte iſt, die Operation jeden Herbſt, wenn im September die groſse Hitze nachläſst, zu verrichten. Die Leute ſchicken zu einander, und laſſen fragen, ob jemand in ihrer Familie ſey, der Luſt zu den Blattern habe; ſie ſchlieſsen Geſellſchaften zu dieſem Zweck, und wenn ihrer genug, gewöhnlich 15 bis 16 zuſammen ſind, ſo kömmt das alte Weib mit einer Nuſsſchaale voll der beſten Blattermaterie, und fragt, welche Ader ſie belieben geöffnet zu haben? Ungeſäumt

k) Ibid. p. 151.
l) Spon l. c.

gesäumt ritzt sie die, welche man ihr darbietet, mit einer grossen Nadel auf, und stösst so viele Materie hinein, als auf dem Kopf ihrer Nadel liegen kann; verbindet die kleine Wunde mit einem hohlen Stückchen Schaale, und öffnet auf diese Weise vier bis fünf Adern: die Griechen wählen gemeiniglich die Oerter ins Kreutz, nemlich an den Armen, an der Stirn und auf der Brust.

Folgende Arzeneymittel ziehen wir aus Griechenland: den schwarzen und weissen Niesewurz; die Atropa mandragora; den cyprischen Terpentin; den Terpentin aus Chio; den Mastix; das Ladanum aus Candia; das Opoponax und Tragacanth. —

Von Cypern, Kleinasien und den Ländern, die sich bis zum caspischen Meere erstrecken.

Die Insel Cypern wurde ehemals, ihres fruchtbaren Bodens und schönen Himmels wegen, die glückselige genannt, die sich auch Venus zu ihrem Aufenthalte wählte. Jetzt ist ihre Herrlichkeit dahin, und sie wird meist von Corsaren, Mahomedanern und dergl. Leuten bewohnt, die sich durch ihre Weichlichkeit, Trägheit, Toback und Opium entnervt haben. Die höher gelegenen Oerter in Cypern haben nicht allein eine gemässigte Witterung, sondern sind auch gesund: desto heisser sind die niedrigen Länder im Sommer; und im Winter, wenn der Nord-Wind von den Bergen bläst, ist die Kälte durchdringend stark.

ſtark. Dazu kommen die vielen Sümpfe, welche dieſen Theil der Inſel ungeſund machen [m]), und ſie deshalb bey Fremden in einen übeln Ruf geſetzt haben. Indeſs behauptet doch Mariti [n]), welcher ſich daſelbſt eine Zeitlang aufgehalten hat, daſs es mit der Ungeſundheit hier eben ſo ſchlimm, wie viele behaupten wollen, nicht ſtehe. Die drey- und viertägigen Fieber ſind hier zwar ſehr gemein, und Mariti wurde ſelbſt davon befallen: er ſahe aber auch, daſs dieſe Fieber und beſonders die häufigen Recidive, in die man hier ſo leicht verfällt, aus leicht zu vermeidenden Urſachen, aus Verkältungen nemlich, die jedesmal erfolgen, wenn man ſich, von der Sonne erhitzt, dem kleinſten Winde, die hier ſehr kalt ſind, blosſtellet, oder aus dem Miſsbrauche der vielen kühlenden Früchte, als der Citrullen und Melonen, zu entſtehen pflegten. Letztere vermeiden daher die Cyprioten, welche ſonſt von Arzeneyen nicht viel Werk machen, in dieſem Falle ſorgfältig; ſie laſſen auch wohl des Fiebers wegen eine Ader: ihr beſtes Mittel beſtehet aber in einem Becher guten cypriſchen Wein, welchen ſie beym Eintritt des vierten oder fünften Paroxyſmi zu nehmen pflegen, und ſich dadurch das Fieber vom Halſe ſchaffen. Auch hat die Erfahrung gelehrt, daſs hier das Reiten zur Verhütung der Recidive von groſsem Nutzen ſey. Auſser gemeldeten Krankheiten findet man hier bösartige Fieber, wie z. B. Petetſchen, und es wollen ſo gar einige verſichern,

m) Hannöverſch. Magaz. v. J. 1776. St. 20.

n) Reiſen durch die Inſel Cypern und Syrien etc. Altenburg 1777.

ſichern [o]), daſs dieſe Krankheit aus Cypern ihren Urſprung habe, wo ſie wenigſtens bereits im Jahre 1505. [p]) gangbar war. Dies läſst vermuthen, daſs hier die Luft, wenigſtens in gewiſſen Jahren, ſehr ſchlimme Eigenſchaften annehmen müſſe. Vielleicht bekömmt ſie ſolche von dem groſsen Mangel an Regen, und von den darauf folgenden böſen Ausdünſtungen eines groſsen Teichs, welcher alsdenn auszutrocknen pflegt [q]). Der Regenmangel iſt im Sommer ſo groſs, weil von Oſtern bis November gar keiner fällt, daſs alsdenn faſt alle Gärten ungebaut liegen bleiben. Hierbey iſt nichts mehr zu bewundern, als daſs man in Cypern, wo es doch eine ſo groſse Menge Hunde giebt, die keinen eignen Herrn haben, ſondern die ſich von verrecktem Vieh ernähren müſſen, ſo wenig oder faſt gar nichts von tollen Hunden hört [r]).

Dagegen aber giebts in Cypern andere ſehr giftige Thiere, z. B. Schlangen, von denen diejenige, welche man κϐφη nennt, die ſchlimmſte iſt, und gegen deren Biſs eine gewiſſe Familie ein ſympathetiſches Mittel zu beſitzen vorgiebt, welches aber ein Betrug iſt, indem zugleich ein gewiſſes geheimes Pulver gebraucht wird, welches einen heftigen, aber bald vorübergehenden Schmerz, wenn

o) Burſerius, m. ſ. Litteratur-Zeit. v. J. 1788. Monat May.

p) Elsners Beyträge zur Fieberlehre. Königsberg 1782. S. 124.

q) Adolphi l. c.

r) Saury in den Samml. der auserleſenen Abhandl. für pr. A. 7. B. S. 492.

wenn es auf die Wunde gestreuet wird, verursachet. Auch die cyprische Tarantel, welche von schwarzer Farbe und die voller Haare ist, verursachet durch ihren Stich heftige Schmerzen, ja ein Fieber, doch niemals den Tod [r]).

Die Länder von Kleinasien lassen sich am besten mit einigen bekannten Ländern in Europa folgendermasen vergleichen: Natolien kömmt mit Portugal und Spanien überein; Syrien und das gelobte Land mit Italien; Georgien, Armenien, Diarbek und Kurdistan haben mit Teutschland, in Ansehung des Clima's, die meiste Aehnlichkeit [t]). Unter den Bergen sind hier der Taurus, Libanon und Olymp; so wie unter den Flüssen der Euphrat, Carasu, Chabor, Tigris und Phasis, dessen Wasser sich langsam bewegt, am berühmtesten. Der Boden ist sehr verschieden: an den meisten Orten ist er sehr fruchtbar; doch fehlts auch nicht an sandigen, sehr öden und morastigen Gegenden. Im Allgemeinen ist die Luft in diesem grossen Reiche angenehm und gesund. Auch ist das Flusswasser, wenn man den Phasis ausnimmt, sehr gut. Zwar ist das Wasser des Euphrats [u]), so lange es fliesst, trübe und schlammigt: allein kaum hat es einige Minuten in einem Gefäse gestanden; so sinkt alle Unreinigkeit zu Boden, und es wird so rein und wohlschmeckend, dass es kaum seines gleichen hat. — In den südlichen Provinzen bestehet der Winter nur eigentlich aus Regenmonaten, wo nach

r) Mariti a. a. O.

t) Lüdecke a. a. O.

u) Holwels Tagebuch seiner Reisen: m. s. Forsters und Sprengels neue Beyträge. 3 Theil.

nach einem Regen bey einem erfolgten Nordwinde eine empfindliche Kälte einfällt, welche bey geöffneten Schweiſslöchern durch Mark und Bein dringet. Zu Bagdad z. B. iſt die Kälte oft gröſser als zu Paris [x]). Noch kälter iſt es in den mehr nördlich gelegenen Ländern, als in Georgien und Armenien, wo die Erndte im September erſt zu ſeyn pflegt. Die Urſache davon ſcheint in den vielen Salztheilen zu ſtecken, womit die Erde angefüllet iſt: auch hat man hier Salzgruben, aus welchen ſolche groſse Stücken Salz geholt werden, daſs ein Büffelochſe an zweyen ſeine Laſt hat. Dieſes abgerechnet, ſo ſind die Menſchen in Georgien und Armenien ſehr geſund und von einem ſo ſchönen Wuchs, daſs es ſchwer hält, ein häſsliches Geſicht zu ſehen [y]). Die Peſt iſt hier auch faſt ganz unbekannt. Aber ſo glücklich iſt man in Natolien, wo dieſe Plage gewöhnlich iſt, nicht. Zu Epheſus, Balbeck und Palmyra brütet und gährt die Peſt faſt ohne Aufhören [z]). Ganz Ionien, worin jetzt Smyrna liegt, hat zwar die herrlichſten Gegenden, und Pauſanias rühmte deſſen Clima vormals ſehr: aber die türkiſche Bothmäſsigkeit hat auch hier alles verdorben. Auſser dem milden Clima haben überhaupt dieſe Länder faſt nichts mehr von ihrem alten Glanze, warum ſie von Fremden ſo oft beſucht wurden. Denn es reiſeten ehemals viele aus Rom, theils aus Neugierde, theils der Geſundheit wegen hierhin, wie denn dies der Fall mit Cicero ſelbſt war. Er hatte in ſeiner Jugend, wie er ſelbſt ſchreibt [a]), einen hagern und ſchwachen Körper; einen

x) Memoires de l'academie r. d. P. d'A. 1737.
y) Richard a. a. O.
z) Lüdecke a. a. O.
a) Libr. de claris orat. c. 16.

einen langen und dünnen Hals, und das Reden wurde ihm schwer: er entschloss sich daher, auf Anrathen seiner Freunde und seiner Aerzte, eine Reise nach Asien und Athen zu machen, wo er zwey Jahre zubrachte, und woher er weit gesunder und stärker zurück kehrte.

Die Häuser in Smyrna bauet man schlecht; sie werden aus bloßer Erde gemacht, die man aus Gruben holt, die nicht wieder angefüllet werden. Darin häuft sich denn das Wasser an, welches steht, verfault und die sonst gesunde Luft verdirbt. Zur Herbstzeit ist daher Smyrna voller Gestank, und es stellen sich dann gewöhnlich Faulfieber ein. Auch die Fleischer lassen die Eingeweide der geschlachteten Thiere auf den Strassen liegen, und vermehren dadurch die Fäulung, woraus selbst die Pest entstehen soll [b]). In den Jahren 1759, 1760, 1761 und 1765 sahe sie Lüdecke daselbst wüthen, und bey jeder Seuche starben wenigstens 15—20000 Menschen daran. Sie fängt im Herbst an: nimmt im Frühjahr zu, und endiget sich um Johannis, worin fast alle Aerzte, die Howard darum befragte, übereinstimmten. Die Sommer haben hier eine besondere Beschaffenheit: sie sind fast durchgängig trocken, ohne allen Regen, so dass Lüdecke schreibt, dass während seinem neunjährigen Aufenthalt zu Smyrna nur einmal Regen gefallen sey. Die Luft ist alsdenn gemeiniglich mit einem trocknen Dampfe angefüllet, welcher die Sonne verdunkelt und die Hitze vermehret.

b) Arvieux im 3ten Bande der Berl. Samml. d. R. S. 475.

mehret. Von acht Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittages läſst ſich faſt kein Menſch auf den Straſsen ſehen: man zerflieſst ſo ſchon im Schatten bey der geringſten Bewegung, und wer ſich unvorſichtiger Weiſe mit entblöſstem Kopfe der Sonnenhitze blos ſtellet, wird nicht ſelten vom Sonnenſtich getroffen, und fällt, wie vom Schlage getroffen, dahin. Nur ein Seewind, welcher des Sommers von 10 Uhr Morgens, bis Nachmittags, wenn die Sonne untergehet, wehet, und des Nachts ein Landwind, machen es hier einigermaſsen erträglich. Bey einer ſo trocknen Luft kann die Fäulung nicht überhand nehmen, und es iſt wahrſcheinlich, daſs darum die Peſt bey der gröſsten Hitze aufhöre.

Da Smyrna ein Handelsort iſt; ſo kömmt auch oft die Peſt, die nach der Ausſage eines jüdiſchen Arztes, den Howard darum befragte, nie anders als durch ein Contagium hierhin kommen ſoll, nicht allein von Conſtantinopel, ſondern auch von Alexandrien und andern Orten hierhin: letztere ſoll aber ſchlimmer als erſtere ſeyn. Denn man will bemerkt haben, daſs die Peſt aus den mittäglichen und öſtlichen Provinzen des türkiſchen Reichs den mitternächtlichen Völkern gefährlicher ſey, als wenn ſie umgekehrt von dieſen zu jenen übergeht [c]). Beweiſe hievon zog Howard von verſchiedenen Aerzten zu Smyrna ein. Es verſicherte ihm nemlich einer derſelben, daſs nicht allein die Peſt, die von Conſtantinopel gebracht worden, hier ſehr gelinde ſey, ſondern man habe auch im Jahr 1783 eine Peſt aus Natolien in Smyrna erlebt, woran nie-

c) Lüdecke a. a. O.

niemand gestorben sey: dagegen aber sey die aus Egypten hierhin gebrachte Pest, besonders die aus der Wüste Thebais, allezeit sehr fürchterlich. — Bey trübem Wetter und besonders beym Sirockowind sind die Anfälle der Pest allezeit am schlimmsten: auch diese Aerzte bestätigten jene bereits oben angeführte Bemerkung, dass die Pest durch die Bäder sehr verbreitet werde, und dass Furcht die Ansteckung befördere. Ferner so hat man in diesem Lande häufige Beyspiele, dass Menschen fünf- bis sechsmal die Pest überstanden haben, und dennoch endlich darin umgekommen sind. Hergegen will man ungezweifelte Erfahrungen haben, dass die, welche am Aussatze, einer hier sehr gewöhnlichen Krankheit, danieder liegen, von der Pest verschont bleiben [d]). Es ist so gewiss, sagt Riedesel [e]), dass die Aussätzigen niemals die Pest bekommen, dass daher in Candien die mit der Pest Behafteten zu den Hütten der Aussätzigen, deren es auf dieser Insel viele giebt, ihre Zuflucht nehmen, ohne sie jemals anzustecken. —

Die besten Vorbauungsmittel gegen die Pest sind, allen Erfahrungen zufolge [f]), Enthaltsamkeit, Mässigkeit in allen Stücken und dass man wenig Fleisch geniesse. Die Griechen zu Smyrna werden zur Fastenzeit, da sie von nichts als von Vegetabilien leben, selten angegriffen: man muss ferner alle angesteckte Sachen meiden, oder wenn man sie nicht vermeiden kann, muss man sie entweder in Weinessig oder Seewasser stecken, oder

d) Lüdecke a. a. O.

e) A. a. O. S. 234.

f) Howard a. a. O.

man mufs sie 40 Tage lang der offnen freyen Luft ausfetzen. Es ist ferner gut, dafs man die Sachen kenne, die gefährlich sind, und die es nicht sind oder an die sich fast nie das Pestgift hängt. — Zur ersten Classe gehören Seide, Wolle, besonders Baumwolle; Pelze und Straufsenfedern. Diese müssen überall die längste Quarantaine halten: — Wachs aber, Talglichter u. d. g. Sachen mehr sind nach 20tagiger Quarantaine frey: sie werden auch rein, wenn sie 24 Stunden im Salzwaffer gelegen haben. Von aller Quarantaine sind folgende Sachen ganz frey: allerley Sämereyen; Rinden; Salze; Marmor; allerley Mineralien; Holz; Erden; Sand; Alaun; Vitriol; Elephantenzähne; Zucker; Käse; Butter; gesalzenes nnd geräuchertes Fleisch; allerley Materialwaaren; Farben; Liqueurs; Branntewein; Oel; Wein; Corinthen; Rosinen; Pech: — nur müssen die Säume der Emballagen mit Theer überzogen seyn. —

Die nach der Levante Handlung führenden europäischen Mächte, besonders die Engländer, Holländer und Spanier, haben zu Smyrna und an andern ansehnlichen Seestädten, wo ihre Schiffe Waaren einzukaufen haben, ihre Consuls, deren Amt und Beruf es mit sich bringt, dafs sie sich auf Kundschaft in Ansehung der Pest legen, und nach den eingezogenen bald guten, bald schlechten Nachrichten, denen abfahrenden Schiffen darnach eingerichtete Päsfe ertheilen oder verweigern. — Auf die Beschaffenheit dieser Päfse kömmt es nun an, ob die Schiffe eine kurze oder lange Quarantaine zu Venedig oder Malta zu halten haben. — Es sind aber nicht alle Consuls angewiesen, die Schiffe ihrer Nation nicht eher absegeln zu lassen,

bis

bis in der ganzen Gegend die Peſt ganz und gar aufgehöret habe: eine ſolche Vorſicht gebrauchen nur die Engländer allein. So nützlich nun zwar dieſe Einrichtung für den Staat iſt; ſo nachtheilig iſt ſie indeſs der Handlung; ja ſie ſetzt ſo gar den Staat einer andern Gefahr blos. — So lange nemlich dem engliſchen Conſul zu Smyrna nur irgend ein Fall bekannt wird, daſs noch jemand an der Peſt krank ſey, laſst er kein engliſches Schiff, beladen noch weniger, abſegeln: — nun aber bringt es oft das Intereſſe der griechiſchen Kaufleute mit ſich, daſs ſie, in Anſehung der Peſt, einen blinden Lerm machen, damit die Holländer und Spanier davon Vortheil haben, die ſich an ein ſolches Gerücht nicht kehren, auch ſolche ſcharfe Inſtruktionen nicht haben, ſondern die da, ſelbſt zur Peſtzeit, ihre Schiffe beladen, und abreiſen, ſo bald ſie geladen haben; alsdenn aber ihre Quarantaine, wenn ſie mit einem verdächtigen Paſſe verſehen ſind, zu Venedig, Malta oder Helvoetſluis aushalten. Weil nun die engliſchen Schiffe auch jedesmal an einem oder dem andern der beſagten Oerter Quarantaine halten müſſen; ſo kann es nicht fehlen, daſs die holländiſchen und ſpaniſchen Schiffe faſt immer den engliſchen um einige Wochen zuvor kommen. — Dieſe können alſo ihre Waaren eher und theurer verkaufen, als nur die engliſchen Schiffe einmal angelangt ſind. — Auf dieſe Weiſe ſchadet man der Handlung. — Aber zugleich läuft auch England Gefahr, von den erſt bemeldeten Schiffen, vornemlich von den holländiſchen, angeſteckt zu werden. Dieſe höchſt wichtige Sache kann ſich folgendermaſsen zutragen: Es iſt den Hollandern in der Levante erlaubt, auch während der Peſtzeit ihr Schiff zu beladen, welches die Engländer auch

nicht thun dürfen: nach eingenommener Ladung müssen sie aber 40 Tage lang warten, ehe sie abreisen dürfen: wenn sie aber dies gethan haben, so fahren sie ungehindert bis nach Helvoetsluis, wo sie 21 Tage warten müssen. Während dieser Zeit ladet man die auf dem Verdeck befindliche Baumwolle in Boote, und man öffnet die Flügel des Schiffes mit dem Vorgeben, die Waaren, die tief im Schiffe liegen, der freyen Luft auszusetzen, die man übrigens ganz unberührt läſst. Nach Ablauf der gemeldeten Zeit, die sich zuweilen auch bis auf 40 Tage erstreckt, bringt man die ganze Ladung zum Verkauf, und es eilen damit viele Schiffe nach England, weil sie wohl wissen, daſs die englischen Schiffe noch nicht angekommen sind. — Nun muſs man aber bemerken, daſs der innere Schiffsraum dieser Schiffe gröſstentheils auch mit Baumwolle angefüllet sey. Da nun diese nicht ausgepackt, sondern nur auswärts der äuſsern Luft exponirt worden; so ist dies nichts mehr, als wenn das Schiff etwa 40 Tage länger auf seiner Reise zugebracht hätte. — Die Waare kann demnach noch alle Ansteckung an sich haben. — Diese Umstände verdienen um so viel mehr Beherzigung, da Hodges berichtet, daſs die Pest von 1665, welche England verwüstete, aller Wahrscheinlichkeit nach, durch Baumwolle, die ein aus der Türkey kommendes holländisches Schiff mitbrachte, verbreitet worden sey. — Allgemein wünschen daher die englischen Kaufleute in Smyrna, daſs auch in England ein Pesthaus möge angelegt werden, damit die englischen Schiffe nicht weiter nöthig haben, so lange zu warten. — Man muſs sich wundern, daſs man nicht schon längst daran in England selbst gedacht hat!

Es

Es ist nun noch übrig, daſs ich erzähle, wie ſich der gemeine Mann zu Smyrna, wenn er die Peſt hat, betrage. So bald ein Chriſt [g]) glaubt, die Peſt aufgefangen zu haben, iſſet er Caviar, Knoblauch und Schweinefleiſch, und trinkt dazu Branntewein oder Eſsig, um dadurch die Beulen zum Vorſchein zu bringen. Auf dieſe legt er mit Fett geſchmierte Wolle, Caviar, Roſenhonig, getrocknete Feigen u. d. g. mehr, um die Eiterung zu befördern. —

Die Türken und Araber nehmen Bezoarpulver mit Milch ein, auch andere Schweiſs befördernde Sachen. — Zu Cairo gebrauchen ſie Opium, worauf ſie ſich mit Matratzen ſtark zudecken, um den Schweiſs zu befördern; ſie trinken dabey nichts, und öffnen die unreifen Beulen mit einem glühenden Eiſen. — Andere Leute zu Smyrna eſſen nichts und trinken blos Waſſer mit Limonade. Die Juden trinken eine Abkochung von Citronenſaamen, Limonen und Pomeranzenſchalen; ſie trinken auch ihren eignen Urin; vermeiden aber alle animaliſche Koſt. — Ein jüdiſcher Arzt zu Smyrna verſicherte, daſs er oft geſehen, daſs viele Türken in der gröſsten Heftigkeit des Fiebers mehrere Hände voll Schnee über ihren Körper gelegt, daſs ſie ſelbigen gegeſſen und ihre Füſse fleiſsig mit kaltem Waſſer begoſſen hätten. — Noch andere halten bey der Peſt ſtrenge Diät; ſie nähren ſich blos mit Reiſs und Nudeln im Waſſer gekocht, und nur alsdenn, wenn der Patient verſtopft iſt, gebraucht er Brühen und Kräuter ohne Gewürz. Von Zeit zu Zeit giebt man auch dem Patienten

g) Howard a. a. O.

etwas Säuerliches, Weintrauben und Limonade; damit fährt man 40 Tage lang fort. — Da die Juden gemeiniglich grofse Sorgfalt bey den Peftpatienten beobachten, fo pflegt auch gemeiniglich von ihnen nur ein Drittel zu fterben; da hergegen von den Türken zwey Drittel daran aufgeht. —

Die zweyte hier gewöhnliche Krankheit ift der Ausfatz. — Die Ausfätzigen leben hier nicht abgefondert, fondern haben freyen Umgang mit andern Menfchen. Wird's aber doch mit ihnen zu fchlimm; fo fetzt man fie an die Wege und Heerftrafsen, oder fie werden doch abgefondert. Freylich find diefe hier genannten Krankheiten fchon Plage genug für ein Land: indefs hört man auch dafür von andern Uebeln felten etwas. Z. B. die Wafferfucht, Podagra, Gicht und Auszehrung foll man in ganz Kleinafien kaum kennen [h]). Es erreichen auch viele Menfchen, bey ftets fortdauernder guter Gefundheit, ein hohes Alter, befonders diejenigen, welche viel Waffer und Sorbet trinken [i]). Die Blattern find aber hier von fchlimmer Art, und mit der Inoculation will es nicht überall gleich gut fort. Die Mafern richten hingegen hier lange nicht fo viele Verwüftungen an, als in Europa. Schlagflüffe tödten viele Menfchen, und von Dyfenterien hört man oft, welche vom häufigen Genufs der unreifen und gar zu kühlenden Früchte entftehen. Mit hypochondrifchen und hyfterifchen Nervenzufällen ift auch hier alles Volk geplagt; aber erftaunlich ift es, fo viele blinde Menfchen zu fehen. Hier find diefer Leute in einer Stadt mehr,

h) Lüdecke a. a. O.

i) Arvieux a. a. O.

mehr, als in Europa in einer ganzen Provinz. Der viele Staub; die Sonnenhitze und die vielen scharfen, reitzenden Partikeln, welche in der Luft schweben und die sich aus dem verfaulten und oft angehauften Unrath losmachen, reitzen die von der Sonnenhitze abgetrockneten und empfindlich gewordenen Augen zu sehr, als daſs sich hierauf nicht leicht eine Entzündung und nachherige Blindheit einstellen sollte [k]).

Vergleicht man oben gemeldete Lânder, besonders Georgien, Armenien, Diarbeck und Syrien mit Griechenland und den Inseln des Archipelagus; so wird man sie weit gemäſsigter und nicht solchen groſsen Abwechselungen von Hitze und Kälte ausgesetzt finden, als bey jenen beschrieben worden. Es fehlt hier weder am Regen, noch am Schnee; weder an Flüſſen noch Quellen. Bekannt sind die Flüſſe, der Tigris und der Euphrat, und Damaskus war bereits in den ältesten Zeiten, seiner herrlichen Waſſer wegen, berühmt, und es wird deshalb gefragt [l]): sind nicht die Waſſer Amana und Pharphar zu Damascon beſſer denn alle Waſſer in Israel, daſs ich mich darin wüsche und rein würde? Noch zwey andere kleinere Flüſſe bewäſſern dies Land. Kurz, alles macht diese Gegend zu einem irdischen Paradiese [m]). Wenn man nun annimmt, daſs jene morgenländische Nachricht, welche wir aus Pocock angeführt haben, nach welcher behauptet wird, daſs Hippocrates mehreremale von Hemese nach Damascus ge-

 kom-

k) Lüdecke a. a. O. Haſſelquiſt a. a. O.

l) 2. B. der Könige 5, Cap. v. 12.

m) Lüdecke a. a. O.

kommen sey, wahr sey; so sollte man nicht zweifeln, oder der Altvater habe jene Beschreibung Asiens [n]) von diesen Gegenden entliehen, weil sie auf diese Länder am besten passet. Er behauptet hierin nemlich, dass Asien, so wohl seiner natürlichen Beschaffenheit nach, als auch in Ansehung der Menschen gar sehr von Europa verschieden sey. In Asien nemlich soll alles viel schöner, grösser und milder; das Ansehen der Leute soll sanfter und freundlicher seyn. Hiemit stimmen die Nachrichten, die man von Georgien, Armenien und Circassien, in den Reisebeschreibungen findet, überein: daher sucht man hier für das Serail das schönste Frauenzimmer am rechten Orte, und findet solches häufig genug. Die vornehmen Türken haben für die beyden Extremen, für Schönheit und Ungestaltheit, gleich grosse Vorliebe. Schöne Menschen, sagen sie, liebten sie deshalb, weil zu vermuthen stehe, dass in ihnen auch eine schöne Seele wohne. Um nun die körperlichen etwa versteckten Fehler bey dem Ankauf einer Sclavinn oder eines Kindes genau zu erfahren, so lassen sie solche erst sorgfältig besichtigen, und beym geringsten Fehler werden sie zurück gewiesen [o]). Diejenigen aber, welche alle Proben ausgestanden haben, werden wohl mit 6000 Piastern bezahlt [p]). Aber auch an Zwergen finden sie ein grosses Gefallen, und wenn solche verschnitten, dabey auch taub und stumm sind, so bekommen sie vor allen übrigen den Vorzug. Der Grosherr hält in seinem Serail gemeiniglich 40 sol-

n) Von der Luft, Wasser und Gegenden. I. Theil.

o) Elias Habesci gegenwärtiger Zustand des ottomannischen Reichs. Lübeck 1785.

p) Peyssonell a. a. O.

solcher krüppelichter Halbmenschen. Hierbey ist merkwürdig, dass man solche taubstumme Menschen in die Schule schickt, wo sie durch Zeichen unterrichtet werden, und endlich so viele Geschicklichkeit in der Zeichensprache erhalten, dass ihnen ganze Reden, welche durch Zeichen ausgedrückt worden, verständlich werden q). Doch wir kehren zum Hippocrates zurück, welcher den Grund, warum die Menschen in diesem Theile von Asien, in Ansehung ihrer äusserlichen Gestalt und Wuchses, sehr schön und gross, und warum sie in Ansehung der Länge und des Aussehens wenig von einander verschieden sind, darin setzt, weil diese Gegend in der Mitte zwischen den heissen und kalten Strichen liegt: daher soll man hier die schönsten Früchte; die meisten Bäume; die angenehmste heiterste Luft haben. Man bediene sich hier, sagt er, so wohl der Wasser, die vom Himmel fallen, als auch derer, die aus der Erde quillen. Diese Länder brennt weder die Hitze aus, noch drückt sie die Kälte, auch trocknet sie die Dürre und Wassermangel nicht aus. Bey solchen günstigen Umständen und Anlagen muss wohl in den Seelen der Menschen eine gewisse Gleichgültigkeit und Kälte entstehen: daher merkt auch Hippocrates an, dass man bey diesen Asiaten das emsige, beständige, arbeitsame und beherzte Wesen, welches den meisten Europäern eigen ist, vermisse; vielmehr, sagt er, sind sie weichlich und der Wollust ergeben, welches auch noch die heutige Erfahrung bestätiget. Denn die Georgier und Mingrelier sind zwar schön gebaute, aber von allen Völkern, die trägsten, faulsten und vielleicht auch

q) Habesci a. a. O.

auch die wollüſtigſten [r]). Eben ſo iſt es mit Circaſsien, Dageſtan, Gurgiſtan, Legiſtan und Tabriſtan beſchaffen, wo die Luft, theils wegen der Nachbarſchaft der hohen Gebürge, als des Caucaſus, kalt, theils auch auf den ſandigen Ebenen, warm, und mehr oder weniger feucht iſt. Jedoch ſind dieſe Länder geſunder als Mingrelien, oder das Colchis der Alten, welches viele Waldungen, einen moorigten Grund, viele ſtehende Waſſer und häufigen Regen hat. Der Boden iſt in Mingrelien ſo feucht, daſs er ſich nicht ackern läſst, und das Korn nur auf die Oberfläche geworfen werden darf. Die Wärme des Landes, mit dieſer Feuchtigkeit verbunden, verurſacht in den Pflanzen ein ſchleuniges Wachsthum, und es gedeihen z. B. die Weinſtöcke in dieſem Boden ſo gut, daſs ein Mann einen Stamm kaum umfaſſen kann. Aber auch giftige Pflanzen, wie z. B. der Schierling, erreichen hier eine auſserordentliche Gröſse. Den giftigen Thieren fehlt aber dafür hier das Gift. Die Menſchen leiden von der ungeſunden, feuchten Luft an ihrer Geſundheit ſehr, welches ſie noch durch ihre Lebensart vermehren, weil ſie ſich viel auf den Landſtraſsen aufhalten und häufig zu Pferde reiten. Wenige überleben 60 Jahre, und die Waſſerſucht iſt hier gleichſam zu Hauſe [s]). Auch die Peſt verſchont Mingrelien ſelten. Die Hippocratiſche Beſchreibung von Colchis kömmt zwar mit der vorſtehenden ziemlich überein, hat aber noch einige beſondere Züge, weshalb wir ſie mittheilen wollen. Es iſt dieſes Land, ſagt

r) Richard a. a. O.

s) Chardins Reiſen nach Perſien. Richard a. a. O.

sagt Hippocrates [t]), sumpfigt, warm, reich am Wasser und waldigt. Es regnet daselbst zu einer jeden Jahreszeit oft und stark. Die Einwohner leben in den Marschländern, und bewohnen ins Wasser gebauete Häuser aus Holz und Schilf. Man gehet wenig zu Fuße nach der Stadt und auf die Markte. Dagegen fahren sie in ihren Nachen auf und nieder: denn es giebt hier viele Kanäle. Man trinkt ein stehendes, laues Wasser, das von der Sonne fault und von dem Regen anschwillt. Es ist aber der Fasso der allerstillste Fluss, und der, welcher am sanftesten fliesst. Die daselbst wachsenden Früchte gedeihen mit einander nicht, sie sind unschmackhaft und von dem häufigen wässerigten Safte unvollkommen, und werden daher auch nicht recht reif. Wegen der vielen Wasser ist das Land mit häufigen Nebeln bedeckt. Aus diesen einleuchtenden Ursachen haben auch die Colchier ein von andern Leuten ganz verschiedenes Ansehen: denn die langen sind ausserordentlich gross, und die dicken unmässig dick. Man siehet weder ein Gelenke, noch auch Adern an ihnen, und von Farbe sehen sie ockergelb aus, wie die Gelbsüchtigen. Da sie in einer unaufgeklärten, trüben und feuchten Luft wohnen, so haben sie auch für andern eine grobe Stimme. Sie sind, in Ansehung des Körpers, träge zur Arbeit, und die Jahreszeiten machen bey ihnen wenige Veränderung. Es wehen hier viele Südwinde nebst einem einzigen Landwinde. — Der Nordwind kömmt nicht viel hierher, und wenn er ja wehet, ist er schwach und sanft. —

Was

t) A. a. O. S. 426.

Was die näher nach dem Caspischen Meere zu gelegenen Länder anbetrift; so sind sie fast eben so ungesund, als Mingrelien, Dagestan ausgenommen. Dies gilt vorzüglich von Cabardah, in welchem Lande die Einwohner nur auf Bergen gesund seyn können [u]). Die cabardinischen Gebürge [x]) sind aber die höchsten des Caucasus, und es liegt fast das ganze Jahr Schnee darauf. Den niedrigen Gegenden fehlt's entweder am guten Trinkwasser; oder der Boden trägt ungesunde und giftige Pflanzen; oder sie leiden zu viel von Regen, Ueberschwemmung oder feuchter Luft. — Das erste trägt sich bis Kislar zu, welches in einer gesunden Gegend liegt, aber schlechtes Wasser hat. — Schlechte und vorzüglich den Pferden tödtliche Pflanzen bringen die Gegenden um Kislar und zwischen Baku und Schamachie hervor: — um zu verhindern, daſs die Pferde von den Kräutern nicht fressen, legt man ihnen Maulkörbe an. Bey Derbent, welches nahe am Caspischen See liegt, verlor die Armee Peters des Ersten in einer Nacht 700 Pferde, wahrscheinlich, weil entweder ein ungesunder Thau das Graſs vergiftet hatte [y]), oder weil die Pflanzen selbst giftig waren. Man sollte aber hier eher einen giftigen Thau, als giftige Pflanzen vermuthen, weil Lerch hier keine andere, als bittere und salzige Pflanzen finden konnte: es waren nemlich das Absynthium ponticum; das Kali und die Salsola die vornehmsten. — Die Cosacken machen sich aus diesen Pflanzen nichts,

u) Richard a. a. O.

x) Lerch Lebens- und Reisegeschichte, Halle 1791.

y) Brüces Nachricht von seiner Reise, Leipz. 1784. S. 337.

nichts, sondern lassen ihre Pferde nach Willkühr fressen.

Wegen vielen Regen und Feuchtigkeit der Luft leidet die Stadt Derbent sehr viel, und dies um desto mehr, weil alle Häuser oben platte Däeher haben, und also nicht verhindert werden kann, daſs nicht der Regen oder der geschmolzene Schnee sich durch die Fugen in die Häuser ziehe, welche daher, wenigstens im Winter, ganz feucht und ungesund sind. Wäre dies nicht; so wären Derbent und Baku, von dem gleich unten ein mehreres vorkommen wird, noch die gesundesten Oerter in dieser Gegend: denn die Luft ist hier temperirt; man hat hier gutes Quellwasser, und in der Nähe liegen schöne Weinberge. Da der eine Theil von Derbent sehr hoch liegt; so hat man hier oft im Winter Frost, wenn es in dem niedrigen Theile der Stadt Thauwetter ist; — und da hier im Sommer selten Regen fällt, so leidet auch die Stadt alsdenn Mangel am Wasser, so sehr man auch oft im Winter Gefahr laufen mag, zu ertrinken.

Noch schlimmer siehet es mit Mazanderan oder Tabristan aus. Die Gegend ist zwar herrlich und reich an Früchten, so daſs es einem Garten ähnlich siehet: aber die Luft ist vergiftet; die Hitze ist sehr groſs, und die Flüsse trocknen im Sommer aus. Daher ziehen die Einwohner gemeiniglich im April 30 Meilen weit von hier. Die Menschen haben alle ein sehr bleiches und aufgedunsenes Ansehen, und verfallen in allerhand Krankheiten. Im Jahr 1629. lieſsen sich hier 30000 Armenier nieder, aber von denselben war gegen Ende des Jahrhunderts kaum der 30ste Theil mehr übrig.

übrig [z]). Man hat hier auch Tarantelſpinnen: aber ſie ſollen eben nicht giftig ſeyn. Auch Gilan iſt ungeſund: — die Einwohner ſind von einer ſchwächlichen Leibesbeſchaffenheit, und kränkeln faſt beſtändig. Dieſe ganze Landſchaft Gilan, nebſt den Städten Schirwan, Schamachie und Sallian, welche unter perſiſcher Bothmäſsigkeit ſtehen, bieten zwar dem Auge den herrlichſten Anblick dar, indem allerley ſchöne Blumen, als Violen, Hyacinthen, Pomeranzen u. d. g. m. die Felder zieren; ſie werden aber auf der Oſtſeite vom Caſpiſchen See, und von der Weſt- und Nordſeite von hohen Alpengebürgen eingeſchloſſen. Dazu iſt das Land niedrig, feucht und nur zum Reiſsbau, welcher hier ſtark getrieben wird, geſchickt. Auch andere herrliche Früchte, als Pomeranzenbäume, die die Dicke von zwey Männern erhalten; Weinſtöcke, deren Ranken armdick werden; Maulbeeren und dergleichen gerathen hier wohl; aber mit der Geſundheit der Leute ſteht es deſto ſchlechter. — Auf den Gebürgen findet man viele Pflanzen, die mit den ſchweitzer Pflanzen übereinkommen. Auch giebt es in der Landſchaft Gilan viele Waldungen, und ſelbſt Räſcht liegt faſt mitten in einem ſolchen inne. Die Nachbarſchaft der See; der ſumpfige Boden, und die Wälder verurſachen demnach viele Feuchtigkeiten in der Luft, und Nebel ſind hier ſehr gewöhnlich. Die Sommermonate ſind ſehr heiſs, und der Winter beſtehet eigentlich nur aus Regen, der aber dabey empfindlich kalt iſt. Auch Schnee fällt hier in groſser Menge, welcher aber nicht lange liegen bleibt. Die Häuſer ſind aus

Erde

z) Richard a. a. O.

Erde und Kieselsteinen so schlecht gemacht, dass die Feuchtigkeit die Mauern durchdringt. — Das Wasser kömmt selten zum Gefrieren, und die Zugvögel finden hier in Menge ihren Winteraufenthalt. Ja, einige Bäume werden nicht einmal vom Frost entlaubt; denn die Nord- und Westwinde können diese Gegend nicht gehörig bestreichen, weil sie von den vorliegenden Eisbergen gehindert werden. Der Südwind oder Samiel aber, welcher auch der Bagdadsche genannt wird, kömmt zuweilen mit brennender Hitze hierhin; dauret aber, glücklicher Weise, nicht länger, als eine Viertelstunde. Denn würde er länger anhalten, so würde er, seiner versengenden und faulenden Eigenschaft wegen [a]), grosses Unheil anrichten. Indess verlieren durch ihn doch viele Reisende, wenn er sie unvermuthet überfällt, ihr Leben. Die Nächte sind in diesem Lande gemeiniglich kalt, und was den Regen anbetrift, so ist er zuweilen mit würklichen Salztheilen angefüllet, wie denn Gmelin [b]) durchs Abkochen des Regenwassers würkliches Salz herausgebracht hat. Auch der Thau enthält hier Salztheile. Die Wohnungen der meisten Einwohner sind, wenn sie auch aus Stein gemacht sind, dennoch schlecht: denn an der Stelle der Fenster haben sie nur ein Gitterwerk, und die Dächer sind mit Schilf gedeckt; ja einige Häuser sind blos aus Schilf gemacht. Rechnet man zu allen diesen die oft würklich stinkenden Pfützen, so wird man sich

a) Gmelin, man sehe Allgemeine Geschichte der neuesten Entdeckungen. Bern 1778. Zweyter Th. S. 420.

b) A. a. O. S. 428.

ſich nicht wundern, daſs manche Uebel daraus entſtehen. Beſonders müſſen Fremde hier viel leiden, wenn ſie in dieſe Gegend kommen, und ſich nicht warm kleiden, oder wenn ſie die vielen Früchte, als Feigen, Pfirſichen oder dergl. mehr im Uebermaaſs genieſsen. Dies erfuhr die Geſandtſchaft, bey welcher ſich Lerch [c]) befand, zu Enſeli, wo das Waſſer ſehr ſchlecht, und die Hitze ſehr groſs iſt. Täglich wurden davon 10 bis 15 Mann krank. Das Thermometer ſtand auf 96° Fahr. — Die gewöhnlichſten Uebel aber auf dem platten Lande ſind Fieber mit Petetchen; übles Gehör; Schwindel; Geſchwulſt und eine cachektiſche Farbe. Viele Perſer ſchleppen ſich in dieſer Gegend, während ihres ganzen Lebens, mit Hämorrhoiden und andern damit verbundenen Uebeln: viele Bewegung macht ihr Leiden nur allein erträglich. Aber hieran mögen auch andere Urſachen ſchuld ſeyn, als Geilheit, häufiges Tabackrauchen, Gebrauch ſtimulirender Sachen, Opium und dergl. mehr, wovon unten ein mehreres vorkommen wird. Da die Perſer ferner den Kopf ſehr heiſs halten, ob ſie wohl die Haare abſcheeren, ſo leiden doch ihre Augen viel, und alle Gattungen der Augenkrankheiten, ja ſelbſt der Staar ſind bey ihnen gewöhnlich. — Die vielen ſäuerlichen Früchte und das Reiſseſſen ſcheinen ſie aber für hitzigen und Faulfiebern zu bewahren. Denn ob gleich hitzige Fieber hier zu Lande oft vorkommen, ſo ſind ſie doch, nach Gmelins [d]) Verſicherung, ſelten gefährlich, auſser, wie Lerch verſichert, zu Enſeli. — Aber die Gelbſucht iſt hier

c) A. a. O.

d) A. a. O. S. 274.

hier und zu Mazanderan, wie auch in dem meisten Theile von Persien fast einheimisch. Zu Rätscht, wo es vorzüglich ungesund ist, müssen sich die Menschen aller fetten Sachen, besonders der Butter enthalten, weil sie sonst in ein Wechselfieber verfallen. Zu Schamachie und Membreck herrscht so gar oft die Pest. Am ersten Orte starben 1715. mehr als 20000 Menschen daran [e]).

Was das alte Medien, das jetzige Adherbeizan anbetrift, worin Tauris die vornehmste Stadt ist, so ist dieses Land sehr feucht, und wird oft mit Erdbeben heimgesucht. Im Jahre 1721. kamen dadurch zu Tauris 80000 Menschen ums Leben. Es folgte so gar die Pest darauf, welche neue Verwüstungen hervorbrachte. Jetzt soll aber doch die Luft zu Tauris gesund seyn [f]). Es fällt hier alle Winter vieler Schnee, und da die Sonnenstrahlen von den benachbarten Bergen stark zurückprallen, so entstehen daraus Augenentzündungen und geschwollenes Gesicht. Gegen das erste Uebel bedient man sich eines Netzes von Pferdehaaren vors Gesicht [g]). Medien war schon in den ältesten Zeiten, seiner herrlichen Aepfel und Früchte wegen, berühmt, aber es war auch von jeher reich an giftigen magischen Pflanzen. Die berühmteste war ein dem Lorberbaum ähnliches Gewächs. So schleunig auch dieses Mittel in einigen Fällen tödtete, so heilsam bewies es sich doch bey alten keuchenden Menschen [h]).

e) Bells Reisen nach Asien, Persien und Sina, im 9ten Bande der Hamburg. Samml. 1787.

f) Richard a. a. O.

g) Bell a. a. O.

h) Virgilii Georgic. Libr. 2. vs. 126.

Endlich können wir dieſe Gegend nicht verlaſſen, ohne der berühmten Naphthaquellen zu Baku, welche in der Nähe des caſpiſchen Sees, an deſſen weſtlichem Ufer, gelegen ſind, zu erwähnen. Bereits vor 100 Jahren beſuchte dieſelbe der berühmte Kämpfer i), und gab davon eine ſchöne Beſchreibung heraus. In den neuern Zeiten haben ſie auch andere k) beſucht, und ihre Beſchaffenheit mit der Kämpferſchen Beſchreibung übereinſtimmend gefunden. Die Luft und das benachbarte Land bekommen dadurch eine beſondere vortheilhafte Beſchaffenheit. Denn in der Nähe der Naphthaquellen l) entdeckt man eine etwa 20 Klafter lange Vertiefung des Bodens, aus welcher beſtändig eine Flamme, die des Nachts am ſichtbarſten iſt, und ſich wohl drey Klaftern hoch erhebt, aufſteigt. Dadurch verbreiten ſich nun die Naphthadünſte über die Stadt und umliegende Gegend. Ferner, ſo bedient man ſich der Naphtha zu Baku, in Vermiſchung mit Erde, anſtatt des Holzes zum gewöhnlichen Brennen. Dies verbreitet nun einen dicken ſchwarzen Rauch, wodurch alle Häuſer ein ſchwarzes Anſehen bekommen. Zugleich wird aber auch die Luft durch dieſe balſamiſchen Dünſte geläutert, und ſo heilſam gemacht, daſs man Baku für den geſundeſten Ort halten kann. Niemals hat man auch hier von Peſt etwas gehört. — Man gebraucht auch die Naphtha, beſonders die weiſse als Medicament, ſo wohl innerlich, als äuſserlich in Gicht; Gliederreiſsen; in Bruſtzufällen, und beſonders im Tripper.

i) Kaempferi amoenitates exotic.

k) Lerch, Gmelin u. a. m.

l) Lerch a. a. O.

per. — Indeſs, ſo geſund auch dieſer Ort ſeyn mag; ſo hat er doch auch ſeine Plage, die in einem ſehr ſchmerzhaften juckenden Ausſchlage beſteht, der von der Hitze und von Inſekten hergeleitet wird. Das unaufhörliche Brennen des Erdreichs hat zu allerhand ſeltſamen Begriffen Gelegenheit gegeben, worüber man beym Kämpfer nachleſen kann. — Die benachbarten Einwohner kochen ihre Speiſen darin, und die Sekte der Feueranbeter hält immer einige Abgeſandten hieſelbſt. Die weiſse Naphtha, welche vor der ſchwarzen groſse Vorzüge hat, iſt gelb von Farbe, aber durchſichtig, und wird von den Perſianern als ein durchdringendes und auflöſendes Mittel in Gliederſchmerzen und gichtiſchen Zufallen eingenommen: alle Mahomedaner und Armenier gebrauchen es, als ein gewöhnliches Hausmittel [m]). — Dieſes Land bringt noch andere herrliche mediciniſche Produkte hervor, als z. B. Chinawurzel; eine herrliche Manna welche die perſiſchen Aerzte zum Abführen und als Bruſtmittel oft gebrauchen, ferner allerhand gefärbte Erden, als grüne, rothe, weiſse, denen die hieſigen Aerzte allerhand Tugenden zuſchreiben, als die verlornen Kräfte herzuſtellen; die Lebensgeiſter zu erwecken; dem Gifte zu widerſtehen, und dergl. mehrere [n]).

Auch trift man hier kochende Salzquellen, deren Waſſer bitter ſchmeckt, und auf deren Oberfläche und Seiten das Salz in ſeinen gewöhnlichen Kryſtallen anſchieſst. Viele gemeine Leute pflegen ſich in dieſe Seen zu ſtürzen, indem ſie das

m) Gmelin a. a. O. S. 212.

n) Gmelin a. a. O. S. 347.

das Baden im Salzwaſſer für ſehr nützlich halten. — In dem ganzen nördlichen Theile von Perſien bemerkt man, daſs die Blattern ſechs, acht bis zehn Jahre lang gänzlich ausbleiben; auf einmal aber ſich wieder einſtellen, wobey aufmerkſame Leute allemal einige Tage zuvor den arabiſchen Südwind bemerkt haben. Viele Menſchen werden hier durch dieſe Krankheit ſehr verunſtaltet; andere aber ſichern ſich dagegen durch die Inoculation, welche in dieſem ganzen Reiche ſeit undenklichen Zeiten folgendermaſsen ausgeübt wird. Man verfährt dabey kurz und gut; man nimmt das Pockengift von einem, der mit dieſer Krankheit leidlich behaftet iſt; macht eine kleine runde Oeffnung an den Händen, den Füſsen, oder einem andern beliebigen Theile des Leibes in der Haut; bringt das Gift in dieſelbe; verbindet die Wunde leicht, und überläſst den gemachten Kranken der Sorgfalt der Natur, ohne ihn von der freyen Luft auszuſchlieſsen. — Die Bergbewohner in dieſer Gegend, welche nur ſelten Eſsig bekommen können, kochen den Eſsig bis zur Verdickung; während dem Kochen aber ſammlet man den auf der Oberfläche ſich anſetzenden Schaum; vermiſcht denſelben mit dem nachgebliebenen Gemengſel, und man bekömmt dann eine Maſſe, von welcher ein Quentchen, in ein paar Unzen Waſſer aufgelöſet, die Stelle des Eſsigs vertritt, und auf Reiſen gut zu gebrauchen iſt o). Es giebt auch in dieſer Gegend Scorpionen, deren Stich oft tödtlich wird. Man hat aber in dem Scorpionenoel, das man auf die Wunde ſchmiert, ein ſicheres Mittel: in deſſen Ermangelung wird ein zerquetſchter Scorpion auf-

o) Ebendaſ. S. 385.

aufgelegt. Zu Buzabbat sahe Bell [p]) eine besondere Art behaarter Tarantelspinne, welche weder durch einen Biss, noch durch einen Stich ihr Gift beybringet, sondern sie läſst dies nur auf die Haut fallen, welches sogleich einzieht, worauf Schwindel, Magenschmerzen und Schlafsucht erfolgen. Auch dies Thier wird gequetscht aufgelegt; oder man läſst dem Leidenden viele süſse Milch trinken; oder man legt ihn endlich in einen Korb, der mit vier Enden an einem Seile hängt, dreht solchen oft um, und läſst ihn dann plötzlich fahren. Das schnelle Umfliegen erregt dann gemeiniglich ein Erbrechen, wornach die Zufälle aufhören. Man wendet auch wohl die Musik als Genesungsmittel an. Indessen war doch Gmelin [q]) kein Fall bekannt worden, daſs diese Tarantel Schaden gethan hätte; er eignet aber einer andern Tarantel mit scheerenförmigen Freſsspitzen giftige Eigenschaften bey. Diese Tarantel ist eine groſse Plage der Kameele, und selbst Menschen, welche von ihnen gestochen worden, verfallen in alle Umstände einer heftigen Entzündung. Die Kalmücken lassen dergleichen verunglückte Personen in Kuh- oder Kameelmilch baden, und geben ihnen darauf den aus derselben abgezogenen Brantewein zu trinken. An Arzeneymitteln erhalten wir aus den beschriebenen Ländern den schwarzen Niesewurz; die Asa foetida; besonders das Opium aus Natolien; das Scammonium aus Cappadocien, Antiochien und vom Berge Libanon; das Bdellium aus Medien. —

p) Reisen a. a. O. S. 31. u. s. w.

q) A. a. O. 3ter B. S. 44.

Von den Ländern, welche sich von der Ostseite des caspischen Meeres bis nach China hin erstrecken.

Alle Nachrichten, welche man von diesen unbekannten Ländern hat, stimmen darin mit einander überein, daſs sie sämmtlich, die nahe an dem caspischen Meere gelegenen ausgenommen, sehr gesund sind, besonders gilt dies von der Usbeckischen Provinz; von der groſsen Tatarey und Mongoley. Ihre Lage ist so beschaffen, daſs, je weiter man nach China kömmt, ihr Boden immer erhabener wird; auch findet man vieles Salz in dieser Gegend; sie sind daher mehr kalt als heiſs zu nennen. Dies gilt besonders von den mehr nördlich gelegenen Ländern. Unter dem 45sten Grade N. Br. ist die Kälte oft durchdringend stark; in den erhöheten Gegenden soll oft das Eis neun Monate lang liegen bleiben, und in demjenigen Theile der Mongoley, welcher unter chinesischer Herrschaft stehet, soll gar kein Korn wachsen können, sondern die Menschen genieſsen meist Bohnen: auch sollen die Früchte, der vielen Salztheile wegen, einen säuerlichen Geschmack haben. Ferner sind die hier wohnenden Tataren nicht gewohnt, an einem Orte zu bleiben, sondern viele von ihnen führen ein nomadisches Leben, welches der Verunreinigung der Luft hinderlich ist. Noch mehr wird die Luft dadurch gereiniget, daſs die Tataren im Herbst die Wiesen und Steppen anzünden, wodurch ein Luftzug erregt wird [r]. Alle diese Völker, welche

r) Richard a. a. O.

welche wir gleich näher beſchreiben werden, ſind tapfer, voll Muths, ſtark und geſund. Von Krankheiten hört man ſelten etwas.

Die groſse Bukharey oder Uzbeck hat viele Berge, die voll der reichſten Erzgruben ſind, und Thäler, die einen Ueberfluſs von herrlichen Früchten haben. Es iſt ein Land, wo weder an Flüſſen, noch am Holz, noch am Getraide Mangel iſt. Obgleich viele der hier wohnenden Tataren Hordenweiſe herumziehen; ſo findet man doch auch hier einige anſehnliche und volkreiche Städte. Unter dieſen treffen wir zuerſt die Stadt Bockhara an, welche in einem niedrigen Thale gelegen iſt, und daher ſchlechtes Waſſer hat, aus deſſen Gebrauch ein Wurm, die Vena medinenſis nemlich, in den Schenkeln erzeuget wird, der oft eine Elle lang iſt. So ſehr man auch hier von der Schädlichkeit des Waſſers überzeugt iſt, ſo wird doch nirgends ſtrenger auf Waſſertrinken gehalten, als zu Bockhara. Auſser Waſſer und Pferdemilch iſt alles übrige Getränke ganz verboten. Die Uebertreter werden durch die Marktplätze durchgepeitſcht. Es ſind Beamte beſtellt, die alle Häuſer durchſuchen müſſen, ob ſie Aquavit, Wein oder ein anderes Getränke darin finden. Wenn ſie dergleichen antreffen; ſo zerbrechen ſie die Gefäſse, verderben das Getränke, und beſtrafen die Beſitzer. Ja, wenn nur eines Mannes Athem nach ſtarkem Getränke riecht, ſo bekömmt er gleich Fuſsſchläge [s]). Was die weiter öſtlich gelegenen Länder, Samarkant und Balk anbetrift; ſo ſind ſie nicht allein ſehr fruchtbar und geſund,

 ſon-

s) Allgem. Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und zu Lande, Leipzig 1750, 7ter B. S. 310.

sondern auch wohl cultivirt. Samarkant bringt Birnen, Aepfel, Weintrauben und Melonen von unvergleichlichem Geschmack, und in solcher Menge hervor, daſs es damit das Reich des groſsen Moguls und Persien versiehet.

Da die groſse Bukharey theils von Bukharen, theils von uzbekischen Tataren bewohnt wird; so ist auch die Lebensart unter diesen verschieden. Erstere und auch einige Tataren haben bleibende Wohnplätze, und ernähren sich vom Ackerbau und Viehzucht: da hergegen diejenigen Tataren, welche blos von Viehzucht leben, herum zu ziehen pflegen; diese leben meist von Pillaw, d. i. gekochtem Reiſs und Pferdefleisch; ihr Getränke ist Kumis oder ein aus Pferdemilch zubereitetes starkes Getränke, wovon unten umständlicher geredet werden soll. Es sind diese Tataren auſserordentlich beherzt, zum Rauben und Plündern geschickt, und selbst ihre Weiber ziehen oft mit in den Krieg [f]).

Die falschlich sogenannte kleine Bukharey wird lange nicht so stark bewohnt, als die groſse, obgleich das Land dazu eben so geschickt, wie das vorige ist, indem hier allerhand Früchte, und selbst der Wein sehr gut gerathen. Da aber der nach Süden gelegene Theil erhöhet ist, so ist es hier, im Verhältniſs der Breite, ziemlich kalt. Das Land ist ferner sehr bergigt; liefert viel Gold und Edelgesteine; hat aber Mangel an Städten. Die hier wohnenden Kalmücken und Bukharen nomadisiren fast alle. Die meisten Menschen sind groſs, stark, wohlgebildet. Dasjenige Stück Landes, welches am meisten östlich gelegen ist, heiſst Hami.

f) A. a. O. S. 318.

Hami. Hier fängt schon die grosse Wüste, Kobi genannt, an, welche bis zum Tanguth führet. In dieser ganzen, 90 französische Meilen weiten Wüste, trift man selten Gras oder Wasser an, und sie wird daher fast gar nicht bewohnt [u]). Von den eigentlichen Einwohnern der kleinen Bukharey haben wir wenig erhebliche Nachrichten, die wir unsern medicinischen Lesern mittheilen könnten, noch weniger wissen wir von ihren Krankheiten etwas. Wird indess ein Bukhare krank, so ist das Hülfsmittel dieses: ein Mulla oder Priester lieset ihm eine Stelle aus einem Buche vor, hauchet ihn verschiedenemal an, und macht mit einem scharfen Messer verschiedene Schnitte in der Luft über des Kranken Gesicht. Dadurch, bilden sie sich ein, würde des Uebels Wurzel abgeschnitten, das, wie sie sagen, vom Teufel herrühret. — Eine Kindbetterinn wird 40 Tage lang für unrein gehalten, und darf nicht einmal ihr Gebet verrichten [x]).

Was die Karakalpaken in Turkestan anbetrift, welche vom obern Theile des caspischen Meeres bis an die Kalmückey wohnen, so sind es meist Räuber; übrigens aber sehr gesunde und starke Leute; sie bewohnen überdem ein angenehmes und gesundes Land.

Eben so ist es mit den Kasaken beschaffen, welche den östlichen und südlichen Theil von Turkestan inne haben. Sie gehen, ob sie gleich selbst ein herrliches Land besitzen, stets auf Rauben aus, und thun in Siberien oft Einfälle. Die Männer

sitzen

u) A. a. O. S. 334.

x) A. a. O. S. 337.

ſitzen faſt immer zu Pferde: es iſt ein geſundes Volk [y]), und von ihnen wird unten weiter die Rede ſeyn. —

Von den äuſserſten an der groſsen Wüſte gelegenen Oertern berichtet Marko Polo, welcher dieſe Länder bereiſet hat, daſs ſie zwar anmuthig gelegen wären, aber gemeiniglich Mangel an gutem Waſſer hatten. Daher findet man in Yarkan, welches in Casgar liegt, daſs die meiſten Einwohner, dieſer Urſache halber, geſchwollene Beine und Beulen an dem Halſe haben [z]). In der Stadt Pein, welche in der groſsen Wüſte ſelbſt liegt, iſt Waſſermangel ebenfalls ein drückendes Uebel; und findet man noch irgend Waſſer, ſo iſt es oft bitter und ſalzigt.

Die groſse Tatarey und Tanguth liefern uns wenig Merkwürdiges. Es giebt hier ebenfalls groſse Wüſten, aber auch einige bewohnte Oerter. Die meiſten Einwohner eſſen kein anderes Brod und trinken kein anderes Getränke, als aus Reiſs gemachtes. Das Fleiſch eſſen ſie gemeiniglich noch roh mit Knoblauch gewürzt. Einige Gegenden, als Sukkuir in Tanguth, ſind kalt; aber doch auch andere, als z. B. Kampion, in eben dieſem Lande, ſind ſehr fruchtbar, und liefern, auſser dem vielen Golde und Edelgeſteinen, auch Muskus, Birnen Aepfel, Apricoſen, Pfirſichen, Melonen und Curken. Auch wird in dieſem Lande die beſte Rhabarber gefunden, welche man aber nur des Handels wegen ſchätzt. Denn man gebraucht ſie hier als Arzeneymittel nicht, es wäre denn, daſs man

y) A. a. O. S. 349.

z) A. a. O. S. 437.

man sie kranken Pferden eingäbe. Sonst zerstöfst man sie, mischt sie unter andere wohlriechende Sachen, womit man den Götzen opfert. An einigen Orten giebt es ihrer eine solche Menge, dals sie solche trocken statt des Holzes gebrauchen [a]). Ueberhaupt bekümmern sich die Tataren und Mongolen um die Fortpflanzung der Rhabarber wenig, sondern überlassen dieses meist den Murmelthieren, welche sich in dieser Gegend in Menge aufhalten und das Erdreich fleissig durchwühlen. Wenn der Wind den Saamen in dieses aufgelockerte Erdreich wehet, so fasset er bald Wurzel, und kömmt zum Wachsthum. Die Wurzeln, welche man zum Verkauf zubereitet, werden im Winter aufgeschnitten und getrocknet. Man schneidet zu dem Ende Löcher hinein, um sie an den Zeltstangen anzuhängen, auch hängt man sie an die Hörner ihrer Schaafe [b]).

Aerzte giebt es in allen diesen wüsten Ländern, wie leicht zu erachten, gar nicht: aber desto häufiger trift man auf allen Marktplätzen Marktschreyer an, welche sich einer Wissenschaft Simia rühmen, wodurch sie die Zuschauer in Erstaunen setzen. In einigen Provinzen wird auch bey jeder Krankheit zu einem Zauberer geschickt, welcher nach dem Schalle der Musik Lieder singt, tanzt, und seinen Götzen befragt. In der Provinz Kardan ist so gar die abgeschmackte Gewohnheit, dafs sich der Mann, nach der Entbindung der Frau, 40 Tage lang im Bette hält [c]).

Da

a) A. a. O. S. 537.

b) Bells Reisen a. a. O.

c) Allgem. Hist. d. R. a. a. O. S. 453.

Da wir von dem Lande der Eleuter oder der Kalmücken, welches sich bis zum 50sten Grad N. B. erstreckt, unten ein mehreres melden werden, so verdient hier nur blos angemerkt zu werden, daſs es, seiner Lage nach, sehr kalt sey. Glaubwürdige Personen versichern, daſs der Nordwind, selbst im Sommer, so durchdringend sey, daſs man sich in der Nacht sehr wohl zudecken müsse, wenn man davon keine Unbequemlichkeit haben wolle. Im August gefriert es oft in einer Nacht eines Thalers dickes Eis. Ja, wenn man in einigen Gegenden der Mongoley vier bis fünf Schuh tief gräbt, so trift man auf gefrorne Erdschollen und Eisklumpen. Es rührt diese Kälte von der erhöheten Lage des Landes der Eleuter und der Mongoley her. Denn Verbiest hat gefunden, daſs diese Gegend an einigen Orten dreytausend geometrische Schritte, oder drey französische Meilen, höher als die Seeküste bey Peking erhaben sey [d].

Man hat von diesen Völkern, besonders von den Tataren, allerhand ungereimte Nachrichten ausgebreitet, als z. B. daſs ihre Kinder blind zur Welt kämen, und erst einige Tage nach der Geburt sehen könnten; ferner, daſs sie gewohnt wären, das in Riemen zerschnittene Pferdefleisch mit dem Schaume der Pferde zu vermischen und als Speise zu genieſsen [e]; aber diese Nachrichten finden jetzt wenig Glauben mehr. — Von Tanguth bis zur chinesischen Mauer ist wieder eine groſse Wüste, Lop genannt, deren Gränzen wohl noch nie-

d) A. a. O. S. 87.

e) Vasseur in der neuen Quartalschrift v. J. 1788.

niemand bestimmt hat. Es ist diese ganze Gegend zum Theil bergigt, zum Theil eben, über und über aber sandig und öde; nur selten trift man einige Bäche an, an deren Ufer sich einige Tataren unter Zelten aufhalten.

Von China, Corea und Iapan.

Es muss für Reisende kein geringes Vergnügen seyn, wenn sie nach glücklich uberstandenen Beschwerlichkeiten der Reise in der Wüste, mit denen sie lange genug gekämpft hatten, endlich die chinesische Mauer erreichen. Hier nehmen die Sachen auf einmal ein ganz anderes Ansehen. Das Land erscheint hier überall, nur an wenigen Stellen ausgenommen, herrlich bebaut; die Felder werden sorgfaltig gedüngt; Flüsse und Kanäle durchschneiden überall die Aecker; Berge wechseln mit anmuthigen Thalern ab; die Anzahl der Städte ist erstaunlich gross, und die Menschenzahl übersteigt alle Vorstellung. Reichthum, Ueberfluss und Wohlleben siehet man in China an allen Orten, und an keiner der herrlichsten Früchte ist Mangel. Es giebt hier Provinzen, welche mehr das Ansehen eines ausgedehnten Gartens, als eines bewohnten Landes haben; es giebt Berge, die bis zu ihrer Spitze bebaut sind; Länder, auf denen man zweymal in einem Jahre erndten kann; Baume, die geschmackvolle Früchte tragen, wovon eine einzige hundert Pfund wiegt. Die Anzahl der Ströme und Seen steigt an die 1472, und man

zählt

zählt an die 2099 Berge, wovon viele Gold, Silber, Edelgesteine und Rhabarber liefern. Ambra, Muskus und Benzoë kommen ebenfalls aus China in Menge. Aus diesem ist schon zu ersehen, dass eine grosse Verschiedenheit in Ansehung des Bodens, des Clima's, der Luft, des Wassers und der Nahrungsmittel in den verschiedenen Provinzen des weitausgedehnten chinesischen Reichs, welches sich vom 21sten bis zum 40sten Grad N. B. erstreckt, statt finden müsse. Wie schon bereits gesagt worden, sind einige Provinzen, als z. B. Ho-nan, ganz eben und einem Garten gleich; andere, als z. B. Quang-si und Kiang-si, haben viele Berge; andere, als z. B. Fo-kien, haben viele Waldungen; andere, als Kiang-nan, Hu-quang und Yun-nan sind niedrig, werden oft unter Wasser gesetzt, und sind zum Reisbau geschickt; nur wenige sind ganz unfruchtbar, als z. B. Koei-tchu und zum Theil Quang-si. In Ansehung der Lage findet auch ein grosser Unterschied Platz. Einige, als Yun-nan, Queit-sche, Suchuen u. a. erstrecken sich vom 23sten Grad N. B. bis zum 35sten. Diese Länder sind daher sehr heiss, und gehören eigentlich hier nicht hin; einige gränzen ans Meer, als Quantung, Fokien, Nankingang u. a., wo es deshalb feuchter ist; wieder andere, als Chensi, Chansi, Petcheli u. d. g. liegen mehr nördlich und gränzen an die Tatarey. In diesen letztern ist die Kälte, zur Winterszeit, nicht geringe. Gemelli *f*) fand die Kälte zu Peking so stark, dass er nicht ausgehen konnte, bis die Sonne Stärke genug bekommen hatte, und Grimaldi versicherte ihm, es sey in Polen, zehn Grad

f) Allg. H. d. R. 5. B. S. 499.

Grad weiter nach Norden zu, nicht kälter als hier. Durch Vorschub dieser Witterung wird verschiedenes Wildpret, von allerley Art, aus der Tatarey gebracht. Alles ist so gefroren, daſs es sich manchmal zwey bis drey Monate hält. Delisle g) versichert, daſs es auf den Gränzen von China oft so kalt sey, als zu Yeniseisk in Siberien. Zu bewundern ist es alsdenn nicht, daſs der 69jährige Kaiser Cang-hi im December 1722 auf einer Tigerjagd von einer tödtlichen Kälte ergriffen worden, durch die sein ganzes Blut erstarrete h). In der Landschaft Schidscher befindet sich ein Berg, auf welchem die beste Rhabarber wachst, obgleich Winter und Sommer über der Berg mit Schnee bedeckt ist. Des Sommers über fällt die Hitze, selbst in Peking, oft sehr beschwerlich, und der Kaiser thut alsdenn nicht selten Reisen in die Tatarey, um kältere Gegenden, während den Hundstagen, zu besuchen. Diesemnach finden hier zwar Abwechselungen der Witterung statt, aber dieser Uebergang von der einen zur andern geschiehet langsam und stufenweise. Vieler Regen fällt in diesem Lande selten, aber der Thau ist desto reichlicher; da es ferner nicht an Winden fehlt, welche die Gegenden frey durchstreichen können, so kann man, überhaupt genommen, die Luft von China gesund nennen. Da es hier aber viele Reisfelder giebt, und da der gelbe Fluſs jährlich aus seinem Ufer tritt und Ueberschwemmung verursachet, und da endlich das Wasser in den Flüssen nicht

g) Memoir. de l'Acad. roy. de Paris A. 1749.

h) Neuere Geschichte der Chineser, Japaner etc. als Fortsetzung von Rollins. 1. Th. S. 48.

nicht von der besten Beschaffenheit ist, so entstehen daraus nicht selten Seuchen. Indess will man doch behaupten, dass die Pest niemals nach China gekommen sey. Dieser Behauptung widerspricht aber Pauw [i]), welcher zwey Pestseuchen anführt, die China verwüstet haben. Die erste, die schwarze Pest genannt, herrschte im Jahre 1347; sie kam aus den südlichen Provinzen dieses Reichs, durchlief ganz Asien und Europa, und erreichte so gar die Länder am Pol, wo sie von der Kälte selbst nicht bezwungen werden konnte. An dieser Seuche sollen zwey Drittel der Menschen gestorben seyn: die zweyte Pest soll im Jahre 1504 gewüthet haben. Eine andere Ursache, welche in China Landseuchen hervorbringen kann, sind Erdbeben und Hungersnoth. Man will Beyspiele haben, dass es damit so weit gekommen sey, dass Väter ihre Kinder gefressen [k]). Es ist aber dies nicht zu bewundern, wenn man an die grosse Anzahl der Menschen gedenkt, welche in China wohnen. Da giebt es z. B. ein Dorf, Fushan genannt, worin allein eine Million Menschen wohnen [l]). Und nicht genug, dass fast alles Land bebaut und bewohnt ist, selbst auf dem Wasser bringen viele Tausende ihre ganze Lebenszeit zu, indem man hier viele schwimmende Städte antrift [m]). Es mögen daher allerdings 82 Millionen Menschen, obgleich Pauw [n]) daran zweifelt, in China vorhanden seyn.

Was

i) de Pauw wysgerige Berichten over de Egyptenaaren en de Chinesen. Deventer 1773. Aus der Grundsprache ins Holländische übersetzt. S. 130.

k) Süssmilch a. a. O.

l) Allgem. H. d. R. 5. B. S. 483.

m) Ebendaselbst.

n) A. a. O. S. 128.

Was die Nahrungsmittel anbetrift, so geniesst man hier weniger Fleisch als Gemüse, und unter diesen stehet der Reiss oben an, in dessen Ermangelung man Weitzen anwendet. Aus diesen Körnern macht man selten ordentliches Brod, sondern Nudeln, oder einen unverdaulichen Teig, zu dem Zwiebeln kommen. Man isst auch gestossene Bohnen, aber besonders viele Kräutersuppen, wozu sie allerhand Gartengewächse, und selbst solche, die nur in Europa in der Apotheke geführet werden, als Eibisch, Siegmarswurz u. a. wählen. Kräftiges haben diese Sachen eben nichts an sich, und obendrein kommen sie halb roh und kalt auf den Tisch, indem die Chineser gewohnt sind, die Speisen kalt, aber die Getränke sehr heiss zu sich zu nehmen [o]). Häufig setzt man auch zu den Suppen und Speisen ein sehr wohl schmeckendes und gesundes Kraut, welches an den Seeklippen wächst, und von Isbrand Ides Satyrion abortivum genannt wird. Sie haben ferner sehr guten Sallat und Endivien, auch herrliches Obst. Was die Fleischspeisen anbetrift, so stehet das Schweinefleisch bey ihnen oben an; doch geniessen sie auch andere Arten von Fleischnahrung, besonders Hundefleisch, welches sie im Sommer nicht allein für gesund, sondern auch für kühlend halten [p]). Von Fischen sind sie auch grosse Freunde.

Ihre Getränke nehmen sie heiss zu sich; Thee wird am meisten getrunken; und anstatt Wein wird aus Reiss ein hitziges Getränke gemacht. Die Chineser behaupten, dass Schweinefleisch und Thee

 nicht

o) Gemelli Careri a. a. O.

p) Isbrand Ides a. a. O. 5. B. S. 525.

nicht ungesund sey, wenn nur beydes mit einander verbunden werde; jedes für sich aber sey dem Magen beschwerlich [q]). — Da nun ferner die Chineser in den Speisen sehr mäfsig sind, so ziehen sie sich dadurch selten Krankheiten zu. Auch bemerkt man eben nicht, dafs hier das Volk von dem häufigen Genufs des Thees solche schlimme Folgen leide, als in Europa; ob gleich das Weibsvolk gemeiniglich blafs von Farbe ist. Der heifse Reifs ist aber ihren Augen nachtheilig, wenigstens leiten viele [r]) die Beschwerden der Augen, woran sie so oft leiden, und welche bald in Augenentzündung, bald in einem Thränen, bald in einer völligen Blindheit bestehen, hievon her. Vielleicht tragen auch die scharfen Ausdünstungen, welche aus den Reifsfeldern empor steigen; das viele Räuchern [s]), welches überall in den Städten von China geschiehet, und besonders der Gestank vom Menschenkothe, welchen die Leute an vielen Orten, als z. B. zu Nanking, in Tonnen durch die Straffen, zum Düngen ihrer Gärten, tragen, weil es ihnen am Viehmist fehlet, oder welchen sie in Kähnen auf den Flüssen verfahren [t]), zur Erzeugung dieser Uebel vieles bey. Da man aber gemeiniglich nur das heifse Reifsessen für die Ursache dieser Krankheiten hält; so ist deshalb von Europäern, welche nach China fahren, für gut gefunden worden, dem Schiffsvolke das heifse Reifsessen, bey schwerer Strafe, zu verbieten.

Zu

q) Kämpfer amoen. exot. p. 627.

r) z. B. Bontius, Paxmann, Osbeck vid. Cartheus. de morbo endem. p. 87.

s) Man sehe Pauw a. a. O. S. 139.

t) Gemelli Careri a. a. O. S. 492.

Zu den gemeldeten Augenkrankheiten muſs man auch den ſonſt ſeltenen Fehler, die nachtliche Blindheit, zählen, welche in China gewöhnlicher als in Europa iſt; ſolche Menſchen können nur, ſagt der Herr v. Haller [u]), bey dem gröſsten Sonnenglanze, und nicht in der Dämmerung ſehen. Aber der Pater d'Entrecolle [x]) kannte einen Mann, der zwar bey Nachte, beym hellesten Lichte, nichts ſehen konnte, der aber bey Tage, an einem ſehr finſtern Orte recht gut ſahe. Die Chineſer curiren dieſes Uebel, welches ſie Kimung yen nennen, folgendermaſsen. Man nimmt die Leber eines ſchwarzen Schaafs, zerſchneidet ſie, nimmt alle Nerven, Häute und Adern heraus, wickelt ſie alsdenn in ein Blatt der Seeblume, das man mit etwas gutem Salpeter bepudert hat. Man laſst dies gelinde kochen, rührt es, während der Zeit um, nachdem man vorher den Kopf mit einem groſsen Tuche, das bis an die Erde hängt, bedeckt hat, damit der Dampf vom Decoct die Augen berühre. So kraftig hilft es, daſs man ſchon am erſten Abend vom Anfalle befreyet iſt [y]).

Die Chineſer gebrauchen durchaus kein kaltes Waſſer, weder zum Trinken, noch zum Waſchen: ſelbſt beym heiſseſten Wetter nicht, und wundern ſich nicht wenig, daſs ſolches die Europäer thun. Sind ſie ſo arm, keinen Thee ſich verſchaffen zu können, ſo werden Bohnen oder andere Hülſen-

 früchte

u) Anfangsgründe der Phyſiologie, aus dem Latein. v. J. S. Hallen überſ. Berl. 1772. 5. B. S. 985.

x) Hallers Samml. acad. Streitſchr. von Crell überſ. 1. B. S. 338.

y) A. a. O.

früchte gekocht, und dieser Trank anstatt Thee genommen [z]). Der berühmte Berger behauptet in seiner Chronologia formular. med. Fr. ad Viadr. 1754, unsere Infusa wären eine Nachahmung des chinesischen Thees. — Nichts gehet ihnen über Thee, dem zu Ehren auch der Kaiser Kien-long ein Gedicht gemacht hat, worin er dessen Tugenden anpreiset, und behauptet, daſs er uns von fünffacher Unruhe befreye; noch mehr aber preiset er die Pflanze Orhota, dessen Gebrauch uns unsterblich machen würde, wenn uns dazu die Möglichkeit, es zu seyn, nicht versagt wäre. Gemeine Leute infundiren oder kochen den Thee, und trinken ihn fast den ganzen Tag: Vornehme aber rühren jedesmal den zu Pulver gestoſsenen Thee mit etwas Wasser an, und verschlucken beydes. Der frische und nicht hinreichend getrocknete Thee ist sehr schädlich, und verursachet Schwindel und Zufälle an den Augen [a]): — vielleicht entstehen jene Augenübel, von denen oben gesprochen worden, auch zum Theil aus dieser Ursache. So sehr auch die Chineser vom Thee eingenommen sind, so verwerfen sie doch dessen Gebrauch, wenn man Arzeneyen nimmt, und in der Colik [b]). —

Viele Chineser setzen zum Branntewein, den sie aus Reiſs verfertigen, die höchst scharfe und fast wie Feuer brennende und daher giftige Holothurie, welche man in dem morgenländischen Meere

z) Gemelli C. a. a. O. S. 495.

a) Kämpfer l. c. p. 627.

b) L. c.

Meere findet c), und dies beweiset, dass es auch unter diesem Volke Schwelger und Säufer giebt. Dies sind aber meist nur Städter: denn der Landmann lebt durchgängig mässig, und ist arbeitsam. Daher erreichen auch unter ihnen viele ein hohes Alter von 100 Jahren. Selbst in Ansehung der Kleidung sind sie sorgfältig, und schützen sich gegen nasse kalte Witterung mit Mänteln und andern Kleidungsstücken hinreichend d); man hört daher in China, wie Haye e) sagt, selten über Catarrhe klagen, und die Schwindsucht ist hier lange nicht so häufig als in England. Die Adelichen und Reichen aber sind hier die grössten Wollüstlinge, die man nur auf der Erde finden kann. Sie sind unmässig in aller sinnlichen Wollust, welche sie auf alle Weise durch die bekannten Vogelnester aus Tunkin zu erhöhen und zu stärken suchen f); dem Schlafe hängen sie sehr nach und sie lieben die Wärme gar zu sehr: daher schlafen sie im Winter auf baumwollenen Matratzen und solchen Bettstellen, die auf einem viereckigten Ofen ruhen, an dessen vier Enden vier Säulen stehen, die zur Befestigung der Vorhänge dienen, welche aus warmem Zeuge gemacht sind; der Ofen wird jedesmal mässig geheizt. Noch andere haben Plätze von hohlen Ziegelsteinen, die wie Betten gestaltet sind. Diese sind bald gross, bald klein, nach der Anzahl der Familie. Dabey ist ein kleiner Ofen von Holzkohlen, dessen Hitze überall durch Röh-

c) Frankens m. P. 4. B.

d) Gemelli Careri a. a. O.

e) Ernstliche Warnung vor den gefährlichen Folgen der vernachlässigten Catarrhe. Leipz. 1787.

f) Gagliani in den Chronologen, 12. B. S. 132.

ren vertheilt wird, die in eine Feuermauer gehen, welche den Rauch durch das Dach hindurch führet g). Leibesbewegung machen fich die reichen Chinefer ebenfalls wenig; die Mannsleute unterlaffen fie aus Bequemlichkeit, und das Frauenzimmer wegen Verunftaltung ihrer Füfse. Denn, wie bekannt, wickelt man ihnen in der Jugend die Füfse dergeftalt ein, dafs nicht allein ihr Wachsthum dadurch verhindert wird, und eine 20jährige Frau keinen gröffern Fufs hat, als in Europa ein Kind von fechs oder acht Jahren; fondern es liegen auch oft die Zähen unter den Ballen des Fufses felbft verfteckt. Durch diefe Verunftaltung findet fich demnach das hiefige Frauenzimmer faft immer gezwungen zu fitzen. Diefe verzärtelte und träge Lebensart ift nun Schuld, dafs die Reichen in China felten ein hohes Alter erreichen. Wenn die Mannsperfonen 41 Jahre alt find, fo ift das fchon viel, und gelangt jemand zum 50ften, fo kömmt er zu einem hohen Alter. Die Damen kommen felten über das 30fte Jahr h).

Die Chineferinnen find aufserordentlich fruchtbar, und vermehren fich ftark, weshalb man dem Thee nicht fo unbedingt nachfagen kann, dafs er die Unfruchtbarkeit hervorbringe. China würde fo gar noch weit mehrere Menfchen haben, als es würklich hat, wenn nicht die Anzahl der unverheyratheten Perfonen und der entmannten Menfchen hier fo grofs wäre. Denn es werden hier nicht allein Kinder in der früheften Jugend entmannet, fon-

g) Allg. Hift. d. Reif. 6. B. S. 188.

h) Des Grafen Magalotti Nachrichten von China, m. f. den Teutfchen Merkur vom J. 1786. Monat Jun.

ſondern es unterwerfen ſich dieſer Operation auch oft erwachſene Menſchen, wenn ſie Mangel an Lebensmitteln haben: nach dieſer Operation aber brauchen ſie für ihren Unterhalt nicht weiter zu ſorgen. Bell [i]) kannte einen 30jährigen Mann, der ſich, ſeiner dürftigen Umſtände halber, verſchneiden lieſs, welches ohne alle ſchlimme Folgen geſchahe. Nichts kann aber der Bevölkerung von China mehr ſchaden, als das grauſame Verfahren, das man in groſsen Städten mit neugebohrnen Kindern vornimmt. Da werden jährlich Tauſende junger Kinder von Wehemüttern entweder in einem Becken voll Waſſer erſtickt, oder auf die Straſse geworfen, von woher man ſie alle Morgen auf einen Karren ladet, und vors Thor in eine Grube, ſie mögen lebendig oder todt ſeyn, wirft, da ſie denn von Schweinen und Hunden zerriſſen werden [k]). Doch wir wollen unſern Blick von dieſer ſchaudervollen Scene abwenden, und auf die einheimiſchen Krankheiten dieſes Landes zurück kommen. Unter dieſen treffen wir eine Art Colik an, die mit heftigen und hartnäckigen Verſtopfungen, und dagegen mit häufigem Erbrechen verbunden iſt, welche man auch in andern Gegenden von Indien findet, und die unter dem Namen Mordetchin bekannt iſt. Sie rühret theils von Verkältungen, theils von ſcharfen in den Magen gebrachten Sachen her [l]). Die Chineſer wenden dagegen entweder das Brennen oder die Acupunktur an, von denen unten ein mehreres vorkommen wird. Unter den hitzigen Fiebern richten die

i) M. ſ. d. Reiſ. a. a. O.

k) Der Teutſche Merkur v. J. 1774.

l) Cartheuſer l. c. p. 141.

Blattern die meiſte Verwüſtung an. Im Jahre 1767 ſollen daran 100,000 Kinder geſtorben ſeyn. Sie nehmen 52 verſchiedene Arten derſelben an, und haben die Inoculation, welche aber hier nie ſtark getrieben worden, ſeit undenklichen Zeiten ſchon gekannt [m]). Den Ausbruch der natürlichen Blattern befördern ſie durch den gepülverten Pockenſchorf, welchen ſie, in Baumwolle gewickelt, in die Naſe ſtopfen [n]), welches aber keine gute Auswürkung haben ſoll.

Die epidemiſchen Krankheiten entſtehen am häufigſten zu der Zeit, wenn Hungersnoth vorhanden iſt, oder wenn der gelbe Fluſs zu groſse Ueberſchwemmung verurſacht [o]). — Pauw [p]) ſagt: auch der Ausſatz finde ſich in China, weil man ſo viel Fleiſch von Schweinen iſst, die mit Fiſchen gefüttert worden. Das Fleiſch der Pferde, Mäuſe, Ratzen, das viele Fiſcheſſen und der häufige Genuſs des Reiſsweins mögen dieſe Krankheit ebenfalls wohl zu bewürken im Stande ſeyn. Auſser den bisher genannten Uebeln herrſchen hier noch viele andere bey uns gewöhnliche Krankheiten, bey deren Erzählung wir uns aber nicht verweilen wollen, um zu ihrer Arzeneykunde übergehen zu können, von welcher man ehemals einen ſo hohen Begriff gehabt hat. Aber ſchon Cleyer zeigte im Jahre 1682 in ſeinem Specimine medicinae Sinicae [q]), daſs ihre ganze Wiſſenſchaft in eitel unnützen

m) Götting. gel. Anzeige v. J. 1779. Zugabe zum 50ſten Stück.

n) Murray's med. Bibl. 3. B. S. 274.

o) Richard a. a. O.

p) A. a. O. S. 259.

q) Halleri Biblioth. pr. T. 3.

nützen Subtilitäten, die kein gesunder Verstand begreifen kann, bestehe. Man kann auch nichts Grosses von ihnen erwarten, weil sie nicht die geringste Kenntniss von der Zergliederungskunst und Chemie haben; auch ihre Naturlehre ist schlecht. Dem ungeachtet stehet doch die Medicin, für welche ehemals kaiserliche Schulen waren, in hohem Ansehen. Jetzt haben die Aerzte ihre Wissenschaft von ihren Vätern, und aus Büchern, welche aber alle schlecht sind.

Nichts kann lächerlicher seyn, als ihre Lehre von den Verrichtungen der Theile des menschlichen Körpers, und nichts subtiler, als ihre Lehre vom Pulse. Da man aber im Grunde nichts gescheutes daraus lernen kann; so würde es überflüssig seyn, das weitläuftige System aus dem Dü-Halde hier abzuschreiben. Ich verweise also den Leser auf diesen Verfasser, und auf Herrn Gruners Semiotik. — Viele Menschen sind damit in China beschäftigt, um aus einem Baume (Rhus vernix) den Firniss zu ziehen. Diese befällt alsdenn eine Geschwulst und Röthe über den ganzen Leib. Sauvages nennt es Erysipelas chinense.

Um einzusehen, warum sich die Chineser so häufig der Brennmittel und der Acupunktur bedienen, muss man wissen, dass sie dieses aus der Voraussetzung thun, weil sie Dünste und Winde für die gewöhnlichste Ursache der Krankheiten halten [r]). Wenn ein Arzt einen Kranken besucht, so erkundiget er sich blos nach seinem Puls, welchen er oft dreyviertel Stunden lang befühlt, und sich

r) Kaempfer l. c. p. 589.

ſich daher weder um Zunge, noch Urin bekümmert. Er befühlt aber nicht immer dieſelbe Pulsader, ſondern wählt oft eine andere. Sie bringen es auch würklich in dieſem Stücke ſehr weit. Denn alle Nachrichten ſtimmen darin mit einander überein, daſs ſie aus dem Pulſe ſo ziemlich genau, ſo wohl den vorhergegangenen, als zukünftigen Zuſtand der Krankheit erkennen können [s]). Aber eben dieſe Verfaſſer bezeugen uns auch, daſs ſie deshalb in ihren Curen nicht geſchickter, als andere, die ihre Pulslehre nicht kennen, ſind. Die Aerzte bringen in einem Käſtchen, welches aus vielen Schubladen beſtehet, jederzeit einen guten Vorrath von rohen Arzeneymitteln bey ihren Beſuchen mit; woraus ſie die eine oder die andere wählen, und Getränke, Aufgüſſe oder Decockte daraus verfertigen laſſen. Doch nicht alle Aerzte ſind zugleich Apotheker, ſondern man holt auch oft die Arzeneyen von den Materialiſten, und aus andern Kramladen. In Peking hat der Kaiſer ſeine Hofapotheke, welche mit Wurzeln und andern Arzeneykräutern wohl verſehen iſt [t]). Sullivan [u]) will behaupten, daſs in jeder Stadt ein Obelisk auf dem Markte ſtehe, auf welchem man die Namen der vornehmſten Arzeneymittel und ihre Preiſe eingegraben finde; andere thun aber dieſer Sache keine Meldung. Die Verordnungen der Aerzte haben die meiſte Zeit Schwitzen, Schröpfen und Brennen zur Abſicht; dabey verordnen ſie

s) Allgemeine Hiſtor. d. R. 6. B. S. 306. Der Teutſche Merkur v. J. 1786. M. Jun.

t) Isbrand Ides a. a. O. S. 522.

u) Sullivans Reiſen eines morgenländ. Philoſophen. Leipzig 1787.

ſie eine ſehr ſtrenge Diät, welche meiſt aus dünn gekochtem Reiſs beſtehet. Von Purganzen, Clyſtieren und Aderlaſſen, welches letztere ſie eine barbariſche Cur nennen, ſind ſie abgeſagte Feinde. Ein Arzt, wenn er einmal einen Kranken beſucht hat, beſucht ihn nicht wieder, er ſey denn von neuem gerufen worden. Der Patient hat alſo immer in Anſehung des Arztes freye Wahl. Viele Aerzte ſind Groſsprahler und Quackſalber, welche auf zahmen Tigern, die mit Bändern geziert ſind, langſam durch die Stadt reiten, und ihre Balſame und Pillen als untrügliche Mittel gegen allerhand Krankheiten anpreiſen [x]). Andere, zu denen ſich viele Mönche aus dem Orden des Laokiums geſellen, preiſen einen gewiſſen Trank der Unſterblichkeit, mit einer gravitätiſchen Miene an. Dieſer Trank ſoll einigen Kaiſern in der Blüthe ihres Lebens den Tod verurſacht haben [y]).

Ihre vernünftigſten Mittel ſind erſtlich die Bäder, worin ſie ſich auch reiben laſſen [z]), bey welcher Operation aber manchesmal jemand unterliegen muſs. Zweytens wenden ſie das Brennen gegen Podagra und Hüftweh mit groſsem Nutzen an, und gebrauchen dabey die bekannte Moxa. Endlich wird auch das Schröpfen und die Acupunktur, obgleich nicht ſo oft, wie von den Japanern, gebraucht [a]).

In

x) Unzer in der Wochenſchr. der Arzt. 5. B. S. 240.

y) Der Teutſche Merkur v. J. 1774.

z) Forſters Bemerkung auf einer Reiſe um die Welt, Berlin 1783.

a) Kaempfer l. c. Faſc. III.

In China findet man viele einheimische sehr nützliche Arzeneymittel, welche uns noch unbekannt sind. Von allen führe ich nur das weisse Baumwachs an, welches von Insekten auf einen gewissen Baum zusammengetragen wird. Dieses wird geschmolzen äusserlich als ein herrliches Wundmittel angewendet, aber man gebraucht es auch innerlich als ein gutes herzstärkendes Mittel. Besonders pflegen diejenigen, welche vor einem Mandarin eine lange Rede halten wollen, wohl ein paar Loth davon zu sich zu nehmen [b]). Dass sie aber auch Giftmischer seyn sollen, und dass sie ein solches Gift, welches mit der Aqua Toffana übereinkömmt, zuzubereiten verstünden, wird ebenfalls versichert [c]).

Unten wird von dem südlichen und westlichen Theile von China noch mehreres vorkommen, daher wir nur noch anführen, dass die Apotheken aus diesem Lande mit Salep, Rhabarber, Campher, Gummi Gutt, Ginseng und Asphalt, der aus den Landseen kömmt, versehen werden.

Jetzt wenden wir uns zur Halbinsel Corea, welche zwischen dem 34sten und 43sten Grad N. B. liegt. In dem nördlichen Theile derselben ist die Luft sehr rauh. Es fällt daselbst manchmal ein so entsetzlicher Schnee, dass man darunter weggraben muss, um von einem Hause zum andern zu kommen. Reiss kann hier nicht wachsen, und der Unterhalt ist nur schlecht. Desto fruchtbarer

b) Geographische en natuurkundige Berichten over Asia, Afrika en Amerika. 2de Deel. Harlingen 1769. p. 123. ausgezogen aus den Lettres edif.

c) Gagliani a. a. O.

barer ſind die nach Süden gelegenen Länder, in welchen Reiſs, Hirſe, Baumwolle und Seide gewonnen wird. Die Einwohner ſind von vortheilhafter Leibesgeſtalt, aber weichlich, weibiſch und den Wollüſten bis zur Ausſchweifung ergeben. Blut können ſie nicht ſehen, und der Anblick kranker Perſonen erſchreckt ſie ſo ſehr, daſs ſie ſo gleich die Flucht nehmen. Bey einer anſteckenden Seuche bringen ſie die Kranken aus den Städten und Dörfern heraus, und legen ſie mitten auf dem Felde in Strohhütten, wo ihre nächſten Verwandten ſie in Acht nehmen, und alle Vorüberreiſende warnen müſſen, ſich dieſem Orte zu nahen. Oft liegen dieſe Elende von aller Welt verlaſſen, und man läſst ſie ohne die geringſte Hülfe ſterben [d]). Bey Peſtzeiten verſperret man die Wege mit einer Dornenhecke, und legt einen Dornbuſch auf das Dach des Hauſes, worin dieſe Krankheit iſt, damit man ſie erkenne. — Dies iſt alles, was ich von Corea zu ſagen weiſs. —

Wenden wir uns nach Iapan, ſo iſt daſelbſt das Clima nichts weniger, als gemäſsigt; der Winter iſt da ſehr hart, und im Sommer, beſonders in den Hundstagen, iſt die Hitze unerträglich. Regen fällt zu allen Jahreszeiten ſehr häufig, hauptſächlich aber im Junius und Julius, welche man deswegen die Waſſermonate nennt. Selbſt in dem nördlichen Theile von Iapan, in welchem ſonſt die Luft gemäſsiget iſt, fällt mehr Regen, als Schnee, und der Sommer iſt ſeiner Hitze wegen beſchwerlicher, als der Winter. Auf der ganzen Inſel ſind Donner-

d) Fortſetzung von Rollin a. a. O. S. 440. Allgem. H. d. R. 6. B. S. 595.

Donnerwetter, Stürme und Erdbeben gemein. Oftmals ſind die Stöſse ſo gewaltig, daſs ſie ganze Städte umſtürzen, und Millionen Menſchen begraben. Dergleichen war das Erdbeben 1586. Die Stöſse hörten erſt 40 Tage nachher auf, und verſchiedene Städte wurden dadurch zerſtört. Es giebt ferner in Iapan viele Berge, von denen viele Feuer ſpeyen; es giebt viele fiſchreiche Flüſſe, und Wälder voller Fichten, Cedern, Pappeln, Birken, Eichen und Obſt.

Auf den Bergen entſpringen viele kalte und warme Quellen, unter denen verſchiedene heilſam ſind, und deshalb von den Einwohnern häufig beſucht werden. Der Boden iſt in Iapan an vielen Orten gut beſchaffen, und man kann Weitzen, Hafer, Gerſte, Erbſen, Hirſe und Wein erbauen: an manchen Orten iſt er auch niedrig; ſumpfig und zum Reiſsbau geſchickt. Durchgängig iſt er ſteinigt, trocken und unfruchtbar, und nur durch anhaltenden Fleiſs gewinnen ihm die Iapaneſer den Unterhalt ab. Da iſt kaum ein ſo ſteiler Berg zu finden, auf den ſie nicht den Pflug ſchleppen ſollten. Das ſüſse Waſſer mangelt in verſchiedenen Gegenden ſo ſehr, daſs man genöthiget iſt, das Waſſer von heiſsen Quellen zu trinken. Uebrigens giebt es hier nicht allein viele Ströme, ſondern es ſind auch viele derſelben höchſt reiſsend, ſo daſs man keine Brücken über ſie ſchlagen kann. Das Meer, welches Iapan umſchlieſst, iſt höchſt ſtürmiſch, und daher giebts hier viele Winde, und die Luft wird dadurch feucht. Oben gemeldete Früchte, als Reiſs, Weitzen, Hafer, Gerſte, Erbſen, Hirſe und mehrere andere Gemüſe, wie auch Obſt und Fiſche machen der Iapaner vornehmſte

Nah-

Nahrung aus. Fleiſch genieſsen die wenigſten, auch ſelten wird Milch, Butter und Thierfett gebraucht; ſelbſt der Eyer enthält ſich das weibliche Geſchlecht. Brod hat man hier an den wenigſten Orten, und deſſen Stelle vertreten Hirſenbrey, Mehl, und Grützbrey. In einigen Gegenden, als z. B. zu Nambu iſt Meerkohl die Hauptſpeiſe, auch Melonen, Kürbiſſe und Weintrauben ſind ihnen angenehm. Ihr Getränke iſt, wie bey den Chineſen, Thee, Reiſsbier, Wein, Brantewein von Reiſs und Zucker gemacht. Bey dieſer Lebensart erreichen viele ein hohes Alter, und 80jährige Greiſe ſind nicht ſelten.

Auſserordentlich fruchtbar ſind ſie auch, und Kämpfer erzählt, daſs er auf einer Reiſe von Nangaſaki nach Jedo ein Dorf geſehen habe, in welchem alle Einwohner Söhne, Enkel und Groſsenkel von einem einzigen Manne waren, der damals noch lebte. Ueberhaupt lebt man hier geſund, und auch ſelbſt die Anzahl der Krankheiten iſt geringe. Die Krankheiten, ſo man hier hat, ſind Folgen ihrer lüderlichen Lebensart; Folgen ihres übermäſsigen Genuſſes des Reiſsbranteweins und der Fiſche. Da an keinem Orte in der Welt die Lüderlichkeit weiter gehen kann, als hier, ſo ziehen ſie ſich dadurch die Venusſeuche oft über den Hals, und leiden viel an böſen Hälſen. Sie meynen ſich durch ihre warmen Bäder davon befreyen zu können, und beſuchen daher dieſelben in dieſer Abſicht fleiſsig, aber nach Kaempfers Verſicherung, wird das Uebel dadurch nicht gründlich geheilet. Seit dem ihnen Thunberg das Queckſilber anzuwenden gelehret, wenden ſie dieſes Mittel mit mehrerem Nachdruck an. Der

übermäſsige Genuſs des Reiſsbieres, welches Sakki heiſst, zumal wenn es kalt getrunken wird, erzeugt bey ihnen die zweyte ſehr gewöhnliche Krankheit, die ſo häufig iſt, daſs immer von zehnen einer damit geplagt wird. Dieſe Krankheit, welche man Senki nennt, beſtehet in einer widernatürlichen krampfhaften Zuſammenziehung aller Muskeln des Unterleibes, und vielleicht der Eingeweide ſelbſt. Da bey dieſem Krampfe die im Unterleibe gelegenen Theile mit der gröſsten Heftigkeit gegen die falſchen Ribben und gegen die Spitze des Bruſtbeins herauf gezogen werden, ſo iſt dieſe Colik nicht allein höchſt ſchmerzhaft, ſondern die Patienten befinden ſich oft auch in der Gefahr der Erſtickung. Hält die Krankheit lange an, ſo endiget ſie ſich, bey Mannsperſonen, gemeiniglich in eine Geſchwulſt der Geilen, woraus nachher Fiſteln entſtehen; beym weiblichen Geſchlechte aber läſst dieſes Uebel Verhärtungen und Geſchwüre in der Scheide und im Maſtdarm nach. Die Iapaner, welche der Meynung ſind, daſs Dünſte und Luft, welche ſich zwiſchen den Eingeweiden befinden ſollen, daran ſchuld wären, bedienen ſich gegen dieſe Krankheit der ſo berufenen und vom Kaempfer in ſeinen Amoenitatibus exoticis weitläuftig beſchriebenen Acupunktur, welche darin beſteht, daſs ſie mit goldenen Nadeln in dem Obertheil des Unterleibes neun Stiche hinein machen, um dadurch den Dünſten den Ausgang zu verſchaffen. Ihre Meynung mag wahr oder falſch ſeyn; die Erfahrung legt dieſer Operation, wegen des glücklichen Erfolgs, einen hohen Werth bey. Auch brennen ſie oft in dieſem Falle, auf beyden Seiten des Nabels, mit Moxa, welches ein wolligtes Weſen einer gewiſſen Beyfuſspflanze iſt.

Ferner

Ferner giebt es in Iapan, wie in China, viele Zufälle der Augen, woran der häufige Genuſs der hitzigen Getränke und Fiſche; der viele Wind; das Zurückprallen der Lichtſtrahlen, und der viele Staub auf den Straſsen, die ohne Pflaſter ſind, offenbaren Antheil haben. Die Augenzufälle endigen ſich oft in Blindheit. Andere wollen auch behaupten, daſs Gicht, fallende Sucht, Podagra, Rothlauf und der Ausſatz hier gemeine Krankheiten wären: aber Kämpfer meldet hiervon nichts. Indeſs erwähnt er doch eines ausſätzigen Zufalls der Beine, welcher Hyperſarcoſis genannt, und in der Provinz Omera gefunden wird, wo das Waſſer ſehr ſchlecht iſt. Da aber dieſe Krankheit unter den Malabaren noch öfterer, als in Iapan, vorkömmt, ſo verſparen wir deſſen Beſchreibung bis zu ſeiner Zeit. Die Blattern richten in dieſem Lande groſse Verwüſtungen an. Hensler leitet dies von ihrer Weichlichkeit her. — In wie weit dies gegründet iſt, laſſe ich unentſchieden. Die Iapaneſen fürchten ſich ſo ſehr für die Pocken, wie für die Peſt, und ſie haben nicht unrecht daran; denn dieſe bringen hier eben ſo viele Menſchen um, als nur immer die Peſt in andern Ländern thun kann. Sie fliehen daher nicht allein die Blatterpatienten, ſondern viele verlaſſen auch alsdenn ihre nächſten Verwandten, aus Furcht, auch angeſteckt zu werden. W. ten Rheyne [e]) ſagt: wenn man einen Iapaneſen nach der Anzahl ſeiner Kinder fragt: ſo zählt er nur die auf, die bereits geblattert haben.

Die Iapaniſchen Aerzte unterſcheiden drey Arten derſelben, doch ſcheinen ſie die Maſern und die

e) Diſſ. de Arthritide. m. ſ. Erndtel l. c. p. 166.

die falſchen Pocken mit den ächten zu verwechſeln. Die rothe Farbe halten ſie in dieſer Krankheit für nützlich; und wird ein Prinz damit befallen, ſo erſcheint alles roth gekleidet, und das ganze Zimmer wird mit rothem Tuche behangen.

Die Arzeneywiſſenſchaft wird hier auf chineſiſche Art erlernt und getrieben. Von Anatomie haben ſie keine Kenntniſs, aber in der Botanik ſind ſie nicht unerfahren, und oft legen ſich groſse Herren auf dieſe Wiſſenſchaft, worin ſie auch gute Bücher beſitzen. Die Lehre vom Pulſe iſt bey ihnen auch im höchſten Anſehen. Von vielen Arzeneyen, vom Aderlaſſen, welches ſie nur höchſtens bey einer Entzündung zulaſſen, und von Clyſtieren ſind ſie keine Freunde. Sie erlauben zwar ihrem Patienten, wozu er Luſt hat, jedoch verbieten ſie ihm Fleiſchſuppen, welche ſie in den Fiebern für höchſt gefährlich halten. Gemeiniglich läſst ſich der Arzt ein Käſtchen nachtragen, worin zwölf Schubladen, und in jeder 140 Beutel, mit Kräutern angefüllt, befindlich ſind; mithin ſind die Iapaniſchen Aerzte auch zugleich Apotheker.

Die Iapaneſen bedienen ſich auch der Bäder und des Brennens als Präſervativmittel. Dies geht ſo weit, daſs ſie ſo menſchlich gegen ihre Gefangenen denken, daſs ſie ſelbigen erlauben, jährlich ſechsmal zu baden, und zweymal ſich mit Moxa brennen zu laſſen.

Vom Einwickeln und Schnüren der Füſse beym weiblichen Geſchlechte denken ſie eben ſo, wie die Chineſen: aber ſie gehen noch weiter, indem ſich die Weiber, während der Schwangerſchaft,

den Leib tüchtig einschnüren, um dadurch eine leichte Niederkunft zu befördern. — Rühmlich ist die Vorsorge der Iapaner, zu verhindern, dass keiner, der etwa heimlich ermordet oder vergiftet worden, ohne Besichtigung begraben werde. Ieder Hauswirth ist beym Todesfall eines Hausgenossen verpflichtet, einige Vorsteher herbeyzurufen, um zu zeigen, dass er eines natürlichen Todes gestorben sey. Finden diese nun keine Zeichen einer Gewaltthätigkeit an ihm, so schreiben sie ein Attest, und drücken das Siegel darauf.

Auch in Ansehung der Kirchhöfe sollte man der Chinesen und Iapanesen Beyspiel folgen. Sie bringen nemlich die Kranken nach den benachbarten Bergen, wo sie sie begraben. In deren Ermangelung bepflanzen sie viereckigte Plätze mit Cypressen und andern Bäumen, in deren Mitte sie die Gräber setzen.

Wenn in China und Iapan eine von den Damen des Serails krank wird, so bindet man, wie Herr von Pauw a. a. O. S. 76. versichert, einen seidenen Faden um die Hand der Patientinn. Indem nun der Arzt das andere Ende desselben fasset, so urtheilet er aus den Schwingungen des Fadens von der Beschaffenheit des Pulses und der Krankheit selbst. — Die Iapaner, aus dem Orden des Budsdo, legen sich die grausamsten Strafen auf. Da giebt es welche, die sich mitten im Winter 100 Krüge halbgefrornes Wasser auf den nackten Leib giessen lassen. Andere machen mit blossen Füssen, in der Mitte des Winters, eine Procession von 80 Meilen, durch die rauheste Gegend des Landes, und legen jeden Tag nur eine

Meile zurück, und jeder iſſet nur eine Hand voll Reiſs täglich f).

An Arzeneywaaren giebt Iapan den Campher, das Aniſum ſtellatum und dergl. mehrere.

Weil es im Kaiſerthum Iapan recht viele brennende Berge giebt, welche theils noch brennen, theils ehedem gebrannt haben, theils abwechſelnd aufhören und brennen, ſo hat auch dies Land ſehr viele warme Bäder g), z. B. in Arima, Jämotto, in der Landſchaft Fiſen, und bey Tſkakaki, in Simabara und bey Obamma, in Figo und bey Jamago, und am Fuſs des Berges Ufen. Das Bad zu Uriſino iſt von Kämpfer beſchrieben, und auch Thunberg ſahe es, fand aber, auſser der Hitze, nichts Mineraliſches darin.

f) Man ſehe folgende Schriften: Gemelli Careri a. a. O. 5. B. Seite 495. Kaempferi amoenitat. exotic. Faſcic. III. Kämphers Reiſen nach Iapan, herausgegeben v. Dohm, Lemgo. Cartheuſer de m. end. p. 129. Fortſetzung von Rollin a. a. O. 2ter Band. Allgem. Hiſtor. der Reiſ. 11. B. S. 532. Frankens med. Policey. 1. B. S. 537. Thunbergs Nachrichten v. Iapan, in Auswahl kleiner Reiſen. Georgis Merkwürdigkeiten verſchiedener unbekannter Völker des ruſſiſchen Reichs. Frankf. u. Leipz. 1777. S. 16 — 34.

g) Thunberg m. ſ. Crells n. Entd. 10. Th. S. 206.

Zweyter

Zweyter Abſchnitt.

Von demjenigen in Nordamerika gelegenen Landſtriche, welcher ſich vom weſtlichen Ufer des Südmeers bis zum Atlantiſchen erſtreckt, und der zwiſchen dem 35ten und 45ten Grad nördlicher Breite gelegen iſt.

Das weſtliche Ufer von Neualbion, welches ſich bis zum 61ſten Grad nördlicher Breite erſtreckt, und von dem man noch nicht recht weiſs, ob es Inſelgruppen oder feſtes Land iſt, machet faſt einen ununterbrochenen Wald aus. Die Berge ſind mit Fichten, Ellern, Birken und Haſelſtauden bewachſen, und in den Thälern iſt es dick von Strauchwerk. Das Clima iſt verſchieden, aber meiſt rauh und kalt; ſelbſt in Georgsſund iſts kälter, als in England, und auf den Bergen liegt auch im Sommer Schnee. Die wilden Einwohner [b]), welche zerſtreut leben, den Bart, gegen die Gewohnheit der übrigen Indianer, wachſen laſſen, ſich in Pelzwerk kleiden, und ſehr ſäuiſch und unflätig ſind, kennet man bis jetzt zu wenig, als daſs wir einiges von ihnen erwähnen könnten. — Sehr hoch und bergigt, aber auch waldigt

b) M. ſ. Dixons Reiſe.

digt sind Neualbion und der westliche Theil von Neuspanien. Von hier bis zu den Apalachischen Gebürgen wird das Land niedriger; es enthält hundert Meilen grosse Ebenen, und wird von vielen in den Missisippi sich ergiessenden Flüssen durchschnitten, deren Ufer mit undurchdringlichen Wäldern besetzt sind. Auch dieser Theil von Amerika, der Neumexiko und Louisiana begreift, ist gröſstentheils unbekannt. Das unabhängige, von aller Cultur entfernte, und nur die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens kennende Volk lebt hier unter einem heitern Himmel, welcher selten, ausser in der Nachbarschaft der Wälder und Flüsse, mit Regenwolken bedeckt wird, ganz sorgenfrey.

Ganz anders ist aber die Beschaffenheit der Luft in dem waldigten Theile dieses Landes, der zugleich viele Sümpfe und Moräste enthält. Hier sind starke Regengüsse und Nebel sehr gewöhnliche Erscheinungen. Da es zugleich an Winden fehlt, die von den Wäldern aufgehalten werden; so entsteht eine feuchte, stockende und ungesunde Luft. Im Sommer soll es in Louisiana, wie wir unten bey Neuorleans hören werden, sehr heiss seyn; aber gemeiniglich ist es doch auf den höher gelegenen Flächen um 10 Gr. kälter, als in Italien [i]), und der Winter ist oft so strenge, dass selbst der Missisippi zufriert. Mit Ackerbau beschäftigen sich diese Völker fast gar nicht. Krieg, Jagd und Fischerey sind die männlichen Beschäftigungen, und wenn es zu keinem derselben Gelegenheit giebt, so lieben sie den Müssigang, und man legt gerne

i) Richard a. a. O.

gerne den Weibern die ganze Last der Haushaltung auf. Daher sind auch die Weiber gemeiniglich stärker, als die Männer, welche kleine Hände und schwache Knöchel haben. Ihre gröſste Ehre setzen sie in der Tapferkeit, und um darin zu glänzen, härten sie, von der frühen Jugend an, ihren Körper ab, und gewöhnen ihm alle Arten von Ungemächlichkeiten an. Die Natches [k]), denn diese können zum Beyspiel der übrigen dienen, weil man, wie Ulloa sagt, fast alle wilde Nationen in Amerika kennet, wenn man eine gesehen hat, bringen alle Morgen ihre Kinder, ja selbst im kalten Winter, in ein kaltes Bad, und lassen die mehr Erwachsenen darin schwimmen; man läſst sie auch auf freyer Erde schlafen. — Jünglinge werden von ihren Obern auf harte Proben gesetzt: man ritzt ihren Körper mit scharfen Instrumenten: man schlägt sie mit ledernen Riemen, und man würde jeden Laut sehr übel nehmen, den sie von sich hören lieſsen. Das nemliche versichert auch Adair [l]), welcher sich 40 Jahre lang unter ihnen aufgehalten hat, indem er sagt: daſs junge Leute unter ihnen, um dem Weibischwerden zuvor zu kommen, aufs schärfste gegeiſselt würden. Sie müssen sich mit Jagen und allen erforderlichen Leibesübungen stärken, und in allen Geschicklichkeiten üben. Das Baden, sagt er, hält man für eine Religionspflicht, und man siehet daher oft mitten im Winter jung und alt aus ihren Hütten schwitzend herauslaufen, das Eis zerbrechen, und sich darin baden, worauf sie sich mit Bärenfett

k) M. Bossü neue Reisen nach Westindien. Frankf. und Leipz. 1771.

l) Nachricht von den amerikanischen Indianern.

und einer feinen Erde beschmieren. Ihre wenige Sorge für die Zukunft erlaubt ihnen nicht, einen Vorrath von Speisen zu sammlen: das ziehet dann oft Hungersnoth nach sich: — den Hunger aber ertragen sie mit erstaunlicher Standhaftigkeit, so wie sie in allen Lagen des Lebens eine unnachahmenswürdige Gleichgültigkeit bezeigen, und den Begierden einen Zügel anlegen, welcher gesitteten Nationen unerträglich seyn würde. Denn nicht allein in Erduldung des Hungers, sondern auch in Verachtung der Schmerzen setzen sie einen hohen Werth. Selbst mitten unter den schwersten chirurgischen Operationen, als z. B. während dem Steinschnitt, entgeht ihnen kaum ein Seufzer. Ist ein Feind zu verfolgen — (denn Rache ist ihre heftigste Leidenschaft,) — so halten sie keine Mühe, keine Gefahr zu schwer, um ihn einzuholen, und auf ihren hundert Meilen langen Wegen hindert sie kein Fluss, kein Berg, kein Wald. Solche Körper müssen was auszeichnendes haben. Ulloa m) sagt: ihre Haut sey dick und hart; ihr Fleisch zähe und derb; die Nerven von weniger Empfindung, und selbst die Knochen der Hirnschädel wären sechs bis sieben Linien dick, welches aber, wie wir unten hören, bey dem Blumenbachschen Schädel nicht eintrift. — So ausgerüstet ertragen sie mit entblösstem Kopfe so gut die strengste Kälte auf den Cordilleras von Neuspanien, als die brennende Sonnenhitze auf den Ebenen von Louisiana. Auch ihre Nahrungsmittel, die aus Mais, frischem Fleisch und Fischen bestehen, sind von milder Beschaffenheit, und geben ihrem Blute keine tödtende Schärfe. — Zum Lohn

m) Reisen a. a. O.

Lohn ihrer Mäſsigkeit erhalten ſie dafür aus der Hand der Natur eine feſte, dauerhafte Geſundheit, und man ſiehet unter ihnen Greiſe von 80 — 100 Jahren, die mit der Munterkeit eines Jünglings begabt ſind *). Dies gilt beſonders von den Illineſen, die ein ſehr fruchtbares Land bewohnen, und wenn ſie es beackern wollten, davon die reichſte Erndte ziehen könnten. Das nemliche findet auch bey der Nation des Delaware, und die am Ohiofluſs wohnen, ſtatt. Denn dieſe Länder werden durch Ueberſchwemmungen ſehr fruchtbar gemacht; die Sommermonate ſind ſehr warm; bis Weinachten hin iſt hier die Kälte mäſsig, und überhaupt der Winter gelind. Aber dafür iſt auch die Witterung hier ſehr abwechſelnd, und die Luft ſehr feucht; Regen und Sonnenſchein wechſeln oft miteinander ab. Die in der Nachbarſchaft der groſſen Seen, als des Erie, des Miſchigan und des Huronſees gelegenen Länder empfinden die Feuchtigkeit der Luft noch mehr. Sie ſind auch kälter, ſo wie das ganze Land der Iroqueſen, wo der Schnee oft lange liegen bleibt. Dennoch ſind ſie alle ſehr fruchtbar, und bringen allerley Obſt und Gartenfrüchte, als Schminkbohnen, Kartoffeln, Weiſskraut, Rüben, Paſtinack und dergl. hervor. Man hat auch hier Ueberfluſs an Viehweide und Schaaftrift. Heidelbeeren, Maulbeeren, Erdbeeren, Pfirſchen und ſaftige Kürbisarten ſind hier gemein. Dennoch iſt das Welſchkorn faſt das einzige Korn, ſo gebauet wird, und das, auf mancherley Weiſe zubereitet, ihre Nahrung ausmacht. Denn bald machen ſie daraus einen Brey; bald Brod;

*) Robertſons Geſchichte von Amerika, Leipzig 1777.

Brod; bald wird es in der Asche gebraten; dann wieder mit Fleisch zur Suppe. Man macht auch aus Pastinackwurzel und dem eingedickten Safte von Ahorn Brod, welches sehr gesund ist. Zum Getränke dient ihnen gewöhnlich das reine Wasser; aber sie trinken auch ihre Fleischbrühen, besonders aus Bärenfleisch, und dann wissen sie aus getrockneten Heidelbeeren und Zucker gleichfalls ein angenehmes Getränke zuzubereiten. *Salz* fehlt wenigstens den Bewohnern des Delaware und den Iroquesen nicht, aber es wird selten gebraucht. Wäre dieses Volk weniger faul und träge; so könnte es nie Mangel leiden. Aber nichts übertrift ihre Sorglosigkeit und Faulheit, indem sie beym Ueberfluss allen Vorrath verzehren, ohne sich etwas auf die Zukunft zu sammeln. Viele unterlassen sogar, Mais und Pastinack zu pflanzen. Bey einem Misswachs, und bey verfehlter Beute auf der Jagd, entsteht daher oft unter ihnen Hungersnoth, und sie müssen alsdenn zu Graswurzeln und Rinden der Bäume, selbst der Eichen, ihre Zuflucht nehmen [o]).

Hieraus entstehen nicht selten epidemische Krankheiten, als Ruhren, welche ganze Völkerschaften aufreiben. Dergleichen sahe man im Jahre 1638 bey den Huronen [p]), und im Jahre 1670 wurde von einer andern Krankheit eine andere Völkerschaft der Attikamequern ganz aufgerieben [q]). Auch die engen, unreinen und dumpfigen Wohnungen vieler Wilden, besonders der Iro-

o) G. H. Loskiels Geschichte der Mission der evangelischen Brüder in N. A. Barby 1789.

p) Allg. Hist. der Reisen etc. 15. B. S. 139.

q) Ebend. S. 251.

Iroquesen, sind zur Ausbreitung und zur Tödtlichkeit der ansteckenden Seuchen, besonders der Blattern, sehr geschickt. Dies sahe man im letztgenannten Jahre in einem ganzen Ort, Süllerie genannt, der an die 1500 Köpfe enthielt, und der an dieser Seuche ganz ausstarb r). Ganz irrig hat man sich daher eingebildet, als wenn diese Wilden von Krankheiten wenig zu leiden hätten. Robertson s) hat schon viele Krankheitsursachen angeführt, und Loskiel hat sie bestätigt. Nach erhaltener Nahrung, wenn Hungersnoth vorhergegangen, — (denn sonst müssen sie doch sehr mäsig gewesen seyn, weil sie die ersten Spanier für Fresser ansahen), — sind sie sehr gefräsig, und verschlucken auch die unverdaulichsten Sachen; woraus denn nicht selten Magenweh und Unverdaulichkeit entstehen. Im Laufen, Heben und Tragen, indem oft Weiber Lasten von 100 Pfund auf dem Rücken tragen, die an einer vor der Stirn hergehenden Binde befestigt ist, überspannen sie oft ihre Kräfte, woraus Erhitzungen des Bluts, Entzündungen und Steifigkeit des Nackens und Rückens ihren Ursprung nehmen. Da sie sich ferner bey dem Jagen und Fischen, jeder Witterungsveränderung blos setzen, indem sie oft ganze Nächte im Walde und unter freyem Himmel zubringen, so werden sie oft mit Seitenstechen; Schmerzen in der Brust; Gliederreisen; Schwindsucht; Ruhren; kalten und hitzigen Fiebern befallen, und unter den Weibsleuten sind Blutflüsse nicht selten. Keine Krankheit ist ihnen aber, wie schon oben gesagt worden, fürchterlicher, als die Blattern, wel-

che

r) A. a. O.

s) Geschichte von Amerika.

che im Jahre 1520 zuerst nach Neuspanien kamen, und bey ihrem ersten Besuch die Hälfte der Nation würgten. Noch jetzt ist alles in Verzweiflung, wenn sie von deren Annäherung hören: man verlässt alles, und so gar die besten Freunde, die damit befallen sind: und man giebt ihnen kaum hinreichende Nahrung. Eigentlich liegt aber die Bösartigkeit dieser Krankheit in ihrer Unreinlichkeit und verkehrten Behandlung. Denn da ihre Haut mit Bärenfett beschmiert ist; so widersteht dieses dem Ausschlage; ihre dumpfigen Cabanen schaden ihnen auch, und das Baden im kalten Wasser, zur Zeit der Eruption, welches bey den Iroquesen gebräuchlich ist t), soll auch von schlimmen Folgen seyn; wenigstens kommen die Chatkas, ob sie gleich in einem heissern Theile von Louisiana wohnen, und sich säuisch genug halten, besser davon: diese aber baden die Patienten nicht u). Was die Venusseuche anbetrift, über deren Ursprung seit so langer Zeit, und noch jetzt, gestritten worden ist, so findet man sie, nach Carvers Versicherung x), in dem innern, nördlichen und bergigten Theile von Amerika nicht, wenigstens fand er bey den Nodowassen davon keine Spur. Jetzt aber breitet sie sich mehr und mehr aus y).

Kommen wir auf ihre Arzeneywissenschaft; so verdient bemerkt zu werden, dass dies die einzige Kunst sey, die sie ihrer Aufmerksamkeit würdig halten, und nicht allein Weiber, sondern auch alte

t) Richard a. a. O.

u) Richard a. a. O.

x) J. Carvers Reise durch Nordamerika.

y) Loskiel a. a. O.

alte Männer, welche mit der Jagd ihr Brod nicht mehr erwerben können, thun sich darin gern hervor, und man kann ihnen in einigen Stücken Kenntniss darin gar nicht absprechen, aber in der Anwendung ihrer Mittel gehen sie oft verkehrt zu Werke. Ueberall blickt Aberglauben und Furcht für Geistern hervor, denen sie allerhand Ceremonien und lächerliche Gauckeleyen entgegen setzen. Bald siehet man sie blasen; bald mit Wasser sprützen; dann verkleiden sie sich in einen Bär, oder kriechen in einen Schwitzkasten. Diese Aerzte, welche nur durch Träume und vermeyntliche Eingebungen eines Geistes zu diesem wichtigen Amte berufen seyn wollen, wissen sich ein grosses Ansehen zu geben, und fordern nebst einem Geschenk, das ihnen beym Eintritt im Hause gereicht werden muss, strengen Gehorsam. Nachdem sie vorher den Geist, den sie in einer Dose bey sich führen, unablässig angerufen, oder sich mit einer Wurzel, welche gegen den Schlangenbiss schützen soll, gerieben haben, machen sie mit einem Feuerstein an dem schmerzhaften Theile des Körpers einen Einschnitt, und saugen mit dem Munde alles Blut aus: indem sie nun dieses in eine Schüssel speyen, so werfen sie auch gemeiniglich zugleich einen Knochen, oder ein Stück Holz, welches sie unter der Zunge verborgen gehalten, heimlich mit hinein, und versichern die Umstehenden, die Ursache der Krankheit habe in diesem Körper gesteckt [z]). In Gliederreissen thut diese Art von Schröpfen sehr gut. In hitzigen Krankheiten aber wenden sie oft heftig würkende Arzeneyen, ohne die Quantität gehörig

zu

z) Geographische etc. Berichten over Asia, Afrika en Amerika. 3. Deel p. 310.

zu bestimmen, an. Da sie oft mit Gliederreifsen und Flüssen beschweret werden, so ziehen sie das Schröpfen dem Aderlassen vor. Dazu bedienen sie sich aber nie eines Messers, sondern es wird entweder mit einem Stückchen Glase, oder mit einem scharfen Feuerstein, eine Oeffnung in der Haut gemacht: — eine Calabafse dient an statt eines Schröpfkopfs, und angezündete Birkenrinde oder die Rinde vom Juglans alba vertritt die Stelle einer Lampe [a]). Aus der gestofsenen und zu einer scharfen Lauge gekochten Birkenrinde machen sie auch ein gutes Blutstillendes Mittel. Wenn sie Blutreinigende Getränke machen, so sind es ganze Kessel voll. Die Frucht des Tulpenbaums; die wilde Lorber; den Fieberbusch, Sambucus canadensis, wenden sie gegen das Fieber an: sie gebrauchen auch Jalappe, Ipecacuanha, Sassaparille und viele unbekannte Pflanzen, die sie höher als Gold aus Peru schätzen, und daher sehr geheim halten. Indefs weifs man doch, dafs sie aus Johanniskraut und Bärenfett einen herrlichen Wundbalsam; aus Coloquinten einen Brustsaft, und aus der Cassia einen Urintreibenden Trank machen. — Bofsü. — Sie ziehen das Fleisch der Rasselschlange den Vipern in der Schwindsucht vor. Eine Suppe aus Welschkorn ist der Kranken gewöhnlichste Nahrung, womit sich aber viele nicht begnügen; gemeiniglich ist aber Wasser das Getränke. Am geschicktesten sind diese Indianer in Behandlung äussserer Schäden und gegen den Schlangenbifs haben sie zuverläfsige Mittel. Dafs sie sich auf äufsere Zufälle gut verstehen, zeigt mancher dadurch an, dafs er, nach einer geschehenen Verrenkung des Fufses,

a) Charlevoix und Loskiel a. a. O.

Fuſses, ſich ſelbſt zu helfen weiſs. Das eine Ende ſeiner Tragbinde bindet er alsdenn um den verrenkten Fuſs, das andere um einen Baum: nun legt er ſich auf den Rücken, und durch allerley geſchickte Bewegungen ſeines verletzten Fuſses, indem er den geſunden gegen den Baum anſtämmt, bringt er ihn wieder in Ordnung. Gegen den Biſs der Klapperſchlangen glauben ſie in der Polygala ſenega ein ſo ſicheres Gegengift zu beſitzen, daſs ſich mancher für eine Portion Brantewein gern beiſsen lieſse [b]). Man kauet davon die Blätter, legt ſie auf den gebiſſenen Theil, und giebt von dem Safte einiges dem Patienten zu trinken: ſie rühmen auch die Ariſtolochia ſerpentaria in dieſem Falle. Man hat angemerkt, daſs der Curirte alle Jahre eine kleine Anwandlung ſeines Zufalls wieder bekomme. Geht die Cur nicht glücklich von ſtatten; ſo bekömmt die Haut bald die Farbe der Schlange, wird faul, fällt ſtückweiſe ab, und es erfolgt der Tod. Durch Schweiſs ſuchen die Indianer ihre meiſten Krankheiten zu bezwingen, und ſie erfahren auch davon oft groſsen Nutzen. Man findet faſt bey jedem Dorfe einen Schwitzofen, der aber oft nur aus einem Loche beſtehet, das man in einen Hügel gegraben hat, und ſo groſs iſt, daſs ſich ein Menſch darin ſetzen kann. Wollen ſie nun ſchwitzen; ſo legen ſie einige heiſs gemachte Steine hinein; gieſsen Waſſer darauf, damit ein ſtarker Qualm entſtehe: nun kriechen ſie hinein, und es wird die Oeffnung faſt ganz verſchloſſen. Nachdem ſie es hier eine Zeitlang ausgehalten; ſo laufen ſie, voller Schweiſs, nach einem

b) Loskiel a. a. O. S. 146.

nem nahen Flufs, worin sie sich baden. Viele kehren oft noch einmal zu ihrem Schwitzkasten zurück. Man hat auch geräumigere Schwitzöfen für mehrere Personen: oft macht man sie aus kleinen Gerüsten, die mit Fellen bedeckt sind, und zu denen man eine kleine Oeffnung gelassen hat. Dies Mittel wird von den Indianern nicht allein in Fiebern, die meistens von inflammatorischer oder rheumatischer Art sind, sondern auch gegen Entkräftung, die vom starken Arbeiten des Körpers entsteht, gebraucht. Steife Gelenke heilen sie durch einen Aufgufs von gewissen Pflanzen, woran aber wohl das warme Wasser und der fortgesetzte Gebrauch des Mittels den gröfsten Antheil haben mag. Auch Lähmungen und die Wassersucht sollen sie durch Bähungen und Decokte, nach Carvers Bericht, heilen; aber Benjamin Rush [c]), Professor zu Philadelphia, setzt in diese Nachrichten, so wie in die Giftvertreibende Kräfte ihrer Mittel, kein grofses Vertrauen, und er zeigt unwidersprechlich, dafs, weil die Lebensart und Erziehung der Indianer weit einfacher und kunstloser ist, als der gesitteten Völker ihre, ihre Krankheiten auch deshalb gemeiniglich einfacher und leichter zu überwinden seyn müfsten. Das bisher Gesagte kann eigentlich nur von denjenigen Nationen gelten, welche noch nicht durch europäische Sitten angesteckt worden sind. Der Umgang mit den Europäern verleitet viele zum übermäfsigen Genufs der hitzigen Getränke, die sie unwiderstehlich lieben und man hat schon gesehen, dafs ganze Nationen dadurch

c) Abhandl. von der Arzeneykunde unter den Indianern in Nordamerika, im 4ten Bande der Sammlungen für pr. Aerzte.

durch aufgerieben worden find. Ein Indianer in Peru soff 13 Flaschen Rum aus, ohne dafs es etwas anders als eine finnlose Berauschung nach sich gezogen hätte [d]. Einmal wurde Adair von einem Wilden gequält, ihm ein Quartier des stärksten Terpentingeistes zu geben: er erhielt das verlangte, und gofs es in kurzer Zeit herunter, worauf er zu schäumen anfieng, und sinnlos zu Boden fiel; er wurde aber doch in wenig Tagen durch heifse Bäder und kühlende Getränke wieder hergestellt. Zwar hatten die Indianer schon längst ihr eigenes berauschendes Getränke, welches sie Chika nennen, und welches aus Mays, der von alten Weibern gekauet worden, durch die Gährung zubereitet wird; allein es scheint nicht, dafs sie davon, wahrscheinlich weil sie dies Korn nicht übrig haben, anders als bey solennen Gelegenheiten Gebrauch gemacht haben. Der Verkehr mit den gesitteten Nationen macht ihnen die Sache nun leichter. Ehe die Iroquesen und benachbarten Völker die Europäer kannten, wufsten sie auch nichts von warmen Getränken: sie hatten unter andern Kennzeichen einer sehr festen und guten Gesundheit auch sehr weifse und schöne Zähne, wodurch sich alle Wilden auszeichnen. Nun fiengen einige Weiber der Iroquesen auch an, Thee zu trinken, und seit dem hat man bey ihnen diese Zierde des Mundes zu vermissen angefangen; sie werden schwarz, und fallen früh aus [e]. Auch die Venusseuche, wie schon gesagt, greift immer mehr um sich. Kalm versichert zwar, dafs sie

O 2 sich

d) Göttingisches historisches Magazin von Meiners und Spittler. 1. B. 2. St.

e) Kalms Reise nach Nordamerika.

ſich durch den Gebrauch der Lobelia, durch den abtreibenden Hahnenfuſs (Ranunculus abortivus) und den Ceanothus (Ceanothus americana) davon befreyen ſollen: aber an der Kraft dieſer Mittel zweifelt Ruſh, und er verſichert, daſs das Decokt von Fichten oft ſo gar in dieſer Krankheit von ſchlimmen Folgen ſey. Alle dieſe Umſtände machen nach und nach ihre Krankheiten verwickelter: die Anzahl der kalten Fieber wird zwar geringer, aber es treten an deren Stelle ſchleichende Uebel ein: das Sterben nimmt daher unter den Indianern in dem Maaſse zu, als ſie mit den Weiſsen mehrern Umgang haben, und ſich an ihre Lebensart, Kleidung und Sitten gewöhnen. Auch die Lehre von den Kennzeichen der Krankheiten wird trüglicher. Sonſt war es bey dem einfachen Gang der Uebel dem indianiſchen Arzte nicht ſchwer, den Ausgang vorauszuſagen, und es würde ihm den Tod bewürkt haben, wenn der Patient gegen ſeine Vorausſagung geſtorben wäre.— Noch ſind dieſe Völker vom Scorbut frey: — deswegen wahrſcheinlich, weil ſie ihr Fleiſch, das im Sommer durch die Sonne, und im Winter durch den Froſt getrocknet wird, mit Wurzeln und Früchten vermiſcht genieſsen, und keine geſalzene Speiſen eſſen. Daher leiden ſie ſelten an Verderbniſs der Säfte. Gicht und Podagra ſind unter den eigentlichen Wilden noch unbekannte Krankheiten, und von Würmern hört man unter ihnen nur ſelten etwas, weil dieſe bey ſtarken Körpern nicht leicht gefunden werden oder üble Folgen haben. Auch das Zahnen macht ihnen keine Unbequemlichkeit.

Was das weibliche Geſchlecht unter den Indianern anbetrift; ſo wird ihr Körper durch eine arbeit-

beitsame Lebensart sehr abgehärtet. Die Reinigung zeigt sich bey ihnen selten vor dem 18ten oder 20sten Jahre, und hört gemeiniglich im 40sten auf zu fliesen. Der Abgang ist nicht stark, aber regelmäsig. Sie verheyrathen sich vor dem 20sten Jahre nicht. Von dieser Zeit aber an, bis dass die Reinigung aufhört, ist selten eine Frau, die nicht schwanger wäre oder stillte. Da aber diese Ausleerung früh aufhört, und die Kinder gemeiniglich bis ins 3te Jahr gesäugt werden; so ist doch die Anzahl der Kinder gering. Während der Schwangerschaft ist die Frau der schweren Arbeiten überhoben, und hört man daher von Missgebähren selten. Die Geburtsarbeit ist kurz und wenig schmerzhaft, und die Frau kömmt ohne Beystand ganz allein in ihrer Hütte nieder, auch überfallt einige wohl die Arbeit im Busche. — Nach der Niederkunft wäscht sich die Mutter im kalten Wasser; das Kind legt man auf ein mit Moos belegtes Bret, an dessen Rändern Stöcke befestigt werden, um darüber ein Fell zu decken; es wird so geschnürt, dass es mit dem Kopfe niedriger als mit den Füssen liegt, und diese Wiege wird an den Ast eines Baums gehängt, damit sie der Wind hin und her schauckeln könne. So bald das Kind die Brust nicht mehr nöthig hat, wird es mit einem Brey aus Mays gefüttert: — man badet die Kinder fleisig in kaltem Wasser; reibt ihre Glieder mit Bärenfett und einer feinen Erde, wodurch sie theils gelenkig erhalten, zum Theil aber auch gegen die Stiche der Insekten geschützt werden, welches um desto nöthiger bey diesen Kindern ist, weil sie bis zum sechsten Jahre nackend gehen. Die monatliche Reinigung wird bey den meisten Wilden für grosse Verunreinigung gehalten, und es müssen sich die

O 3 Weiber

Weiber alsdenn gemeiniglich absondern. Die delawarischen Mädchen müssen dies 12 Tage lang thun, sich dabey den Kopf verhüllen, und oben drein ein Vomitiv nehmen *f*). Buckelichte sieht man fast nie unter ihnen, sie sind meist alle sehr gelenkig; haben einen guten Athem, und sehr scharfe Sinne. Ihre Gifte machen sie aber gefährlich. Loskiel sagt: sie hätten schnell tödtende Gifte; aber auch andere, welche ihre zwar langsame, doch sicher schädliche Würkung erst nach drey bis vier Monaten, ja noch später, hervorbrachten, ohne dass man den schlimmen Folgen vorbeugen könnte. Die Nantikoks sollen von allen das schlimmste besitzen: sie sollen es durch die Luft über ein ganzes Dorf, welches sie ausrotten wollen, verbreiten können, worauf die Menschen, wie an einer Pest, sterben sollen. Die Nantikoks haben sich auf diese Weise meist schon selbst ausgerottet. Man versicherte auch dem Verfasser, dass die Zauberer die teufelische Kunst besässen, gewisse Krankheiten in einer grossen Entfernung hervorbringen zu können. Nun noch ein Beispiel von dem grausamen Verfahren dieser wilden Völker gegen ihre überwundenen Feinde. Sie werfen selbige zu Boden, treten ihnen auf den Hals, in der Geschwindigkeit machen sie durch die Haut des Kopfs einen Zirkelschnitt, und reissen die ganze Bedeckung des Kopfs darnach auf einmal herunter: — man nennt dieses Verfahren Scalpiren; und man hat Beyspiele, dass so behandelte Personen dennoch mit dem Leben davon gekommen sind.

Nachdem wir jetzt von den wilden Nationen in Amerika, die sich durch ihre Bartlosigkeit, welche

f) Loskiel a. a. O.

che aber nicht Mangel der Natur, sondern Würkung der Mode ist, weil man allen jungen Mannspersonen die jungen Pflaumhaare nach und nach auf eine oft schmerzhafte Weise ausrupft, von den Europäern unterscheiden, im Allgemeinen hinreichend gehandelt haben; so wollen wir noch einige zerstreuete Nachrichten, ohne Ordnung, beyfügen.

Von den Susquehannahs Wilden hat der Herr von Pauw in seinem bekannten Werke g) behauptet, dass sie ein grünes nahrhaftes Pulver auf ihren Reisen mit sich führten, wovon ein Löffel voll zureiche, das Leben eines Menschen einen ganzen Tag zu erhalten. Gegen diese Behauptung, als gegen eine unmögliche Sache, werden in dem unten angeführten Buche h) Zweifel angeführet, die ich nicht weiter untersuchen will. Ich will nur anmerken, was Bossü sagt: die Wilden, er redet von den Akankas, nehmen, wenn sie zu Felde gehen keinen Vorrath von Lebensmitteln mit, sondern sie führen nur eine kleine Quantitat gemahlenen Mays bey sich, wovon sie einen Esslöffel voll verschlucken, und damit oft den ganzen Tag den Hunger stillen. Denn sie können drey bis vier Tage Hunger erdulden, und dabey allerhand Fatiguen ausstehen. Des Hungers wegen schnüren sie einen Riemen um den Leib, welchen sie alle Tage enger anziehen i). — Eben dieser Verfasser theilt

 von

g) Recherches philosophiques sur les Americains.

h) Encyclopädisches Journal von 1774. 4. St.

i) Robertson sagt: ein Spanier isst mehr, als zehn Amerikaner, — wohl zu verstehen, wenn sie auf Reisen oder weit von Hause entfernt sind. Unten wer-

von den Natches, die am Missisippi wohnen, eine fast unglaubliche Geschichte mit, die ich nur wegen der betäubenden Eigenschaft des Tobacks hier anführe. Stirbt ein Mann von dieser Nation, so lassen sich nicht allein seine hinterlassenen Weiber, sondern auch einige seiner Freunde, mit einer auffallenden Gleichgültigkeit erdrosseln, nachdem sie durch einige kurz vorher verschluckte Kugeln von Toback fast sinnlos geworden sind.

Vor Schweinefleisch und Blutspeisen haben die meisten einen Abscheu. — Adair. — Eine mit dem Monatfluss behaftete Frau zu berühren, wird für die gröfste Schande gerechnet. — Zur Mahlzeit hat kein Wilder eine bestimmte Zeit des Tages; sondern er isst, wenn ihm hungert. — Die Wilden haben in Krankheiten den Grundsatz: in extremis extrema sunt tentanda, auch angenommen. Man

werden auch ähnliche Beyspiele von den Arabern und Mauren in Afrika vorkommen. Der verdienstvolle Doctor Birnstiel hat in seiner Schrift: Die Sterblichkeit in dem Krankenhause zu Bruchsal, folgendes Pulver bekannt gemacht, welches bey Miswachs; auf Schiffen; in Belagerungen, oder geheimen militärischen Expeditionen, weil weder Holz, Feuer oder Küchengeräthe dabey nothwendig ist, mit grofsem Nutzen, als ein bewährtes Nahrungsmittel, das dazu in kleiner Quantität zureicht, um den Hunger eines Menschen zu stillen, angewendet werden kann. Folgende Quantität ist für einen Menschen auf einen ganzen Tag hinreichend.

Nimm Reifsmehl 8 Loth; arabisch Gummi 6 Quentchen; isländisches Moofs 2 Quentchen; weifsen Zucker 2 Loth: mache alles zu einem gröblichen Pulver, und laſſe es den Mann auf drey Mahlzeiten aufzehren.

Man sahe hievon in Neuengland bey einer Soldatenfrau, die schon seit einigen Tagen in Kindesnöthen war und nicht entbunden werden konnte, ein auffallendes Beyspiel. Eine wilde Amerikanerinn, welche hievon gehört, erbot sich, die Frau zu retten. Sie erhielt Erlaubniss: — diese verstopfte der Kreisenden mit einem Schnupftuch Mund und Nase, worauf sie bald auf der Stelle erstickt wäre. Indess brachten die hierauf erfolgten Anstrengungen das Kind bald zur Welt. — Carver. — Wenn die Indianer mit einem starken Fluss von Worten reden wollen; so bereiten sie sich durch ein Schwitzbad darauf zu. — Der Kranke mag leben bleiben, oder sterben, so hat der Arzt nichts zu befürchten, — (welches aber andere leugnen; —) denn in dem letztern Fall empfiehlt er etwas Unmögliches als ganz unumgänglich nöthig. — Rogers [k]). — Zur Cur kranker Leute stellt man auch wohl Tänze an, die aber sehr unzüchtig sind. — Robertson. — Die Nodowassen essen weder Brod noch Salz, sondern Fleisch allein und Reiss allein, sie trinken auch keine Milch, ob sie gleich Elendthiere und Büffel haben; nach jeder Mahlzeit wird getanzt [l]). — Die Indianer lassen niemand, nach der Versicherung von James Adair, einen Verwundeten besuchen, er habe denn vorher versichert, dass er 24 Stunden lang nichts mit seinem Weibe zu thun gehabt habe. — Franke. — Einige Waldbewohner von Amerika wer-

k) Beschreibung von Nordamerika.

l) Kosche Charakter, Sitten und Religion aller bekannten Völker. 1. B. Leipzig 1789. S. 273.

werden, nach Dablons Bericht [m]), zuweilen mondsüchtig, melancholisch, und verfallen in eine Wuth, die nur gegen Abend ausbricht, 8 bis 14 Tage anhält, und darin sich auszeichnet, dass sie, gleich einem hungerigen Wolfe, alle Leute anfallen, die ihnen begegnen. Man schlägt sie todt.

Von dem Nordamerikanischen Freystaat.

Nach dieser Uebersicht der nordamerikanischen Wilden wenden wir uns zu dem noch übrigen Theil dieses Landes, welches sich von dem hohen und waldigten Apalachischen Gebürge an, das gleichsam die Grenzscheidung zwischen den civilisirten Völkern und den Wilden ausmacht, bis zum Atlantischen Meer erstrecket, und dessen gröster Theil die ehemaligen englischen Besitzungen ausmacht. Man wird wissen, dass dies Land nicht ganz mit Weissen bewohnt werde, sondern dass sich auch noch bis zu dieser Stunde in manchen Provinzen Wilde aufhalten, die sich aber von den vorigen in nichts unterscheiden, als dass, wo nicht ihre Sitten, dennoch ihre Gesundheit verderbter als der übrigen sey. Und nicht besser siehet es mit den in Amerika gebohrnen Europäern aus, welche weder die Stärke haben, noch das hohe Alter erreichen, welches ihre Väter genossen [n]); auch hören ihre Weiber eher, als in Europa, auf, Kinder zu zeugen.

Die

m) A. H. d. R. 14. B. S. 215. Moritzens Magazin zur Erfahrungsseelenkunde. 3. B. 3. St.

n) Kalm a. a. O.

Die hier abzuhandelnden Länder sind Nordcarolina, Virginien, Maryland, Pensylvanien, Neujersey, Neuyork, Longisland, Connecticut, und Neuengland.

Seitdem die Europäer von diesen Ländern Besitz genommen haben, ist ihr Boden, ihre Luft, ihr Clima in manchen Stücken verändert worden. Die Europäer behaupten: das Land sey durch die Wegräumung vieler Walder; durch Austrocknung vieler Sümpfe; durch Anpflanzung dienlicher Gewächse; durch Beackerung des Bodens und durch mehrere Bevölkerung besser, wärmer und gesunder geworden: aber die Wilden, denen man doch wohl zutrauen müsste, dass sie ihr eigen Land besser als andere kennten, behaupten gerade das Gegentheil. Sie sagen: seit der Ankunft der Europäer sey, weil sie so viel fluchten, das Land schlechter geworden; es falle jetzt mehr Schnee; die Winter seyen kälter, und die Donnerwetter häufiger, und mit mehrern Regengüssen begleitet [o]). — Dies scheint aber mehr die Sprache des Unwillens als der Vernunft zu seyn. — Hören wir diese und die Erfahrung; so muss man ihnen widersprechen. Jefferson [p]) sagt: So wohl Hitze als Kälte ist, seit Menschengedenken, sehr gemäsigt worden. Der Schnee ist nicht so häufig und nicht so tief. Ehemals gefroren im Winter fast alle Flüsse, jetzt selten. — Eben so sollte man sich auch von der Ausrottung der Waldungen grossen Nutzen, in An-

o) Gottl. Mittelberges Reise nach Pensylvanien. Frankf. 1756.

p) Jeffersons Beschr. von Virginien, im 9ten Theil der Sprengelschen Beyträge.

Ansehung der Gesundheit, versprechen; und sie ists auch würklich gewesen, wie der Herr von Pauw sagt, der sonst dies Clima mit den fürchterlichsten Farben schildert, und die Luft für ganz vergiftet hält, indem, wenigstens zu den Zeiten des Columbus, ein Tag hinreichend war, einen Menschen hieselbst blind zu machen, oder ihn mit der Venusseuche zu beflecken. Auch Robertson, der die Ursachen sorgfältig aufsucht, warum Amerika kälter, als andere unter gleicher Breite gelegene Länder, sey, und davon den Grund in dessen grösern Ausgestrecktheit nach Norden; in den in Peru mit Schnee und Eis bedeckten hohen Bergen, und in dem fast beständig, wenigstens unter dem Wendekreise, wehenden und über das grosse atlantische Meer herstreichenden Ostwinde setzt, führet auch die vielen Wälder und Moräste als eine Hauptursache des ehemaligen ganz ungesunden Clima's dieser grosen Weltgegend an, und er setzt keinen Zweifel darin, dass nicht die dumpfigen, von Winden nicht gereinigten Luftregionen, ehemals an der grosen Sterblichkeit der Spanier schuld gewesen seyen; denn er sagt: Anfangs musten die meisten Spanier die Ungesundheit des Landes mit ihrem Leben bezahlen. Die erstaunliche Niederlage, welche die Armeen des Pizarro, des Gonsalvo, des Cortez, des Ferdinando Sotto, bey ihren ersten Eroberungen von Amerika zu leiden hatten, sind hievon Beweise genug. Von allen Truppen des Gonsalvo blieben nur zehn am Leben. Jetzt dürfen sich aber europäische Kriegsheere, ohne ein solches Unglück zu erleben, dreist in diese Länder hinein wagen, wenn sie sich nur nicht in der Nähe der Sümpfe zu lange aufhalten. — Es muss also

das

das Land an gesunder Beschaffenheit gewonnen haben, wenigstens ist es den Europäern nicht mehr so tödtlich, auch ziehet niemand mit der eingeathmeten Luft die Venusseuche, wenn dies je geschehen ist, mehr in sich, noch weniger wird man nach einem kurzen Aufenthalte hier blind. Ueberhaupt scheint in den Behauptungen des Herrn von Pauw viel Uebertriebenes zu liegen, weil er die wilden Indianer für ganz schwache Menschen ansiehet, welches sie doch, wie aus dem obigen erhellet, keinesweges sind. Er lobt nichts an ihnen, als die Enthaltsamkeit der Männer vom Beyschlaf während der Schwangerschaft ihrer Weiber, und leitet davon allein den Umstand her, dass man keine Buckelichte oder Krüppel unter ihnen finde; da doch das nicht gebrechlich seyn nicht so sehr hievon, sondern von ihrer guten Natur und guten physikalischen Kinderzucht ein Beweis ist. Ob nun gleich viele sonst undurchdringliche Wälder weggeräumt, und stehende Sümpfe ausgetrocknet sind, so dass man eine Abnahme der Flüsse q) daher wahrnimmt, und jetzt viele Mühlen unbrauchbar geworden, auch die Winde, mit der Abnahme der Wälder, immer mehr und mehr nach Westen gedrungen sind; so fehlt es doch noch viel, dass alle schädliche Wälder und stehende Wasser wären entfernt worden; besonders gilt dies von einigen Provinzen, die gleich genannt werden sollen, die auch daher andern, der gesunden Beschaffenheit wegen, nachstehen müssen. Aber auch das Wegräumen der vielen aromatischen Gebüsche und Pflanzen ist, wie Kalm berichtet, nicht ohne alle schädliche Folgen gewesen, und die Fie-

q) Kalm a. a. O.

Fieber sind, der Anzahl nach, seit dem häufiger geworden. Jedoch muss man auch eingedenk seyn, dass man diesen Umstand eher von der vermehrten Anzahl Menschen und von ihrer schwelgerischen Lebensart, als von der angeführten Ursache herleiten könnte. Denn da viele Europäer, die entweder aus Trägheit oder aus Gewinnsucht ihr Vaterland verliessen, hier in kurzer Zeit ihr Glück machten; so geriethen sie in eine schwelgerische Lebensart; hitzige Getränke wurden im Uebermaass, und auch die warmen in zu grosser Menge genommen: die saftigen Wassermelonen, die sie dort fanden, verleiteten sie, im Sommer, selbst solche nüchtern zu gebrauchen, sie achteten nicht die Warnung der Illinesen, welche die schlimmen Folgen davon kannten. — Füge man diesem das oft sehr veränderliche Wetter; die stinkenden Moräste und eine feuchte Luft hinzu, so findet man Ursachen der Fieber genug.

Nach dieser kurzen Uebersicht wenden wir uns zu den einzelnen Provinzen, und merken nur erst vorher an, dass das ganze Land, ausser den Seen, sehr reich an Flüssen sey, wie man dies an Virginien siehet, worin an die 30 schiffbare Flüsse, von denen einige, als der Missisippi, Misouri und Ohio sehr gross sind, die, nach Art des Nils, zu einer gewissen bestimmten Jahreszeit, aus ihren Ufern treten, und die umliegende Gegend überschwemmen, gefunden werden [r]). Von vielen Flüssen kann man sicher auf viele Berge, denen sie ihren Ursprung zu verdanken haben, schliessen, und dies

r) Beyträge zur Völker- und Länderkunde. Herausgegeben von Sprengel. 8. Theil. 1788.

dies wird auch hier durch die lange Bergkette bestätiget, die sich gröfstentheils von Westen nach Norden erstreckt, und in einer Entfernung von 150 engl. Meilen vom atlantischen Meere, mit demselben in paralleler Linie durchläuft. Die zweyte Bemerkung ist diese: es regnet im Durchschnitt in diesem Lande das Jahr hindurch mehr als in Europa: es fallt nemlich 47 Zoll Regen; auch thaut es hier oft so stark, als wenn Regen gefallen wäre: demohngeachtet hat man hier mehr Sonnenschein und heiteres Wetter, als in Europa, und man wird sicher doppelt so viel trübe, bewölkte Tage in den mittlern Gegenden von Europa zählen, als in den vereinigten amerikanischen Staaten. — Jefferson [s]). —

Endlich zählt man etwa in allen vereinigten 13 Provinzen nur drey Millionen Menschen. Um noch besser die Beschaffenheit dieser Provinzen einzusehen, wird es nicht undienlich seyn, eine allgemeine Eintheilung dieser Länder, und eine Anzeige, mit welchen bekannten Gegenden in Europa sie verglichen werden können, vorauszuschicken, worin ich dem Herrn von Wangenheim [t]) folgen werde. Man kann alle die von Europäern in Besitz genommenen und in dieser Breite gelegenen amerikanischen Länder schicklich in drey Abtheilungen bringen; in die nördlichen, südlichen und mittlern Länder. Zu den nördlichen gehört, ausser Canada, Neuschottland und Neuengland, wovon wir erst unten reden können, der nördliche Theil von Neuyork, der ganz in der gegen-

s) Im angeführten Buche — 9. Theil. 1788.

t) Beyträge zur teutschen holzgerechten Forstwissenschaft. Göttingen 1787.

gegenwärtigen Breite begriffen ist. Man kann diese Länder mit dem nördlichen Theile von England und Teutschland vergleichen, obgleich die letztern fast um 10° nördlicher liegen. In diesen amerikanischen Provinzen ist der April der Anfang des Frühjahrs, und die mehrsten Baumblüthen erscheinen erst im May; überhaupt hat diese ganze Gegend fast das Ansehen, wie ehemals Teutschland zu den Zeiten der Römer hatte: daher sind hier die Winter kalt, die Winde schneidend, und die Herbste nur kurz.

Der mittlere gemäſsigte Theil begreift den südlichen Theil von Neuyork, Neujersey, Pensylvanien und die niedern Grafschaften Delaware, so zwischen dem 39. und 41° nördlicher Breite liegen. Diese Gegend kann mit dem südlichen *Theile* von Teutschland, und z. B. die Stadt Neuyork mit Erfurt verglichen werden. — Mit dem September tritt hier der Herbst ein; im October und November hat man schon häufige und vielmals harte Nachtfröste; die Winter werden durch den Nordwestwind so kalt, als es nur auf dem teutschen Gebürgen, dem Harz, dem Thüringer- und Schwarzwalde seyn mag. Gewöhnlich liegt ein Schnee nur fünf bis sechs Wochen, desto häufiger folgen sie aber auf einander.

Den heiſsen Erdstrich machen endlich Maryland, Virginien, Carolina, Georgien und Florida aus, so vom 39° nördlicher Breite nach Süden hin sich erstrecken.

Die Küsten des nördlichen Amerika haben mehrentheils eine flache Lage, und bestehen aus einem schlechten sandigten Boden; tiefer Landeinwärts erhebt sich die Landschaft und wird bergigt.

Der

Der beste Boden findet sich allezeit an den Ufern der Flüsse in einiger Entfernung von den Küsten, und in den zwischen Bergen und Hügeln liegenden Thälern; es ist aber selten Gartenerde zu finden, und wo man die findet, da ist alles noch wüste und öde. Bis jetzt haben die Europäer einen schlechtern Boden bebaut, wo es noch an Gartenerde fehlt.

Nordcarolina, Maryland und Virginien haben so ziemlich einerley Clima. Es giebt hier noch viele Waldungen; die Menschenzahl ist noch geringe im Verhältnifs der Gröfse; es wehen hier am häufigsten die Nord-Ost- und Nord-West-Winde; der erste ist feucht, kalt und drückend; da hergegen der letztere kalt, elastisch und aufheiternd ist; diese bringen im Winter vielen Schnee. Der mittlere Thermometerstand des Fahrenh. Therm. ist 38 — 40 Gr. und im Sommer steigt es bis zu 77 Grad. — Die Abwechselungen von Hitze und Kälte und umgekehrt sind oft schnell und grofs. Man hat das Queckfilber im Fahrenh. Thermom. in 13 Stunden von 92° bis zu 47° fallen sehen.

Noch ist merkwürdig, dafs man oft in Sommerabenden auf so warme Luftmassen, die in Zeit von zwey bis drey Sekunden vorüber gehen, stofse, die dem Blute an Wärme nichts nachgeben. — Die Abwechselungen des Barometers sind zu Williamsburg nie über zwey Zoll gefunden worden. Gewitter hat man hier oft, und die Hitze wird dadurch gemäfsiget: — hin und wieder hat man Gesundbrunnen, warme und heifse Bäder, worunter das Jadsonsbad, welches in Rheumatismen gut gefunden wird, eins der vornehmsten ist. Jefferson. — Sonst sind an der Seeküste gute Quel-

len selten, weil sie gemeiniglich Salzwasser halten; weiter im Lande aber giebts gutes Wasser.

Im Ganzen kann man alfo diese Provinzen nur für mäfsig gesund halten. Die Krankheiten entstehen entweder aus dem Mifsbrauch der Naturgaben: oder aus den oft schleunigen Abwechselungen der Witterung, oder aus der gar zu grossen Hitze, weil man selbst in Virginien das Thermometer des Fahr. bis auf 130° hat steigen sehen [u]), oder endlich aus der feuchten, beschwerlichen Luft. — Aus der vereinigten Würkung dieser Ursachen siehet man in diesem Lande, besonders in Virginien, diejenige Krankheit oft entstehen, welche von den Aerzten Asthenia genannt wird. Es überfällt die Patienten eine besondere Schwere, Mattigkeit und Müdigkeit der Glieder, die sie ans Bette fesselt, ohne dafs man am Puls, oder an andern Lebensverrichtungen einige Abweichungen verspürt [x]). — Herr Schöler [y]) hat über dieses Uebel die besten Bemerkungen geliefert. Er will die Asthenia nicht einmal für eine ordentliche Krankheit halten, sondern er nennt es eine Mattigkeit, die von der grofsen Sonnenhitze herrührt. Daher befällt diese nur am meisten die neu angekommenen Europäer, wenn sie sehr vollblütig sind, nur bey Tage. So bald die Sonne untergegangen ist, verschwindet auch das Uebel. Die Mattigkeit ist aber gemeiniglich so grofs, dafs die Menschen weder Hand noch Fufs rühren

u) Rowley im 3ten Bande der medicinisch pr. Bibl. des Herrn R. Murray. S. 302.

x) Cartheuser de morbis endemiis, p. 73.

y) Lud. Schöler Diss. sistens Observationes super morbis Surinamensium. Goett. 1781.

rühren können, wobey sie eine grosse Geneigtheit zum Schlafe haben. Allein dieser bekömmt ihnen nie gut, vielmehr werden sie davon nur noch träger; das Gesicht schwillt an, und wird roth: am besten ist's, den Schlaf meiden; sich Bewegung machen, und durch eine Aderlass die Menge des Bluts zu verringern.

Sonst siehet man hier kalte Fieber nicht selten; desgleichen Durchfälle und Ruhren [z]). — Das Land Kentucke gehört auch zu Virginien. Es hat dieses Land, wie Filson [a]) berichtet, viele Flüsse; einige Berge und Hügel; viel flaches Land, und wenig Moräste; der Winter ist gemässiget, so wie die Hitze im Sommer. Daher ist es über alle Maassen fruchtbar, und einem irdischen Paradiese gleich; daher sich hieselbst in wenig Jahren an die 30000 Menschen versammlet haben. Es ist hier sehr gesund: man hat Ueberfluss an allem, besonders an Büffelochsen und Mais. Man findet hier Quellen von Bergpech, welches wie Oel auf der Lampe brennt, auch warme Bäder, die in der Krätze von grossem Nutzen sind; hier ist es auch, wo man ebenfalls Gerippe von dem vermeyntlichen Mammothsthiere, welches den Elephanten fünf- bis sechsmal an Grösse übertreffen soll, findet [b]); wenigstens hat der berühmte Anatomiker Hunter, die Knochen für keine Elephantenknochen halten können. Jefferson. —

Sehr ungern, wie leicht zu erachten, haben die ehemaligen wilden Bewohner dies Land ver-

z) Lind a. a. O.

a) Reise nach Kentucke. Leipzig 1790.

b) Sprengels Beyträge u. s. w. 5. Theil. S. 185.

lassen, und es ist nicht ohne Blutverlust der Europäer Eigenthum geworden, welche jetzt aus einem Scheffel Mais, womit man 20 Morgen der fettesten Erde bepflanzt, eintausend zweyhundert und funfzig Scheffel wieder gewinnen. Der Wilden Oberste Logan, der als Freund der Europäer, als Held und als Redner bekannt ist, stand bey der Eroberung den Weissen bey [c]), wurde aber nachher, als die Europäer sein Weib, seine Kinder und alle Verwandte treuloser Weise umgebracht hatten, ihr erklärter Feind [d]). —

Pensylvanien hat noch viele Wälder, viele stehende Wasser und Sümpfe; der Boden ist ebenfalls sehr fruchtbar, und das Wachsthum der Pflanzen geschiehet hier mit einer ausserordentlichen Schnelligkeit; alles schiesst stark in die Höhe, und die Früchte bekommen eine ausserordentliche Grösse. — Es ist hier, als wenn alles in einem Treibhause stünde: — da giebts Wassermelonen von 42 Pfund [e]); die Erndte fällt schon im Julius [f]). — Selbst der Mensch kömmt hier eher, als anderwärts zur Reife; seine Verstandeskräfte entwickeln sich früher [g]), und erreichen oft auf ihrem Fluge eine Höhe, die die Bewunderung aller Nationen auf sich zieht. Hier ist es, wo ein Fränklin, ein Washington, ein Rittenhausen, ein Logan mit ihren kühnen Entdeckun-

c) A. a. O.

d) Jefferson a. a. O.

e) Kalm a. a. O.

f) Mittelberg a. a. O.

g) Flögels Geschichte des menschlichen Verstandes. Breslau 1773.

ckungen und hohen Muthe hervortraten, und Staunen erregten. — Brächte dies Land auch keine Genies weiter hervor, als diese, so sind doch schon durch ihre Beyspiele die Behauptungen der Philosophen, als des Grafen von Büffon, des Raynal und anderer, welche in Amerika nichts, als Schwäche und Ohnmacht der Natur sahen, völlig widerlegt. — Das Barometer stehet gemeiniglich zwischen 28 und 30°. Das Wetter ist aber sehr veränderlich; oft ändert es sich vier- bis sechsmal in einem Tage. —

Die Sommermonate dauren vom April bis October hinein, und während dieser Zeit ist zuweilen die Hitze kaum zu ertragen; des Nachts fällt oft scharfer Thau. Der September und October machen die angenehmste Zeit aus: — die Winter sind wohl so kalt, als in Schweden; oft friert der Delawarefluss ganz zu. Die Menschenzahl hat in einigen Jahren hier einen grossen Zuwachs bekommen [b]). — Dennoch ist der Gesundheitszustand nicht der beste; die Einwohner haben ein bleiches, ungesundes Ansehen, welches man der ungesunden Luft und dem Wasser zuschreibt. — Fieber sind hier sehr gemein: mancher wird fast alle Jahre damit befallen: auch die Krätze und andere Ausschlagskrankheiten sind gemein, wie auch die Tollheit unter den Menschen. Ob nun letzteres von der geringen Nahrung herrühre, welche die zwar saftreichen, aber nicht substanziösen Pflanzen liefern, wie irgendwo [i]) behauptet wird, lasse ich unentschieden. Wahrscheinlich ist es,

 dass

b) Kalm a. a. O.

i) Schlötzerscher Briefwechsel. 15. Heft.

dafs es eine Folge der heftigen Würkung der Sonne sey. Ferner mufs man wiffen, dafs der übermäfsige Genufs der Melonen, Pfirfchen und dergl. Früchte, Fieber. Durchfälle und Ruhren hervorbringen, welches fie auch im Lande der Illinefen, nicht aber in Canada, thun *k*). — Auch Rowley *l*) warnt gegen das Obfteffen, weil er es für eine Urfache der Durchfälle hält. In allen diefen bisher abgehandelten, mehr füdlich gelegenen Provinzen findet man viele Fieber von fchlimmer Art, als Wechfelfieber; fauligte Nervenfieber; fauligte Gallenfieber; fauligte Bräune und dergl. mehr. In den mehr nördlich gelegenen Landern find diefe Fieber feltener. — Mit Brechmitteln, mit Aderlaffen und mit dem Salpeter mufs man hier vorfichtig verfahren: gelinde, kühlende, fäuerliche Laxiermittel find angemeffener; die China mufs früh zur Hand genommen werden, und die Wunden mufs man mehreremale des Tages verbinden, und felten Salben gebrauchen. — Zur Erhaltung der Gefundheit wird im Sommer Waffer empfohlen, dem ein achtel Rum und einige Tropfen von faurem Vitriol-Elixir zugemifcht worden. Man mufs jene faftigen Früchte nur mäfsig gebrauchen; im Herbft kann der freyere Gebrauch der hitzigen Getränke fo gar zuträglich feyn. — Rowley. — Da nun viele Europäer dies alles nicht beobachten, fo erreichen die hier gebornen nicht das Alter ihrer Väter; fie verfallen, aufser den angeführten Krankheiten, in viele andere, als Abzehrung, Schlagflufs, Wafferfucht und dergl. mehr *m*); wohin

k) Kalm a. a. O.

l) A. a. O.

m) Kalm a. a. O.

wohin noch die so genannte Angina trachealis zu zählen ist [n]). — Was nun von ganz Pensylvanien gesagt ist, gilt auch meist von Philadelphia, dem irdischen Paradiese. — Man zählt hier viele heitere, schöne Tage, und an reinem Wasser ist kein Mangel. — Kalm. —

In der Gegend des Delawareflusses leiden die hier sich ansesig gemachten Schweden, in den Monaten October und November, wo die feuchte kalte Luft eintrift, viel an einer Pleuresie, die mit einer Geschwulst auf dem Schlunde, und verhindertem Schlucken verbunden, und ansteckend ist.— Kalm. —

An ungesunder Beschaffenheit stehet Neujersey Pensylvanien nicht nach, wo es nicht noch dieses, der vielen stehenden, sumpfigen und stinkenden Wasser wegen, übertrift. — Franklin meldet, daſs, wenn man hier ein Licht über einige Flüsse halte, so entstehe eine Flamme [o]). — Wie sehr muſs also nicht hier die Luft mit Brennstoff angefüllet seyn? Obstfrüchte und andere Gartenfrüchte, nebst dem Mais, gerathen daher vortreflich, aber dafür müssen auch die Leute viel an Fiebern und andern Krankheiten leiden. — Kalm. —

Nicht viel besser siehet es in Neujork aus, besonders in denen Gegenden, wo sich das Seewasser mit dem süſsen Wasser vermischt, und woraus ein unerträglicher Gestank zuweilen entstehet. Fast alle neue Ankömmlinge werden in dem ersten

n) Samml. auserles. Abh. für pr. Aerzte. Band 7.

o) Franke Med. Policey, 3. B.

oder zweyten Jahre mit Fieber, von abwechselnder Art, befallen; jung und alt leidet daran; selbst Kinder von drey Wochen. — Die höher gelegenen Oerter sind desto gesunder; wer sich aber nach der Niedrigung begiebt, kann auch auf einen Fieberanfall rechnen. — Die brandigte und schleimigte Bräune kommen hier auch oft vor. Michaelis p).

Wer sich in die Gebräuche und Gesetze der Puritaner finden kann, und gern vollauf hätte, gehe nach Connecktikut, nach einem Lande des Ueberflusses, wo Korn, Obst und Mastvieh von der besten Güte und in Menge ist. Da giebts Stiere von 2500 Pfund, Ochsen von 1900, und Schweine von 600 Pfund. — Dies sind wichtige Argumente gegen den Grafen von Büffon. Aus den Kürbissen, die hier zu einer ausserordentlichen Grösse wachsen, macht man Bier, Brod, Gallerte, Syrup, Pasteten, Saucen und Essig. Von dem Butternussbaum erhalten sie die in einer Nuss enthaltenen Früchte, die der Butter ähnlich sind, und man macht aus dessen Safte Zucker, Syrup und Essig. Der Ahorn liefert ihnen eine Art Manna, wovon die Wilden bey ihren Fischereyen und Jagden oft Tage lang allein leben. — Auch diese Sachen dienen ihnen zur Arzeney; aus den Kernen der Kürbisse z. B. machen sie Gelee, die im beschwerlichen Uriniren herrliche Dienste leistet, und die Rinde des Butternussbaums heilet Ausschläge der Haut q). —

Der

p) Richters chirurg. Bibl. 5 und 6ter B.

q) Beyträge zur Völker- und Länderkunde von Forster und Sprengel. 2. Theil. S. 165.

Der gesundeste Theil von den vereinigten Nordamerikanischen Staaten, soll, nach Bournabeys Urtheil, Rhode-Island seyn. Hier ist es, wo man, der Blattern wegen, noch die vernünftigsten Vorkehrungen getroffen hat, die je gemacht sind. Niemand, der mit Blattern befallen ist, wird eingelassen. Bricht dennoch in einem Hause die Krankheit aus, und steht es mit dem Patienten noch nicht schlimm, so wird er, unter gehöriger Vorsicht, nach einer benachbarten kleinen Insel gebracht: kann dies aber nicht mehr geschehen, so wird die Gasse, wo sich der Patient befindet, versperret. Man inoculirt nur auf einer ebenfalls benachbarten Insel, und nach überstandener Krankheit kehren die Inoculirten zurück, ohne von ihren Kleidungsstücken etwas mit zu nehmen [r]. Auf diese Weise hat man hier nun schon seit vielen Jahren nichts mehr von Blattern gewufst. —

Die Einwohner von der Insel Nantuket und Marthas Weinberg beschäftigen sich mit dem Wallfischfang; sie zeichnen sich durch ihre Biegsamkeit und Geschmeidigkeit des Körpers aus, welches man von dem Thran herleitet, womit sie ihren Körper besalben [s]. Die hiesigen Einwohner wenden die bey den Wilden so gebräuchlichen Schwitzbäder noch zuweilen mit Nutzen an; sie haben auch noch eine andere Art, den Schweifs zu erregen; man legt nemlich den Patienten zwischen Torf, den man vorher in einem heifsen Ofen stark erhitzt hat [t]. — Was endlich Neuengland anbetrift; so

 ist

r) Der Teutsche Merkur v. J. 1786. Stück Decemb.

s) Beyträge zur Völk. und Länderk. 3. Theil. S. 114.

t) Auserlesene Abh. aus den philosoph. Transaktionen, übers. von Leske. 2. Th. S. 320.

ist es hier zwar nicht so angenehm, als in Italien und Frankreich, der vielen Nebel wegen, und weil die Sommer so kurz, die Winter aber desto länger sind, indess ist doch das Land sehr gesund; ehemals war es auch kälter, als jetzt, und man hat wohl zwey bis drey Monate lang heiteres Wetter *u*). —

Viele Fremde, sagt irgendwo ein kluger Mann *x*), der Amerika gesehen hat, verfehlen hier ihren Zweck; sie verfallen in allerhand Krankheiten, und werden oft so gar ein Raub des Todes. — Nicht so sehr die ungesunde Beschaffenheit des Landes ist daran schuld, als ihr thörigter Wahn, hier zügellos leben zu können. Man missbraucht auf alle Weise die Naturgaben, und man ist seiner Gesundheit wegen unbesorgt. Man legt sich in der Hitze nackend auf das feuchte Gras unter den Schatten eines Baums: andere bleiben, ob gleich gekleidet, ganze Nächte da liegen: sie essen im Uebermaass die noch nicht reifen Früchte, und trinken erhitzt den jungen Cider Stromweise herunter, und wollen sich nicht bedeuten lassen, dass daher ihre Coliken und Durchfälle, womit sie geplagt werden, entstanden sind. Die Faulheit dieser Menschen ist auch an vielem Elend schuld. — In Virginien scheeret man nur oft die Schaafe, um sie abzukühlen, und pflanzet Maulbeerbäume des Schattens wegen. —

u) Richard a. a. O.

x) Allg. H. d. R. 16. B. S. 560

Dritter

Dritter Abschnitt.

Von denen Ländern, die zwischen dem 35sten und 45sten Grad südlicher Breite liegen.

Von Chili.

Der erste Blick auf die Erdkugel zeigt an, dass wir unter dieser südlichen Breite vom 35sten bis zum 45sten Grad wenig mehr als Chili zu betrachten haben. — Die Landeseinwohner nennen dies Land Creadice y), d. i. das schöpferische, weil es, wie sie behaupten, Gold erzeuge, und an Fruchtbarkeit alle Länder des Erdbodens übertreffe. — Nur alle zehn Meilen findet man etwas bebautes Land, und dennoch giebt diese Gegend so viel Korn, dass 60000 Menschen, ein Jahr lang, davon ihren Unterhalt ziehen könnten. Das Land ist viel niedriger, als das benachbarte Peru; hat nur nach der Nordwestseite Berge; hin und wieder Thäler; grosse ausgestreckte Ebenen und Waldungen. Obstfrüchte gedeihen hier gut, man hat kleine Wälder von Pfirsichbäumen; an grossen Flüssen ist Mangel; selbst kleine trocknen im Sommer aus; in einer Gegend giebt es auf 40 Meilen nur einen Fluss, der nur von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang fliesst, und daher der Heuchler heisst. Regen fällt in den acht Sommermonaten fast gar nicht; viele Länder sind daher unbewohnt; in den Wintermonaten allein regnet

es

y) Frezier, m. s. A. H. d. R. 15. B. S. 315.

es nur. An Volkanen ist in diesem Lande kein Mangel: man zählt deren achte. Das Wetter ist, das Jahr durch, ziemlich regelmäſsig, und fast immer anmuthig; von Schnee, Gewitter, Hagel und Orkanen weiſs man hier nichts. Die Hitze ist gemäſsiget, und die Kälte nie groſs. Dennoch hat man dies Land für sehr kalt ausgeschrien, und ihm daher den Namen Chili, welches kalt bedeutet, gegeben. Nicht aber gilt das von Chili, was von den Bergen gilt, die dieses Land von Peru scheiden, auf welchen schon Menschen und Vieh für Kälte umgekommen sind. Vielmehr hat Chili das anmuthigste, gemäſsigste und zugleich das gesundeste Clima von der Welt, wo man von ansteckenden Seuchen, selbst von Tertian- und Quartanfiebern nichts weiſs [z]).

Auch Vidaur [a]) bestätiget dies. Der Mensch genieſset hier, wenn man einige hitzige Fieber mit Raserey ausnimmt, fast ununterbrochen eine vollkommene Gesundheit. Weder von Schlagflüssen, noch von Gicht hört man hier etwas: man weiſs hier nichts vom Tollwerden der Hunde, auch die in andern Gegenden Amerika's so häufigen giftigen Thiere sind nicht hier: man siehet keine Lahmen, hinkenden, krüppelichten Menschen. Wer mit kaltem Fieber geplagt ist, wird hier, ohne Arzeney, seine Gesundheit wieder erhalten.

Die Landeseinwohner, als z. B. die Arauker, sind baumstarke Leute; werden sehr alt, und nur selten grau; kahlköpfige findet man unter ihnen fast

z) Molina, m. s. die Allgemeine Lirteratur-Zeitung v. J. 1787. Febr.

a) Vidaurs Geschichte des Königreichs Chili, im 4ten Bande der neuen Samml. d. Reisebeschr. Hamb. 1782.

faſt gar nicht; ſie behalten immer gute Zähne, und gutes Geſicht. Ihre Speiſe beſtehet in gekochten Hülſenfrüchten und Erdäpfeln, anſtatt Brod: — Fleiſch eſſen ſie ſelten. Jagd und Krieg iſt auch bey ihnen das Hauptgeſchäfte, und durch Baden härten ſie ſich und ihre Kinder täglich ab. Ihr Salz erhalten ſie von einer gewiſſen Pflanze, die Salzkraut heiſset, auf deſſen Blättern es ſich wie runde, den Perlen ähnliche Cruſten anſetzt, und wovon es abgeſchüttelt wird. — Sie lieben den Trunk. — Prieſter ſind auch bey ihnen Aerzte; werden ſie zu einem Kranken gerufen, ſo ſchneiden ſie das Herz aus einem Schaaf, mit deſſen Blute ſie den Patienten beſprengen. Dann machen ſie noch die abſcheulichſten Geberden, als wollten ſie dem Kranken die Bruſt aufſchneiden, indeſs die Weiber ein ſchreckliches Lermen machen. — Anſtätt des Thees trinkt man hier das Kraut Paraguai. —

Von den nach Morgen gelegenen Patagoniern werde ich noch einiges unten vorbringen.

Von Neuſeeland.

Neuſeeland gewähret uns wenig befriedigendes. — Das Land ſcheint wüſte und unbewohnt zu ſeyn, und nur an den Ufern findet man Einwohner, die den Namen von Barbaren verdienen, weil ſie ihre gefangenen Feinde freſſen. Dieſem Lande lachelt auch der Himmel nicht ſo freundlich als Chili zu. — Denn es iſt hier nicht allein kälter, ſondern auch unfruchtbarer, als in jenem

Lande: wenige Pflanzen und nur eine Fichtenart ſind merkwürdig.

Die Einwohner ſind im höchſten Grade unflätig; lieben über alles Fettigkeiten, als geſchmolzenes Fett, Thran, den Docht aus der Lampe [b]). Der Körperbau iſt feſt; ſie erreichen, wie es ſcheint, ein hohes Alter; ihre Zähne bleiben allezeit weiſs; Salz wird nicht gebraucht; aus den Blättern der Schwerdlilie machen ſie ein Oberkleid, welches ihnen, wenn ſie niederhucken, das Anſehen eines kleinen Heuſchobers giebt, und das ſie gegen den Regen gut ſchützt. Im Geſichte ſo wohl, als an andern Theilen des Körpers haben ſie ſich allerhand Zeichen und Figuren, welches ihnen ein häſsliches Anſehen giebt, geätzt. Blattern ſind ihnen unbekannt: und auch, wie Marion [c]) ſagt, die Venusſeuche. Der berühmte Cook [d]) aber, der ſpäter ſie beſucht hat, fand ſie damit angeſteckt: er führt auch an, daſs ſie gegen dieſe Krankheit Dunſtbäder gebrauchten. Forſter [e]) beſchuldiget weder Bougainville, noch Capit. Wallis damit, daſs ſie dieſe Krankheit hierhin gebracht hätten. Marion [f]) aber geſtehet, daſs unter ſeinen Leuten einige Veneriſche geweſen, welche die Krankheiten den Leuten mitgetheilet hätten. Gewiſs iſt, daſs im Jahr 1773. dies Uebel hier ziemlich gemein war. — Forſter. —

b) Götting. hiſt. Magaz. 1. B. 2. St.

c) Nouveau Voyage à la Mer du Sud. Par. 1783. p. 137.

d) Deſſen dritte Reiſe.

e) Bemerkungen auf ſeiner Reiſe.

f) L. c.

Zweyte

Zweyte Abtheilung.

Von denen Ländern, die ſich von den Wendekreiſen bis zum 35ſten Grad ſowohl nördlicher als ſüdlicher Breite erſtrecken.

Zweyte Abtheilung.

Von denen Ländern, die ſich von den Wendekreiſen bis zum 35ſten Grad ſo wohl nördlicher als ſüdlicher Breite erſtrecken.

Hier kommen folgende Länder zu betrachten vor. — In Nordamerika Californien; ein Theil von Mexico; der niedrige Theil von Louiſiana und Südcarolina. — Die Barbarey und Egypten in Afrika. — In Aſien Paläſtina; das ſteinigte und wüſte Arabien; ein Theil von Perſien; Indoſtan; Tibet; Boutan; ein Theil von China. — In Südamerika Paraguay, und endlich noch in Afrika das Cap der guten Hoffnung; das Land der Hottentotten, und das Caffer-Land. —

Erster Abschnitt.

Auf der Nordseite gelegene Länder.

Von Californien.

Oben S. 199. ff. wo von Neualbion und Neuspanien gesprochen wurde, hätte dies damit angrenzende Land zugleich mit abgehandelt werden können; da aber Californien dem Wendecirkel näher, als jene Länder lieget, so konnte es ohne Verletzung der angenommenen Ordnung nicht geschehen. Man kann indess das hier Gesagte als eine Fortsetzung von jenem ansehen. — Diese Halbinsel g) hat einen dürren, felsigten, steinigten, gröſstentheils mit Dornen bewachsenen Boden; die gute Erde ist hier so selten, daſs man nicht anders, als mit Zusammentragung derselben, einen Garten zu Stande bringen kann. Korn würde also an den wenigsten Orten fortkommen, und Gras siehet man nur an wenigen niedrigen Stellen, in der Nachbarschaft der Bäche, deren es hier nur wenige giebt, aber Flüsse hat man fast gar nicht einen. Eben so wenig hat man hier Gebüsche und Wälder. — Die Winde sind oft stark, gemeiniglich kommen sie aus Nord-Ost. — In 17 Jahren hatte

g) Nachrichten von der Amerikanischen Halbinsel Californien. Mannheim 1772.

hatte man hier keinen Oſtwind gehabt. — Man ſiehet hieraus, warum die Wintermonate ziemlieh kalt ſind, und ob gleich Californien dem Wendecirkel nahe iſt, ſo friert und ſchneiet es doch wohl im Winter. — Mit Wolken iſt der Himmel ſelten bedeckt: — es iſt allezeit heitere und trockene Luft: Regen fällt äuſserſt ſelten: man hat Oerter, wo in ſechs Jahren kein Regen gefallen iſt. —

Im Sommer, da es ſehr heiſs iſt, trocknet daher alles leicht aus, und einige Bäche verſiegen ganz: — die im Frühjahr mit einem grünen Laub gezierten wenigen Gewächſe werden bald dürre: — die grünen Zufluchtsörter der Thiere werden welk, und alles gewinnet ein trauriges Anſehen. — Da aber die Luft ſo rein und trocken iſt; ſo faulet darin nicht leicht Fleiſch: vielmehr trocknen die Californier daſſelbe an der Sonne, nachdem ſie es vorher in lange Streifen geſchnitten, und ſo aufgehängt haben: es verlieret dadurch aber allen Saft und Kraft. Der Geſundheit, ſo viel man bemerken kann, iſt auch dieſe Luft zuträglich. — Da die Mittagshitze durch Seewinde abgekühlt wird, ſo wird es hier dadurch erträglich gemacht. — Ueberhaupt klagen die Californier nicht leicht über die Hitze, wohl aber im Winter und des Nachts über Kälte, welches aber bey ihrer Blöſse nicht zu bewundern iſt. — Denn es fehlt ihnen faſt ganz an Kleidung und Wohnung, welche ſie gemeiniglich nur unter dem freyen Himmel nehmen. Einige Höhlen ſind, im Nothfall, ihre einzigen Zufluchtsörter. — Im Sommer iſt hier nichts drückender, als Waſſermangel, und ein Reiſender iſt oft genöthiget, viele Meilen Weges ſein Waſſer mit ſich zu führen. — Aber bey

einem solchen undankbaren Boden und Wassermangel ist auch der Lebensunterhalt schwer: — er bestehet bey den Californiern in einigen wenigen Wurzeln; in einigen Thierarten, und selbst Ratzen und Mäuse dienen ihnen zur Speise. — Sobald sie demnach eine Gegend leer gegessen haben, ziehen sie weiter. — Oft treffen sie noch ödere Gegenden an, als sie verlassen haben: — dann entsteht Hungersnoth, und es sterben daher viele aus Mangel. Jährlich nimmt ihre Anzahl ab: von 40000 sind sie auf 12000 eingeschmolzen. — Hunger können sie lange ertragen, aber er treibt sie auch wohl an, Schuhsolen zu verschlucken; und wenn sie auf eine Beute treffen, so sind sie unersättlich. Man sahe eine Californische Familie 12 Ziegen in wenig Tagen verzehren. Einige sechzig Personen, jung und alt, frassen in einem Tage drey Stiere: — ein anderer frass sechs Pfund Zucker auf einmal. — Zu einer andern Zeit gehen sie auch mit dem Fleisch sehr sparsam um: man hat einige gesehen, die ein Stück Fleisch an eine Schnur gebunden hatten, und zu zwölf und mehrerenmalen herunterschluckten, jedesmal aber wieder aus dem Magen herauszogen. —

Es giebt in Californien ein stachelichtes Gewächs, welches Pitahajas heisset. Es ist eine kugelrunde Frucht, von der Grösse eines Hühnereyes; hat auswendig eine grüne, dicke und zähe Schale, die mit scharfen, spitzigen, harten, aber kleinen Dornen bewachsen ist, inwendig aber hat sie ein blutrothes, oder schneeweisses Fleisch. In dieser Frucht befinden sich kleine runde Körner. So bald diese Frucht zur Reife kömmt, gehet der Californier gleichsam auf die Mast, und geniesset

nichts

nichts anders, als diese. Er wird auch alsdenn ordentlich fett, und mästet sich recht. Damit aber auch von dieser edlen Frucht nichts umkomme; so sucht er aus den Excrementen die nicht verdaueten, aber aufgeschwollenen Körner wieder heraus, und geniesset sie noch einmal. Unglücklich ist hier jeder, der nicht selbst für seinen Vorrath sorgen und sammlen kann; weil, die Zeit der Pitahajas ausgenommen, der ganze Tag erfordert wird, um seinen eignen Bedürfnissen ein Genüge zu leisten. Mütter können daher oft nicht Nahrung genug für ihre Kinder bekommen, und es kommen daher viele um. Begert, aus dem ich diese Nachrichten entliehen habe, kannte bey seiner Abreise eine Frau, die schon sieben Kinder begraben hatte, und mit dem achten schwanger gieng. — Da er auch dessen Tod voraussahe, so empfahl er ihr nur, es nicht zu frühe zu beerdigen. Denn leider! stecken sie den entseelten Körper sogleich in die Gruft, so bald sie den letzten Athemzug bemerkt haben. — Ein Missionarius rettete einst ein solches unglückliches Geschöpfe von der Gefahr, lebendig begraben zu werden, und stellte es mit Chocolade wieder her. Doch werden in diesem unfruchtbaren Lande auch wenig Kinder gebohren, und viele Ehen sind ganz unfruchtbar. Nur so lange, bis dass die Kinder Mäuse und Schlangen fangen können, wird für sie gesorgt; nachher sind sie ihrem eignen Schicksale überlassen. —

Die Entbindung geschiehet ohne allen Beystand auf freyem Felde; die Erde oder das Gehäuse einer Schildkröte ist das Bette des Kindes. — Da man sich also der Kinder so schlecht annimmt;

ſo müſſen viele umkommen; freylich aber ſind die wenigen, die die Gefahren und das Ungemach überſtehen, alsdenn geſund und von harter Natur. — Vom Krankſeyn wiſſen dieſe eigentlich nichts; man hat nicht einmal einen beſondern Namen für das Wort Krankheit: ſie drücken es dadurch aus, daſs ſie ſagen: er liegt auf der Erde. — Fragt man einen Kranken, was ihm fehle, ſo ſagt er immer, die Bruſt thue ihm weh. Indeſs nehmen die Blattern, welche hier 1763 hin kamen, die Auszehrung und die Venusſeuche viele weg. — Appetit bleibt ihnen aber noch gemeiniglich bey jeder Unpäſslichkeit übrig, und iſt dieſer erſt weg, ſo ſind ſie vom Tode überzeugt. — In allen Leiden und Schmerzen ſind ſie geduldig, und laſſen keinen Seufzer hören. — Faulheit iſt auch der Californier groſser Fehler: — will man ſie zur Arbeit anhalten, ſo ſtellen ſie ſich oft krank. — Aber die Simulation iſt alsdenn lächerlich. Einer von ihnen, der nicht wuſste, wie er es anfangen ſollte, ſteckte, wie ein ſterbendes Thier, die Zunge weit aus dem Halſe, und leckte den Mund. Die meiſten Krankheiten halten ſie für Zaubereyen, und gebrauchen daher auch abergläubiſche Mittel. Das gewöhnlichſte Mittel beſtehet darin, daſs man den ſchmerzhaften Theil mit einem ſtarken Riemen ſo feſt, als möglich, zuſchnüret. Im Nothfalle wird auch wohl eine Aderlaſs vorgenommen. Ihre Charletans haben ferner Röhren, die ſie auf den ſchmerzhaften Theil ſetzen, und durch deren Hülfe ſie entweder mit aller Gewalt darauf blaſen, oder die Luft an ſich ſaugen. — Man verſichert auch, daſs ſie den Kranken mit Blut beſprengten, das aus einem zerſchnittenen Finger flieſst. Doch man gebraucht hier dieſe Hülfe ſelten: — ſie ſind meiſt

meist immer gesund, sehr wohl gewachsen, schlank, nicht dickbäuchigt, so gelenkig, daſs sie mit den Fuſszehen einen Stein werfen und aufheben können; sie können das Laufen sehr lange aushalten. Begert lieſs einstmals einen Knaben neben seinem Pferde den ganzen Tag her laufen: — als das Pferd stark fortschritte, sagte der Knabe: dein Pferd wird müde werden. — Auch haben die Californier alle sehr gute Zähne; sie sind aber sehr säuisch und waschen sich mit ihrem Urin, — trinken auch oft ganz unreines Wasser. —

Von Neumexiko, Westflorida u. s. w.

Es ist eine allgemeine Bemerkung in Amerika, daſs die westlichen Länder sehr hoch sind, immer aber niedriger werden, je weiter man nach Osten kömmt. Dies gilt auch von denjenigen Ländern, die hier weiter zu betrachten vorkommen. Denn je mehr man von den hohen Gebürgen in Neumexiko nach der Gegend von Neuorleans, oder nach dem Ausfluſs des Missisippi sich begiebt, je niedriger findet man das Land. Daher stehen viele Gegenden, in der Nachbarschaft des Stroms, unter Wasser, und können nur an den hervorragenden, mit Schilf bewachsenen Stellen erkannt werden: einige sind bey der Ebbezeit trocken; aber zur Fluthzeit geht das Wasser an die 15 Meilen weit landwärts von der Mündung. — Ueberhaupt sind die Küsten des mexikanischen Meerbusens alle sehr flach, und werden leicht überschwemmt. Waldungen giebt es ferner in diesem

Theile von Louiſiana, wie überall in Amerika, in groſser Menge. — Die Hitze iſt in dieſer Gegend, beſonders in Neuorleans, von dem Bemerkungen vorhanden ſind [b]), des Sommers über, ſehr groſs, und weit heftiger noch als in Havanna und in andern der Linie näher liegenden Gegenden: aber im Winter kann es auch ziemlich hart frieren, und dann fällt gleichfalls Schnee; aber es wechſelt zu dieſer Zeit Froſt und Hitze bald mit einander ab. — Eine noch gröſsere Abwechſelung findet man aber an den Winden, die dieſes beſonders Merkwürdige an ſich haben, daſs derſelbige Wind, als z. B. der Nordoſt, der im Winter ſtrenge Kälte hervorbringt, auch im Sommer die gröſste Hitze erzeugt. Von dem letztern liegt der Grund darin, daſs er über unermeſsliche groſse Ebenen, die wir *oben* betrachtet haben, über dichte Wälder und groſse Moräſte wehet, welche bey der Feuchtigkeit und brennenden Hitze der Sonnenſtrahlen heiſse Dünſte ausduften. Ferner wird die Hitze zu Neuorleans noch dadurch vermehrt, weil man oft eine ganze Windſtille bemerkt, und die feinen Lüftchen von den Wäldern aufgehalten werden. Damit man aber eine kleine Vergleichung zwiſchen der Hitze des Sommers und der Kälte des Winters anſtellen könne, ſo will ich aus der Tabelle, die Ulloa mitgetheilt hat, einige Data ausheben. Im Jahr 1767 den 14ten Auguſt ſtand das Fahrenheitiſche Thermometer auf 104 Grad; Tages zuvor ſo gar auf 107 Grad. — Im Jahr 1768 ſtand aber das Queckſilber in einem verſchloſſenen Zimmer 2 ½ Grad unter dem Reaumürſchen Gefrierpunkt, und in

b) Ulloa phyſikaliſche und hiſtoriſche Nachrichten vom ſüdlichen und nordöſtlichen Amerika.

in der offenen Luft ſo gar $7\frac{1}{2}$ Grad darunter; es fror auch der Miſſiſippi meiſt zu. — Bey dieſer Kälte bleibt es aber ſelten lange, ſondern man hat Beyſpiele, daſs in kurzer Zeit von drey bis vier Tagen, die entgegengeſetzte Witterung der kalten und warmen Länder, nemlich ſtarker Froſt und empfindliche Hitze auf einander folgten. Dieſe Abwechſelungen von Kälte und Wärme, ſetzt Ulloa hinzu, ſind in dieſem Lande ſehr gewöhnlich, ob ſie gleich nicht allezeit ſo ſtark ſind. Oft kündigen im December, wenn der Froſt nachgelaſſen hat, die Bäume ſchon den Frühling an, und man ſahe 1768 um dieſe Zeit ſchon Orangebäume mit Laub und Blüthen gezieret. — Zu bewundern iſt es demnach nicht, daſs dieſer Landſtrich nicht zu den geſunden gehöre: man wird von dem Einfluſſe dieſes Clima's auf die Geſundheit eine umſtändliche Nachricht aus dem Chalmer unten mitgetheilt finden: es verdient nur erſt angemerkt zu werden, daſs der Sonnenſtich allhier eine der gewöhnlichſten Krankheiten ſey. —

Weſtflorida.

Die Krankheiten ſind, wie auf den weſtindiſchen Inſeln. — Mobile iſt beſonders ungeſund, und es herrſchen hier vom Julius bis September Wechſelfieber, in denen gleich nach dem erſten Nachlaſs die Rinde gegeben werden muſs [i]). — Penſacola hat einen von dem vorigen ganz verſchie-

i) Lind a. a. O. S. 37.

schiedenen Boden: denn er ist sehr sandigt, und ganz ausgedörret; hier ist grosser Mangel an Früchten. Daher hat sich dieser Ort vorzüglich im Jahr 1765 den Engländern sehr nachtheilig gezeigt: denn es starben viele am Scharbock, und noch mehrere an einem dem Siamischen ähnlichen Fieber. Doch soll Pensacola jetzt gesunder zu werden anfangen [k]). Wem daran gelegen ist, von den Sitten der alten tapfern Floridaner, und von ihrer Manier, die Köpfe spitzig zu formen, etwas zu wissen, der schlage das unten angeführte Buch nach [l]). — Wichtiger wird man aber vielleicht die Entdeckung von Florida selbst, an diesem Orte, halten, die Bossü [m]) erzählt. — Die armen Indianer in Cuba wurden bekanntermassen überall von den golddürstigen Spaniern gequält, Goldminen zu zeigen. — Auch dies traf die auf der Insel Cuba. — Um sich Luft zu machen, erzählten die Indianer den Spaniern: es gäbe nordwärts hin eine Insel, Bimini genannt, auf der ein Strom befindlich sey, der demjenigen, so daraus tränke, oder der sich darin bade, wo nicht Unsterblichkeit, doch völlige Gesundheit und dem Alter verjüngte Kräfte verleihe. Dies reitzte Jean Ponce de Leon an, neue Entdeckungen zu machen: er schiffte sich ein, und durchkreutzte das Meer. — Man sagt: er solle die Insel würklich gefunden haben; wenigstens in Spanien verfehlte er nicht, davon viel Rühmens zu machen. — Gleich war in Madrid alles in Bewegung. Ein jeder wollte den Strom und das Wasser des Lebens, den wah-

k) Lind a. a. O.

l) Allgem. H. d. R. 15. B. S. 468.

m) A. a. O. 2. Theil. S. 182.

wahren Stein der Weiſen, ſehen, fühlen und trinken. Eine Schiffsladung voll alter caſtilianiſcher Weiber, viele Mönche und durch die Venusſeuche ausgemergelte Körper verfügten ſich dahin. — Man ſuchte die Inſel Bimini, die Leon nicht deutlich beſchrieben hatte. Man landete bald an dieſer, bald an jener Inſel; jedes Waſſer wurde unterſucht; in jedem Fluſs gebadet; jedes Seewaſſer probirt, und man trank ſo gar Sumpfwaſſer. — Darüber litten aber dieſe Leute elendiglich, und waren ſie nicht ausgezehrt, ſo wurden ſie es jetzt, und nachdem ſie eher veraltert als verjüngt in Madrid wieder anlandeten, hatten ſie noch Spott obendrein auszuſtehen. — Gleichwohl aber hatte dieſes Nachſuchen die Entdeckung von Florida zur Folge, und würklich entſchuldigte auch das hohe Alter, welches die wilden Floridaner ehemals erreicht haben ſollen, indem einige an die 230 Jahre alt wurden, die Ausſage der Cubaner Wilden. — Jetzt iſt es freylich nicht mehr ſo, ſondern zur Zeit des Reiſsbaues giebt es hier ſchlimme Fieber [n]), und die Venusſeuche [o]) iſt ſehr ausgebreitet.

n) Lind a. a. O.

o) Cartheuſer a. a. O.

Von Georgien und Südcarolina.

Georgien und Südcarolina ſind beſonders niedrige Länder, haben viele Flüſſe, die oft aus ihren Ufern treten, und in 12 Stunden 18 bis 20 Fuſs hoch aufſchwellen, da ſie denn vielerley Schaden anrichten, aber auch einen fruchtbaren Schlamm abſetzen. Der Boden wird dadurch ſo locker, daſs man ein Rohr 20 Fuſs tief in die Erde ſtecken kann. Ein ſolches Land iſt demnach zum Reiſsbau ſehr geſchickt, wozu es durch künſtliche Bewäſſerung noch mehr bereitet wird. Es giebt ferner in dieſem Lande viele ſchiffbare Seen. — Da zur Fluthzeit die Waſſer austreten, ſo laſſen ſie allerhand thieriſche Subſtanzen, beſonders Schellfiſche, in groſser Menge liegen; dieſe faulen und verbreiten einen unerträglichen Geſtank. — Die Sonnenhitze holt denn auch noch aus den Moräſten eine Menge Dünſte hervor, wodurch die Luft nicht allein höchſt unrein, ſondern auch übermäſſig feucht werden muſs. Dies hat ſtarke Regengüſſe, häufige Nebel und Thau, die durch die Kleider dringen, zum Gefolge. Es giebt hier aber auch ſandigte Gegenden, die fruchtbar ſind. Auch ſind die Waldungen hier unermeſslich viel und groſs, und ob gleich die Engländer bereits eine groſse Anzahl davon ausgerottet haben, ſo iſt dieſes doch kaum der 20ſte Theil. Dieſer Urſache wegen ſind die Winde und Stürme, ob ſie gleich oft in den Wäldern groſsen Schaden anrichten, und viele tauſend Bäume nieder reiſsen, ſelten und auf den Ebenen ſchwach, weil ſie von dem dicken Gehölze aufgehalten werden und nicht durch-

durchdringen können. Der berühmte Chalmer *p*), dem wir für die wichtigen Nachrichten, die er uns aus dieſem Welttheile mitgetheilet hat, ſehr verbunden ſeyn müſſen, beklagt ſich, Seite 10, über die Abnahme der Orkane ſehr, und wenn ſie auch noch ſo heftig ſind, wie der im September 1752, welcher zehn Stunden anhielt, ſo legen ſie doch keinen langen Weg zurück, und ſchreiten keine 100 engliſche Meilen fort, woran die geſchloſſenen Waldungen allein ſchuld ſind. Zu dieſem Windmangel füge man die Millionen von Inſekten, welche an den Sümpfen, Moräſten und Waldungen ausgebrütet werden, und wieder ſterben; die ſtockende und unbewegte Luft, und endlich die groſse Hitze, ſo muſs dadurch die ganze Atmoſphäre verunreiniget und zur Fäulniſs geſchickt gemacht werden. Wie können alſo noch Menſchen in dieſem Clima leben und geſund ſeyn? Chalmer leitet die Möglichkeit dazu von der in der Luft vorhandenen Säure her, die ſich durch das geſchwinde Roſten der Metalle zu erkennen giebt; uud welche ſich aus der See und den Pflanzen, in groſser Menge, entbindet. Ueberhaupt iſt auch nicht die ganze Gegend von gleicher Beſchaffenheit: es haben die mehr nach Weſten gelegenen Oerter eine reinere Luft: auch Charltown, das am Meere und in einer Plaine liegt, genieſst Vorzüge: aber ſeine niedrige Lage ſetzt es zuweilen der Gefahr einer Ueberſchwemmung blos, wie man denn 1753 mit Erſtaunen ſahe, daſs das Waſſer, binnen 10 Minuten, 6 Fuſs hoch in der Stadt ſtieg:

p) Lionel Chalmers Nachrichten über die Witterung und Krankheiten in Südcarolina, I. B. Stendal 1788.

ſtieg: ferner ſo hat dieſe Stadt keine andern Brunnen, als die mit Salz geſchwängert ſind, daher auch Fremde davon leicht in einen Durchfall gerathen. Sonſt hat die Stadt breite Straſsen, und der Wind könnte leicht durchſtreichen, wenn nicht die Luft oft ſo ſtille wäre, daſs ein Licht auf einem Balkon die ganze Nacht mit gerader Flamme brennte.

Das Barometer leidet in dieſer Gegend wenig Veränderung: nicht über 1° 22 Linien. — Gröſſern Abwechſelungen iſt dagegen das Thermometer ausgeſetzt. Der gröſste Unterſchied der Kälte des Winters und der Hitze des Sommers beträgt gewiſs 100 Grad q). Gemeiniglich iſt der niedrigſte Stand im Winter 18 Grad: im Sommer der höchſte im Schatten 101 Grad. In der offenen Sonne würde es noch um 30 Grade ſteigen, und dennoch arbeiten die meiſten Menſchen in einer ſolchen Hitze. — In Chalmers Küche ſtand das Queckſilber auf 115 Gr.: — der Koch, ein Neger, muſste oben drein ſein Geſchäfte am Feuer verrichten, wo die Hitze noch gröſser war. Oft hält eine ſolche Hitze viele Tage nach einander an: im Jahre 1752 war ſie 20 Tage lang alſo. — In einigen Monaten iſt gemeiniglich die Luft heiter, trocken und rein, und es können die Dünſte, die von der Hitze zu ſehr in die Höhe gehoben ſind, oder die nach der Lehre des de Lücks r), durch Feuertheile in ein luftartiges Weſen verwandelt worden ſind, ſich nicht von den Feuertheilen trennen; mithin nicht in grobe Dünſte verwandelt wer-

q) A. a. O. S. 43.

r) de Lücks Meteorologie.

werden, und herunter fallen, Dies ist gemeiniglich die gesundeste Jahreszeit, obgleich kleine Kinder und sehr alte Leute dabey etwas auszustehen haben. Am gefahrlichsten ist sie aber für die, die in der Wassersucht weit gekommen sind: auch tragen sich alsdenn Schlagflüsse, und unzeitige Geburten oft zu; der Kindbetterinnen Reinigung verstopft sich entweder oder wird zu stark; die den weissen Fluss haben, leiden auch davon, und bey Fetten ist die Gefahr in jedem Fieber gross. Der schlimmste und häufigste Zufall ist der Sonnenstich. Die Sonne erscheint alsdenn oft, wie eine rothglühende Metallkugel; auf den Strassen wird das Athemholen schwer; es ist als holte man die Luft aus einer Schmiedeesse: es weicht des Nachts, da das Thermometer auf 88 Gr. stund, der Schlaf; man zerfliesst, bey offenen Thüren und Fenstern, in Schweiss; daher liegen viele des Nachts auf den Strassen. Ein Mann, der ausser der Stadt gearbeitet hatte, starb plötzlich; sein Körper wurde über und über missfarbigt; die Adern waren ungemein ausgedehnt, und er war heiss anzufühlen, und so blieb er auch mit Anschein der Vollblütigkeit, so lange man ihn nicht begraben hatte. Man sahe bey einer corpulenten Frau die Fäulung in fünf Stunden folgen, und der Körper dehnte sich so sehr aus, dass er den Sarg zersprengte. Um solchen Folgen vorzubeugen, legte man nachher die Leichen in Betttücher, die mit Theer beschmiert waren, und band Stricke um den Sarg. So bald die Hitze im April und May zunimmt, und zu einer Höhe von 80 Graden steigt, wird der Puls weich, gross und schnell; das Blut verdünnet sich, dehnet sich aus; der Blutklumpen nimmt ab; das Serum hat eine bleiche, hochgelbe Farbe;

das

das Verhältnifs deffelben gegen den Cruor ift wie 2, auch wohl wie 3 zu 1. Die feften Theile werden fchwach. — Es find aber der Krankheiten bey der trocknen heifsen Luft wenig, und ein gutes Verhalten verhütet fie noch mehr: ja dies Wetter bringt diefem Lande die edelften und herrlichften Früchte, und an geniefsbaren Thieren, die viel Futter haben, ift auch kein Mangel: ein jeder kann, wenn er gefund ift, und will, feinen Unterhalt leicht erwerben. Wie fchon gefagt, hat man hier felten Stürme, die fich weit ausbreiten. — Der Orkan von 1752 war wohl derjenige, der fich am weiteften erftreckt hat, und er ift würklich wohlthätig gewefen; denn feitdem ift das Land gefunder und das Sterben geringer geworden. Die Winter find von keiner grofsen Bedeutung: Schnee bleibt felten über 24 Stunden liegen, und das Eis wird faft nie fo ftark, dafs es einen Mann trüge. — Die mit diefer geringen Kälte verbundene Feuchtigkeit ift aber den meiften hiefigen Einwohnern am befchwerlichften zu ertragen, und fie klagen über deren Gefühl mehr als das Thermometer bey ihnen anzeigen würde; fie haben auch oft im Bette kalte Füfse. Als im Jänner 1753 das Therm. auf 18 Gr. ftand, fand Chalmer die Wärme feines Körpers, unter dem Arme 97 Gr.; als er dies zu einer andern Zeit wieder verfuchte, da das Queckfilber auf 101 Grad ftand, und ein Stück Ochfenfleifch, das er auf eine Canone gelegt hatte, in 20 Minuten völlig ausgetrocknet war, ftand das Thermometer, unter feinem Arme, nur auf 95 Grad. Allein die meifte Zeit des Jahres über, jene trocknen Monate abgerechnet, ift die Luft hier feucht; fie ift entweder voller Nebel, oder es fällt Regen. Gemeiniglich find

des

des Morgens dicke Nebel, weil die Wärme der Nacht um 20 Grade abzunehmen pflegt. Siehet man aus dem zweyten Stockwerk eines Haufes, fo fiehet man nur die Spitzen der Bäume, den Grund aber nicht, weil fie in einem See zu ftehen fcheinen. Im Sommer giebts häufige Gewitter, und die Regengüffe find nützlich. —

Hitze und Feuchtigkeit, welche gegen Ende des Sommers mit einander verbunden find, bringen in allen Welttheilen, alfo auch hier, die gefährlichften Krankheiten hervor. Es entftehen davon hier fchleichende Nerven- und Faulfieber, womit Schwache, und folche, die viele wäfferichte Früchte genoffen haben, am meiften befallen werden. Diefe Fieber, wenn fie ordentlich behandelt werden, werden allmählig remittirend, endlich doppelte dreytägige oder eintägige Fieber. Auch herrfchen hier halbdreytägige Fieber mit Schlaffucht; in diefen hat der Urin gemeiniglich einen öligten Schaum, und das Glas ift voller Sediment, oben bleich, grob wie Kleyen, unten purpurfarbigt. Ift der Leib dabey zugleich verftopft, fo ift, mit böfer Bedeutung, das Sediment weifs wie Kalk. — Es herrfchen ferner faule Gallenfieber, die nur wenig von dem peftilenzialifchen Siamfchen verfchieden find; Augen und Hals find gelb; die Kräfte verfchwinden bald; das Athemholen ift fchnell; der Leib fchwillt an; oft entfteht ein Durchfall, der fehr erfchöpfend ift, und Blutwaffer entführt. Das Blut fliefst oft aus Mund und Nafe, und ftinkt wie ein Aas [s]).

Auch

s) A. a. O. S. 159.

Auch Wechſelfieber befallen alsdenn diejenigen leicht, welche ſich entweder vom Land in die Stadt oder umgekehrt begeben; die ſich der Nachtluft exponiren; die viel Waſſer trinken oder viele kühlende Früchte eſſen. Dieſe Krankheiten herrſchen aber das eine Jahr mehr, wie das andere, und es iſt hier überhaupt die Mortalität, das eine Jahr durch das andere gerechnet, ſo ſehr groſs nicht: einer von ſieben und dreyſsig. — Daraus ſollte man denn ſchlieſsen, daſs bey einem vernünftigen und dem Clima angemeſſenen Betragen mancher alt werden könnte. Dennoch bringen es wenige über 60 Jahre, und die meiſten haben ein bleiches Ausſehen. So wie die Hitze an der frühern Entwickelung der Pflanzen arbeitet, ſo entwickelt ſie auch den Menſchen hier früher; die Mädchen haben ſchon im 12ten Jahre ihre Reinigung, und es zeigt ſich auch der Verſtand viel eher. Aber dies hat Schwäche zum Gefolge. — Die nächſte Würkung auf den thieriſchen Körper iſt davon vermehrte Reitzbarkeit und Empfindlichkeit der Nerven, wie auch Säure. — Die beyden erſten Stücke ſiehet man in vielen Fällen: Brechmittel z. B. einem Fieberpatienten zu geben, der bereits mit einem Brechen befallen iſt, iſt oft ſehr gefährlich. — Die Empfindlichkeit iſt über alle Maaſse groſs — leicht verfallen davon die Kinder in Krämpfe, in Kinnbackenkrampf und ſehr oft beklagen ſich die Patienten über Kälte, da ein Geſunder doch ſchwitzt, wenn er auch ruht. — Säure bemerkt man in den meiſten Krankheiten, nicht allein der Kinder, ſondern auch der erwachſenen Menſchen. Daher muſs man die Diät der Säuglinge darnach einrichten, daſs dieſe nicht zu ſehr überhand nehme, und ſo bald man ſie würklich ſchon bemerkt, muſs

man

man ihnen nicht allein Milchſpeiſen, ſondern ſo gar die Ammenmilch entziehen. Man giebt ihnen, nach Chalmer, Fleiſchſuppen mit Peterſilien und etwas ſchwarzem Pfeffer; auch Suppen aus Weiſsfiſchen: man kann ihnen auch, wenn ſie von der Hitze ſehr geſchwächt ſind, einige mit Waſſer verdünnte abgezogene Geiſter geben: — man entwöhnet ſie nicht eher, bis die meiſten Zähne heraus ſind, und, wo möglich, nicht vor dem October, weil alsdenn das Wetter kühle zu werden anfängt. Diarrheen, womit Blutwaſſer abzugehen pflegt, reiſsen die Kinder in kurzer Zeit weg; man muſs ſie behandeln, als wenn ſie an Blutflüſſen litten, und man muſs oft ſo gar die Gliedmaſsen unterbinden. Auch Würmer, worin ſich die Spigelia marilandica herrlich beweiſt, ſind hier gemein, und unter den Negern der Bandwurm.

Von Säure erzeugen ſich bey erwachſenen Perſonen hyſteriſche und hypochondriſche Zufälle, mit Schwindel; daher rühren auch die häufigen Coliken, die Cholera, die Eſſera, die Schwämmchen u. d. g. mehr, — ſo daſs man in den meiſten Krankheiten Säure dämpfende Mittel nicht entbehren kann. — Die Bittererde zeichnet ſich hier beſonders aus. — Die vegetabiliſchen Säuren richten daher, wegen der bereits vorhandenen Säure und wegen der Schwäche, oft Schaden an, ſo wie der Salpeter. Sie unterdrücken die hier ſo nothwendige Tranſpiration und den Schweiſs. Chalmer [*]) hat ein warnendes Beyſpiel davon angeführt. —

Wie groſs der Verluſt der auszudünſtenden Materie hier zu Lande ſey, wiſſen wir aus Dr.

 Lin-

*) A. a. O. S. 117.

Linnings Erfahrungen. Er verlor in einer Stunde auf seiner Stube, ob er gleichwohl nur eine offene Weste überm Hemde hatte, bey einem Quecksilberstand von 87 Grad, eilf und eine halbe Unze, und in 24 Stunden 132 Unzen, da die Hitze bis auf 90° gestiegen war. Bey einigen Menschen geschiehet der Schweiss eher und stärker als bey andern: es giebt welche, die erst im 85sten Grade der Hitze zu schwitzen anfangen. Immer bemerkt man in diesem heissen Clima eine schnelle Resorption der Feuchtigkeiten nach der Haut: ein wässerichter Punsch hat kaum den Magen erreicht, so fliesst er auch schon wieder, wie durch ein Sieb, aus der Haut weg. Bey reinem Wasser ist dies noch stärker zu bemerken. Es gehen, nach Chalmers und Hillarys Bemerkungen, so gar Urintheile mit dem Schweisse weg, welches der Geruch und die kleinen Salzkrystallen, die sich an den Hemden und Schuhsohlen ansetzen, beweisen; indess werden wir doch unten hören, dass Mosely an der Richtigkeit dieser Bemerkung zweifle. — Hieraus gehet aber gewiss die Nothwendigkeit der geistigen und aromatischen Sachen, nicht allein für Gesunde, sondern auch für Kranke, hervor. Denn das Herz und die Schlagadern würden, bey diesem grossen Verlust, nicht fähig seyn, das Blut fortzustossen. Weinartige und aromatische Sachen stärken aber den Körper, und halten etwas an, so dass die Verrichtungen ordentlicher gehen. In den Nervenfiebern sind hier alle reitzende, gewürzhafte Sachen unentbehrlich — als die Blasenpflaster; chemische Oele; flüchtige Geister; Kampher; Serpentaria u. d. gl. Man erlaubt selbst Fleischbrühen n). So bald diese Fieber aber anfan-

n) A. a. O. S. 146.

fangen nachzulassen; so werden die kräftigsten Mittel, als China, Serpentaria, Eichenrinde, selbst Alaun mit Zimmet oder einem andern destillirten Oele gegeben. In dem faulen Gallenfieber thun auch diese Sachen herrliche Dienste, und man vermischt sie so gar mit rothem Portwein: man giebt die China selbst bey einer schwarzen krustigen Zunge. Es ist dieses Verfahren der kühlenden Methode entgegen gesetzt. Das ist wahr, aber die Erfahrung vieler grossen Aerzte, als eines Chalmers, Rowleys und anderer stehen für die gewürzhafte Methode Bürge. Erst genannter eifert nicht wenig [x]) gegen die Aerzte, die überall die antiphlogistische Methode, ohne alle Einschränkung, anpreisen: er erlaubt seinen Patienten im hitzigen Fieber nicht, dass sie nackend liegen; dass man Fenster und Thüren offen halte; sie dem Winde exponire; er will auch nicht, dass sie sich lange auf den Stuhl setzen: denn sie werden so gar vom Aufsitzen ausser Bette oft ohnmächtig; endlich ziehet er es nicht in Zweifel, dass nicht viele Pockenpatienten durch die gar zu kühle Methode, wovon man doch auch in Teutschland zurück zu kehren anfängt [y]), umgekommen seyen. Gleichwohl muss man, nach dem Rath des Chalmers, in diesem Lande auf reine Luft, die man durch das Besprengen mit Weinessig, und durch vorsichtiges Oeffnen der Fenster erhält, immer sehen. Die Vitriolsäure ist auch dienlich, wenn selbst noch einige Spuren der Säure vorhanden sind. Sie stärkt und bändiget die zu sehr entwickelte Luft, welche die Gefässe und die Eingeweide oft zu sehr ausdehnen, und das Gleichgewicht zwischen den

x) A. a. O. S. 157.
y) Man sehe Thilenius.

flüſſigen und feſten Theilen haben. Alle ſchwächende Sachen, als Aderlaſs; Salpeter; Ausleerungen von anderer Art; Opium u. d. g. m. thun nur ſelten gute Würkung, und nur in heftigen Schmerzen oder Krämpfen darf man zum letztern ſeine Zuflucht nehmen. Reine inflammatoriſche Krankheiten ſind hier ſelten, und ſie ſind gemeiniglich von einem intermittirenden Fieber begleitet: man ſiehet daher ſelten eine inflammatoriſche Cruſte auf dem Blute, ausgenommen bey Schwangern, und dieſe ertragen das Aderlaſſen am beſten.

Mit Kleidung muſs man in Südcarolina ſehr vorſichtig ſeyn, weil ſich das Wetter oft ſchleunig ändert: man hat Beyſpiele, daſs es in 16 Stunden ſich um 46, und in 36 Stunden um 52 Grad geändert habe. Empfindlichen Patienten ſchadet dies ſehr, ſie klagen ſehr über Kälte, und man muſs ihnen durch warme Flaſchen zu Hülfe eilen. Jede unterdrückte Tranſpiration hat Müdigkeit, Kopfſchmerzen und geſchwinden Puls zur Folge: die gewürzhaften Speiſen, mit Mäſsigkeit gebraucht, bringen dieſe nöthige Ausleerung wieder in Ordnung. Wie nothwendig aber dieſe ſey, ſiehet man beym Sonnenſtich. Selten wird ein Menſch, der ſchwitzt, damit befallen, weil dadurch die Turgescenz gehoben wird. Erfolgt aber die Ausdehnung des Bluts zu ſchnell, ſo bekommt ein Menſch ein aufgetriebenes Anſehen, eine Tragheit, Schläfrigkeit, Neigung zum Brechen; der Kopf iſt eingenommen; er wankt; das Klopfen der Arterien iſt Hammerſchlägen gleich; es erfolgt hierauf ein Schlagfluſs oder die Empfindung, als wenn die Bruſt mit Riemen zugeſchnürt wäre; nun folgt tiefer Schlaf, mit ſchnellem Einathmen.

athmen. Obgleich alle Adern vom Blute ſtrotzen, ſo erfolgt doch kein Schweiſs; der Menſch ſcheint einen Rothlauf zu haben: — ſelten iſt unter ſolchen Umſtänden noch Hülfe: — iſt es noch nicht ſo weit damit gekommen; ſo bringt man ihn, in aufrechter Stellung, in Schatten; man läſst Blut; man beſprengt Kopf und Bruſt mit Weineſsig, darin Alaun und Bleyzucker aufgelöſet worden; noch beſſer wäre die Schmuckerſche Methode, kalte Umſchläge auf den Kopf zu machen; man giebt verdünnten Vitriolſpiritus; man erlaubt ihm nicht, zu ſchlafen, und ruft ihm oft zu. — Viele Menſchen werden in Carolina auch mit derjenigen Schwindſucht, die Herr Ritter Murray die ſchleimigte nennt, befallen: man könnte ſie die Schwindſucht von Carolina heiſsen [z]).

Dieſe Länder liefern folgende Arzeneymittel. Aus Carolina, Penſylvanien und Virginien kommen der Ginſeng, die Serpentaria, die Lobelia ſiphylitika, Storax liquida; und aus ſumpfigen Gegenden kommt Liquidambar. Endlich ſind hierher auch zu rechnen die Senegawurzel, der Saſſafras, und der Balſam von Canada [aa]).

z) Murray's med. pr. Bibliothek, 2. Band. S. 497.

aa) Schoepff. Mat. med. americana.

Von den Bahamas-, Bermudischen, Azorischen und Canarischen Inseln.

Die Bahamas-Inseln sind von gemäfsigter Wärme, und daher sehr gesund; nicht selten reisen Fremde, um die gesunde Luft zu geniefsen, dahin [a]).

Das nemliche behauptet auch Raynal [b]) von den Bermudischen Inseln, die an Fruchtbarkeit ihres gleichen kaum haben: man hat hier zwey Erndten, die eine im Julius, die andere im December; Donnerwetter giebts hier viel: die Luft ist sehr durchdringend und auflösend; Steine, Dachziegel, Metall und eiserne Kanonen werden, in kurzer Zeit, zerfressen [c]). Lind rühmt ihre gesunde Beschaffenheit auch. — Seit dem man aber die Cedernwälder wegzuhauen angefangen, nimmt die gesunde Beschaffenheit derselben etwas ab. — Richard.

Die Azorischen Inseln sind bergigt, und haben eine gemäfsigte Luft, doch ist selbige so durchdringend scharf, dafs sie, nach dem Varenius [d]), so gar eiserne Stangen zerfressen soll. Auf der Insel Michael giebt es heifse Bäder, welche im Podagra dienlich sind [e]).

Die

a) Brüce Nachricht von seinen Reisen. Leipzig 1784. S. 496.

b) Hist. philos. et pol. Tom. VII. p. 386. Genev. 1781.

c) Zöllner und Lange wöchentliche Unterhalt. v. J. 1785. auch Richard.

d) Thiery Erfahrungen, S. 119.

e) Masson im Hannöverschen Magazin v. J. 1780.

Die vornehmsten canarischen Inseln sind Madera, Palma und Teneriffa. Madera, welches, in Ansehung der Vulkane, mit Island überein kömmt f), hatte ehemals so viel Holz, dass es fast nur ein Wald zu seyn schien; es war hier auch unangenehm und kalt; die Portugiesen, die hier im Jahr 1431 zuerst landeten, steckten einen Theil davon an: — das Feuer griff um sich, und brannte einige Jahre fort; auch die Insekten, welche in grosser Menge vorhanden waren, wurden ein Raub der Flamme. Würklich soll das Clima dieser Insel seitdem besser und wärmer geworden seyn g): auch ist es, nach Ovingtons Bericht h), hier gesund. Zur Zeit der Weinlese essen die Einwohner fast nichts als Brod und Trauben, wobey sie sich sehr wohl befinden, und sich dadurch gegen hitzige Fieber schützen. Sonst herrscht hier, nach Heberdens i) Bericht, ein Aussatz, der aber nicht von der schlimmsten Art ist: er ist weder ansteckend noch erblich. Dass auch die übrigen canarischen Inseln mit einer gemässigten, reinen und gesunden Luft gesegnet sind, geht aus Linds Beschreibung k) hervor: — die englischen Officiere, die krank von Senegal kamen, hatten kaum, sagt er, an diesen Inseln gelandet, als sie schon eine unmittelbare und erfreuliche Veränderung an ihrer Gesundheit verspürten. Es war, setzt er hinzu, in der That zum Erstaunen, zu sehen,

f) Erlanger gel. Z. v. J. 1774. S. 218.

g) Richard a. a. O.

h) Allg. H. d. R. 2. B.

i) Vogels neue medic. Bibliothek, 8. B. S. 6. Man sehe auch Cartheuser de morb. end.

k) A. a. O. S. 70.

ſehen, in wie kurzer Zeit ſie auf dieſen reitzenden Inſeln ihre Geſundheit, Kräfte und Farbe wieder erhielten. Wie man in den alten Zeiten zu Teneriffa die Leichname einbalſamiret und in Höhlen aufbewahret habe, desgleichen wie die alten Einwohner zu Palma ſich ſelbſt zum Tode zubereitet haben, davon ſehe man die unten angeführte Schrift [l]). — Von den Canariſchen Inſeln erhalten die Apotheken vorzüglich das lignum Rhodii. —

Von der Barbarey.

Obgleich ein Theil der Barbarey, als Tunis und Algier, mit Sicilien und Malta einerley Breite hat, ſo habe ich doch, um die Länder nicht zu ſehr zu trennen, Bedenken getragen, davon eher, als an dieſem Orte, zu ſprechen. — Wir haben daher einen mehr nördlichen, und einen mehr ſüdlichen Theil zu betrachten. — Der nördliche Theil begreift herrliche Länder, als das alte Mauritanien, Numidien, Libyen und dergleichen in ſich. Hier iſt es, wo das ehemals blühende Carthago ſtand; hier iſt es aber auch, wo man die Vergänglichkeit menſchlicher Gröſse in ihrem ganzen Umfange kennen lernen kann. — Jetzt haben dieſe Länder andere Namen, und ſie ſind uns unter dem Kayſerthum Marokko, und unter den

l) Finke von dem verſchiedenen Verfahren der Völker bey Kranken, Sterbenden und Geſtorbenen. Lingen 1789.

den Staaten von Algier, Tunis und Tripolis bekannt. Dieses Land hat besonders nach seiner Westseite die hohen Atlasgebürge, auf denen verschiedene Flüsse entspringen, als der Sus, welcher periodisch, wie der Nil, aus seinen Ufern tritt [m]), und das Land bewässert. Gegen Osten liegt die Wüste Libyens, welche Barka heisset, und die viele verschüttete Städte und in Mumien verwandelte Menschen in nicht bekannter Anzahl enthält. Eben so und noch schrecklicher ist der südliche Theil, welcher die Wüsten Zara, Zanzaga und Targa begreift. In einem so verschiedenen Lande muss die Lebensart der Einwohner und ihre Anzahl sehr verschieden seyn. An den Küsten wohnen die meisten Menschen in Städten und Dörfern. Diese Leute heissen Mauren. Araber nennt man hergegen diejenigen, welche tiefer im Lande herein wohnen, und Beduinen-Araber endlich, welche ein nomadisches Leben führen; diese sind gemeiniglich Räuber, die den Reisenden sehr gefährlich sind, besonders in einer Wüste, die schon an und vor sich, wegen des Wassermangels, schauderhaft ist. — Ehe wir von den Arabern aber weiter handeln, wollen wir die Länder der Mauren etwas näher betrachten. —

Das Kaiserthum Marokko hat auf seiner Westseite das Meer, von welchem im Sommer regelmäsig die Winde herstreichen: von der östlichen Seite wird es von den Atlasgebürgen, auf welchen ein beständiger Schnee liegt, und welche die heissen Winde, die von der Wüste herkommen, und die alles verbrennen würden, begranzt. Durch diese Lage erhalt nun dies Reich grosse Vortheile, und

m) Richard a. a. O.

und wird zu einer ſehr gemäſsigten und fruchtbaren Ge end, wozu die vielen vom Atlas entſpringenden Flüſſe das meiſte beytragen. Das Land der Barbarey iſt meiſt flach; hat groſse Wüſten, als z. B. zwiſchen Tunis und Tripolis, wie auch diejenige, die man antrift, wenn man nach der Inſel Gerbo reiſet, wo die alten Lothophagen wohnten [n]). In dieſer ganzen Gegend ſiehet man weder Baum, noch Strauch. Ganz anders iſt aber die Gegend von Suſa u. a. m. beſchaffen, die überall mit Oelbäumen reichlich beſetzt ſind.

An den Küſten des Kaiſerthums Marokko ſo wohl, als der übrigen barbariſchen Staaten, iſt die Luft ſehr feucht, und ſo voller Salztheile, daſs ſie alle aus Metall verfertigte Inſtrumente, als Meſſer, Scheeren und dergl., ſelbſt in der Taſche, anfriſst [o]): ſo iſt es aber nicht im Innern des Landes beſchaffen, wo die Luft heiſser und trockner iſt. Die Winter ſind ſehr gelinde, und beſtehen nur in Regenmonaten. — Man ſiehet alſo hieraus, daſs beſonders Marokko ein geſundes Land ſeyn müſſe; und nicht allein Einheimiſche, ſondern auch Fremde genieſsen die wohlthätigen Einflüſſe des marokkaniſchen Clima's. Die ganze Mannſchaft eines engliſchen Schiffes blieb hier 17 Monate lang, bey vollkommener Geſundheit, und kehrte vergnügt zurück [p]). Auch die Stadt Marokko ſelbſt hat eine geſunde Lage; aber die Unreinlichkeit der Mauren; die vielen Wanzen, Schlan-

n) I. Brüce von Kunaird Reiſen zur Entdeckung der Quellen des Nils. Leipz. 1790. S. 34.

o) Chenier Geſchichte des Königreichs Marokko und Fetz. Leipz. 1788.

p) Lind a. a. O.

Schlangen und Scorpionen machen den Ort unangenehm. Fetz kann aber auf eine so gesunde Luft nicht Ansprüche machen: die vielen feuchten Dünste machen im Sommer die Luft dick, und geben zu vielerley Fiebern Gelegenheit. Chenier. — In den sehr angenehmen, fruchtbaren und herrlichen Staaten von Algier, Tunis und Tripolis ist ein heiterer Himmel gewöhnlich, der selten mit Wolken bedeckt ist. Noch jetzt fand Eduard Stanley das, was die Alten von Carthago gesagt hatten, dass nemlich kein Tag im Jahre ohne Sonnenschein vorbeystreiche, in Tunis bestätiget [q]. Auch hier trägt die Nachbarschaft der See zur Mäsigung der Hitze vieles bey. Ja, Reaumür [r]) fand bey verschiedenen Wetterbeobachtungen den Stand des Thermometers in Algier niedriger, als zu Paris. So fand er nemlich den 30sten May die Höhe des Quecksilbers in Paris auf $23\frac{1}{4}$ Grad, da man in Algier nur 22 Grad hatte. Den 30sten July stand es am ersten Orte auf 29 Grad und darüber, am letztern etwas nur über 26.

Auch wird die Luft durch die vielen aromatischen Pflanzen, die hier wild wachsen, noch mehr verbessert; wenigstens leiten einige die gesunde Beschaffenheit der Luft von Tunis, worin nicht allein alle Unsauberkeit der Mauren herrscht, sondern das auch eng bebauet, niedrig gelegen, mit einer sehr feuchten Luft versehen ist, und das Mangel am Wasser hat, von dem vielen Mastix, Rosmarin und dergl. mehr her, welche in grosser Menge taglich zum Heitzen der Oefen und Bäder ge-

q) Beyträge zur Länder- und Völkerk. 7. Th.

r) Memoires de l'Academie roy. de Paris. 1736.

gebraucht werden [s]). Endlich so beweiset die gute Gesundheit, welche gemeiniglich Leute aus allen europäischen Staaten in den Königreichen Algier, Tunis und Tripolis, während ihrer Gefangenschaft in der Sclaverey, geniesen, hinreichend, daß es gesunde Länder seyn [t]). Besonders kann man dies von Tripolis behaupten, das nicht allein eine gesunde Luft, sondern auch Ueberfluß an gutem Wasser hat. Indeß giebts doch hier einige Ausnahmen. Lokalle z. B. ein Ort, welcher 20 Meilen von Tunis liegt, hat zwar eine herrliche Gegend; doch trocknen einige benachbarte Seen im Sommer aus, welche die Luft ungesund machen, und zu bösartigen Fiebern Gelegenheit geben [u]). Auch entstehet in Tunis der häßlichste Gestank von einem Canal, in dem alle Unreinigkeiten der Stadt geworfen werden, und der sich in einen benachbarten See, der gleichfalls böse Ausdünstungen liefert, ergießt [x]).

Was die Lebensart der hiesigen Einwohner oder Mauren anbetrift; so ist sie sehr verschieden. Einige Mauren treiben Ackerbau und Viehzucht, wie z. B. in dem schönen Lande Mozoule und Kassou; andere, die in der Nähe von der Wüste Sara wohnen, verändern ihren Aufenthalt im Winter; wählen gern schattigte und wasserreiche Gegenden im Sommer; im Winter flechten sie aus Baumzweigen oder Schilf Hütten, die sie an der Mit-

s) Man sehe oben angef. Beyträge.

t) Lind a. a. O.

u) Poirets Reisen in die Barbarey oder Altnumidien, 1. Th. Straßburg 1789.

x) Totts Reisen, im 11ten Bande der Bibliothek der Reisebeschr. Leipz. 1788.

Mittagsſeite eines Hügels anlegen. Zu Gaream in Tripolis wohnen die meiſten Menſchen zwey bis drey Klaftern tief unter der Erde, nach Rothmann. — Die Araber aber führen völlig ein patriarchaliſches Leben. Einige von ihnen, die ohnweit Tunis leben, ſind von allen Abgaben frey, und ſind ſehr reich. Sie ſind treffliche beherzte Reuter, und kühne unerſchrockene Jäger. Sie müſſen aber auch beherzt und tapfer ſeyn, weil ihre tägliche Nahrung Löwenfleiſch iſt, wie Brüce verſichert.

Elender ſind aber die ſo genannten Bergbewohner daran; denn da dieſe eine dürre Gegend inne haben, ſo fehlt es ihnen oft an Unterhalt, und was ſie ſäen, rauben ihnen die Beduinen-Araber, unter denen die Nadis die ſchlimmſten ſind. Dieſe Beduinen-Araber leben allezeit auf einem flüchtigen und räuberiſchen Fuſse; verkriechen ſich auf unerſteigliche Berge, und ſehen elend und lumpicht aus. Nicht viel beſſer erſcheinen die Bergmauren, welche faſt ganz nackt gehen. Bey dieſen iſt die Haut dunkelbraun und ruſsfarbigt, da hergegen die Mauren, die nicht von der Sonne verbrannt ſind, weiſs ausſehen; ja, ihre Weiber ſind blendend weiſs [y]). — Im Genuſſe der Speiſen und Getränke ſind dieſe Völker ſehr mäſsig. Sie eſſen Geflügel, Rind- und Hammelfleiſch, am meiſten aber Boſsina [z]), welches eine Gerſtengrütze iſt, worauf man eine Hühnerbrühe gieſst. Anſtatt des Brodes bedienen ſie ſich einer groben Reiſsgrütze, die ſie in ein Sieb ſchütten, und über die Dämpfe

y) Poiret a. a. O.

z) Rothmanns Reiſe im 6ten Heft des Schlötzerſchen Briefwechſ.

Dämpfe ihres Fleifchtopfs fetzen, damit fie davon durchdrungen werden. Nur die Welled Sidi Boogannin, denn fo heifsen die oben genannten Araber, effen das Löwenfleifch, das Brüce [a]) felbft dreymal verfuchte, aber jederzeit fo zähe als Pferdefleifch gefunden hat; ob es gleich nach Bifam roch.

Sonft geniefsen die Araber auch Wurzelwerk, und andere Kräuter und Milch. Ihr gewöhnliches Getränke ift Waffer und Sorbet, welches eine Art von Limonade ift. Wein zu trinken verbietet die Muhamedanifche Religion. Im Genuffe der Speifen und Getränke find fie mäfsig: felten halten fie mehr als eine Mahlzeit, und viele können fich mit wenigem begnügen. Wenn die nomadifchen Araber auf Reifen und Streifereyen ausgehen, führen fie gemeiniglich, wie die Tataren, nur ein Beutelchen von jener Grütze, die fie Coucouçon nennen, mit fich, und begnügen fich mit einer kleinen Portion. — Poiret fagt, oft gehet von Tunis eine Caravane von 3 bis 400 Arabern durch die Wüfte nach Guinea, um Sclaven zu holen: fie bringen wohl mehrere Jahre auf einer folchen Reife zu, und es ift leicht zu erachten, dafs viele von Ungemach und Mangel am Waffer umkommen. Diefe Menfchen führen auch ihren Vorrath mit fich, und begnügen fich den Tag über mit einer Handvoll Grütze, die fie in Waffer zu Kugeln gemacht haben. Zu den beraufchenden Sachen, die die Araber lieben, gehört das Opium. Andere nehmen Blätter und Saamen, die dem Hanf ähnlich find [b]). Die Mauren haben

a) A. a. O. S. 23.

b) Höfts Reifen, in dem 22ften Bande der Berlinifchen Sammlung der Reifebefchreib.

haben eine mehr als gewöhnliche Höhe des Körpers; ſtarke feſte Muskeln; nervichte Arme; ſie ſind aber gemeiniglich mager; haben viel Feuer in den Augen, einen grauſamen Blick, und einen dreiſten frechen Gang. Auch die Araber ſind ſtark: aber die Beduinen-Araber ſind mager und klein. — Poiret. — Die Mauren lieben das Fettſeyn ſehr: daher giebt ſich das Frauenzimmer alle Mühe, dieſe Zierde des Körpers zu erlangen. Man läſst's ſich hier eben ſo ſehr angelegen ſeyn, ein junges Frauenzimmer dick und fett zu mäſten, als in Europa die Kapaunen. Den Chamäleons, die hier häufig gefunden werden, trauet man die Vermehrung des Fetts zu: daher pflegt man dieſe gekocht oder getrocknet oft zu genieſsen. — Höſt. — Auch giebt es hier viele Scorpionen; unter jedem Stein findet man faſt einen; ſie ſollen aber nicht ſehr giftig ſeyn, wenigſtens fürchtet man den Stich nicht ſehr. Man pflegt, wenn man gebiſſen iſt, die Haut aufzuritzen, und Scorpionenöl einzureiben. Will man dieſes Oel machen; ſo wirft man 50 Stück Scorpionen in einen Pott franzöſiſchen Baumöls, und läſst es 14 Tage lang an der Sonne hängen. Auch der Pferdeſchaum wird gegen dieſen Stich gelobt. Wer wird aber glauben, daſs der Beyſchlaf das beſte Mittel ſey? Gleichwohl behaupten dies, wie Höſt ſagt, die Mauren. — Zur Erhaltung der Geſundheit gebraucht man hier, wie überall im Orient, die warmen Bäder, und darin läſst man ſich die Haut derb reiben. Alle Reiſende ſprechen von ihrem Nutzen, beſonders als von einem guten Vorbauungsmittel gegen die Gicht. Poiret bediente ſich eines ſolchen Bades zu Bonne, und empfand Schläfrigkeit darnach. Weiter, ſo bedienet man ſich gegen die

Peſt, einer hier nicht ungewöhnlichen Seuche, der Raute, als Präſervativ. Man findet daher faſt in jedem Hauſe einen Topf damit angefüllet; aber ſie gebrauchen ſie ungern, weil ſie glauben, daſs ſie im Beyſchlaf hinderlich ſey. Auch nehmen ſie oft Pillen aus Aloe, Myrrhen und Saffran in der Abſicht, anſteckende Krankheiten dadurch zu verhüten. Was ihre Krankheiten ſonſt anbetrift, deren würklich wenige ſind, ſo entſtehen ſie entweder aus Unreinlichkeit, oder aus der verdorbenen Luft ihrer dumpfigen Wohnungen; aus ſchlechter Nahrung und Geilheit, der ſie ſehr ergeben ſind. Man ſiehet daher viele unter ihnen an Hautkrankheiten, Faul- und Wechſelfiebern, wie auch an Rheumatismus und Auszehrung danieder liegen. Die an den Küſten wohnen, ſind oft mit der veneriſchen Seuche, die ſie Mal des chretiens nennen, geplagt: ſie gebrauchen nichts dagegen, und man ſiehet eben nicht, daſs es ſehr böſe mit ihnen ſtehe [c]). Daſs Hautkrankheiten hier in einem Lande, wo die Bäder beſucht werden, ſo häufig gefunden werden, rührt daher, weil die Mauren ſich ſonſt ſehr unreinlich halten, und nicht ſo oft, als die Türken, waſchen und baden [d]). Doch ſiehet man die Kinder oft, wenn ſie auch voller Schweiſs ſind, ſich in einen Fluſs ſtürzen, und darin ſchwimmen. — Die Araber, ob ſie gleich ſelten krank ſind, wiſſen doch immer, wenn ſie einen Arzt ſehen, etwas zu klagen, und dünken ſich dann ſchon krank zu ſeyn. Dies erfuhr auch Poiret [e]), als er bey Aly Bay im Lager war; alles

c) Poiret a. a. O. S. 153.

d) A. a. O. S. 133.

e) A. a. O. S. 82.

alles drängte sich zu ihm, um sich den Puls, worauf sie unendlich viel halten, befühlen zu lassen. Aerzte kommen daher in diesem Lande am besten fort, und sie finden, bey ihrem Pflanzensammlen, allen Beystand. Aber es ist nicht gut mit ihnen zu thun zu haben. Denn wenn der Maure einen Arzt gebraucht [f]), so lebt er der gewissen Hoffnung, von der Krankheit zu genesen, und misst, wenn dies der Fall nicht seyn sollte, alle Schuld demselben bey. Stirbt der Patient unter seinen Händen, so ist er der grösten Mishandlung ausgesetzt, ja oft ist sein Leben in nicht geringer Gefahr. Der Arzt muss, ausser der Versehung des Patienten, auch die Medicin anschaffen, und das noch umsonst. Wer daher mit ihnen vorsichtig gehen will, macht es wie jener maurische Arzt, von dem Höst [g]) redet. Dieser wollte einen Patienten, der von einem tollen Maulesel war gebissen worden, nicht eher in die Cur nehmen, bis er ihm vor einem Notario vorher, von aller Verantwortung wegen des Ausgangs der Krankheit, frey gesprochen hatte.

Es fehlt ihnen nicht an Aerzten. In Tunis sind deren viele aus allen Nationen [h]). — Wie weit aber ihre Geschicklichkeit reiche, lasse ich unentschieden. Shaw [i]) scheint ihnen nicht viel zu trauen. Die Geschicklichkeit ihrer Chemiker, sagt er, geht nicht weiter, als Rosenwasser zu machen.

f) Göttingisches Magazin von Forster und Lichtenberg. 1785.

g) Im 23. Bande der Berl. Samml. S. 10.

h) Schlötzers Briefwechs. 1. Stück.

i) Sammlung der Berl. Reisebeschr. 1. B.

chen. Das Hauptbuch ihrer Aerzte ist die spanische Ausgabe des Dioscorides, von dem sie die Kupfer besser als den Text kennen. — Eigentlich achtet aber doch dieses sehr abergläubische und der Prädestination zugethane Volk mehr auf Hexerey und Zauberkunst, als auf wahre Heilmittel. — Viele gebrauchen nichts, und lassen die Natur ungestört in ihrem Laufe. — Gichtische Patienten und die mit der Gelbsucht beschweret sind, begeben sich nach den Algierischen warmen Bädern. — In der Gicht gebraucht man das Brennen oft, und die Araber giessen brennend heisse Butter in die Geschwüre. Alle ihre Mittel sind einfach. Besonders halten sie viel aufs Scarificiren. Zu dem Ende verfüget sich [k]) das Landvolk an den Markttagen nach den Städten, wo Barbiere und Feldscheerer wohnen. Männer und Weiber lassen sich, wegen Stockung der Säfte, wegen Kopfschmerzen und andern Ungemächlichkeiten, am Kopfe, Schultern, Armen und Beinen leichte Scarificationen machen. — Bey Geschwulst, Quetschung und Entzündung, wie auch bey der Gicht, legt man mit gutem Erfolge die in der Asche gerösteten Stachelbeerblätter warm auf. — Shaw. —

Von der Inoculation der Blattern sind sie grosse Freunde. Die Person, so eingeimpft werden soll, sucht sich ein Haus, worin gute Blattern vorhanden sind, zuerst aus [l]); geht zum Bette des Patienten, und sagt: ich bin hierher gekommen, um Blattern zu kaufen. Hierauf wird geantwortet:

kaufen

k) Chenier a. a. O.

l) Hannöversches Magazin v. J. 1770.

kaufen ſie nur, wenn es ihnen gefällig iſt. Hierauf wird eine Summe Geldes gegeben, und es werden drey bis vier Blattern, die voller Materie ſind, herausgenommen. Dieſe werden ſo gleich auf der Haut der Hand, zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger, eingerieben. Dies iſt zur Anſteckung genug; ſo bald ſich die Würkung der Anſteckung äuſsert, wird der Patient ins Bette gebracht, ſorgfältig mit rothen Bettdecken und einigen erhitzenden Arzeneyen, denen man Roſenhonig zuſetzt, verſehen. Es wird ihm zur Nahrung eine Suppe aus Ziegenfleiſch erlaubt, und zum Getränke erhält er einen Aufguſs von gewiſſen Kräutern. Bey dieſer Behandlung ſiehet man faſt nie böſe Folgen, und es iſt faſt unerhört, daſs jemand daran geſtorben ſey. — Es iſt dieſe Methode ſeit undenklichen Zeiten hier eingeführet geweſen, und man hat kaum Urſache zu zweifeln, daſs nicht die Araber die erſten Erfinder der Inoculation geweſen ſeyn ſollten. Uebrigens muſs man den guten Ausgang der oben beſchriebenen Methode dem guten Geſundheitszuſtande der Kinder und ihrer genoſſenen Erziehung mit zuſchreiben. Sie genieſsen nemlich faſt alle Freyheit, und bringen den ganzen Tag in freyer Luft mit Springen und Tanzen zu. So lange ein Kind noch nicht gehen kann, ſchnürt es die Mutter [m]) auf ihren Rücken, und trägt es bey allen Wetterveränderungen mit ſich herum; an Windeln, Schnürleib, Leiteband und Gängelwagen wird nicht gedacht. Die Frauen der Mauren gebähren hier auch leicht und mit wenig Schmerzen. Manche ſteht am zweyten Tage ſchon auf, und verrichtet ihre Hausgeſchäfte. —

m) Höſt a. a. O.

Zu den in Tunis nicht ungewöhnlichen Krankheiten zählt auch Cartheuſer den Tarantismus. Hier kann aber die Krankheit nicht von den Tarantelſpinnen kommen, weil die hier nicht gefunden werden. Merkwürdig iſt der Fall, den Aaskow [u]) anführt. Als ſich nemlich die Flotte, auf welcher er ſich befand, an der Rhede von Algier aufhielte, überfiel an die 50 Matroſen die Nachtblindheit auf einmal, wogegen er Brechmittel verordnete. —

Aus dieſen Ländern erhalten wir die Senesblätter und die Radicem Pyrethri. —

Von Egypten, und zwar meiſt von Niederegypten.

Der Boden von Egypten iſt ſchlecht; ſalzigt; voller Natrum; daher an und vor ſich unfruchtbar; es iſt ein flaches Land, und kann leicht unter Waſſer geſetzt werden; es wird auch jährlich vom Nil, zu einer beſtimmten Zeit, überſchwemmet; wodurch es fruchtbar und zum Reiſsbau geſchickt gemacht wird. Die am mittelländiſchen Meere gelegenen Oerter haben Moräſte und ſtehende Waſſer, haben auch eine feuchte Luft: auch das alte Peluſium, am Meere Sirbon, lag an einem feuchten, moraſtigen Orte. Es giebt hier aber auch viele und groſse ſandige Wüſten, wie bey Thebais und Girge, wo nur Beduinen-Araber ſich aufhalten: andere ehemals bebauete Länder

u) Todens med. chirurg. Bibliothek. 2. B.

Länder liegen jetzt, wegen Abnahme der Menſchen, öde: — es rührt dies auch daher, weil ſie nicht ſo gut als ehemals vom Nil bewäſſert werden. Denn ehemals konnte man ſo gar durch Canäle, die aus dem Nil geführt worden, und die jetzt in Verfall gerathen ſind, die Wüſten Libyens mit Waſſer verſorgen. Die Ufer dieſes Fluſſes ſind daher die fruchtbarſten, und am meiſten bewohnt. Es wohnen hier nicht allein viele tauſend Araber beſtändig unter Zelten; ſondern es begeben ſich auch hierhin, aus den entfernteſten Ländern, als aus der Barbarey, viele Caravanen von Arabern, die am Ufer des Nilfluſſes für ihr Vieh die fetteſte Weide finden und, nachdem ſolche verzehrt worden, wieder wegziehen. Da man auch ferner in Egypten faſt kein anderes als Nilwaſſer hat; ſo hat man auch die meiſten Städte an dieſem Fluſs angelegt. Selbſt die Hauptſtadt von ganz Egypten, Cairo, liegt hart an ihm an. Die Einwohner dieſes Landes haben zur Düngung ihrer Aecker und zur Löſchung ihres Durſtes nur allein das Waſſer des Nils. Das erſte leiſtet es dadurch, weil es, bey ſeiner Ueberſchwemmung einen fetten, die Fruchtbarkeit befördernden Satz, fallen läſst. — Der ganze Reichthum Egyptens beſtehet daher in dieſem wohlthätigen Fluſſe und in deſſen periodiſchem Austreten. Dadurch wird faſt das ganze Egypten, das Land Goſen ausgenommen, weil es höher gelegen iſt, unter Waſſer geſetzt. Bliebe dieſes einmal aus, ſo würde der Boden nicht gedüngt werden, und eine Hungersnoth wäre unausbleiblich. Wäre jener Vorſchlag eines Portugieſen: den Nil aus Aethiopien ſogleich durch einen Canal ins rothe Meer zu leiten, ausgeführet worden: ſo könnte Egypten kein bewohnbares

Land mehr seyn. Nichts ist daher den Egyptiern heiliger, als dieses Wasser, dem sie fast göttliche Ehre bezeigen. So bald von seinem Austreten Spuren vorhanden sind, macht man allerley Ceremonien, und jede Mutter eilet mit ihrem Kinde dahin, um es darin zu baden. — Der Anfang dieser Ueberschwemmung wird gemeiniglich den 17ten July bemerkt; sie dauert bis zum August fort, und erst im October verliert sich das Wasser allmählig, und nun fängt man erst an, die Saat zu bestellen, welche entweder Weitzen oder Reiss ist. — Andere Befeuchtung, als diese, hat das Land nicht. Denn nirgends ist der Regen seltener als hier. Maillet sahe in den Jahren 1692 bis 1694, vom November bis April, nur viermal des Abends eine Viertelstunde lang Regen fallen. Weiter im Lande hinein giebt es Gegenden, wo Regen für eine ausserordentliche Naturerscheinung gehalten wird. In Oberegypten regnet es demnach fast gar nicht. Nebel und Thau sind aber, besonders in den Gegenden, die am mittelländischen Meere liegen, und wenn dann der Nordwind wehet, gewöhnlich. Weiter im Lande hat man sie vor Johanni nicht. In der Johannisnacht fällt aber der erste Thau, und wenn etwa dann die Pest vorhanden ist; so hört sie auch, wie Brüce o) versichert, auf. Der Himmel ist fast immer klar, und Wolken sind selten. — In Alexandrien siehet man zwar oft dicke Dünste und Wolken, welche aber doch durch die Winde zurück gehalten werden. Die Luft muss demnach in Egypten, ausser zur Zeit der Ueberschwemmung, wenig oder gar keine Dünste in sich enthalten, und sie ist auch, die

o) Reisen 1. Band. S. 72.

die meiste Zeit des Jahres über, sehr trocken: dabey ist sie dann auch zugleich rein, ausgenommen zu der Zeit, wenn das Wasser abgelaufen ist. Denn es kann nicht fehlen, dass dann nicht viele faul gewordene mephitische Partikeln die Luft anfüllen sollten. — Es ist sehr wahrscheinlich, dass bereits vor der Periode des Austretens die Luft feucht zu werden anfange, weil um diese Zeit eine abgewogene Portion Erde sehr schleunig am Gewicht zunimmt, welches vorher nicht geschiehet, und in Cairo, wie Alpinus p) meldet, beurtheilet man die Höhe der bevorstehenden Ueberschwemmung nach dem grössern oder geringern Zuwachs des Gewichts in einer abgewogenen Portion Erde. Die Hitze ist in diesem Lande ganzer neun Monate lang nicht gering. Im Februar nimmt sie bereits ihren Anfang, und endiget sich erst mit dem October; doch sind der Julius und August die heissesten Monate, und es pflegt zu dieser Zeit das Reaumürsche Thermometer, selbst im kühlsten Zimmer, zwischen 24 und 25 Grad über 0 zu stehen q). Der Himmel scheint gleichsam alsdenn zu glühen, und um neun Uhr Morgens kann es kein Europäer mehr in der freyen Sonne aushalten: man zerfliesst überdem fast für Schweiss. Selbst die Egyptier leiden davon, und um sich abzukühlen, bleiben sie die ganze Nacht in Kähnen, worin sie auch schlafen. Die in der Luft um diese Zeit vorhandenen Dünste verursachen oft ein schleuniges Sinken des Thermometers, und man hat Beyspiele, dass es in kurzer Zeit 8 Grade gefallen ist.

p) De Medicina Aegyptiorum.

q) Vollneys Reise nach Syrien und Egypten. Jena 1788.

Dies verurſacht aber ein allgemeines Zittern, und ein jeder greift ſodann zu ſeinem Pelz. In der kühlen Jahreszeit begnügen ſich aber die Europäer nicht mit einem, ſondern ſie haben wohl zwey bis drey Fuchspelze über einander an. Selbſt im Sommer legt man ſie nicht alle ab, weil man jene Abwechſelung und die Kälte im Schatten befürchtet. — Nichts übertrift aber die Hitze des Südſüdweſtwindes, welcher aus Aethiopien kömmt, und unter dem Namen Smum, Chamyele, Samiel oder auch Kampſis bekannt iſt. Er regieret eigentlich in den heiſseſten Monaten im März, April und May, und pflegt 50 Tage lang anzuhalten, wird aber doch oft durch kalte Weſtwinde unterbrochen. Gemeiniglich dauert auch dieſer Wind jedesmal, wie wir unten bey Aethiopien hören werden, nur eine kurze Zeit, etwa nur einige Minuten lang. Wenn der Kampſis wehet, iſt der Himmel trübe; die Sonne hat eine violette Farbe; es ſchwebt ein feiner Staub in der Luft, der aber nicht fällt. Die Luft iſt voll Hitze; es kömmt einem vor, als wenn ſie aus einem glühenden Backofen käme; ſie iſt ganz verdünnt und zum Athemholen ungeſchickt. Daher iſt das Athemholen ſchwer, kurz, und die Lunge wird gepreſst. — Die Haut wird trocken, und man fühlt ein innerliches Brennen; Mund und Hals ſind trocken, und kein Waſſer, das zum Gurgeln gebraucht wird, kann der Dürre abhelfen. Alle Körper ſind alsdenn, ſelbſt bey Abweſenheit der Sonne, ſehr heiſs anzufühlen, als Eiſen und Marmor. — Die Gefahr, die mit dieſem Winde verbunden iſt, beſtehet nur eigentlich in den Windſtöſsen. Wenn dieſe einen Menſchen oder ein Thier treffen, ſo erſticken ſie faſt gleich auf der Stelle, beſonders wenn es ein vollblütiger

Menſch

Mensch ist. Es entsteht ein Blutfluss aus der Nase, und der Leichnam bleibt noch nachher lange, dem Gefühle nach, warm; er schwillt auf, wird blau, und die Fäulung folgt bald. Die seine Gefahr kennen, bücken sich gleich zur Erde, welches auch die Kameele thun, die den Mund in den Sand stecken. — Es ist dieser Wind so austrocknend, dass in die Luft gesprengtes Wasser so gleich unsichtbar wird. Den Namen Kampsis, wie Alpinus [r]) anmerkt, soll er von der gänzlichen Niederlage, welche der Heerführer Kampsis mit seiner ganzen Armee durch ihn gelitten hat, haben. Es ist ein wahres Glück für dieses Land, dass diese Windstöse eben nicht oft kommen. In den übrigen Monaten regiert der Nordwind, welcher Erfrischung bringt. Mitten in den egyptischen Wüsten trocknet das Fleisch, ohne in Fäulung zu gehen, in 24 Stunden zu einem harten Körper ein: ein todtes Kameel wird in kurzer Zeit so leicht, dass man es mit einer Hand heben kann. Dies verursachen ebenfalls starke Winde; die aber nicht von so böser Eigenschaft als der Kampsis sind: durch den häufigen Sand aber, den sie in Bewegung setzen, und durch den sie hier Höhlen, dort Berge formiren, richten sie grosen Schaden an. — Kömmt im December oder Jänner dieser Wind aus Süden; so ists alsdenn hier kalt, weil die in Aethiopien befindlichen Sandwüsten jetzt von der Sonne nicht erhitzt werden [s]).

Ob gleich Egypten, noch zu unserer Zeit, gesund genannt werden kann; so verdiente es doch in

r) De medicina Aegyptiorum. L. B. 1745. p. 23.

s) Vollney a. a. O.

in den ältern Zeiten diefen Namen noch mehr. Es gab ehemals viele unterirdifche Kanäle, Dämme und Todtengruften, welche zur Ableitung der ftehenden Waffer und zur Reinigung der Luft dienten, die aber jetzt verfallen find [t]). Man wendet diefe in Sümpfe verwandelten Oerter vielmehr zu unfern Zeiten zum Reifsbau an, und füllet dadurch die Luft mit vielen giftigen Partikeln an. Wenn daher der berühmte Tott [u]) behauptet, dafs Egypten das einzige Land in der Welt fey, wo diejenige Art von Landbau, welche ftehende Waffer nöthig macht, keine Ungefundheit mit fich führe; fo kann man dies, ohne alle Einfchränkung, fo nicht annehmen, und es fcheint nur zu gewifs zu feyn, dafs manche Krankheit, wie gleich nachher gezeigt werden wird, daher ihren Urfprung nehme, von denen die Alten nichts müffen gewufst haben: wenigftens verfichert Herodot [x]), dafs die Egyptier unter allen Nationen, wenn man die Libyer ausnehme, die gefundeften feyn, und da er von der Peft keine Erwähnung thut; fo ift es wahrfcheinlich, dafs man fie zu Herodots Zeiten noch nicht in Egypten gekannt habe. Man braucht fich daher nicht zu verwundern, dafs das jetzige Egypten lange nicht fo blühend, auch nicht fo fruchtbar, als das alte fey, in welchem man 20000 Städte, 20 Millionen Einwohner und 300000 Soldaten zählte. Unendlich viele Städte find

t) Joh. Gottl. Herders Ideen zur Philof. der Gefchichte der Menfchheit, 3. Theil.

u) Bibliothek der Reifebefchr. 11ter B. S. 99.

x) Opera, verglichen mit G. Blanes Beobachtungen über die Krankheiten der Seeleute. Marburg 1788. S. 203.

sind verschüttet, und von vielen herrlichen Tempeln weiss man kaum die Stelle zu zeigen. Rechnet man aber auch die Pest ab; so giebt es dennoch hier manche andere Krankheit, besonders in Cairo. — Die Egyptier sind aber doch auch, dies kann nicht geläugnet werden, von vielen Uebeln frey, wozu der fast beständig heitere Himmel, der Genuss einer reinen Landluft, und die vielen kühlenden Gewächse das meiste beytragen. Zur Zeit, wenn die Pomeranzen in Blüthen stehen, wovon man hier ganze Wälder hat, empfindet man mit jedem Athemzug eine unbeschreibliche Wollust y). Die Luft, sagt Savary, die man in Egypten athmet, ist den Lungen besonders dienlich; denn, setzt er hinzu, sie ist feucht und mildert die Hitze: man muss aber bemerken, dass dies eigentlich von Alexandrien und der benachbarten Gegend nur gelte. Da nun eine solche Luft den Lungensüchtigen sehr zuträglich ist, so schickte auch Galenus, der in Alexandrien studirt hatte, seine Lungensüchtigen Patienten hierhin, damit sie durch die egyptische Luft geheilet würden. Auch Plinius der Jüngere z) schickte seinen freygelassenen Zosimus, der Blutspeyen hatte, nach Egypten, und er kam gesund wieder zurück. —

Würklich muss man vieles Gutes von der egyptischen Luft vermuthen: denn so wohl Brustkrankheiten von hitziger Art, als Lungensuchten, sind hier unbekannt. Selbst Europäer, Asiaten, und die, so aus der westlichen Küste von Afrika nach Egypten kommen, bleiben von der Lungensucht frey:

y) Savary a. a. O. S. 194.

z) Epist. 19 ad Paulinum.

frey: nur die Numidier und Abyssinier nicht immer, weil sie aus einem noch weit heissern Clima kommen [a]). Damit man aber den Ursprung der übrigen Krankheiten, womit Egypten heimgesucht wird, näher einsehen könne, wird es dienlich seyn, von ihren Getränken, Speisen und sonstiger Lebensart vorher mit wenigem zu handeln.

Nilwasser ist, wie bereits bemerkt worden, das vornehmste Getränke, welches in diesem Lande getrunken wird; doch trinken auch die Reichern Sorbet, welches eine Art Limonade aus Limoniensaft ist, zu dem sie einige Specereyen, als z. B. Ambra, setzen [b]). — Nichts geht über die Lobsprüche, welche die Egyptier dem Nilwasser ertheilen, indem sie dafür halten, dass es sich in Blut verwandele [c]); dass es die Fruchtbarkeit vermehre [d]); dass es mit der Hälfte Feuer, welches andere Wasser erfordern, zum Kochen könne gebracht werden, u. d. g. m. Strabo [e]) versichert aus dem Aristoteles das nemliche: — die Weiber, welche Nilwasser trinken, sagt Aristoteles, sollen oft vier Kinder zur Welt bringen; eine Frau soll so gar deren sieben gehabt haben. — Das erste, was geschiehet, wenn man in ein egyptisches Haus tritt, ist, dass der Wirth, wie Volney

a) Savary a. a. O.

b) Binos Reisen durch Italien und Egypten. Breslau 1788.

c) Alpinus l. c.

d) de Pauw wysgerige Berichten over de Egyptenaaren en de Chinesen. Deventer 1773. Aus dem Französischen übersetzt, S. 155.

e) Strabonis Geographia cum Notis Casauboni. Amstel. 1707. p. 1018.

ney sagt, einen Becher mit Nilwasser seinem Gaste anbietet. Dieser Verfasser scheint aber nicht viel Wesens daraus zu machen, und er ziehet es dem Seinewasser in Frankreich nicht vor. — Maillet hergegen, wie wir unten hören werden, wenn die Rede von Oberegypten seyn wird, ist ganz verschwenderisch in Lobsprüchen dieses Wassers; er sagt: das Nilwasser ist unter den Wassern das, was unter den Weinen der Champagner ist. Nach dem Alpinus erregt es bey Ungewohnten einen leichten Durchfall; bey andern aber befördert es den Abgang des Urins, des Grieses und des Schweisses. Er selbst litte einmal heftig an Steinschmerzen; nachdem er aber einige Pfunde vom Nilwasser getrunken hatte, überfiel ihn ein Schlaf und beym Erwachen gieng mit dem Urin ein Stein ab. Es durchläuft, sagt er, die Wege, die nach der Blase führen, schnell, und bleibt nicht lange im Magen. Jedes Nilwasser ist Anfangs trübe und moderigt, besonders dann, wenn der Nil zu steigen anfängt. Man läst es daher entweder einige Tage in Cisternen stehen, damit sich die erdigten Theile setzen mögen, oder man reibt den Rand des Gefäses, worin das Wasser enthalten ist, mit Mandeln ab, wo denn auch in kurzer Zeit eine Scheidung erfolgt: endlich so bedient man sich auch oft zur Reinigung des Wassers ganz lockerer Gefäse, durch welche nur das Wasser allein, nicht aber die Erde dringen kann. Alle Menschen trinken nicht allein heut zu Tage dies Wasser, sondern so war es auch in vorigen Zeiten. Nur die Priester tranken es in den alten Zeiten nicht; desto mehr aber genossen sie Bier, welches aus Gerste und Lupinen gemacht und mit dem Namen

Zythum

Zythum belegt wurde *f*). — Wein wird nicht getrunken, — an dessen Stelle werden aber wohl gewisse abgezogene Wasser und Opium, wie bey allen Muselmännern, genommen. — Was die Nahrungsmittel anbetrift, so bestehen sie meist aus Reiſs, Erbsen, Linsen und Angurien; sie essen viele Fische, von denen manche schon in Fäulung übergegangen sind. Knoblauch brauchen sie eben so, wie die Alten, viel, und von ihnen lernten die Israeliten dessen Gebrauch, und bauten ihn häufig zu Askalon in Palästina, wovon denn die Schalotten Ascalonia heiſsen; ferner genieſsen sie vielen Käse; rohes Gemüse; saure Milch; Honig und Most *g*). Unter der ärmern Classe der Menschen sind die Nahrungsmittel äuſserst schlecht; daher kann man nirgends, nach Volneys Aussage, ungestaltetere Kinder, als zu Kairo sehen; bey diesen sind die Augen hohl; das Gesicht ist geschwollen; die äuſsern Theile sind abgezehrt; die Haut gelb, und sie sehen einem Todtengerippe ganz ähnlich. — Gleichwohl hält man alles dieses für Folgen der Hexerey, und anstatt Medicin zu gebrauchen, behängt man die Kinder mit einem Talisman, welcher entweder aus einem Stücke rothen Zeug, oder aus einer Schnur von Corallen, oder grünem Glase gemacht ist, und das übers Gesicht herhängt, damit man den Blick des Neiders, wie sie sagen, damit bezwingen könne. — Ihre Kleidungen sind keinesweges dem Clima angemessen; sie tragen Rauchwerk, und mancher begnügt sich nicht einmal mit einem Pelze. — Auch den Kopf halten sie nicht warm, sondern heiſs. — Zwey Stücke machen ihnen diese Decken, unter wel-

f) Pauw l. c. p. 215.
g) Volney a. a. O.

welchen ein anderer ersticken würde, erträglich: — der Müssiggang nemlich, und die Einrichtung ihrer Häuser. — Sie scheuen nemlich die Arbeit, und bringen einen grossen Theil ihrer Zeit in Unthätigkeit zu. — Da zweytens ihre Häuser, nach Alpinus Beschreibung, mit grossen Röhren versehen sind; so wird dadurch die Luft nicht allein in den Wohnungen gereiniget, sondern auch abgekühlet. — Ihre Trägheit und die Hitze des Clima's führen sie sehr zu allerhand Ausschweifungen und Lüderlichkeiten. — Um ihren Gelüsten noch mehr Sporn zu geben, vermischen sie den Ambra mit ihrem Sorbet. — Ihre Bäder sind aber auch so beschaffen, dass sie beydes, so wohl Faulheit als Lüderlichkeit befördern. — Diese vermehren auch sehr die Schlaffheit ihrer Fasern, welches nicht allein bey dem weiblichen, sondern auch männlichen Geschlechte bemerkt wird: — es erfolgt hierauf eine Neigung zum Fettwerden, worin aber auch die egyptischen Weiber die Schönheit fast allein setzen. Eine Badeparthie gilt ihnen das, was uns eine Tanz- oder Spielgesellschaft ist. — Da siehet man sie [b]) täglich, nicht einzeln, sondern in ganzen Gesellschaften, Stundenlang im Bade verweilen, die Zeit mit Essen, Trinken, und oft lüderlichen Gesprächen zubringen. — Haben sie zugleich die Absicht, welches gemeiniglich der Fall ist, fett zu werden; so essen sie zugleich im Bade sehr fette und kräftige Hühnerbrühen: — ein Weib isset wohl die Suppe eines ganzen Huhns, und frisset das Fleisch obendrein auf. — Mandeln, Pistacien und Sesamöl werden auch deshalb genossen. Will es dennoch mit der Fettigkeit nicht recht

b) Alpinus l. c.

recht fort; ſo trinkt man ein Decoct aus China-wurzel, und man läſst ſich im Bade wohl zwey bis drey Clyſtiere, zu denen Bärenfett geſetzt wird, beybringen. Ihr Bemühen iſt auch ſelten fruchtlos, und viele verſchaffen ſich dadurch eine auſserordentliche Corpulenz. Man ſahe ſchon zu Juvenals Zeiten Weiber, deren Buſen dicker als ein Kind war: in Meroë, ſagt er, quis miratur, craſſo maiorem infante mamillam? In Egypten hat man ſogar Weiber, die darin Unterricht geben, und zu denen ſich die wenden, denen dieſe Schönheit noch fehlt. — Auch ſehen die Egyptier das Bad als Reinigungs-, Vorbauungs- und ſtärkendes Mittel an, beſonders nach einer vollbrachten Reiſe, die in dieſem Lande nicht ohne viele Beſchwerde, und nicht ohne vielen Staub, womit die Haut verunreiniget wird, geſchehen kann, begeben ſie ſich ins Bad und laſſen ſich darnach den Körper ſtark reiben. Die Art zu reiben iſt dreyfach; das gelinde; das ſtärkere; das ſtärkſte. Das letztere geſchiehet mit einem aus Ziegenhaar bereiteten Tuch; der Körper wird dabey ſtark gezogen, gezerrt und geknätet. Zuletzt ſeift man ihn ein und wäſcht ihn ab. — Alle Reiſende, bis auf Volney, der davon ein Zittern in den Beinen bekam, rühmen einſtimmig die durch ein Bad, und durch jene Behandlung, erhaltene Stärkung, nach einer Reiſe. — Ich habe ſchon oben geſagt, daſs nicht alle Bäder als ein Gegenſtand des Luxus anzuſehen ſind; ſondern daſs ſie auch als Vorbauungsmittel gebraucht würden. Alpinus ſagt: wer eine Krankheit befürchtet und gern ſchwitzen will, begiebt ſich in ein Bad: — monatlich pflegen auch die Egyptier im Bade ein Vomitiv, welches aus vielem warmen Waſſer beſtehet, in dem ſie Süſsholz und Fenchel-

ſaamen

ſaamen gethan haben, zu nehmen, und ſie verſichern, daſs auf dieſe Weiſe das Brechen ſehr leicht von Statten gehe, welches auch zu glauben iſt, da durch die Wärme des Badewaſſers alle Theile in Schlaffheit erhalten werden. Der berühmte Biërnſtiel ſetzte einmal einen mit einem eingeklemmten Bruche behafteten Patienten in ein warmes Bad und lieſs ihm die Ader öffnen, worauf der Bruch glücklich zurück trat. Irgendwo habe ich geleſen, daſs eine ſchwere Geburt dadurch glücklich und geſchwind beendiget worden, daſs man die Kreiſſende in ein warmes Bad geſetzt, und ihr engliſches Salz zum Laxiren eingegeben. — Endlich ſo finden die Bäder in Egypten auch als Hülfsmittel, in verſchiedenen Krankheiten, ihre Stelle, wie unten vorkommen wird.

Man ſollte, wenn man dieſe Beſchreibung der Bäder lieſet, dafür halten, daſs die Egyptier groſse Freunde der Reinlichkeit wären. Allein dieſs ſiehet man, wenigſtens in Cairo, nicht. Dieſer Ort [i]) iſt vielmehr ſehr widrig, ob er gleich in einer angenehmen Gegend liegt, und es verbreitet ſich durch alle Straſsen, die dazu nicht gepflaſtert ſind, der ſtinkendſte Geruch, der von den Schindangern, verfaulten Aeſern und Gräbern kömmt, die ſich in der Nähe der Stadt befinden. Dazu kömmt das Gedränge von Menſchen, von Eſeln, von Hunden und Kameelen; die unzählbaren Geyer, die über allen Häuſern ſchweben, und mit ihrem Klagegeſchrey die Ohren betäuben, ſo wie die erſten die Luft mit feinem Sand und Staub anfüllen. —

Von allen Geſchöpfen ſtehen ſich Hunde und Geyer in Cairo am beſten. Denn auſser daſs ſie

i) Volney a. a. O.

an dem umgefallenen oder hingeworfenen Luder vor der Stadt volles Futter haben; fo bezeugt man in Cairo dadurch Andacht und Mitleiden, dafs man diefen Creaturen Vermächtniffe ausfetzt, und fie auf Koften des Erblaffers füttern läfst. — Beffer wäre es freylich, dafs man ihnen Waffer zum Trinken gäbe, weil es daran oft fehr gebricht. Dies gefchiehet aber nicht, und dennoch hört man hier nichts vom Tollwerden der Hunde [k]). Hierbey mufs aber doch bemerkt werden, dafs Cairo nicht eine fo trockne Luft, als viele andre Oerter Egyptens habe: denn hier roftet das Eifen in kurzer Zeit. —

Kommen wir auf die Leibesbefchaffenheit der Egyptier, fo fcheinet das phlegmatifch-melancholifche Temperament die Oberhand bey ihnen zu haben. — Das erfte wird durch ihre Lebensart, durch Müfsiggang, durch vieles Baden und dergleichen bewürkt, und giebt fich durch ihre Trägheit und Fettigkeit zu erkennen. Man findet, fagt Alpinus, zu Cairo fette Mannsperfonen, deren Brüfte fo dick und grofs, als einer faugenden Frau find. Was das zweyte anbetrift; fo befchreibt Ammianus Marcellinus [l]) folches mit folgenden Worten: Homines aegyptii plerique fubfufculi funt et atrati, magisque moeftiores, gracilenti et aridi, ad fingulos motus excandefcentes.

Auch befchreibt Alpinus die egyptifchen Melancholikos folgendermafsen: fie fehen, fagt er, fchwarz und unflätig aus, und ihr Körper ift gleich

k) Volney a. a. O.

l) Pauw l. c. p. 194.

gleich einer Mumie trocken. Ihr Gehirn ist theils durch die übermäſsige Sonnenhitze, theils durch ihre wenige Nahrung, theils durch ihr häufiges Wachen gleichsam ausgebrannt. — Dies sind die Santons oder Mahomedanischen Priester, das geilste Gesindel, die in Egypten das sind, was man von den Fakirs in Asien erzählt. — Also Müſsiggang, heiſses Clima, vieles Tabackrauchen, Nachtwachen und dergl. bringen diese Leute zu allem Unsinn. — Diese Leute wohnen aber selten in der Nähe des Nils, sondern halten sich in den Wüsten auf, wo sie wegen Wassermangel am Körper nicht allein austrocknen, sondern auch gemeiniglich ein angebranntes Gehirn haben. —

Nachdem wir uns bisher mit Egyptens Clima, mit der Lebensart und dem Temperament der Einwohner bekannt gemacht haben; so wenden wir uns nunmehr zu den Krankheiten dieses Landes, nachdem wir nur noch kürzlich den Schädel einer egyptischen Mumie, wie ihn uns der berühmte Blumenbach [m]) beschrieben hat, betrachtet haben. Dieser ist schmal, wie von beyden Seiten zusammen gedrückt, am meisten gegen den Scheitel zu. Die Stirn ist klein und gewölbt; das übrige Gesicht von der Glabella bis zum Kinne ist lang gezogen. Die Arcus supraciliares ragen sehr hervor. Die Augenhöhlen sind weit, und weil das Siebbein schmal ist, nicht weit von einander entfernt. Die Fossa molaris neben dem Foramine infraorbitali ist tief; die untere Kinnbacke ist groſs und stark. Die Zähne sind sehr groſs, und die Kronen der Schneidezähne sind dick. Das Hinterhaupt

m) Decas Collectionis suae cranior. diverſ. gent. illustr. 1790.

haupt ragt weit hinten hinaus. Der Gang der Suturae ſagittalis iſt auſsen gefurcht. Die Wurzeln der Zähne, vorzüglich der obern Hundszähne, ſind ſehr lang. —

Von allen Krankheiten Egyptens iſt keine ſo gar den Alten ſo bekannt geweſen, als der Ausſatz, von welchem Lucrez [n]) ſo gar behauptet, daſs er nirgends anders, als in dieſem Lande, zu Hauſe ſey. Denn er ſagt:

Eſt Elephas morbus, qui propter flumina Nili
Gignitur Aegypto, in media, neque praeterea vsquam.

Ob ſich Lucrez im letzten Umſtand geirret habe oder nicht, laſſe ich unentſchieden; übrigens findet man dennoch ſeine Ausſage heutiges Tages annoch in der Hauptſache beſtätiget. Denn nach dem Alpinus findet man hier ſo wohl die Lepra arabum, als die Phlegmatia elephantina, ja endlich iſt hier die Lepra Graecorum auch nicht ſelten, und ſo wohl er, als andere [o]), leiten dieſe Uebel von dem häufigen Genuſſe der faulen Fiſche; vom ſchlechten nicht gereinigten Nilwaſſer; von den Erbſen, Linſen, Angurien und überhaupt von der ſchlechten Nahrung her. Daher iſt die Claſſe der Armen häufiger damit geplagt, als reiche Leute. Um dieſer Krankheit vorzubeugen, muſsten ehemals die egyptiſchen Prieſter eine ſtrenge Lebensordnung führen, und ſich aller derjenigen Sachen enthalten, auf die man einigen Ver-

n) Lucretius de natura rerum, Paris 1768. verſ. 413.

o) Cartheuſer l. c. Franke med. Policey im 3ten Bande. Zimmermann von den Erſahr. in der Arzeneygel. 2. Theil.

Verdacht, dieser Krankheit wegen, hatte. Sie p) tranken kein Nilwasser, sondern Zythum; auch keinen Wein; Fische asen sie so wenig, als gemeines Salz, an dessen Stelle sie Sal gemmae nahmen: Schweinefleisch war ihnen verhasst, und das gemeine Volk bekam nur zweymal des Jahres dieses Fleisch zu essen; auch verwarfen sie die Pelikans, weil dieser Vogel sich von Fischen nähret: endlich so entsagten sie gänzlich dem Knoblauch und den Bohnen. — Selbst das erlaubte Fleisch wurde sorgfältig beschauet, ob es auch irgend einigen Schaden habe. Am liebsten asen sie Gänse- und Taubenfleisch. — Sie führten ferner, wie noch jetzt die Kopten thun, ein 40tägiges Fasten alle Jahre, während dem sie von blosen frischen Kräutern lebten, und sich ihrer Weiber enthielten. Weil aber das gemeine Volk diese Regeln nicht so genau beobachtete; so muste jeder monatlich ein Laxativ einnehmen; jeder muste an der Vorhaut beschnitten seyn, und sich des Schweinefleisches fast gänzlich enthalten; auch asen sie nur selten aussätzige Fische, als Lachsforellen und dergl.

Die alten Griechen und Römer achteten alle diese Vorsichtsregeln nicht. — Daher brachten die erstern den Aussatz aus Egypten, nach der Schlacht bey Aktium, nach Griechenland q), und da sie glaubten, dass man in dem Vaterlande dieses Uebels auch die besten Heilmittel dagegen kennen müsse; so liesen sie alexandrinische Judenärzte kommen: diese fiengen aber die Cur mit Brennen an: es ist aber wahrscheinlich, sagt der

 Herr

p) Pauw l. c.
q) Pauw l. c.

Herr v. Pauw, daſs die Prieſter beſſere Mittel müſſen gekannt haben, und dies mag wohl das Vipernfleiſch geweſen ſeyn. Denn nach Maillet gebrauchten die alten Prieſter die Vipern häufig, und nach dem Shaw leben noch heutiges Tages in der Nähe von Cairo an die 40000 Araber von gewiſſen Schlangen, und dieſe Araber werden von keinem giftigen Thiere verletzt. — Ueberhaupt erzeigt man den Schlangen nicht allein viele Ehre, ſondern es giebt noch jetzt daſelbſt Menſchen, die die Schlangen gleichſam bezaubern oder doch unſchädlich machen können. Dies läugnet ſelbſt der berühmte Haſſelquiſt [r]) nicht, indem er ſagt: es giebt noch egyptiſche Pſylli, welche, ohne Furcht, giftige Schlangen und Vipern angreifen; ſie wollen aber das Geheimniſs, das gewiſs über 2000 Jahre alt iſt, nicht entdecken. — Doch ich kehre zu meinem Vorſatz wieder zurück, um den Nachtheil der ſchädlichen Fiſche zu zeigen. Tournefort merkte auf ſeiner Reiſe nach der Levante an, daſs die Griechen, die viel Fiſche aſsen, häufiger mit dem Ausſatze geplagt würden, als die Türken, die mehr Gemüſe als Fleiſch genieſsen. Eine zweyte mit dem Ausſatze ziemlich nahe verwandte Krankheit, die in Egypten nicht ſelten iſt, iſt die weiſse Räude [s]) (vitiligines).

Von allen Krankheiten ſind aber Augenſchäden und ſo gar Blindheit die gemeinſten Uebel. Volney ſagt: unter hundert Perſonen, die einem in Cairo auf den Straſsen begegnen, giebt es gewiſs 20 Blinde, 10 Einäugigte, und noch 20 andere, bey denen

r) Haſſelquiſt Voyage dans le Levant. Paris 1769.

s) Lorry Abhandlung von den Krankheiten der Haut. Leipzig 1779. 1. Th. S. 674.

denen die Augen entzündet oder in Eiterung sind, Fast ein jeder trägt daher eine Augenbinde. Der berühmte Tott *) setzt die Anzahl der Blinden in Cairo an die 4000. Er enträthselt aber auch diesen Umstand am besten, indem er sagt: man müsse sich nicht einbilden, als wären alle diese Blinden zu Cairo zu Hause: man hat hier für Blinde eine eigne Stiftung, und man schickt daher aus dem ganzen Lande Blinde hierhin. — Dennoch bleibt die Anzahl noch groſs, und man möchte wohl nach der Ursache neugierig seyn. Folgende Umstände kommen hier zu erwägen vor. — Viele Menschen, wie Tott und Volney versichern, schlafen entweder aus Armuth oder aus andern Ursachen oft des Nachts in freyer Luft: man findet sie des Nachts auf den Straſsen; auf Kähnen; auf Terrassen und Altänen nicht selten schlafen. Am häufigsten findet man zweytens die Augenübel an Orten, die der See am nächsten sind; daher die Bauern am Deltafluſs am meisten damit geplagt werden. — Die mit scharfen Theilen angefüllte Nachtluft und der Thau tragen also gewiſs vieles dazu bey. Denn die Beduinen-Araber, die im Lande herum irren, und die Mammelucken leiden selten daran. Da ferner das Uebel häufiger in den Städten, als auf den Dörfern; häufiger unter Armen, als unter Reichen gefunden wird, so bringen auch noch andere Umstände dazu ihren Antheil. In den Städten ist die Luft beständig mit einem feinen Staube angefüllt, welches in dem trocknen Cairo, wo es so selten regnet, und wo die Straſsen ungepflastert sind, so stark als irgendwo seyn muſs. — Nun rechne man die

*) Bibl. der Reisebeschr. 11. Band. S. 106.

oben beschriebenen schlechten Nahrungsmittel, und dafs man den Kopf beständig mit einer Pelzmütze bedecket, hinzu, so kann der Ursprung des Uebels nicht mehr dunkel seyn. Ohne Zweifel kommen auch noch mehrere Stücke, als z. B. der häufige Genufs des Reifses, wovon unten ein mehreres vorkommen wird; die scharfen Ausdünstungen der Cloaken, der Aeser und die heifsen Winde und dergl. in Anschlag. —

Auch Brüche u) sind in Egypten gemein. Pocock x) sagt: man finde sie am häufigsten bey denen, die in den Moscheen viel singen und schreyen.— Aber die vielen warmen Bader und der häufige Genufs der öligten Sachen tragen gewifs auch das ihrige hierzu mit bey. — Daher ist unter den Kopten und Griechen die zwei Drittel des Jahres viel Oel gebrauchen, nach Volney, das Uebel am häufigsten.— In den ersten drey Monaten, wo die heifsen Winde wehen, herrscht in Egypten, aufser der Augenentzündung, eine Art Hirnwuth, welche oft, gegen die Behauptung des Galenus, welcher nie einen Phreniticum vor dem dritten Tag will sterben gesehen haben, in der dritten Stunde schon tödtlich ist y). Zu eben der Zeit herrscht auch noch eine Art Cephalitis, die man Demelmuia nennt. Der Zufall fängt sich mit Kopfschmerz, Wachen und einer geringen rosigten Geschwulst am innern Augenwinkel an. Tritt dieser zurück; so entstehet Rasen und der Schlagflufs z). Diese Krank-

u) Fried. Hoffmann a. a. O.

x) Beschreibung des Morgenlandes, übersetzt von Mosheim. 1754.

y) Alpinus l. c. p. 53.

z) L. c. item Carthcuser l. c.

Krankheit ist eigentlich aus einer Phrenitis und Lethargus zusammen gesetzt. Gallenkrankheiten, Faulfieber und Bauchflüsse sind vom May bis zum September, der bösen Ausdünstungen wegen, nicht selten [a]).

Auch der Bandwurm [b]) ist zu Cairo, besonders unter den Juden, die viele süfse Sachen geniefsen, gemein. Sie nehmen beym abnehmenden Monde drey Tage nach einander einige Tropfen Petreolum, und hinten her ein Laxans mit Nutzen. Auch die Blattern, welche 620. [c]) aus Arabien nach Egypten kamen, richten hier viel Unheil an, und sind an den vielen Augenschäden mit schuld. Man giebt diesen Patienten in den drey ersten Tagen Most zu trinken, darauf giebt man ihnen gesalzene Fische, Milch und Käse, aber kein Laxativ. — Ans Inoculiren wird nicht gedacht [d]). — Ueber schlechte Verdauung und Brennen im Halse höret man fast die meisten Egyptier klagen, und sie sind mehr oder weniger fast alle Hypochondristen [e]).

Die Pest kömmt, nach dem Alpinus [f]), die meiste Zeit, von andern Orten her, und er setzt hinzu, die, so aus Griechenland oder Syrien kömmt, ist nicht so bösartig, als die von der Barbarey hergeführet wird. Volneys Aussage stimmt auch hiemit überein, indem er nicht zugeben will, dafs die

a) Fried. Hoffmann a. a. O. Lind a. a. O.
b) Hasselquist l. c. Cartheuser l. c.
c) Crell im 5ten Bande der Hallerschen Beyträge.
d) Volney a. a. O.
e) Volney a. a. O.
f) L. c.

die Peſt eigentlich in Egypten zu Hauſe ſey. Sie findet ſich gemeiniglich zuerſt an der Küſte von Alexandrien ein. — Da nun dieſer Ort, der Handlung wegen, mit vielen andern, beſonders mit Conſtantinopel, als dem Sitze der Peſt, in genauer Verbindung ſtehet; ſo iſts ſehr wahrſcheinlich, daſs durch verpeſtete Waaren, beſonders durch Pelze und anderes Rauchwerk, das Gift übergebracht werde. Von Alexandrien geht die Peſt nach Roſette, von da nach Cairo, Damiate u. ſ. w. Selten bleibt ſie über vier bis fünf Jahre aus, und dann iſt ihr Anfang [g]) gemeiniglich im Winter, der hier wegen ſeiner gemäſsigten Würme und Feuchtigkeit dazu am geſchickteſten iſt; durch die Hitze und Trockenheit des Sommers wird ſie aber vertrieben [h]). — Hieran zweifelt man ſo wenig, daſs jedermann, der ſich der Peſt wegen eingeſchloſſen gehalten, um Johanni ſeinen Arreſt verläſst, unbekümmert, ob noch Peſtkranke vorhanden ſeyn oder nicht. Thevenot beſtimmt genau den Tag, und ſetzt das Ende auf den 16ten Junius, nachdem kurz vorher ein ſchwacher Regen gefallen. Brüce nennt ihn aber nur einen Thau. — Um dieſe Zeit tritt aber auch der Nil aus ſeinen Ufern, und es läſst ſich alſo nicht begreifen, wie man dieſe Ueberſchwemmung für Urſache der Peſt habe anſehen können, da ſie derſelben vielmehr Einhalt thut. Richard ſagt: ſo bald in Cairo der Nil anfängt zu wachſen; ſo hört ſogleich die Peſt auf. Wenn z. B. geſtern noch 500 ſtarben; ſo ſtirbt heute, wenn der Nil austritt, keiner mehr.

g) Volney a. a. O.

h) Volney a. a. O. Alpinus l. c. Mariti a. a. O. Lüdecke a. a. O.

mehr. — Der berühmte Niebuhr [i]) führt noch einen andern Grund an; er sagt: die bösen Ausdünstungen des Wassers müssen nicht an der Pest in Egypten schuld seyn, weil die meisten Europäer zu Cairo an dem Canal wohnen, wo sie am ersten angesteckt werden könnten, welches aber doch nicht geschiehet, ob sie gleich andern Krankheiten ausgesetzt sind. — Endlich so hat sich die Pest in Egypten um so häufiger eingestellt, je weiter sich die Handlung mit den benachbarten Völkern erstrecket hat. Vor Zeiten wusste man von keiner Pest aus Aethiopien, weil keine Handlung dahin war, jetzt wohl [k]). — Um dieser fürchterlichen Krankheit vorzubeugen, zündete man ehemals im Lande grosse Feuer an, und die Priester mussten täglich durch die Stadt räuchern, wobey sie sich zugleich einer strengen Diät unterwarfen [l]). Jetzt schweigen hievon die Reisebeschreiber. Vielmehr tadeln sie allgemein das unvorsichtige Betragen der Egyptier dabey. Niemand, der das Unglück hat, damit befallen zu werden, braucht zu fürchten, dass man ihn verlassen werde. Der Arzt nimmt sich seiner Pestpatienten so gut an, als wenn sie an andern Uebeln danieder lägen [m]). Der Geistliche muss den kranken Griechen die Hostie, ob gleich auf einem Stäbchen, reichen [n]), und an Gehülfen fehlt es ihnen auch nicht: Europäer schliessen sich aber dafür ein, und scheuen mit ihnen allen Umgang zu haben.

Was

i) Niebuhrs Beschreibung von Arabien, 1772.

k) Pauw l. c.

l) Pauw l. c.

m) Alpinus l. c.

n) Mariti a. a. O.

Was die Venusſeuche anbetrift, welche die gebenedeyete genannt wird, ſo iſt ſie ſo allgemein, daſs wohl halb Cairo [o]) damit angeſteckt iſt. Die meiſten glauben aber, daſs ſie aus Schrecken oder Zauberey ihren Urſprung nehme, indeſs giebt es doch immer einige, die die wahre Urſache vermuthen, nur getrauen ſie ſich nicht, ihre Meynung frey heraus zu ſagen. — Selten iſt dies Uebel in dieſem Lande von heftiger Art; man ſiehet Greiſe von 80 Jahren, die nie davon los geworden ſind. — Bey Kindern aber, die es mit auf die Welt bringen, iſt es ſchrecklich. Auch haben die ſehr zu fürchten, die mit der Krankheit behaftet, ſich in ein kälteres Land begeben. Dort macht es Rieſenſchritte, und wird durch dieſe Verpflanzung weit unbezwinglicher: auch iſt dieſe Krankheit ſchon zu Damas in Syrien und auf den Gebürgen weit ſchrecklicher, als in Egypten: — da iſt es aber auch kälter [p]). —

Jede unterdrückte Ausdünſtung iſt in Egypten bedenklich, und ziehet leicht Magenkrämpfe und andere Uebel [q]) nach ſich. Pocock [r]) ſagt: wer in Egypten nicht in beſtändiger Ausdünſtung iſt, dem ſchadet die Hitze ſehr, und er verfällt leicht in ein Fieber. Doch ſtellet ein Bad die Ausdünſtung bald wieder her: — ehemals gebrauchten ſie ſo gar dazu Bäder aus Milch der Eſelinnen, Kameele und Ziegen [s]), jetzt aber nicht mehr. —

Einige

o) Volney a. a. O.

p) Volney a. a. O.

q) Thevenot l. c.

r) A. a. O.

s) Richteri Opuſcula Tom. III. p. 185.

Einige alte Aerzte, als Aretäus, Aëtius und Aurelius Severinus thaten einer fast pestilenzialischen, meist Knaben und Mädchen befallenden Halsentzündung, die sich durch Geschwulst und Tödtlichkeit zu erkennen gab, und die sich ehemals oft in Egypten soll gezeiget haben, Meldung [t]); die neuern schweigen auch hievon. — In einzelnen Orten hat man noch besondere Krankheiten, oder man hat sie doch gehabt, welche von der besondern Lage und Beschaffenheit der Oerter herrühren. — Zum Beyspiel, es war ehemals die Trommelsucht, mit einer besondern Manie verbunden, zu Pelusium [u]) sehr gemein. Es lag aber der Ort hart am Meere Sirbon, und selbst in einem morastigen Grunde. Nun hatte man gefunden, dass die Meerzwiebel, welche hier häufig wächst, darin vorzügliche Dienste leistete; daher erzeigte man dieser Zwiebel göttliche Ehre. —

Alexandrien liegt ebenfalls in einer sumpfigen Gegend, und durch den Nil, wie Strabo [x]) schon anmerkt, wird der Ort von seinen bösen Dünsten gereiniget, und mit Wasser versehen. Aber die faulen Bewohner dieser Stadt haben den von Alexander, oder, wie andere sagen, von Ptolemäus angelegten Canal, der auch der Canal der Cleopatra heisset, welcher ihnen aus dem Nil Wasser zuführen sollte, verfallen lassen, und die Einwohner können nur Wasser bekommen, wenn der Nil sehr hoch stehet. — Dies ziehet zuweilen Wasser-

t) Werlhoff de variolis et anthracibus.

u) Pauw l. c.

x) L. c. p. 327.

Waſſermangel nach ſich, und im Jahre 1784. lief man im October ſo gar Gefahr, zu verdurſten [y]; aber eine zweyte Unbequemlichkeit, die daraus entſtehet, iſt dieſe: die Stadt ruhet nun deshalb faſt ganz auf Pfählen, und hat unterirdiſche Gewölbe, in welchen leicht die Unreinigkeit ſtockt, wenn ſie nicht durch Nilwaſſer weggeſpült wird. Da nun dies letztere beym Verfall des Canals nicht mehr geſchiehet, ſo wird dadurch oft die Luft ganz verdorben [z], und dies giebt zu den Augenentzündungen, zu den Herbſtfiebern und mehreren Uebeln Gelegenheit. Auch zu Cairo verbreitet der in der Hitze austrocknende Fluſs Caleg einen unerträglichen Geſtank, und wenn ſich um dieſe Zeit die Blattern einſtellen; ſo ſind ſie von der allerſchlimmſten Art. Zu dieſer Zeit verlaſſen viele Einwohner ihre Häuſer, die an dieſem Fluſs liegen, des Geſtanks wegen, und räumen oft ſo gar die Stadt [a]. — Am unerträglichſten iſt es aber zu Cairo zu der Zeit, wenn die Cloaken gereiniget werden. Es verbreitet ſich alsdenn ein ſehr ſcharfer Geſtank, der vorzüglich die Augen angreift. Haſſelquiſt [b] kannte einen Mann, der alle Jahre um dieſe Zeit eine Augenentzündung bekam. — Was Wunder, wenn Leute, die dieſe Arbeit verrichten, endlich blind werden! Andere leiten die Feuchtigkeiten durch ihre dicken Pelzmützen, womit ſie den geſchornen Kopf bedecken, und ihn in einem beſtändigen Schweiſs erhalten, zu ſehr

y) Kleine Reiſen, Lektüre für Reiſedilettanten, 6. Band. S. 90.

z) Alpinus l. c. p. 52.

a) Alpinus l. c. p. 54.

b) A. a. O.

sehr nach dem Kopf, und bey der ersten Verkältung haben sie Augenentzündung oder Zahnschmerzen; daher, sagt Volney, sollte man in Egypten nicht fragen: wie befinden sie sich? sondern: wie schwitzen sie? denn die Gesundheit hängt von dieser ungehinderten Absonderung ganz ab. Zu Cairo herrscht ferner die oben beschriebene Elephantiasis am häufigsten, wovon die Ursache in der schlechten Lebensart der armen Classe der Menschen liegt. Sie ernähren sich [c]) von halb faul gewordenen Fischen aus Teichen und moorigtem Wasser; faulem salzigten Käse; schleimigten Wurzeln und Gemüsen, als z. B. Colocasia; sie trinken moderigtes, halb stinkendes Wasser. — Endlich so führet das egyptische Clima noch eine besondere Unbequemlichkeit mit sich, und diese bestehet in einem Hautausschlag, der alle Jahre, zu Ende des Junii oder Anfangs Julii sich einstellt, in Blattern oder Röthe sich zeigt, die den Körper bedecken, und zu einem empfindlichen Schmerz Gelegenheit geben. Wahrscheinlich rührt dies Uebel von den Unreinigkeiten her, die das schlechte Trinkwasser im April, im Körper zurückläſst, und die das frische Wasser nachher aus dem Körper wegschlemmet. — So verhält es sich mit den Krankheiten Egyptens in gewöhnlichen Jahren. Oft entsteht aber, wenn die Bewässerung des Nils nicht gehörig geschehen ist, eine Hungersnoth, wie in den Jahren 1783. und 1784, wo denn wohl der sechste Theil der Menschen ein Raub des Todes wird. — Dem allen ohnerachtet hat Egypten viele alte Einwohner; es giebt deren nicht

c) Alpinus l. c. p. 56.

nicht wenige, die hundert Jahre erreichen [d]). Ihre Mäſsigkeit im Eſſen und Trinken, indem ſie zwar mehrere malen des Tages, aber nur wenig zur Zeit, eſſen, und ihre Enthaltung von vielem Fleiſch, aber der häufige Genuſs der Gemüſe, als Malven, Angurien und Feigen, wobey ſie nichts als Waſſer und Sorbet trinken, thun ihnen dieſe Dienſte. Aber dabey leidet auch deſto mehr der Magen; ſie ſind wahre Hypochondriſten, die ſich immer krank fühlen, jedem Arzte die Hand reichen, damit er ihren Puls fühle, und die ſich dann über ſeine Geſchicklichkeit wundern, wenn er ihnen daraus die Beſchwerden ihres Unterleibes verkündiget. — Gicht und Steinſchmerzen mögen auch daher bey ihnen entſtehen [e]). Denn ſonſt ſollte man dieſe Uebel in einem Lande, wo kein Wein getrunken wird, und wo die warmen Bäder ſo fleiſsig beſucht werden, nicht vermuthen. —

In der Behandlung der Krankheiten hat der Arzt auf die Hitze des hieſigen Clima's ſein Augenmerk zu richten. Mercurialmittel z. B. bekommen den Veneriſchen nicht wohl [f]): man ſtehet ſich bey den pflanzenartigen Medicamenten beſſer. — Aber ich fürchte, daſs es nur eine Palliativcur ſey. — Mit kühlenden, antiſeptiſchen Mitteln richtet man hier das meiſte aus, und die Natur ſcheinet nicht, ohne weiſe Abſicht, dergleichen Früchte allhier in Menge hervorzubringen, ob ich gleich nicht in Abrede ſeyn will, daſs jene Behandlung, die wir in Südcarolina anprieſen, in Egypten nicht ebenfalls ſtatt haben ſollte, wenn

d) Alpinus l. c. p. 38.

e) Alpinus l. c. p. 58.

f) Volney a. a. O.

wenn die Krankheit darnach ist. Alpinus g) pflichtet auch den egyptischen Aerzten darin gar nicht bey, dass sie in allen Faul- und hitzigen Fiebern, ohne Unterschied, kaltes Wasser und kühlende Medicamente reichen; kurz, die antiphlogistische Methode tadelt er, und zwar aus folgendem Grunde: ihre Säfte, sagt er, werden dadurch verdickt; die Verdauung verdorben; ein hitziges Temperament wird in ein plethorisches, und dieses zuletzt in ein phlegmatisches verwandelt, wie er selbst an seinem eignen Körper erfahren habe. Wir sehen also hieraus, dass die egyptischen Aerzte mit ihren Patienten besonders umgehen, und ihre Verfahrungsart verdient etwas näher in Erwägung gezogen zu werden. — Diese Aerzte demnach erlauben ihren Patienten alles, wozu sie Appetit haben, indem sie dafür halten, dass dies ein Wink der Natur sey, dem man folgen müsse. Man giebt den Saft von Melonen, Kürbissen, Citrullen, die in dem Nilschlamme zu einer ungeheuren Dicke anwachsen, und wovon jede an die zwey Pfund Saft liefert, zur Kühlung im hitzigen Fieber h). — Man scheuet alle starke Ausleerungen, als z. B. vom Scammonio; sondern man giebt lieber die gelindern Abführungsmittel, als Cassia und Tamarinden, und fähret damit einige Tage lang fort.

In den hitzigen Fiebern läst man zwar wohl Ader; aber man thut dies nach der Mahlzeit, weil es dann weniger schwächen soll. Man läst selbst den Pestpatienten Blut. Bey schwächlichen, fetten und castrirten Patienten fürchtet man es aber zu thun: diesen scarificirt man lieber die Waden

 und

g) L. c.

h) Alpinus l. c. Hasselquist l. c.

und Ohren. In heftigen Kopfschmerzen oder Augenentzündungen pflegt man eine Pulsader an der Stirn zu öffnen, und diese verbindet man mit einem in Baumwolle gewickelten Stücke Geld. Vom Schröpfen sind sie grosse Freunde: dazu haben sie aus Horn oder Glas verfertigte und mit einer Röhre versehene Schröpfköpfe, und sie ziehen das Blut, nach vorhergegangener Scarification, durch Saugen heraus. — Ehe sie aber auch noch scarificiren, befördern sie den Zufluss des Bluts durch angelegte Binden, oder durch starkes Reiben, oder durch warmes Wasser, dermassen, dass die Theile feuerroth werden. Viele Schmerzen verursachet diese Operation nicht, und selbst Kinder geben kaum einige Zeichen davon. Nach geschehener Operation wird das Blut abgewaschen, und der Theil entweder mit Linnen oder Baumwolle bedeckt. Hieraus wird jene Stelle des Hippocrates deutlich, wenn er sagt: Cum adsint oedemata, venae in auribus posteriores sunt scindendae. Alpinus sagt: Hippocrates habe hier auf das Verfahren der Egyptier, das wir eben beschrieben haben, gesehen, und habe nicht den Tadel des Galenus, welcher glaubte, es müsse heissen: circum aures, verdient. —

Die egyptischen Aerzte geben auch auf die critischen Tage acht. — Merken sie, dass bey einem hitzigen Fieber, als z. B. bey der Hirnwuth, bey der Cephalitis oder andern Krankheit, einige Tropfen Blut aus der Nase fliessen, besonders wenn's am critischen Tage geschieht; so machen sie gleich Einschnitte in die Scheidewand der Nase, wie man hierüber, ausser dem Alpinus, bey dem berühmten Stahl [i]) nachlesen kann; sie scarifi-

i) Stahl programma de scarificatione narium aegyptiaca.

rificiren auch bey Zahnschmerzen u. s. w. das Zahnfleisch. Das Scarificiren der Waden geschiehet in allen den Fällen, wo man das Aderlassen fürchtet. Hippocrates k), Galenus und Oribasius sind voll von dessen Ruhm. Ersterer sagt: bey Vollblütigkeit muss man entweder eine Ader öffnen, oder die Waden scarificiren; Oribasius versichert, dass er sich und andere durch dieses Mittel, zu einer Zeit, da die Pest Asien verwüstete, gesund erhalten habe. Ammatus Lusitanus empfiehlt gleichfalls dieses Mittel. Alpinus hatte einst eine 60jährige sehr fette Frau, die an der Hepatitide laborirte, in der Cur: er wollte ihr eine Ader öffnen, worüber sie in Ohnmacht fiel; daher liess er an den Waden Einschnitte machen, und er rettete auf diese Weise das Weib. Soll dies geschehen; so muss der Fuss unterbunden, und stark gerieben werden, damit er roth werde; darauf wird er in ein Bad gesetzt, worin er auch, während der Verblutung, bleibt; wenigstens 20 bis 30 Schnitte werden gemacht. —

Oben erwähnte ich, dass die Egyptier auch die Bäder als Hülfsmittel in Krankheiten gebrauchten. Und dies geschiehet von ihnen nicht allein in dem Fall, wenn Blutausleerungen unterdrückt worden sind, sondern auch in Entzündungen und Fiebern. Aber im letzten Falle geschiehet es nur dann, wenn das Fieber bereits in Abnahme ist; in der Hektik gebrauchen sie erst lauwarme, dann kältere und endlich ganz kalte Bäder. — Alle ihre Arzeneyen sind kühlend, als Tamarinden, Cassia, Manna u. d. gl. Den Berberissaft wenden sie in

 Durch-

k) Hippocrates de sanitate tuenda Libr. 4.

Durchfällen, Faulfiebern und in der Pest, wie Alpinus selbst gethan, mit Nutzen an; auch machen sie viel aus den so genannten kalt machenden Saamen und aus der Chinawurzel, um fett zu werden. — Sie halten ferner viel auf das Brennen mit Moxa. In Augenschäden, Epilepsien und Schlagflüssen geschiehet es am hintern Theile des Kopfs oder an den Schläfen: — in schwindsüchtigen oder asthmatischen Zufällen an der Brust; bey der Bauchwassersucht unter dem Nabel; bey der Ischiatik an dem schmerzhaften Orte selbst. — Sie erhalten die gebrannte Stelle eine Zeitlang in Eiterung, und erfahren davon oft gute Würkung, wie sich denn Alpinus rühmt, einen schwindsüchtigen asthmatischen Mann, der schon schleichende Fieber hatte, durch dreymaliges Brennen gerettet zu haben. — Man siehet sie auch die Paracenthesin der Brust bey einer Eiterbrust machen.— Den Blasenstein curiren sie oft, ohne Schnitt, glücklich, und haben dazu zwey Methoden, wovon mir die erste unglaublich vorkommen würde, wenn nicht ein so glaubwürdiger Mann, als Alpinus, die Wahrheit als Augenzeuge bestätigte. Sie drücken zuerst den hintern Theil der Urethra und den Blasenhals mit dem Finger fest zu: hierauf blasen sie diesen Canal mit aller Gewalt auf, und verschliessen alsdann auch dessen äussere Oeffnung: sodann fahren sie mit einem Finger in den Mastdarm, und suchen den in der Blase sich befindenden Stein in den Blasenhals zu schieben: nun öffnen sie die äussere Oeffnung der Urethra auf einmal, und die mit Gewalt herausfahrende Luft soll aus dem erweiterten Canal den Stein zugleich mit weg führen: — freylich wird der Stein nicht groß seyn dürfen. — Die andere Methode

ist diese: Sie besitzen Röhren, oder Catheters, aus einer elastischen Materie, von verschiedener Weite. Soll nun ein Stein weggeschafft werden, so wird zuerst die dünnste beygebracht; darnach eine dickere, welche die dünnere umschliesst; dann eine dritte, und wohl gar eine vierte, wobey sie die Urinblase mit Luft aufblasen: wenn nun der Uringang dadurch hinreichend erweitert worden; so ziehen sie solche wieder heraus, saugen die Luft an sich, und durch Hülfe eines Fingers schieben sie auch hier den Stein in die Urinröhre. — Dass auch diese Methode, da die ersten Catheter einige Tage lang in der Röhre sitzen bleiben müssen, um die allmählige Erweiterung zu bewürken, ihre Unbequemlichkeit habe, siehet ein jeder leicht ein. — Was verhindert hier die Incrustation des Catheters, so weit er in der Blase sitzt? — Die Hydrocele curirt man auch in Egypten durch Brennen mit Wolle oder Lino. Joh. Vesling [l]) sahe einen 60jährigen Mann, der durch dies Mittel befreyet wurde. — Einen epidemischen Husten curirte man, wie Thevenot sahe, mit dem Saft von Pomeranzen [m]). Sollte es wahr seyn, dass man in Egypten von dem heissen Sande solche harte Fussohlen bekomme, als die Hufe der Ochsen, und dass man sie ohne Schmerzen mit Eisen beschlagen könne, wie Haller [n]) sagt? Befördern die Muskatennägolein und Galle von Crocodillen die Fruchtbarkeit so sehr, dass ein Mann

l) Pechlini Observationes physico-medicae. Hamburgi 1691.

m) Halleri Bibliotheca pr. T. III.

n) Physiologie 5. Theil, S. 256. Berl. Uebers.

zu Cairo mit acht Weibern deshalb in zehn Jahren 80 Kinder habe zeugen können [o])?

Die Apotheken werden aus Egypten mit Tamarinden, Caſſia, Cardamomum, Opium, Myrrhen, Gummi Ammoniacum, Acacienſaft, der jetzt aber nicht mehr gebräuchlichen Mumie u. d. gl. mehr verſehen. —

Mit dem Tempel der Venus, welcher am meiſten von Kranken, und ſolchen Perſonen, die keine Kinder hatten, beſucht wurde, und die von den Prieſtern, die zugleich Aerzte waren, mit heimlichen Arzeneymitteln verſehen wurden, hatte es vor Zeiten folgende Beſchaffenheit.

Die Kranken bekamen zur Speiſe nichts anders als Brod mit Honig geknetet, und ein Pulver aus Eidexen: man gab ihnen ferner friſche Eyer und Küchlein mit Eidexen gefüttert, denen man Saucen aus wohlriechenden und aromatiſchen Specereyen hinzuſetzte. Ihr Getränke war zur Zeit der Weinleſe Saft der Trauben; zu anderer Zeit bekamen ſie Wein mit Honig, oder auch Meth. — Man machte noch ferner viele abergläubiſche Dinge mit ihnen; als z. B. man hielt Proceſſionen; man drückte geheime Charaktere auf den Leib u. d. gl. m. die aber nur dazu dienten, um die Menſchen in dem Wahn eines wunderbaren Einfluſſes dieſer Göttinn zu erhalten: wichtiger waren die Bäder, in die man die Patienten brachte: das Durchräuchern ihrer Betten mit wohlriechenden Sachen, und die Beluſtigungen, die man ihnen verſchaffte, indem theils Männer und Frauen vor den Fenſtern der Patienten Tänze anſtellten und Lieder ſangen; theils

o) Pauw l. c.

theils auch, weil man ihnen angenehme und erfreuliche Geschichten erzählen oder vorlesen muſste.

Man schrieb die Krankheit und Cur der Patienten in die Register des Tempels, und man las sie bey grosſen Feyerlichkeiten vor p). —

Von Palästina und Syrien.

Ehe wir zur Betrachtung dieser Länder übergehen, wollen wir von den am mittelländischen Meere gelegenen ungesunden Oertern, als von Damiate, ob es gleichwohl zu Egypten gehöret; von Acre; Tyrus; Seide; Antiochien und Alexandrette reden. — Alle diese sind höchst ungesund; feucht, nebelicht, morastig; und zum Theil voller Schutt von alten Ruinen, wo niemals eine gesunde Luft ist; so wie auch unter den Einwohnern grosſe Armuth zu herrschen pflegt. Mariti q) konnte kaum in 12 Tagen alle Ruinen in Tyrus, das jetzt Sur heiſst, besehen. Zu Damiate herrscht r) alle Winter und Frühjahre ein bösartiges Fieber, das auch von diesem Orte seinen Namen hat, und auch wohl Nystham heiſst. Es dauert drey bis vier Tage, und endiget sich mit einer harten schmerzhaften Geschwulst am Arm

 oder

p) Maillet l. c. p. 122.

q) A. a. O.

r) Hasselquist l. c. Cartheuser l. c.

oder Bein. Acre, oder Accri, hat [s]) viel unterirdisches Waffer, und viele Nebel; im Sommer geräth dies von der Hitze in Fäulung, und es breiten fich bösartige Fieber aus, woran Arvieux felbft leiden mufste. Will man hier gefund bleiben; fo [t]) fpeife man mäfsig; man meide die Nachtluft, und gehe des Morgens nicht eher aus, bis die Sonne den Nebel vertrieben hat. — Seidon und Barutho find verdächtige Oerter, denn die Peft kömmt von Tripolis hier oft hin, und gehet über Damaskus nach Aleppo [u]). Auch Alexandrette ift ungefund und hier fehlts auch nicht an der Peft. — Lüdecke. —

Es ift wohl keiner Widerrede ausgefetzt, dafs nicht Paläftina ehemals gefunder als Egypten gewefen fey, wie dies der berühmte Müller [x]) bewiefen hat. Die hier befindlichen Berge; die höhere Lage des Landes, die Flüffe und die Winde mögen hauptfächlich hievon wohl die Urfache feyn. Auf dem Berge Sinai fand de la Valle [y]) Schnee. Winde aus N. W. und S. W. blafen hier ziemlich periodifch; mäfsigen die Hitze und machen das Clima gut [z]). Das kann aber auch, auf der andern Seite, nicht geläugnet werden, dafs Paläftina, bey allen Schätzen der Natur, jetzt das

s) Arvieux im 3ten Bande der Berl. Samml. der Reifen. S. 509.

t) Mariti a. a. O.

u) Ives Reifen nach Indien und Perfien, Leipzig 1774. 2. Theil. S. 464.

x) Mülleri Sched. phyf. med. de Deo legislatore medico, Altorf. 1777.

y) Man fehe oben angef. Reifen, S. 131.

z) Mariti a. a. O. S. 402.

das vorzugsweiſe ſonſt geheiſsene gelobte Land nicht mehr ſey. Ehemals brachten alle ſeine Berge und Thäler die auserleſenſten Früchte und in ſolchem Ueberfluſs hervor, daſs nicht allein die ſehr zahlreiche Judenſchaft hinreichenden Vorrath hatte, ſondern es wurde auch davon im Auslande vieles abgeſetzt. Es iſt auch wahr, noch jetzt giebt es ſehr fruchtbare Gegenden daſelbſt. Galliläa z. B. hat eine überaus angenehme Lage; hat ſehr reiche Gefilde; im November ſiehet man die Wieſen noch mit Blumen geziert, und ſchlängelnde Bäche bewäſſern den Boden [a]). Aber der gröſste Theil von Paläſtina ſiehet jetzt ſehr verwildert aus, und wird von herumſtreifenden Beduinen-Arabern bewohnt, oder vielmehr beunruhigt, weil ſie weder Ackerbau noch Viehzucht treiben. Aber wenn auch ein betriebſameres Volk jetzt hier wohnte; ſo kann doch das Land ſeinen alten Flor nicht wieder erhalten, und zwar wegen Mangel der Bewäſſerung. Alle die Flüſſe, deren in der heil. Schrift Meldung geſchiehet, ſind bis auf den Jordan eingetrocknet. Da iſt kein [b]) Fluſs Siloa mehr; kein Bach Kidron, und kein Brunnen Salomons; es giebt faſt nur Berge und Wüſten. Auch der Jordan, welcher jährlich aus ſeinem Ufer trat, und zum Beweiſe diente, daſs Gott alle Dinge mit Weisheit gemacht habe, und die ganze Zeit der Erndte die Felder erfüllte [c]), thut dies, nach Maundrells [d]) Verſicherung, jetzt nicht mehr. Die Früh - und Spatregen kommen ſelten, weil der Wind

a) Mariti a. a. O. S. 317.

b) Joh. Kortes Reize naar Paläſtina. Harlem 1786.

c) Jeſus Sirach, Cap. 24.

d) Bachine 1. B. S. 142.

Wind ſo häufig aus Egypten kömmt, indeſs fällt doch des Nachts Thau, und der erſetzt deſſen Mangel [e]. Die Hitze dieſes Landes würde überall ſehr groſs und faſt unerträglich ſeyn, wenn ſie nicht durch die Winde gemäſsigt würde: indeſs haben davon einige Gegenden, als z. B. Jericho, keinen Nutzen, weil hier der Südwind faſt unerträglich heiſs iſt [f]). Was die Lebensweiſe der hieſigen Einwohner anbetrift; ſo iſt die Nahrung ſchlecht, und beſtehet aus vielen Fiſchen. Dies verurſacht in einem ſo heiſsen Lande ungeſunde Säfte. So ſahe Haſſelquiſt [g]) zu Bethlehem ein Kloſter, worin viele Mönche am Scorbut litten. Maundrell [h]) ſahe zu Sichem viele Menſchen ausſätzig und mit geſchwollenen Füſsen beſchweret. Es beſtätigt ſich alſo, daſs die nemliche Krankheit, worüber die Geſetze Moſis einen Ausſpruch thaten, nach einigen tauſend Jahren noch vorhanden ſey [i]), und nach den nemlichen Kennzeichen, die Moſes anführt, werden die verſchiedenen Arten derſelben, indem immer eine verdächtiger iſt als die andere, gehörig unterſchieden. Der Bohack z. B. iſt weder erblich noch anſteckend, und die damit Befallenen wurden auch, nach Moſaiſchen Geſetzen, nicht für unrein gehalten. Nach Niebuhrs Beſchreibung beſtehet er in weiſsen Flecken auf der Haut, welche nur ſchwach ſind und blaſs ausſehen, und, nach Forsköls Ausſage, keinen Glanz haben [k]). Der Man-

e) Mariti a. a. O. S. 570.
f) Mariti S. 402.
g) A. a. O.
h) Thiery a. a. O. S. 30.
i) Ritter Michaelis Moſaiſches Recht, 4. B. S. 246.
k) A. a. O. S. 257.

Mangel an Leinwand, das seltene Wechseln der Kleider, und daſs sie meiſt aus Wolle ſind, trägt zu allen Hautkrankheiten hier zu Lande vieles bey [l]). — Von den übrigen Arten des Ausſatzes will ich an einem andern Orte reden. —

Von Syrien und Diarbeck haben wir bereits oben angemerkt, daſs es gemäſsigte und daher auch ſehr geſunde Länder ſind. Die mit Schnee bedeckten nahe gelegenen Berge; die höhere Lage des Landes ſelbſt; die vielen ſchönen Flüſſe; die trocknen N. und N. O., wie auch die feuchten S. W. Winde machen es kalt [m]). Man hat daher im Winter zu Antiochien, Aleppo und Damas verſchiedene Wochen hindurch Eis und Schnee. Die Luft iſt in einigen Gegenden voller Salpeterartigen Theile. In der Stadt Hella [n]) z. B. am Euphrat zwiſchen Bagdad und Baſſora findet man an den Wänden der Häuſer den Salpeter in ſolcher Menge, daſs jedes Haus leicht 20 Pfund jährlich liefern könnte. Bekleidet man ſich hier mit einem gewiſſen blauen baumwollenen Zeuge, und ſchwitzt alsdenn ſtark; ſo findet man nachher das getrocknete Zeug weiſs und mit Salzkryſtallen bedeckt. — Dieſe Salpeterdünſte kälten gewiſs auch. Grainger [o]) fand das Thermometer zu Bagdad in Aſſyrien würklich einigemal niedriger als zu Paris. So hatte es zum Beyſpiel 1737 den 31ſten Jänner zu Paris noch um $1\frac{1}{4}$ Grad über 0 nach Reaumür geſtan-

l) A. a. O. S. 235.

m) Volney a. a. O.

n) Lichtenbergs phyſikaliſches Magazin, 3. B. 2. St. S. 153.

o) Memoires de l'Academie royale de Paris. 1737.

ſtanden, während dem es zu Bagdad 4 Grade unter o ſtand. Einige Oerter, beſonders in der Nachbarſchaft des Meeres, ſind gemeiniglich voller feuchter Dünſte, und dieſe hindern, wegen der damit geſättigten Luft, die Ausdünſtung ſehr. Dies findet z. B. zu Jaffa ſtatt, wo man zwar viel ſchwitzt, aber wenig ausdünſtet; da hergegen zu Ramle, das drey Meilen vom Meere entfernt iſt, ſchon das Gegentheil bemerkt wird p). — Ein ſo gemäſsigtes Land wird auch geſunde Bewohner haben, zumal da es viele Bergbewohner unter ihnen giebt. Dies ſind die Druſen auf dem Antilibanon; ſie ſind ſtark, geſund, und wiſſen weder von Aerzten noch Arzeneymitteln etwas q). — Auch kömmt die Peſt ſelten nach Syrien, obgleich oft nach Aleppo. Als Volney r) in Syrien war, hatte man in 25 Jahren davon keine Spuren gehabt. Man treibt hier wenig Handel mit Conſtantinopel, und kömmt ſie ja von Damiate nach Seide; ſo breitet ſie ſich dennoch nicht aus. — Auch dies wird von andern beſtätigt. Mariti s) ſagt: die Peſt iſt eigentlich in Syrien nicht zu Hauſe, und wird gemeiniglich von Alexandrien oder Cairo hierhin gebracht. Im Jahre 1760 hatte man zu Acre in 30 Jahren ſie nicht verſpürt; aber nun befürchtete man ſie, weil Erdbeben, die da gemeiniglich die Vorboten davon ſind, vorhergegangen waren. Es pflegt auch hier dies Uebel im Winter anzufangen, und um Johanni hört es auf. — Hier verſchlieſsen ſich auch die vornehmen Mahomedaner

p) Volney a. a. O.

q) Arvieux a. a. O.

r) A. a. O. S. 200.

s) A. a. O. S. 199.

ner und kehren sich nicht daran, dafs der Mufti es übel nimmt. Also vertreibt auch hier die Hitze diese Seuche. — Ganz anders soll es, nach diesem Verfasser, damit zu Aleppo stehen. Hier vermag dies die Hitze nicht; sondern hier mufs die Pest durch die Kälte des Winters vertrieben werden. Aber dies stimmt mit demjenigen schlecht überein, was so wohl Russel [t]) als Ives [u]) davon sagen. Die Hitze begünstigt, dies sind Russels Worte, den Fortgang der Pest so wenig, dafs sie vielmehr im Julius, wo das Fahr. Thermometer auf 101 Grad stehet, aufhört. — Und Ives sagt: im Winter macht hier die Pest so wenig Fortschritte, dafs sich die Europäer nicht einmal verschliefsen; im Frühjahr nimmt sie zu, im Julius hat sie ihre gröfste Höhe erreicht, aber im August hört sie allemal auf. Indefs, setzt er hinzu, hat man doch auch wohl Beyspiele, dafs sie ganzer anderthalb Jahre angehalten. Die Alepinen sehen der Seuche alle zehn Jahre entgegen, und sie kömmt gemeiniglich von Smyrna. —

Da die Luft in dem gröfsten Theil von Syrien ziemlich kühl ist; so ist auch die Venusseuche, wie schon oben angemerkt worden, hier schlimmer als in Egypten [x]).

Die Nahrungsmittel bestehen hier aus vielen rohen und schwer verdaulichen Früchten, die roh genossen werden; aus Oliven, saurer Milch, Honig, Käse [y]) u. d. gl. Hieraus entstehen Unverdau-

t) Russels nat. Beschryving van Aleppo. Leyd. 1762.

u) A. a. O. 2ter B. S. 464.

x) Volney a. a. O.

y) Russel, Volney a. a. O.

daulichkeit, Ekel, galligtes Erbrechen, Durchfälle, Wechſel- und entzündliche Fieber. — Zu Aleppo z) graſſiren beſonders häufig die Ruhren; die Catarrhen; Bruſt- und Halsentzündungen. — Kinder werden häufig, bey der Hitze, von Ruhren befallen, und weggerafft. Im Auguſt und September ſind die Augenentzündungen ſo gemein, daſs faſt der ſechſte Theil der Stadt davon angegriffen wird. — Die Europäer, die jene ſchädliche und unverdauliche Sachen meiden, dabey gemeiniglich höher wohnen, und eine reinere Luft genieſsen, bleiben meiſtens verſchont. — Die hier gewöhnlichſten und gefährlichſten Fieber ſind die Hemitritae, und dieſe kommen mit denen, die Cleghorn in Minorka beſchrieben hat, am meiſten überein. Sonſt aber kann man von den Fiebern hier anmerken, daſs die critiſchen Tage den Hippocratiſchen Vorausſagungen beſſer als in England entſprechen. Da aber dieſe Krankheiten oft ſchlecht behandelt werden, ſo bleiben Verſtopfungen in den Eingeweiden nach, wozu auch die türkiſche Unthätigkeit; das viele Sitzen; das ſtarke Schnüren mit Gürteln vieles beytragen. Der Scorbut iſt in Aleppo ſehr gemein; viele haben verdorbenes Zahnfleiſch; Waſſerſucht, Verluſt des Gedächtniſſes und frühes Alter, ſind Folgen von dem häufigen Genuſs des Opiums: — Schwindſucht iſt hier immer tödtlich. Brüche, Würmer und Bandwürmer ſind gemeine Uebel: — der Ausſatz iſt in ganz Syrien von der Beſchaffenheit, wie in Paläſtina. Kommt eine mit dem Ausſatze behaftete Chriſtinn nieder; ſo nehmen andere das Kind zu ſich, und bringen es zu einer geſunden Frau, die es

z) Ruſſel l. c.

es ftillen mufs: bleibt es drey Monate lang vom Ausfatze frey; fo bringt man es in die Stadt, und erziehet es: kömmt aber der Ausfatz binnen diefer Zeit; fo bringt man es der Mutter wieder [a]). — Die Beule von Aleppo beftehet in einigen rothen etwas erhabenen Hautflecken, worauf eine unangenehme tiefe Narbe, die nie vergeht, folgt, welche das Merkmal von Aleppo heifst. Man findet diefes Uebel häufig beym Frauenzimmer im Geficht; es pflegt ein halbes Jahr anzuhalten, und kömmt nachher nie wieder. Faft die meiften Menfchen, und felbft Kinder, leiden daran [b]); ja es find Katzen und Hunde nicht frey davon [c]). Gemeiniglich geht vor dem Ausfchlag ein 24ftündiges Fieber vorher. — Die Eiterung, fo dabey zugegen ift, und wohl ein Jahr anhält, thut gute Dienfte, und vertritt die Stelle eines Fontanells [d]). —

In allen Strafsen von Aleppo laufen eine Menge Hunde herum, die keinen Herrn haben, und nichts als Verwefstes freffen: dazu fehlt's in dem heifsen Wetter noch an Waffer, und dennoch weifs man hier von Tollheit der Hunde nichts, ob man gleichwohl fo etwas unter den Wölfen verfpürt [e]). — Mit diefer Nachricht ftimmt auch dasjenige genau überein, was Saury nicht allein von Moful, der Hauptftadt in Diarbeck, fon-

a) Niebuhr a. a. O. S. 137.

b) Haffelquift l. c. Cartheufer l. c.

c) Camper Beantwortung der batavifchen Gefellfchaft. Cleve 1786. S. 23.

d) Peyffonells Zufätze zu Totts Reifen a. a. O. S. 143.

e) Ruffel a. a. O.

ſondern auch von ganz Syrien ſagt. Es regnet auf der ganzen ſyriſchen Küſte und in Moſul ſelten; oft iſt es Monate lang ganz dürre und kein Waſſer auf dem Lande zu finden. — Die unzählbaren Hunde, die keinen Herrn haben, müſſen blos von Aas und umgefallenen Kameelen leben: dennoch hört man hier faſt nie, daſs ein Hund toll geworden *f*). — In ganz Syrien legen die Weiber keine Schnürleiber an: und Ruſſel leitet die leichten Geburten von dem wenigen Zwang, den ſie ihrem Körper anthun, her. — Die Kinder werden bis ins dritte und vierte Jahr geſtillt. — Die Beſchneidung iſt in Egypten, Paläſtina und Syrien annoch gebräuchlich, und ſcheinet, aus phyſicaliſchen Gründen, in dieſen heiſsen Ländern unentbehrlich zu ſeyn. Ein Arzt zu Aleppo verſicherte Niebuhrn *g*), daſs ſich in den heiſsen Ländern mehrere Feuchtigkeit zwiſchen der Vorhaut und der Eichel abſondere, als in kältern Ländern; beſonders geſchiehet dies bey denen häufig, die ſich nicht reinlich halten, noch die Theile fleiſsig waſchen. Selbſt ein Freund Niebuhrs, der ſich in dieſem Lande nur nach europäiſcher Weiſe rein gehalten hatte, bekam in der Folge eine Beule an der Eichel, welches nicht ſo leicht zu befürchten geweſen wäre, wenn er beſchnitten geweſen. Nachher wuſch er dieſe Theile fleiſsiger, und nun vergieng auch das Uebel. Man ſiehet alſo hieraus, fährt Niebuhr fort, daſs das Waſchen des ganzen Körpers, und beſonders der heimlichen Theile, in

f) Sammlung auserleſener Abhandl. für prakt. Aerzte, 17. B. S. 492.

g) Niebuhrs Reiſen, im 18. Bande der Sammlung der beſten und neueſten Reiſen. Berlin 1778. S. 153.

in den heifsen Ländern ganz nothwendig ſey, und vielleicht haben die Stifter der Religionen, der Juden; Mahomedaner; der Geber; der Heiden in Indien ſie deshalb befohlen. Ein Beſchnittener kann ſich mit weniger Mühe waſchen, beſonders wenn er, wie die Mahomedaner, dazu nur eine Hand gebrauchen darf. Der wahre Nutzen der Beſchneidung iſt aber wohl der, daſs viele Männer dadurch zum Beyſchlaf tüchtig werden. — Was der Zuſtand der Medicin anbetrift; ſo iſt er nicht der beſte. Sie beſitzen indeſs die Schriften des Ebenſina, Dioscorides und einiger anderer Aerzte; haben aber von allen ſchlechte Ausgaben. Auch hier ſtecken die Menſchen voller Einbildung, und glauben allerley Krankheiten zu fühlen, die doch nur aus ihrem verdorbenen Magen und verkehrten Einbildungskraft ihren Urſprung nehmen: — der Arzt ſoll alles aus dem Pulſe beurtheilen. — Jemand glaubte einen Klumpen im Halſe zu fühlen: Haſſelquiſt gab ein Vomitiv: in die weggebrochene Maſſe ſteckte er heimlich ein Ey — damit war der Hypochondriſt zufrieden, und er war von nun an curirt. — Auf ihre Belohnung kann man nicht groſs rechnen.

Muſelem, ein vornehmer Türke zu Magneſia, der nicht weniger als 16 Weiber hatte, fühlte ſich ſchwach. — Sein Arzt — Haſſelquiſt, ſahe demnach wohl die Urſache davon ein, er wagte es aber nicht, ſie zu entdecken: er gab Arzeneyen; der Patient beſſerte ſich. — Die ganze Belohnung beſtand nur in der Erlaubniſs, in der Gegend von Magneſia ungehindert herum gehen zu dürfen. Und nun, wenn der Arzt unglücklich iſt: — ſo wird er zu Aleppo, nach Thevenots Bericht,

 öffent-

öffentlich gestraft [h]). Eben so ist es auch, nach Howel [i]), zu Mosul beschaffen. Ein Missionarius, der hier die Medicin trieb, aber vielleicht auch nicht viel davon verstand, hatte das Unglück, den Gouverneur, dem er Arzeneyen gegeben hatte, zu verlieren. Dies kostete nun auch dem armen Missionarius das Leben. — In Syrien halten sich auch viele und mächtige Horden Araber auf, die sich bis zum Berge Libanon erstrecken. Die meisten wohnen ohnweit Balbeck und Palmyra. Dieser letzte Ort hat, wie Brüce [k]) meldet, einen festen Boden; schöne Lage; schöne Gärten und herrliches Obst. Von der Pest aber meldet er nichts. —

Von Arabien.

Ob gleich Arabien sich weiter, als bis zum Wendekreiss und so gar bis zum 12ten Grad der Breite erstreckt; so kann man doch, wegen Aehnlichkeit in der Lebensart der Einwohner, dies Land nicht trennen. — Ich werde daher hier im Allgemeinen von Arabien reden, unten wird aber von dem südlichen Theile mehreres vorkommen. —

Arabien ist unter dem Namen des steinigten, wüsten und glücklichen am bekanntesten. Es hat in einigen Gegenden sehr hohe Gebürge; in andern schreckliche sandige Wüsten, und nur in den wenig-

h) Halleri Bibliotheca pract. Tom. III. p. 179.

i) Tagebuch a. a. O.

k) A. a. O. 1. Theil. S. 54.

wenigften, als in der Provinz Jemen, befonders zu Sannah, fruchtbare Felder. Reifet man nach den Herbsttagen durch die Wüften; fo follte man hier eine herrliche Gegend vermuthen. Denn zu diefer Zeit fcheint fie einer Wiefe gleich, die mit Blumen von aller Art überfäet ift. Aber diefe Herrlichkeit ift von kurzer Dauer; bald folgt eine verfengende Hitze und Dürre. Kleine Seen giebt's hier nur felten, und Regen find hier ebenfalls, befonders zu Moful, Baffora, wenn wir diefe aufser Arabien, jedoch unter diefer Breite gelegenen Städte hierhin rechnen wollen, und an andern Orten, die nahe diffeits des Wendecirkels liegen, fehr fparfam: und da auf den Bergen auch nur geringer Regen fallt; fo mufs dies Land von Flüffen fehr entblöfst feyn. Da aber ein grofser Theil von Arabien zwifchen dem Wendecirkel liegt; fo treffen auch hier die periodifchen Regen, die in diefem Erdftriche gewöhnlich find, obgleich zu verfchiedenen Zeiten, ein. In der Provinz Jemen regnet es von der Mitte des Junius bis im September; zu Moskat vom November bis Februar [l]). — Nirgends kann es aber dürrer und trockner feyn, als in den Wüften, befonders wenn der Nordweftwind regiert, welcher von dem Zurückprallen des Sandes eine aufserordentliche Hitze bekömmt; fo wie felbft im Winter der Südweftwind aus der nemlichen Urfache noch unerträglicher wird. — Die Haut wird davon kraufs, und die Schweifslöcher werden davon fo fehr verengert, dafs unmöglich ein Schweifs ausbrechen kann. — Um dies zu verhindern, mufs man fich dick kleiden, und felbft unfere Winterkleider würden nicht zureichen.

l) Niebuhrs Befchreibung von Arabien, 1772.

chen m). — So unbequem auch immer dieser Wind ist; so ist er doch nicht tödtlich, wie der Samiel oder Smun n), welcher mit dem Kampsis in Egypten übereinkommt, und auch zu gewissen Zeiten in Arabien bemerkt wird.

Dieser Samiel ist, sagt Niebuhr, die Seuche, die am Mittage schleicht: — man erkennet ihn an seinem schwefeligten Geruch. — Er kömmt zu Mekka aus Osten; zu Bagdad aus Westen; zu Bassora aus Nordwesten; zu Surate aus Norden, und zu Kairo aus Südwesten. Wenn man seine Ankunft merkt, muss man sich gleich zur Erde werfen, oder man ist verloren, welches ein französischer Chirurgus, der stehen bleiben wollte, mit seinem Leben bezahlen musste. Denen, die davon erstickt sind, fliesset das Blut aus Nase und Ohr; der Körper bleibt lange warm, schwillt auf, und wird blau und grün; ziehet man einen Theil des Körpers an, so löset er sich gleich ab. — Der oben beschriebene Nordwestwind, der Holz und Eisen so sehr erhitzt, als wenn es an der Sonne gelegen hätte, und der auch das Wasser in gläsernen und metallenen Gefäsen ganz erwärmt, hat die besondere Eigenschaft an sich, dass er Wasser in steinernen, hölzernen oder andern lockern Gefäsen ganz abkühlet. Jemand, der sich in einem hölzernen Gefäs badete, verfiel darüber in ein Fieber. — Man hat aber auch in einigen Gegenden feuchte Winde. Dies findet mit dem Südost zu Bassora statt. —

Uebri-

m) Pages Reise um die Welt. Fr. und Leipz. 1786.
n) Niebuhr a. a. O.

Uebrigens ist gemeiniglich der Himmel in Arabien klar und unbewölkt; mithin die Luft sehr rein. — Was die Wärme in diesem ausgestreckten Reiche anbetrift; so ist diese sehr verschieden. Auf den Bergen ist es gemeiniglich kalt; in den Thälern aber heiss; die Tage sind auch gemeiniglich sehr warm; aber die Nächte kalt; — besonders fällt alsdenn vieler Thau, der in einigen Gegenden, z. B. zu Bassora, der benachbarten Sümpfe wegen, schädlich ist. Die Araber bedecken des Nachts, des Thaues wegen, das Gesicht mit einem Tuche. Es giebt aber auch Oerter, wo der Thau keine schlimme Eigenschaft hat, wie z. B. zu Merdin, wo man dreiste die Nacht unter freyem Himmel schlafend zubringen kann. — In den nördlichen Gegenden, wie wir oben hörten, ist die Hitze, die Wintermonate über, sehr gering; ja in Bagdad friert und schneiet es so gar. Selbst zu Jemen, welches doch zwischen dem Wendecirkel liegt, ist gemeiniglich die Hitze nur 85 Grad des Fahr. Therm. Zu Tehama ist es aber schon heisser; gemeiniglich 98 Grad, und zu Loheja ist es im Winter so heiss, als des Sommers in den Nordländern. Zu Sana endlich friert es wohl gar Eis; — die Ursache hiervon ist, weil der Ort zwischen Gebürgen liegt. Daher hat dieser Ort nicht allein eine fruchtbare Gegend, sondern auch eine gemässigte Witterung *), die ganz von derjenigen verschieden ist, die man in den Wüsten findet, wo gemeiniglich die Hitze 96 Grad erreicht.

Man siehet also, welchen Gefahren ein Reisender durch die Wüste ausgesetzt ist. Wird er nicht

*) Rookes Reisen nach der Küste des glücklichen Arabiens. Leipz. 1787.

von der Hitze verbrannt, so läuft er Gefahr vor Durst zu sterben, oder vom Winde ersticket zu werden. — Gegen den Durst bleibt kein anderes Mittel übrig, als ein Cameel zu schlachten, und aus dessen Magen das Wasser zu nehmen, welches sich darin viele Tage lang rein und klar erhält: — um kaltes Wasser zu bekommen, braucht man es nur in ein Gefäss zu thun, das aus einer sehr porösen Materie bestehet, und solches dem brennenden Winde entgegen zu setzen, damit er es durchdringe. — Die Kleidungen der Araber sind zwar meistentheils warm, aber den Kopf tragen sie bloss, und daher leiden die in Egypten wohnenden Araber auch nicht leicht an Augenkrankheiten [p]). — Die meisten Araber ziehen von einem Orte zum andern, und führen ein nomadisches Leben. — Dies sind die Beduinen-Araber, die keinen Ackerbau treiben, aber auf die Vieh- besonders Pferdezucht sich aufs beste legen. — Diese Völker [q]) gewöhnen sich von Jugend auf an, Hitze und Kälte zu ertragen; hart zu schlafen, und alle Unbequemlichkeiten auszustehen; sie leben sehr mäfsig, und trinken selten; sie sind mager, starkknochigt, von kalter melancholischer Natur. — Da sie arm am Wasser, an Früchten, und fast an allen Lebensmitteln sind; so müssen sie oft ihr Leben elend zubringen, und sich mit Hunger quälen.

Es wird uns unbegreiflich scheinen, sagt Volney, aber es ist nichts desto weniger wahr, dass die Kost der meisten unter ihnen täglich gewöhnlich nicht mehr als sechs Unzen am Gewicht beträgt.

p) Volney a. a. O.

q) Rosenmüller von den Beduinen-Arabern.

trägt. Sechs oder sieben Datteln in zerlassene Butter getaucht; ein wenig süsse oder geronnene Milch reichen hin, den Magen eines Mannes auf einen Tag zu befriedigen. Fleisch essen sie nur an den grössten Festtagen. Der unaufhörliche Mangel nöthiget viele zu den schlechtesten Nahrungsmitteln, und hiervon kömmt ihre Gewohnheit, Heuschrecken, Ratzen und dergl. zu verzehren. Die Leibesconstitution derjenigen Araber, die solche schlechte Speisen geniessen, ist zart, ihr Körper klein und mager; sie sind mehr hurtig und leicht, als stark und kraftvoll. Es ist merkwürdig, dass alle ihre Excremente, selbst der Schweiss, sehr unbedeutend sind. Ihr Blut hat keine scharfen Theile, und sie geniessen bey reiner Luft eine gute Gesundheit. — Diejenige Art Heuschrecken, welche die Araber geniessen, sind nach Niebuhrs [r]) Versicherung, keinesweges ungesund; man dörret oder bratet sie entweder im Ofen, oder man kocht sie mit Salz. Es giebt aber auch eine andere Art Heuschrecken, die Dübbe heisst, welche schädlich ist, und Durchlauf und Reissen im Leibe verursachet. — Das Brod, welches die gemeinen Araber essen, wird aus Durra, d. i. kleinem Mais, gemacht, oder man macht auch aus Hirse schlechte Kuchen, die statt Brods gegessen werden. — Auch die reichern Araber sind in Speisen sehr mässig, sie geniessen selten mehr, als Hirse, Milch und Butter; auch geniessen sie viel Pilau, d. i. gekochten Reiss. — Von Fleisch machen sie nicht viel: — nach der Mahlzeit trinken sie Wasser; Wein erlaubt die Religion nicht, indess giebt es doch viele unter ihnen, die heimlich geistige

r) Beschreibung v. Arab. S. 171.

ſtige Sachen nehmen. — Kaffee iſt das angenehmſte Getränke für den Araber, aber ſie mahlen ihn nicht, ſondern er wird zerſtoſsen, und ohne Milch und Zucker gebraucht. Zu Jemen nimmt man auch nicht die Bohnen dazu, ſondern aus den Schalen wird ein Trank gemacht, und man hält ihn für geſünder. Dasjenige Manna, welches den Iſraeliten zur Speiſe diente, ſoll man, den Niebuhrſchen Nachrichten zufolge, an welchen aber doch einige etwas auszuſetzen haben, noch jetzt auf einem ſtacheligten Strauche in der Wüſte Sinai finden: — es wird von den Arabern anſtatt des Zuckers gebraucht; — und dieſer Umſtand läſst mich vermuthen, daſs dies nicht das Iſraelitiſche Manna ſey. Kein Volk kann reinlicher als die Araber ſeyn [s]); nach jeder genoſſenen Speiſe wird der Mund mit Waſſer ausgeſpület, und mit Waſchen und Baden wird eine nicht geringe Zeit des Tages zugebracht. — Im ſüdlichen Theile von Arabien hält man viel vom Salben mit Oel, weil dadurch der Körper ſoll geſtärkt werden.

Man kann ihnen Faulheit und Trägheit nicht nachſagen: aber der Hitze wegen ruhet man in den Sommermonaten von 11 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittages. — So wie faſt alle Völker etwas Berauſchendes haben; ſo beſitzen auch die Araber ein ſolches Mittel, den Taumel zu verurſachen. Dies ſind Hanfblätter, Haſchiſch genannt, welches geraucht eine Benebelung verurſachet, und wie Opium, das ſie nicht viel gebrauchen, würkt: — es ſoll dies Mittel auch den Beyſchlaf befördern. — Meines Wiſſens iſt das Branteweintrinken in Arabien eben nicht gebräuchlich:

s) Niebuhr a. a. O.

lich: indeſs ſollen ſie doch die Erfinder davon ſeyn, und Raymund Lullius t) ſoll dieſe Kunſt am Ende des 13ten Jahrhunderts von ihnen gelernt, und den Spiritus zuerſt Aquavit genannt haben. Zur Geilheit ſind die Araber ſehr aufgelegt. Niebuhr ſahe zu Mekka einen 80jährigen, unverheyratheten Greiſs, der 88 Sclavenmädchens um ihre Unſchuld gebracht hatte, und nun entkräftet jede Kunſt der Aerzte, gegen einen hohen Preiſs, aufforderte, um ihn noch zum 89. male tüchtig zu machen. — Bernier u) ſahe zu Jemen das königliche Serail, das aus 700 Frauen beſtand, und dennoch nahm ſich der 87jährige geile Mann noch ein 18jähriges Mädchen zur Frau. — Die Verheyrathung geſchiehet hier früh: man hat Mütter von 13 Jahren geſehen. — Da ſie nun das Venuswerk ſo früh treiben, ſich viele Weiber halten, wovon jede, nach den Geſetzen, wöchentlich einen Beyſchlaf fordern kann; ſo findet man Mannsperſonen oft ſchon im 30ſten Jahre unvermögend, die eheliche Pflicht zu leiſten: man hat daraus die Folge ziehen wollen, daſs mehrere Mädchen als Knaben in dieſem Lande gebohren würden: aber nach Niebuhrs Tabellen findet man die Bemerkung nicht richtig. — Laſſen wir aber über dieſen Punkt einmal Brüce x), der doch auch vieles geſehen und bemerket hat, ſprechen. Er ſagt: in Meſopotamien, Syrien, Armenien, von Moſul bis Aleppo iſt das Verhältniſs der Mädchen zu

t) Leidenfroſt, m. ſ. das 44ſte Heft des Schlözerſchen Briefw.

u) Allgemeine Hiſt. d. Reiſ. 11. Band. S. 304.

x) A. a. O. 1. Theil. S. 332.

zu den Knaben, wie zwey zu eins. Von Laodicea oder der ſyriſchen Küſte bis nach Sidon, wie 2¾ zu eins. In Paläſtina, in der Landſchaft Horam, in der Landenge von Suez und in den Gegenden vom Delta iſt das Verhältniſs etwas weniger, als drey zu eins; aber von Suez bis zur Meerenge von Babelmandel kann man dreiſte vier Weiber gegen eine Mannsperſon rechnen; dieſe Proportion bleibt auch bis an der Linie und noch 30° jenſeits. Brüce beſtätiget dieſes durch Beyſpiele. — Daſs in Arabien der Beyſchlaf in der Monatszeit ſo ſehr ſchädlich ſey, widerlegte aus Erfahrung ein Europäer dem mehr gerühmten Niebuhr.

Das Clima und das melancholiſche Temperament der Araber treibt ſie oft an, ſich lange, ohne etwas zu genieſsen, an einem dunkeln Ort einzuſchlieſsen; einige kleine Gebete ſo lange mit einer ſtarken Stimme herzuſagen, und ſo oft zu wiederholen, bis ſie in eine Ohnmacht verfallen. Wenn ſie ſich wieder erholen; ſo geben ſie nicht allein vor, eine Menge Geiſter, ſondern Gott und den Teufel geſehen zu haben [y]). —

Die nomadiſche Lebensart; der freye Genuſs der heitern und reinen Luft; ihre Mäſsigkeit in Speiſen und Getränken, beſonders der ſeltene Genuſs der Fleiſchſpeiſen, erhält die Menſchen hier geſund; und jeder Fremde, dem ſeine Geſundheit lieb iſt, hat nicht allein alles dieſes wohl zu beobachten, ſondern er muſs ihnen auch darin nachahmen, ſo wie es überall in der Welt die Erfahrung rechtfertiget, daſs man am beſten thue, wenn man ſich

y) Niebuhr a. a. O. S. 122.

ſich in ſeinem Betragen und in ſeiner Lebensart nach den Sitten, Gebräuchen und Nahrungsmitteln der Landeseinwohner richtet. In dieſem Falle können auch Ausländer ſich in jedem Clima, und beſonders in einem heiſsen Clima, eine gute Geſundheit verſprechen. — Niebuhr that dies, nachdem er durch Erfahrung von dem Nutzen dieſer Regel war überzeugt worden: auch er mied des Mittags die Sonnenhitze ſo ſehr, als die Kälte der Nacht; er kleidete ſich nach arabiſcher Art, und genoſs wenig Fleiſch, deſto mehr Gemüſe, und alles dies hatte auf ihn den beſten Erfolg. — Er beklagte es nachher ſehr, daſs ſeine Reiſegeſellſchaft nicht gleich anfangs eine ſolche Lebensart geführt hätte, die ihr Verſehen mit dem Tode haben bezahlen müſſen [z]).

Die Beduinen-Araber ſind ſo ſehr an die freye Luft gewöhnt, daſs ſie Ueblichkeit befällt, wenn ſie die ſtädtiſchen Wohnungen betreten. — Doch es giebt der Städte eben nicht viel in Arabien, und einige ſind auch würklich ungeſund. Zu Baſſora z. B. welches zwar eine groſse, aber elend gebauete Stadt iſt, verurſachen die übel angelegten Abtritte, bey der dortigen Hitze, einen unerträglichen Geſtank, und viele Menſchen leiden davon an Zahnſchmerzen. Morabat, welches an den Grenzen des glücklichen Arabiens liegt, iſt ſchlecht wegen Mangel des Waſſers, und wird unſicher, wegen der Buduhs oder wilden Araber; eben ſo iſt es zu Corey beſchaffen, welches am Zuſammenfluſs des Tigris und Euphrats gelegen iſt, wo der Garten Eden ehemals gelegen haben ſoll. Raubſüchtige

z) Man ſehe die Vorrede von der Beſchreib. v. Arab.

füchtige Araber machen es hier unsicher. — Schön und gesund sind Mekka, Mokko und Sannah [a]). —

Die warmen Bäder und das dabey übliche Reiben, Dehnen und Kneten der Glieder, welches man hier Schampuen nennt, geschiehet auch hier, wie im ganzen Orient. — Nichts ist dem Araber mehr zuwider, als Schmutz; diesen entfernen sie nicht allein sorgfältig von ihren Nägeln, Haaren und andern Theilen des Körpers; sondern das weibliche Geschlecht darf während seiner periodischen Reinigung nicht einmal das Gebet verrichten. Die Beschneidung ist hier nicht allein unter den Mannspersonen gemein, sondern es werden auch zu Mocha die Mädchen im zehnten Jahre beschnitten. — Die Zahl der Krankheiten ist hier sehr geringe. Die vornehmste ist der Aussatz, von dem man, nach Niebuhr, drey Arten zählt. Die geringste ist der Bohack, von dem schon oben Erwähnung geschehen. Die zweyte Art, welche Barras heisst, unterscheidet sich dadurch von dem Bohack, dass er sich über den ganzen Körper erstreckt, und dass die Haare, welche im Bohack schwarz bleiben, hier weiss werden. Die dritte ist die schlimmste Art, und heisst Lepra oder Elephantiasis. — Anfangs [b]) kündiget sich dies Uebel an durch rothe oder weisse Flecken, die sich entweder in eine blasse oder bleiche Farbe verändern, und die allerhand Oerter des Körpers, am liebsten aber doch die mit Haaren bewachsenen Stellen, als den Kopf, unter den Armen, am hintern

a) Rookes a. a. O. S. 52.

b) God. W. Schilling Diss. de Lepra. Traject. ad Rhen. 1769.

tern und untern Theile des Afters, einnehmen; ſie ſind oft ſehr klein, von der Gröſse eines Pfennings, und nehmen zuweilen in Jahresfriſt, wenn ſich der Patient an eine gute Diät hält, nicht um eine Linie zu. — Daher es nicht leicht iſt, die Krankheit zu erkennen und zu unterſcheiden, ob es der wahre Ausſatz ſey oder nicht. Das ſicherſte Merkzeichen aber davon iſt der Mangel des Gefühls in dieſem Fleck. Man kann mit Nadeln bis auf den Knochen, ohne Schmerz zu verurſachen, ſtechen, oder auch mit Feuer den Ort brennen, wobey der Patient nichts empfindet. — So bald aber die Ohrlappen, das Ohr, die Naſe, das Geſicht und mehrere Theile, als Finger und Zähen zu geſchwellen, die Farbe zu ändern, in Eyterung und böſe Geſchwüre überzugehen anfangen; ſo iſt kein Zweifel, des Ausſatzes wegen, mehr vorhanden. Schwellen die Füſse, und nehmen ſie das Anſehen von einem Elephantenfuſs an; ſo wird's die Elephantiaſis genannt. — Das heiſse Clima; die Nothwendigkeit, oft ſchlechtes Waſſer zu trinken; ſchlechte Nahrungsmittel; Müſſiggang und angeerbte Diſpoſition ſind in dieſem Lande davon die Urſache. — Noch mehr wird aber die Ausbreitung dieſes Uebels dadurch befördert, daſs Ausſätzige unter einander heyrathen [c]); — ob man gleich jetzt gewohnt iſt, die damit Befallenen von der menſchlichen Geſellſchaft abzuſondern. — Unter die vielen Mittel, die man gegen dieſes Uebel verſucht hat, gehört auch die Caſtration, wodurch die Araber das Uebel zu heilen ſuchten [d]). —

Eine

c) Niebuhr a. a. O,

d) Blumenbachs Biblioth. 2. B. S. 482.

Eine zweyte Hautkrankheit in Arabien ist die Nachtblatter Epinyctis [e]). — Die Yaws sollen auch hier zu Hause seyn [f]). — Endlich gehört der Nervenwurm (Dracunculus-vena medinensis) auch hierhin. Dies ist ein fadenförmiger, sehr dünner und langer Wurm, der sich am häufigsten an den Beinen, besonders am Schienbein, unter der Haut einnistet; lange versteckt bleibt, bis er sich endlich durch ein kleines Geschwür zu erkennen giebt. Wird er alsdenn völlig ausgerottet; so erfolgt weiter nichts böses; da hergegen, wenn er abreisst, die grausamsten Zufälle darauf folgen. Die Araber [g]) wickeln ihn, mit vieler Geschicklichkeit, auf Seide oder Baumwolle heraus. — Nirgends ist dies Uebel in Arabien häufiger, als zu Jemen [h]). Man hat hier Beyspiele, dass ein Mensch vier an den Füssen und einen am Arm gehabt habe. — Einige giftige Thiere giebts hier auch. Niebuhr sahe einen Menschen, der von einer giftigen Schlange war gebissen worden; der Schech am Orte zerschnitt das Fleisch und die Wunde selbst mit einem Scheermesser; nahm Knoblauch in den Mund, und saugte nun das Gift aus der Wunde. — Blasensteine kommen auch vor, und dagegen hat man folgende Cur: — Man sprützt eine schwache Auflösung von einem Laugensalze mit gereinigtem Fett vom Schweife eines Schaafs, mit Opium vermischt, in die Blase [i]).

Von

e) Lorry a. a. O.

f) Hillarys Beobachtungen, S. 402.

g) Hillary a. a. O. S. 381.

h) Niebuhr a. a. O.

i) Murrays med. pr. Bibliothek. 3. Band. S. 30.

Von der fürchterlichen Peſt iſt wenigſtens die Provinz Jemen frey [k]). — Aber zu Mocha und zu Baſſora herrſchen jährlich, ein paar Monate lang, epidemiſche Seuchen [l]). Da die Araber ſo geſunde Leute ſind, ſo ſchätzen ſie die Aerzte nicht ſehr [m]); ſie legen ſich auch eher auf die Pferdearzeneykunde, als auf die Medicin ſelbſt. Die zweyte Urſache ihrer Verachtung muſs man in ihrem Aberglauben und vermeyntlichen geheimen Wiſſenſchaften, wodurch ſie übernatürliche und unmögliche Dinge würklich machen zu können glauben, ſuchen. Zu dieſen nehmen ſie auch in den meiſten Krankheiten ihre Zuflucht, und daher haben ſie gegen viele Sachen einen Abſcheu, als z. B. gegen Clyſtiere. Sie halten mehr vom Schröpfen, Salben und Reiben: — durch Hülfe der Bäder und des Schampuens ſahe Rookes [n]) einen alten waſſerſüchtigen Mann wieder beſſer werden. Der berühmte Reaumur [o]) erzählt ganz was ähnliches, das ſich zu Roſette mit einem Waſſerſüchtigen zugetragen hat. Er wurde ſtark mit Oel geſchmiert, und 24 Stunden lang in einer groſsen Wärme gehalten, worauf er zu uriniren anfieng, und von ſeinem Uebel befreyet wurde. Gegen Kopfſchmerz gebrauchen ſie das Scarificiren des kahl geſchornen Kopfs, und laſſen das Blut laufen [p]). Auch von

k) Niebuhr a. a. O.

l) Lind a. a. O. S. 72.

m) Niebuhr a. a. O.

n) A. a. O. S. 67.

o) Memoires de l'Academie roi. de Paris. 1764.

p) Haſſelquiſt a. a. O.

von den Blutigeln machen sie Gebrauch q): — desgleichen vom Brennen. Niebuhr sahe auf dem Schiffe, worauf er reisete, daſs man den Schiffsjungen, der über Colik geklagt hatte, mit einem glühenden Eisen so nachdrücklich brannte, daſs er in Zukunft nie wieder darüber klagen konnte. — Das Inoculiren der Blattern ist hier gebräuchlich, besonders unter den Beduinen-Arabern: — sie verrichten das ganze Geschäfte mit einem Dorn, worauf sie frische Materie nehmen, und unter die Haut desjenigen schieben, der eingeimpft werden soll. —

Folgende Methode, das verrenkte Bein wieder einzurichten, wird jedermann sonderbar und in seiner Art einzeln nennen. Niebuhr erzählt den Fall. — Eine Frau, die sich das Bein verrenkt hatte, setzte der Mann auf einen hungerigen Maulesel, dem er hierauf eine Menge trockene Gerste zu fressen, und darauf Wasser zu saufen gab. So wie sich der Leib des Thieres ausdehnte, wurde auch das Bein der Frau gedehnt, und nun konnte der Mann die Einsetzung leicht verrichten. — Aus dem Mark der Tamarinden wird mit Zucker ein angenehmes, kühlendes, und Fieber vertreibendes Getränke allhier gemacht r). — Reisende Kaufleute, die durch die Wüsten Arabiens gekommen waren, versicherten dem Bontius s), daſs man seinen Durst nicht mit bloſsem Wasser stillen könne, und daſs man, wenn man es thäte, leicht in Cachexie verfalle: besser sey es, mit Wein oder

q) Gruneri Progr. de recta hirud. applicat.

r) Sander das Groſse und Schöne in der Natur.

s) Quarin animadverf. medic.

oder Brantewein, den man zum Waſſer gegoſſen, ſolches zu thun. — Die Araber ſelbſt aber können viele Tage nach einander Durſt leiden, und wenn ſie dies fünf Tage lang gethan haben, ſo ſollen ſie beſtimmen können, an welchem Orte unter der Erde Waſſer vorhanden ſey, nachdem ſie vorher das Erdreich und die Pflanzen betrachtet. Ihr Geruch iſt auch über die Maaſsen fein: ſie können ein entronnenes Kameel unter tauſend andern dadurch unterſcheiden. — Niebuhr. — Auch folgende Nachrichten ſind von ihnen merkwürdig, nach dem Bericht dieſes nemlichen Verfaſſers: ſie nehmen auf ihren Reiſen Knoblauch und Roſinen mit ſich; ſie gebrauchen ſolche, um Menſchen, die von den heiſsen Winden erſtickt ſind, damit wieder zurecht zu bringen. — Um ſich recht ſtark zu machen, zerhacken ſich die gemeinen Leute, beſonders die Laſtträger zu Baſſora, das Fleiſch unter den Waden, damit das Blut herausſtröme. — Um das Blut, nach einer geſchehénen Amputation, zu ſtillen, ſtecken ſie den Stumpf in gekochtes Oel. — Zahnſchmerzen ſind, auſser zu Baſſora, unbekannte Uebel, weil die Araber den Mund ſo rein halten. — Die Beduinen Araber, die einen Abſcheu für Aderlaſs haben; keine Arzeneyen gebrauchen; im höchſten Nothfall einen geſchriebenen Zettel, der von einem Bech geholt iſt, verſchlucken, tragen alle ihre Unpäſslichkeiten geduldig, und ſagen: Gott ſey nur allein Arzt. — Roſenmüller. —

Arabien verſorgt die Apotheken mit der Wurzel des Pyrethri; mit Piſtacien; Tamarinden; Opobalſamum; Weyrauch; Gummi Galbanum; Myrrhen und dergl. mehr. —

Von Persien.

Ich habe schon bereits, in dem vorigen Abschnitte, von einigen persischen Provinzen geredet, und angezeigt, dass es am caspischen Meere herrliche und sehr fruchtbare Gegenden gebe. Kämpher [t]) nennt z. B. die Gegend von Nisabat Elysische Felder. Das gilt auch von Gilan und Mazanderan: sie sind aber, wie bereits oben gesagt worden, nicht gesund. — Zu Schameisi, der Residenz des medischen Vicekönigs; zu Adherbeizan und Tauris, der gröfsten Stadt in dem alten Medien, verspürt man so wohl zuweilen Erdbeben, als Pest [u]); ob gleich sonst die Gegend um Tauris fruchtbar und gesund ist. — Was den übrigen Theil von Persien anbetrift; so enthält er nicht allein hohe Berge, sondern auch sehr ausgestreckte dürre, sandige Wüsten, wo kein Mensch wohnen kann. Daher ist auch kaum der zwölfte Theil des ganzen Landes mit Menschen besetzt. Ausser dem Berge Taurus, der gleichsam Persien in zwey Theile theilt, giebt es der Berge noch mehrere; aber an Flüssen ist das Land äusserst arm: da nun auch selten Regen fällt; so ist zwar der Himmel fast immer heiter, die Luft rein, aber am Wasser ist in vielen Oertern groser Mangel, wie z. B. in der Provinz Kirman [x]) und in andern Gegenden. Dies

t) Man sehe dessen Brief an seinen Bruder, in der Dohmschen Vorrede zu Kämphers Geschichte und Beschreibung von Japan. 1777.

u) Kämpher a. a. O. Bell a. a. O.

x) Richard a. a. O.

Dies macht daher die Luft ſo trocken, daſs viele deshalb den Mund mit einem Tuche, das angefeuchtet iſt, verbinden müſſen, ſo wie man auch zu Iſpahan, den Sommer über, deswegen Leute unterhält, die die Straſsen beſtändig mit Waſſer begieſsen [y]). Dieſe ſo ſehr abſorbirende Luft hat auch noch die Eigenſchaft, die Fäulung ſo wohl, als den Schweiſs zu verhindern, weil die ausgedünſteten Theile zu geſchwind weggeführet werden. — Ein Kameel iſt z. B. in wenig Tagen ganz ausgedörret. Indeſs leidet dieſe Sache doch bey einigen Oertern Ausnahme, ſo wie überhaupt der Theil von Perſien, der dieſſeits des Berges Taurus gelegen iſt, ein ganz anderes Clima hat, als derjenige, der jenſeits des Berges, nach dem perſiſchen Meerbuſen hin, liegt. Der nördliche Theil iſt lange nicht ſo warm, als der ſüdliche. Wie ſchon oben gemeldet, ſo fällt zu Tauris, dem ehemaligen Eckbatana, oft Schnee; ja man hat, den 14ten Julius, im Lande Gilan, Schnee fallen ſehen, und die Berge wurden damit bedeckt [z]). Ueberhaupt ſind in der Mitte des Landes die Winter ziemlich ſtrenge; im Frühjahr und Herbſt giebts viele Stürme, und nur im Sommer iſts zwar heiſs, doch nicht ſo, daſs man es zu Iſpahan nicht in den Häuſern ſollte aushalten können [a]). Im Winter friert es ſo gar. Ganz anders iſt aber das Clima von Schiras bis zum perſiſchen Meerbuſen hin beſchaffen: hier hat man keinen rechten Winter, ſondern nur eine trockene und naſſe Jahreszeit [b]).

y) Franke med. Policey. 3. B.

z) Büſchings wöchentliche Nachrichten v. J. 1783.

a) Richard a. a. O. Lettres edifiants. l. c.

b) A. a. O.

Im Sommer c) fällt in der Gegend von Schiras kein Regen; wohl aber des Nachts vieler Thau, der aber ganz unſchädlich iſt, und nicht die geringſte Schärfe beſitzt; daher dauren hier alle Sachen, die ſonſt von der Witterung angegriffen werden, lange; der blankſte Degen bleibt es in dieſer trocknen Luft, und nimmt keinen Roſt an; man ſiehet auch das Ausdauren an den Ruinen von Perſepolis, die von der Zeit nichts an ihrer Schönheit gelitten haben. Es ſcheint auch, daſs dieſer beſtändig heitere Himmel auf den Geiſt der Einwohner von jeher einen wohlthätigen Einfluſs gehabt habe: die gröſsten Dichter der Perſer, als Hafiz, Sadi und Jani, ſind aus Schiras gebürtig geweſen; und der dichteriſche Geiſt lebt auch noch unter den jetzigen Einwohnern: in allen ihren Reden bringen ſie Stellen aus dieſen Dichtern an. — Die Stadt liegt in dem reitzendſten Thale von der Welt, und hat alle nur erdenkliche Lebensmittel; die Luft iſt mit den herrlichſten Düften angefüllet, und weder zu warm, noch zu kalt. Das Thermometer ſtehet im Sommer zu Mittage ſelten über 73 Grad; des Abends ſteht's auf 62. Der Herbſt iſt die ſchlimmſte Jahreszeit, weil alsdenn vieler Regen fällt; es ſtellen ſich alsdenn Schnupfen, Durchfälle und Fieber ein: im Winter fällt wohl Schnee, aber zum Gefrieren kömmt es nicht. — Aber ſo gelind iſt die Witterung in andern Orten von Perſien nicht. Z. B. in der Wüſte Kirman d) iſt die Luft brennend heiſs, und bey jedem Athemzuge glaubt man Feuer einzuathmen; hier lag Char-

c) W. Fränklins Bemerkungen einer Reiſe von Bengalen nach Perſien.

d) Richard a. a. O.

Chardin einsmals, der unausſtehlichen Hitze wegen, den ganzen Tag auf Leder; auch die Landeseinwohner flüchteten in die Dattelwälder: — die brennenden und tödtlichen Winde Arabiens laſſen ſich auch hier oft verſpüren. — Zu Candahar iſts ferner eben ſo beſchaffen, wie zu Baſſora: — der Schweiſs flieſst hier gleichſam wie durch ein Sieb aus der Haut. Am geſundeſten iſt es alſo in dem mittlern Theile von Perſien, als zu Schiras, Ispahan, und in ganz Irack Agemi, welches das ehemalige Land der Parther iſt. — Die nördlichen, als Medien oder Aderbizan, Maſanderan und dergl. ſind es weniger; die ſchlimmſten von allen aber ſind diejenigen, welche nahe an dem perſiſchen Meerbuſen liegen, beſonders Ormus und Gamroon. Der erſte Ort, der voller Salz iſt, und voller Steinſalz ſitzt, das ſo ſcharf iſt, daſs es nicht gebraucht werden kann [e]), hat von Morgen gegen Abend eine Kette ſchneeweiſser Gebürge, welche die Sonnenſtrahlen mit ſolcher Heftigkeit auf die Thäler zurückwerfen, daſs die Einwohner, um ſich von der entzündeten Luft zu befreyen, ins Waſſer ihre Zuflucht nehmen müſſen [f]); ja ſie ſollen darin ſo gar ſchlafen [g]). — Viele Einwohner verlaſſen bey der ſchlimmſten Zeit den Ort, und ziehen weiter ins Land. Die aber zurück bleiben, leiden viel an Augenentzündungen, und die Blattern ſind auch hier ſehr ſchlimm [h]). — Die Luft von Gamroon oder Bander abaſſi iſt die allerheiſseſte und ſchädlichſte

e) J. Neuhofs Reize, Amſterdam 1682.

f) Franke m. P. aus Boerhaavens Chemie.

g) Richteri Opuſcula, T. I. p. 282.

h) Fränklin a. a. O.

lichste von ganz Asien. Kämphers [i]) eigne Worte werden dies bestätigen. „Die Hitze allhier, „sagt er, ist nicht so wohl der Obliquität des Zo-„diaci, in der die Sonne ad tropicum verweilet, „als der eignen Constitution des Grundes zuzu-„schreiben, so trocken, salzig, sulphurisch, voller „heissen und theils schädlichen Bäder und arseni-„kalischen Exhalationen; sechs Monate kann kein „Mensch eine halbe Viertelstunde in einer Kam-„mer leben; Hunde und Menschen werden als-„dann in der Sonne mit Schwindel befangen, und „fallen plötzlich todt danieder. Die heissesten „Winde ersticken auch, was sie auf dem Felde er-„greifen. Sechs Wintermonate sind erträglich, „und des Tages nicht heisser, als unsere Hundsta-„ge; des Nachts aber, ob patentiam pororum, so „unerträglich und schädlich kalt, dass man sich „mehr denn in Schweden davor schützen muss. „Ein blosses Messer verrostet in einer Nacht, „plötzlich wirds so extrem feucht, dass alles, was „die Luft berührt, in Wasser genetzt zu seyn „scheint, ein wenig darauf wirds so trocken, dass „einem die Haut zusammenschrumpft. Die heis-„sesten Winde allhier, so sie nicht feucht, machen „das Wasser und alle Flüssigkeiten erkalten, so gar, „dass es fast untrinkbar, und an der Haut unleid-„lich wird, und dieses, je heisser und trockner die „Winde seyn, die oft als eine Flamme brennen, „auch was in einer Kammer verschlossen, erkaltet „alsdenn, doch nicht so sehr, als was dieser Wind „im offnen ergreift.“ Diese schädliche Beschaffen-heit der Luft hatte auch auf Kämpher die schlimmste Würkung. Denn zuerst verfiel er in ein

i) Dessen Brief an seinen Bruder, S. 20.

ein bösartiges Fieber, das ſich nachher mit der Waſſerſucht endigte, wovon er durch ein Quartanfieber befreyet wurde.

Auch Neuhof, Chardin und Lind erwähnen der bösartigen Fieber, und der Ruhren, die jährlich an dieſem Orte gefunden werden. Cartheuſer [k]) nennt die Krankheit Anthrax tarantatus, weil mit dem Fieber unmäſsiger Schweiſs und Furunculi gepaart gehen, die in ungeheurer Anzahl ausbrechen, und ein unerträgliches Jucken, wogegen nichts als Geduld hilft, verurſachen. — Es erhellet demnach aus dem vorhergeſagten, daſs es auch in dem ſonſt ſeiner Geſundheit wegen, ſo geprieſenen Perſien höchſt ſchädliche Städte und Gegenden gebe. — Will man aber wiſſen, welche Oerter man nach den verſchiedenen Jahreszeiten ehemals hier für die angenehmſten und geſundeſten gehalten habe; ſo waren es folgende: im Winter wohnten die Könige von Perſien zu Suſa; im Sommer zu Eckbatana, das nun Tauris heiſst; im Herbſte zu Perſepolis, und die übrige Zeit des Jahres zu Babel [l]). —

Was die Lebensart der Perſer anbetrift; ſo halten ſie ihren Ramazan oder Faſten genau, ob er gleich einen ganzen Monat lang dauret. Von Sonnenaufgang bis Untergang genieſsen ſie alsdenn nichts, auch nicht einen Tropfen Waſſer. Doch ſind die Weiber, während der Monatszeit, kleine Kinder und Kranke davon ausgenommen [m]). Was

k) De morbis endemiis l. c.

l) Adolphi de aëre, aquis et locis, Lipſ. 1725.

m) Fränklin a. a. O.

ihre übrige Lebensart anbetrift; so lieben sie sehr das Obst; nüchtern geniessen sie schon dasselbe des Morgens, wie auch Weintrauben und was sonst die Jahreszeit liefert. In diesem Stücke sind die Perser wahre Schwelger. Man hat Personen gesehen, sagt Graf Büffon [n]), die 35 bis 40 Pfund Melonen in einem Tage verzehrt haben. Sie beschliessen ihre Mahlzeiten, die gewöhnlich aus Zugemüsen, geronnener Milch, Brod, und zum Abendessen aus Pillau oder gekochtem Reiss bestehen, immer mit einer Menge kostbarer Früchte. Fleisch essen sie selten, ausser etwas geröstetes und dann giessen sie auch zum Pillau eine starke Fleischbrühe. Alle Speisen werden bey ihnen stark gewürzt. — Mehr als eine Speise essen sie selten. Was ihr Getränke anbetrift; so genügen sie sich fast allein mit Wasser und Sorbet. Chardin sagt: Wein trinken sie nicht; aber Fränklin versichert, dass sie dies oft öffentlich thäten, ja oft im grossen Uebermaass. — Vom Kaffee sind sie grosse Freunde, nur trinken sie ihn ohne Milch und Zucker [o]). Die Persianerinnen glauben: der Kaffee mache zum Beyschlaf ungeschickt, wenigstens war die Gemahlinn des Sultan Mahmud Casnin dieser Meynung. Denn als sie einsmalen aus ihrem Fenster einen Hengst verschneiden sahe, und auf Befragen, was man dem Thiere anthue, die Ursache erfuhr; so sagte sie: die Operation sey nicht nöthig, man solle dem Thiere nur Cahwa, d. i. Kaffee zu trinken geben [p]).

Nicht

n) Allgem. Natur-Geschichte, 6. Band. S. 70. M. s. auch Falconer a. a. O. Chardin.

o) Chardin, Fränklin, Meiners a. a. O.

p) Baldingers neues Magazin, 1. B. S. 381.

Nicht allein von köstlichen Weinen sind die Perser Liebhaber, sondern auch von andern berauschenden Sachen [q]). — Die gemeinen Perser gebrauchen dazu einen Aufguss von Hanf- und Mohnsaamen: andere das Opium, das bey ihnen ein Bedürfniss der Natur geworden ist. Hasselquist erzählt: ein persischer Prinz, der auf Reisen gehen wollte, entdeckte, dass seine Bedienten Opium mitzunehmen vergessen hatten. Kaum war er eine halbe Tagereise von Hause, und es wurde so gleich ein Eilbote abgesandt: aber die Zurückkunft desselben dauerte schon viel zu lange, und ehe er ankam, war der Prinz todt. — In Persien ist die Verführung zum Opiumessen eben so gross, als bey uns die Verführung zum Branteweintrinken. Ein junger Mensch, schrieb Herr Doctor Reinegg [r]) aus Persien, der sich durch böse Beyspiele hinreissen lässt, um sich an den unmässigen Genuss des Opiums zu gewöhnen, wird dazu von seinen Gesellen auf folgende Weise initiirt. Sein Vorgänger und Meister giebt ihm zuerst etliche Gran dieses Safts in Wein oder Brantewein: er lässt ihn noch viel von diesem Getränke nachtrinken, bis ihm ein starker Rausch alle Empfindungen raubt und in Schlaf versetzt: nach sieben oder acht Stunden wird er durch Schütteln ermuntert, und so sehr ihn auch des Schlafes Uebermacht fesselt, genöthiget, vieles kaltes Wasser zu trinken. — Allein er giebt jeden Becher mit Ekel, Uebelkeit und Erbrechen wieder von sich, und mit thränenden Au-

q) Meiners im ersten Stück des Göttingischen Magazins. S. 136.

r) Blumenbachs medicinische Bibliothek. 2. Band. S. 373.

Augen ſtarret er die Umſtehenden an, ohne ſie jedoch zu kennen, noch zu wiſſen, was mit ihm vorgehet. Endlich giebt man ihm einige Schalen warmen Wein mit Muskatennuſs vermiſcht. Er bricht ſich nicht mehr; allein ſchläfrig und ohne Bewuſstſeyn jähnt er oft, und ſchon droht ihn der Schlaf wieder zu überfallen, als ihm der alte Opiphagus eine abermalige doch doppelte Doſe Opiums giebt. Lachen, ſchreyen, tanzen, und das Geräuſch der Muſik erhalten den Schüler etliche Stunden lang in einem ganz bewuſstloſen Zuſtand. Er will reden, allein die Werkzeuge der Sprache bleiben unbeweglich bey offnem Munde — endlich ſchläft er ein — nach einer viertelſtündigen Ruhe wird der Schlafende wieder aufgeweckt, mit kaltem Waſſer begoſſen, die Augen werden ihm mit Eſsig gewaſchen, und alle nur mögliche Kunſt und Reitze angethan, um den Schlaf zu vertreiben. Man zieht ihn von ſeinem Lager weg, zwingt ihn zu gehen, aber kaum wollen ſeine taumelnde Füſse gehorchen, bis ſie endlich mit vieler Mühe in einige Bewegung geſetzt werden. Der Schüler ſtammelt halb verſtandliche Worte, und beklagt ſich, daſs ihm friere, worauf man ihm warmen Wein giebt; er befindet ſich beſſer, und er verlangt zu eſſen: — aber bald darauf erfolgt wieder Schlaf: — man weckt ihn wieder: — giebt ihm nochmals eine Quantität Opium, und verfährt auf die erſt bemeldete Weiſe. — So wird dann der Körper mit jedem Tage immer mehr an dieſes Mittel gewöhnt, und ſchon am 8ten oder 11ten Tage empfindet der Lehrling die an ihm gewünſchten Folgen der bisherigen Behandlung. Er gehet zwar mit aufgedunſenem Geſichte einher, allein ſein ganz eigner bedeutender Blick

zeugt

zeugt von einem innern glücklichen Gefühl eines ruhigen Zuſtandes. Allein auch dieſe Freude währt nicht lange, ſondern wenn ſich die Würkung des Opiums wieder verliert, welches bey Anfängern gemeiniglich in 24 Stunden zu geſchehen pflegt, empfindet er groſse Beängſtigung, Unruhe, allerhand ſchreckhafte Vorſtellungen, Zittern und Uebelkeiten, die nicht eher vergehen, als bis er eine abermalige Menge dieſes Safts genommen hat: alsdann verlieren ſich dieſe Zufälle, und es entſtehet ein ſtiller angenehmer Rauſch, der 10 bis 12 Minuten anhält, und ſich mit der lebhafteſten Vorſtellung derjenigen Idee endiget, welche der Opiumeſſer empfinden wollte. Viele können es täglich bis zu einer Unze bringen, ja G a r c i a s a b O r t a kannte einen Corſaren, der täglich zehn Quentchen brauchte. — Dergleichen Menſchen werden aber durch den häufigen Genuſs dieſes Safts, der ihnen zuletzt ſelbſt zuwider wird, den ſie aber doch, zur Verhütung der unausbleiblichen gefahrvollen Zufälle, nicht entbehren können, ganz verſtellt. Ihre Geſtalt wird umgeformt; das Geſicht ſchwillt; die Muskeln deſſelben werden unbeweglich, ſchlapp, hängend; die Augen triefend; der ganze Körper wird ſchwach und fällt zuſammen; er wird froſtig; der Menſch wälzt ſich in allen warmen Orten, Bädern, Aſchenheerden herum; er wird allen Menſchen ein Scheuſal, und verfällt zuletzt in die Waſſerſucht. In dieſem ekelhaften Zuſtand, bey dem gänzlichen Mangel an Reitz, nehmen viele ihre Zuflucht zum Mercurio corroſivo, den ſie kauen und mit dem Speichel häufig aus dem Munde flieſſen laſſen: allein kurze Zeit darauf ſiehet man zerfreſſene krebsartig-ſchwärende Lippen und Kinn.

Durch

Durch den häufigen Gebrauch des Eſsigs können einige noch am beſten die quaalvollen Empfindungen tilgen, denen ſie unterworfen ſind, wenn ſie ſich entſchloſſen haben, vom Opium abzuſtehen. Ein Menſch, der eine ſchwere Strafe befürchtete, hatte ſich mit anderthalb Unzen Opium vergiftet, woran er auch ſtarb. Nach dem Tode giengen die Haare, beym geringſten Zuge, aus dem Körper; die Hunde wollten ſein Fleiſch nicht freſſen, und die Vögel fraſsen nur die Lenden. Fäulung war nicht an ihm zu merken, und es wurden die Glieder nicht ſteif. — Da die Aſiaten ſo ſehr ans Opium gewöhnt ſind; ſo kann man ihnen entweder mit Laudanum liquidum, oder Maſſa de ſtyrace helfen. Zu Erzerum hatte Reinegg einen 64 jährigen Obriſten der Spahis an einem böſen Huſten in der Cur: nur mit vier Opiumpillen, wovon jede die Gröſse einer Flintenkugel hatte, legte ſich die Heftigkeit deſſelben, nachdem er ſie auf einmal verſchluckt hatte. — Wenn Opium, wie viele behauptet haben, gegen die Venusſeuche ein ſicheres Mittel wäre, ſo müſste man, zufolge des oben Geſagten, davon kaum in Perſien einige Spuren haben. Allein Thiery [s]) ſagt: nach der einſtimmigen Nachricht des Chardin, Bernier, Bontius, Dellon, Dapper und mehrerer, iſt hier die Seuche ſo gemein, daſs kaum unter tauſend davon einer frey iſt. Doch das Uebel iſt hier von ſehr milder Art, und führt nicht ſolche ſchlimme Folgen als anderwärts mit ſich [t]). Er ſetzt hinzu: mit dieſer Krankheit iſt in

s) A. a. O. S. 94.

t) Chardins Reiſen im 6ten Bande der Berl. Samml. der n. u. b. Reiſebeſchr.

in Persien so wenig Schande verknüpft, daſs man von ihr öffentlich in Gesellschaften spricht: man siehet Knaben von acht bis zehn Jahren schon damit behaftet. Ausser dieser Seuche macht Chardin noch folgende Krankheiten namhaft, die in Persien häufig vorkommen sollen, als die Rose, Colik, Friesel, Pleuresie, rothe Ruhr, Wechselfieber, Wassersucht und falsche Pocken (veroles volantes). Am persischen Meerbusen soll besonders die Vena medinensis häufig vorkommen. Dieser nemliche Verfasser führt an einem andern Orte an [u]), daſs bey Dedomba ein offner Brunnen sey, welcher im Sommer mit einer Menge rother fliegender Insekten angefüllt seyn soll, die ihrer Zartheit wegen mit durch die Leinwand giengen, und er ist der Meynung, daſs jener Fadenwurm daher seinen Ursprung nehme, welches aber doch wohl nicht wahrscheinlich ist, wie an andern Orten dieses Werks vorkommen wird. Fügt man zu allen diesen Beschwerden noch Schwäche der Verdauung hinzu, denn nichts leidet in den heissen Ländern mehr als Kopf und Magen; so kennt man die meisten Krankheiten Persiens, und man wird gestehen, daſs sie deren, im Vergleich mit andern, nicht sehr viele haben. Gewiſs die Mäſsigkeit, die die meisten in Speisen und Getränken beobachten, und der sparsame Genuſs des Fleisches haben, nebst der gesunden Luft, den meisten Antheil daran. Einige Krankheiten, als z. B. Gicht und Stein [x]), sind unter den mahomedanischen Persern [y]) ganz unbekannt, ob gleich die Armenier damit

u) A. a. O. 1. B. S. 433.

x) Friedrich Hoffmann a. a. O.

y) Thiery a. a. O. S. 154.

damit geplagt werden [z]). Sie haben weder Zahn- noch Kopfweh: man hat weder Schwindsucht noch Schlagfluss; auch keine Epilepsie. Selbst die Pest gehöret in Persien nicht zu Hause. — Die Banianen, sagt endlich Chardin, die nie Fleisch essen, haben noch weniger Krankheiten als andere: indess hat er sich nicht überzeugen können, dass sie darum auch ein höheres Alter erreichten. — Was die Blattern anbetrift, so sagt zwar Chardin, dass auch die hier nicht zu finden wären. Da aber Gmelin [a]) behauptet, dass die Inoculation eine längst eingeführte Sache in Persien sey; so lässt sich an der Richtigkeit der Chardinischen Behauptung zweifeln. — Sie sind gewiss hier vorhanden, aber, wie Hensler sagt, sehr gelinde. — Zwey Wissenschaften stehen in Persien in grösster Achtung, die Medicin nemlich, und die Astrologie [b]), die aber von verschiedenen Personen bedient werden. Wenn die Perser alle übrige Wissenschaften durchgegangen sind, so machen sie mit diesen den Beschluss. Das Land ist voll dieser Leute, weil sie sich alle gut dabey stehen. Der König allein hält derselben eine nicht geringe Anzahl, und sie kommen ihm jährlich auf 2 Millionen und 500000 Livres zu stehen. Dass unter den Aerzten und Astrologen eben nicht das beste Einverständniss herrsche, kann man daher vermuthen, weil jeder seiner Kunst den Vorzug will eingeräumt wissen. — Es entstehen daher unendliche Colli-

z) Chardin a. a. O.

a) Gniditsch von einigen Arzeneymitteln und Krankheiten der russischen Völkerschaften. Leipzig 1778.

b) Chardin a. a. O. 2. B.

Collisionen. Die Aerzte wollen die Mittel denen bey den Krankheiten vorkommenden Erscheinungen gemäss einrichten; da hergegen die Astrologen behaupten: man müsse auf die Erscheinungen des Himmels Acht haben, um bestimmen zu können, zu welcher Zeit es am dienlichsten sey, Medicin zu nehmen. — Es fehlt also nie an Gelegenheit zum Streite: — einsmal, als es dabey sehr hitzig hergieng, sagte ein Astrologe sehr beissend und oft eintreffend: unsern Fehler deckt der Himmel auf, aber der Aerzte Fehler deckt ein wenig Erde zu. — Ganz wahr ist indess dieser Satz nicht. Denn sehr oft tritt auch der Fall ein, dass man den Arzt von angeschuldigten Fehlern würde frey erklären, wenn man die Todten, anstatt sie der Erde zu übergeben, erst öffnete, und das, was verborgen ist, ans Tageslicht brächte. — Ich will gern zugeben, dass die Aerzte in aller Welt Fehler machen, weil sie Menschen sind, die irren können; aber zu bewundern ist es eben nicht, wenn der Fehler in Persien, verhältnissmässig, viele gemacht werden, weil sich zu diesem Amte alles drängt. Die Weiber waren zu Thevenots Zeiten noch in dem allgemeinen Besitz des Rechts, die Arzeneyen für die Kranken zu verfertigen. Auch sind ihre Schulen eben nicht darnach eingerichtet, dass diese Wissenschaft gründlich erlernt werden könnte. Nur blos Sprache, Philosophie, Moral, Mathematik und Physik wird darin getrieben: — will jemand ein Arzt werden, so muss er sich an einen erfahrnen Mann wenden; gemeiniglich erbt aber der Sohn die Wissenschaft vom Vater [c]).

Krank-

c) Kämpferi amoenitates exoticae.

Krankheiten der Weiber und Kinder werden in Persien sehr gering geachtet. Ein Arzt hält es sich zur Schande, solche zu besuchen, und diese sind ganz den Weibern überlassen [d]). Auch geben sich die Missionarien, die gewiss darauf sich nicht gelegt haben, überall für Aerzte und Wundärzte in Persien und im ganzen Orient aus [e]). Aber selbst ihre besten Aerzte sind in vielen Stücken sehr unwissend. Es giebt unter ihnen nicht einen einzigen, der einen todten Körper offen gesehen hätte. — Ihre Physiologie ist sehr mangelhaft: — dies leuchtet allein aus der Eintheilung der Thiere hervor, in solche, bey denen das Blut circulirt, und solche, bey denen es nicht circulirt. — Von dem Umlauf des Bluts haben sie indess nicht allein Begriffe, sondern sie behaupten so gar, dass derselbe längst unter ihnen bekannt gewesen sey. — Sie besitzen ferner einige schlechte anatomische Zeichnungen, und es fehlt auch nicht an so genannten Herbariis vivis. Unter allen ihren Aerzten ist Hermes trismegistus, den sie Ormus nennen, der erste. Doch ist ihr Hauptbuch, die Summe des Königs von Careschm, der vor 500 Jahren regieret hat. So sehr auch die Medicin in Persien in Achtung stehen mag; so verachtet ist dagegen die Chirurgie, worauf sich sehr wenig legen. Die Wunden und Geschwüre heilen auch hier ohne Pflaster und Operation von selbst. — Uebrigens ist es hier, wie überall: die Aerzte halten auch ihre Consultationen. — Sie verordnen Tränke und Emulsionen in grosser Quantität. Da muss oft ein Patient drey bis vier Maass von einem solchen Getränke

d) Dapper 2. Theil. S. 96.

e) Chardin a. a. O.

tränke in einem Tage verſchlingen: ſie verordnen oft Bäder, wobey ſich aber der Patient wohl in Acht zu nehmen hat, die geheimen Theile nicht zu entblöſsen; ſie rathen zwar ſelten zum Aderlaſs; indeſs ſind doch die Perſer groſse Freunde davon, und Chardin verſichert, wohl tauſendmal geſehen zu haben, daſs ſich die Leute auf den Straſsen von den Barbierern haben die Ader öffnen laſſen. Forſcht man noch näher nach der Kenntniſs ihrer Wiſſenſchaft, ſo ergiebt es ſich, daſs ſie alles aus dem Pulſe, wovon ſie nur den ſchwachen und ſtarken kennen, wollen beurtheilt wiſſen; auf Urin und Excremente achten ſie wenig [f]). Das weibliche Geſchlecht behält ſich ſo gar die Freyheit vor, den Puls ihrer Hand, welche der Arzt nur allein zu ſehen bekömmt, mit einem Tuche bedeckt fühlen zu laſſen [g]). — Die Arzeneymittel theilen ſie in ſolche von kalter und von warmer Natur ein, wobey ſie vielerley Stufen annehmen. Um ein Beyſpiel ihres Verfahrens zu geben, ſo öffnen ſie bey Kopfſchmerz von Vollblütigkeit die Ader Makal; man giebt Brod mit Fenchel, und Gerſtentrank mit Corinthen. Bey Naſenbluten läſst man den ausgepreſsten Saft von Eſelskoth in die Naſe ziehen, oder man öffnet die Ader an der Stirne. Gegen Kurzathmigkeit kocht man Rettig in Waſſer. Schmerzhafte Gelenke beſchmiert man mit Kameelkoth und Butter [h]). Gegen Knochenbrüche iſt die Mumia, ein ſchwärzlicher dem Peche ähnlicher Balſam, der aus Felſen herausflieſst, ein herrliches Mittel, worauf ſie das gröſste Vertrauen ſetzen.

f) Gmelins Reiſe durch Ruſsland u. ſ. w.

g) Chardin a. a. O.

h) Gmelin a. a. O.

setzen. Kämpfer [i]) stellte damit folgenden Versuch an. Er zerbrach das Bein eines Küchleins, setzte die Knochen wieder in die rechte Lage, und verband darauf den Fuss mit der Mumia. Am folgenden Morgen konnte das Thier würklich schon laufen. Er schlachtete nun das Thier, und untersuchte den zerbrochenen Knochen, wo es sich denn zeigte, dass der Balsam die Knochenhaut und die Enden der Knochen, wie durch den besten Leim, verbunden hatte: — ein Callus war aber nicht da. — Von verschiedenen würksamen Mitteln siehet man die Aerzte keinen Gebrauch machen. Sie setzen z. B. kein Clystier, auch wenden sie den stinkenden Asant, ob er gleich hier zu Hause ist, nicht an. Indess thun es doch die Bauern, und Kämpfer war Augenzeuge, dass sich ein gemeiner Mann, der sechs Wochen lang, alle Morgen, eine Portion davon nahm, von einer Trommelsucht dadurch befreyete. — Abergläubische Dinge siehet man auch oft die Perser thun. Hat jemand z. B. Zahnschmerzen, so berührt er den Zahn mit einem Nagel, und schlägt ihn nun genau in der Höhe in einen Baum ein, die der Zahn bey dem Menschen hatte [k]). Ist eine Frau unfruchtbar; so verrichtet sie eine Wallfahrt nach einer Moschee; so wie sie nun die Treppe hinaufsteigt, knacket sie einen Korb voll Nüsse los, welche sie bey ihrer Rückkehr denen austheilt, die ihr begegnen. Man nennt dies das Auflösen der Hosen [l]). Es ist aber hierbey zu bemerken, dass es in Persien für ein Frauenzimmer eine Schande

sey,

i) Amoenit. exotic.

k) Dapper a. a. O. S. 96.

l) Chardin a. a. O.

ſey, unbeerbt, und noch mehr, unverehlicht zu ſterben. Bey den Gauren wird auch, ſelbſt noch nach dem Tode eines ehelos verſtorbenen Mädchens, die Feyerlichkeit der Verehelichung vorgenommen [m]). Die alten perſiſchen Könige theilten auch jährlich den Frauen Belohnungen aus, die die meiſten Söhne gebohren hatten, und um den Eheſtand recht fruchtbar zu machen, muſsten die Hochzeiten im Frühlings-Aequinoctio geſchehen; auch muſste der Bräutigam, ehe er zu ſeiner Braut gieng, Mark aus den Knochen der Kameele, und ſonſt nichts, nehmen [n]). Endlich ſo hat die noch vorhandene Sitte der Perſer, keine ſchwangere Frau ehelich zu berühren, gewiſs nichts anders zur Abſicht gehabt, als geſunde und ſtarke Kinder dadurch zur Welt zu ſetzen. Allein dieſer Umſtand führet wieder andere ſchlimme Folgen mit ſich. Denn wenn die Weiber merken, daſs ihre Männer die Gabe der Enthaltung nicht beſitzen, ſo ſuchen ſie einen Abortum zu befördern, und verhindern dadurch den Mann, mit andern zuzuhalten [o]). Ob die Beſchneidung der Mädchen, die auch hier eingeführt iſt, aber nur erſt zur Zeit der Mannbarkeit geſchiehet, auch die Fruchtbarkeit zu befördern, zur Abſicht habe, mögen andere beurtheilen. — Wahrſcheinlich wird es hier wohl aus der nemlichen Urſache geſchehen, warum es in Abyſſinien vorgenommen wird. —

Perſien liefert Salap; Piſtazien; Opium; Gummi Hederä; Gummi Galbanum; Sagapenum; Aſſa foetida, und Manna von einer Art Hedyſarum. —

m) Franke med. Pol. 1. B. S. 255.

n) Strabo l. c. p. 1066.

o) Chardin a. a. O. 5. B. S. 465.

Von Indoſtan.

Die hier abzuhandelnden Länder ſind Lahor, Multan, Agimere, Delhi, Agra, Aude, Allahabad, Malva und Guzurate. Gegen Weſten gränzt dies Reich an Perſien, hat daſelbſt hohe, kalte Gebürge, welche von den Balluches, einem halb wilden pataniſchen Volke, das ſich durch ſeinen Muth und Tapferkeit ſehr ausgezeichnet hat, bewohnt werden. Gegen Norden liegt Candahar und das Gebürge Muſtag, von dem ſich ein hohes Kettengebürge anhebt, welches ſich mitten durch Indoſtan, ſüdwärts, bis Comorin erſtreckt, und unter dem Namen Gate bekannt iſt. — Der nördliche Theil iſt daher rauh und kalt, und es müſſen ſich die Einwohner mit wollenen Kleidern verſehen. — Die Winde wehen hier ſechs Monate lang nördlich, und eben ſo lange ſüdlich; auſserdem giebt's noch kleine Winde, welche die Tageshitze, in den Monaten April bis Juny, wo gar kein Regen fällt, abkühlen. Ueberhaupt iſt Regen in dieſem Lande ſelten; zwiſchen Surate und Agra ſoll es gar nicht regnen. Gleichwohl iſt das Land, wenn man die groſsen ſandigen Wüſten, die im Lande der Seiks von dem Muskusthiere bewohnt werden, ausnimmt, nicht unfruchtbar; ſondern es wird reichlich von den hier befindlichen Flüſſen, beſonders vom Indus und Ganges, die periodiſch aus ihren Ufern treten, bewäſſert. Einige Gegenden, als z. B. Penjat, ſind ſo gar anmuthig, und haben Ueberfluſs an allem *p*).

Ob

p) Sprengels Jahrbuch der merkw. neuen Weltbegebenh. v. J. 1787.

Ob es hier gleich in einigen Monaten ſehr heiſs iſt, wie Bernier auf ſeiner Reiſe von Lahor nach Cachemir erfahren hat, da ſeine Haut einem Siebe gleich wurde, wodurch der Schweiſs unaufhaltbar ſtrömte; ſo kann man doch das Land nicht ungeſund nennen, beſonders ſind die auf den Bergen wohnenden Patanen und Rasbuten, nicht allein tapfer, ſondern auch ſtark und geſund: mit ihrem Beyſpiel beſtätigen ſie, daſs ſo gar in einem heiſſen Clima das eintreffe, was Hippocrates von einem ſolchen Lande behauptet hat, wenn er ſagt: wo ein Land wehrlos, nackt [q]), rauh, von der Kälte erſtarret und von der Sonne ausgedörret iſt, da muſs man harte, ſtarke, gelenke, nervigte und behaarte Leute antreffen. Ganz anders ſind aber die auf dem ebenen, ſchwammigten und heiſsen Boden wohnende Einwohner von Indoſtan beſchaffen. Die zu ſtarke Ausdünſtung macht ſie ſchwach und unthätig. —'Indolenz iſt ihr gröſstes Gut; ſie wundern ſich, wenn ſie einen Europäer ſich bewegen ſehen, und ſie ſind ganz erſtaunt, wenn jemand, der ſtill ſitzen könnte, dennoch in Bewegung iſt [r]). Ueberall empfehlen ſie alſo Ruhe ſo wohl des Körpers als der Seele. In einem ihrer heiligen Bücher heiſst es daher: Sitzen iſt beſſer als Gehen, und Liegen beſſer als Sitzen; Schlafen beſſer als Wachen, und der Tod allem übrigen vorzuziehen. — Viele treiben dieſe Trägheit ſo weit, daſs, wie Kinderlein [s]) ſchreibt, viele haufenweiſe auf den Straſsen liegen, kaum einen Arm ausſtrecken, um

q) De aëre, aquis et locis.

r) Falconer l. c.

s) Olla Potrida vom J. 1778. das 2te Stück.

um ein Kind, das vom Pferd oder Wagen zertreten zu werden Gefahr läuft, in Sicherheit zu bringen. — Ein solches Volk kann nichts weniger als tapfer sey. Wiederholte Beyspiele, da sie bald von den Mohren, bald von den Patanen sind unterjocht worden, haben auch gezeigt, dafs sie zu allem Widerstande unfähig wären. — Ohne Zweifel trägt zu dieser Schwäche, ausser der Hitze des Clima's, auch die Enthaltung der Fleischnahrung vieles bey. Denn ob gleich ein grosser Theil Mohren oder Mahomedaner, die da Fleisch essen, in diesem Lande wohnen; so machen doch wohl die eigentlichen Hindus, die ursprünglichen Bewohner dieses Landes, ein gutmüthiges Volk, den gröfsten Theil der Einwohner aus, und diese sind es eben, wenn man die Kriegescaste und die unterste Caste, die nicht solche strenge Gesetze zu befolgen hat, ausnimmt, die Fleischessen für die gröfste Sünde halten, und ohne Umstände denjenigen aus ihrem Orden verstofsen, der gutwillig oder mit Zwang nur den geringsten Fleischtheil genossen hat. — Diese Menschen, und unter ihnen vorzüglich die Braminen, welche den geistlichen Orden ausfüllen, leben blos und allein von Pflanzennahrung; — sie enthalten sich auch der hitzigen Getränke, und leben gröfstentheils sehr mäfsig. Nun sind sie zwar bey dieser Lebensart gesund und wenig Krankheiten unterworfen, aber sie bringen doch selten ihr Leben höher als andere [t]). Haller [u]) und Falconer [x]) sagen so gar: diese Leute wären meist mager, schwach, kränklich, und

t) Chardins Reise a. a. O. S. 521.

u) Primae lin. Physiol. p. 613.

x) L. c. p. 232.

und litten faſt beſtändig am Durchfalle. Ich zweifle indeſs ſehr an der Allgemeinheit dieſer Behauptung. Lerch ſahe zu Aſtrachan eine Menge Indoſtaner aus Multan, die ſich ebenfalls aller thierischen Koſt enthielten, und faſt allein von Pillau, d. i. gekochtem Reiſs mit Roſinen und Kümmel, dem auch wohl Saffran oder die Blätter von der Aſa foetida zugefügt waren, lebten, und doch behauptet er von ihnen, daſs es lauter ſchöne Leute geweſen, welches er wohl nicht hätte ſagen können, wenn ſie an einem beſtändigen Durchfalle zu leiden hätten. Der Gemüthsart nach ſind ſie ſehr leutſelig, und contraſtiren ſehr mit denen Völkern, die blos Fleiſch zu ihrer Speiſe haben, wie viele Tataren. — Man würde ſich aber ſehr irren, wenn man alle Hindus für ſo nüchterne Leute hielte. — Unter der Kriegescaſte findet man die gröſsten Schwelger, und Groſe erzählt, daſs der Zamorin von Calikut oft groſse Gaſtereyen anſtelle, und daſs der Ruf des dabey verſchwendeten Aufwandes nach der Zahl derer ſteige und falle, die ſich dabey zu Tode gefreſſen. — Auch die unterſte Caſte, oder die Parias, eſſen nicht allein Fleiſch, ſondern oft ſo gar bereits in Fäulung gegangenes. — Noch eine neue Urſache der Schwäche der Einwohner in dieſem Lande iſt der häufige Gebrauch der warmen Bäder. Zu Lahor giebt es deren eine groſse Menge, aber noch mehr zu Agra, wo man deren an die 800 zählt y). — Die Indoſtaner übertreffen an Geſchicklichkeit, den Körper, durch Hülfe der Bäder, reinlich und gelenkig zu machen, faſt alle Völker. Man bringt aber mit dieſer Arbeit nicht wenig Zeit zu. Denn nach dem

y) Allgem. Hiſt. der Reiſen, 11. B. S. 82.

Bade [z]) wird rasirt, worin die Gentoos grosse Fertigkeit haben; man beschneidet die Nägel; reinigt die Ohren, und fängt an die Glieder zu ziehen. Zuerst gilts den Kopf: man fasset sanft die beyden Ohren an, und ziehet das Gesicht mit einem Ruck nach hintenzu: darauf werden die übrigen Glieder ebenfalls so geruckt. Auch für die Weisse ihrer Zähne sind sie sehr besorgt. Nach jeder Mahlzeit bürsten sie selbige mit einer aus Weidenholz gemachten Bürste. Von den Krankheiten dieses Landes und von den gewöhnlichen Hülfsmitteln dagegen, wird eigentlich da, wo die Rede von Bengalen seyn wird, gehandelt werden. Vorläufig merke ich nur an, dass sich zuweilen die Indostaner, durch Vorurtheil, so weit verblenden lassen, dass sie die einzige Rettung eines kranken Menschen darin setzen, wenn sich einer der nächsten Verwandten freywillig verbrennen lässt [a]). Schwäche des Magens und Durchfall sind hier die gewöhnlichsten Zufälle. Daher sind die meisten der hiesigen Einwohner, wenn man von Allahabad auf die übrigen schliessen darf, schwächlich, und nur wenige gelangen zu einem hohen Alter. Die geschwächten Körper können auch nicht lange Schmerz ertragen, und den chronischen Krankheiten sind sie wenig unterworfen. Desto gefährlicher sind aber die Fieber, welche viele Menschen wegraffen. — Ihr Blut ist rein, und die Wunden heilen erstaunend geschwind [b]). Noch ungesunder ist

z) Hannöv. Mag. v. J. 1790. St. 14.

a) Brittish Mercury. M. s. auch Hannöv. Mag. v. J. 1790. St. 52.

b) Briefe eines reisenden Frauenzimmers über Ostindien. Frankf. und Leipz. 1787.

iſt Bahar, weil es niedrig, feucht, marſchig, mit Rohr, Graſe und Geſträuchen ſtark bewachſen iſt, worin ſich Fröſche und allerhand Inſekten in groſſer Menge aufhalten. Die hier befindlichen Berge ſind ſtark mit Holz bewachſen; und in der Ebene iſt die Hitze ſehr groſs, ſie ſteigt bis auf 86 Grad Fahrenh. Therm. Die Europäer halten es hier nicht lange aus [c]). Sonſt giebt es hier Ananaſſe, Mangobäume, Palmen, Pomeranzen, Citronen und verſchiedene Mimoſenarten, wovon eine die berühmte Terra japonica liefert, im Ueberfluſs. — Die Gymnoſophiſten waren endlich die erſten, die das Manna und beſonders die Balſame in der Medicin einführten [d]).

Von Boutan und Tibet.

Ein Menſch, der von Bengalen durch Boutan nach Tibet reiſet, wird gleichſam aus einem heiſsen Clima in die kalten Nordländer verſetzt. Er empfindet ſchon die Veränderung des Clima's, ehe er noch Boutan betritt, zu Buxaduar und Muriſchong. Am erſten Orte erfordern [e]) ſchon viele bengaliſche Pflanzen Wartung und Pflege; das Thermometer ſteigt auch nie über 82 Grad. Der Ort liegt hoch, und iſt mit noch höhern Bergen, die mit

c) R. Saunders mineralogiſche Reiſe nach Boutan und Tibet.

d) Geſchichte der Entſtehung und Verbreitung des Wunder- und Aberglaubens. Leipz. 1788.

e) Saunders a. a. O.

mit ſtarken Bäumen bewachſen ſind, umgeben. — Daraus ſteigen viele Dünſte in die Höhe, die des Nachts als Thau herunter fallen, und die Luft kalt machen. Auch fallen vom May bis September viele Regen. Da nun die Tageshitze oft ſehr groſs iſt; ſo wird der Dunſtkreis mit faulen Theilen zu ſehr angefüllet, und daraus entſtehen hier häufig Quartanfieber. — Muriſchong iſt aber von dieſen Uebeln ganz frey: — denn der Ort liegt noch höher als Buxaduar, und hat keine Wälder in ſeiner Nachbarſchaft. Der Boden iſt fett und reich; die Hauptnahrung der Einwohner iſt Buchweitzen, und der Wurmſamen, welcher von einer Art Chenopodium kömmt, giebt ihnen zur Handlung Gelegenheit. Bald nachher fangen ſchon die boutaniſchen Schneegebürge an; das Erdreich beſteht meiſt aus Kalkſteinen; häufig trift man mineraliſche Eiſenwaſſer an, und die Berge ſind meiſt mit Tannen und Fichten bewachſen; das Thermometer ſteht nur auf 57 Grade: — die Luft iſt rein und geſund. — Es giebt aber auch in Boutan fruchtbare Gegenden: ſo ziehet man z. B. zu Taſſeſudon, der Hauptſtadt von Boutan, in den Gärten Pfirſchen und Aprikoſen. Aber die Kälte des Bodens wird durch die Rhabarberpflanze, die hier gut fortkömmt, und nur auf kaltem Grunde wächſt, bewieſen. Von dieſem letztern Ort gelangt man endlich, nachdem man immer höher und höher gelegene Berge erſtiegen hat, nach Tſchitſchakumbuh, welches die Gränze von beyden Reichen ausmacht. Hier hat man auch die höchſte Region erreicht, und von hier aus kann man alle boutaniſche Schneegebürge überſchauen. Es hat dieſe Gegend viel Aehnlichkeit mit den Alpen der Schweitz, und man findet hier ſelbſt viele Schweitzer

tzer Pflanzen. Auch in Ansehung des Clima's und der Krankheiten findet man gleichfalls keine grosse Verschiedenheiten. Das Fahrenheit. Thermometer siehet man hier oft im Sommer bey Tage, nur auf 34 Graden stehen, und schon im September stehet es oft unter dem Gefrierpunkt; alsdenn fallt schon oft Schnee, und Herr Saunders sahe, dass man am 15ten September bereits das unreife Gerstenkorn abmähete, weil man keine bessere Witterung zu gewärtigen hatte.

Das grosse tibetanische Reich, dessen südliche Gränze wir hier beschauet haben, und welches westlich sich fast bis an die Spitze der grossen Bergkette des Kaukasus, und östlich bis an die Gränzen der grossen Tatarey erstreckt, behält fast überall die eben gemeldete hohe Lage, und kann daher für eins der höchsten Reiche in der Welt angesehen werden. Es giebt hier daher viele unfruchtbare, dürre und kalte Gegenden. Dazu kommen noch die kalten Winde, die von den Schneebergen herstreichen. Der schlimmste davon wird zu Simadur empfunden: es ist dies ein Südostwind, und dabey sehr trocken und kalt. Die dortigen Einwohner behaupten, dass man die Vorderzähne verliere, wenn man ihm entgegen geht; und würklich sahe Saunders viele daran Mangel leiden: indess kam er doch mit dem Verlust seiner Haut im Gesichte davon. — Tibet hat aber auch gemässigte und fruchtbare Gegenden. In einer solchen liegt Tissulumbuh, wo die Luft nicht allein, wie in ganz Tibet, rein, sondern sehr heiter und gelinde ist. Das Thermometer stehet im Monat October auf 48 Grade. — Wie gross die Kälte in dem übrigen Theile von Tibet sey, kann man aus Herrn

Bo-

Bogels *f*) Bemerkungen abnehmen. Zu Chammanning, welches unter dem 31ften Grad N. Br. liegt, und wo er einen ganzen Winter verweilte, ftand oft das Fahr. Thermom. auf feinem Zimmer 29 Grad unter dem Gefrierpunkt. In der Mitte des Aprils waren noch alle Flüffe des Landes, deren es fowohl in Boutan als Tibet nicht wenige giebt, hart zugefroren. — Die kalten Nordweftwinde dienen den Einwohnern zu einem befondern öconomifchen Gebrauch, und überheben fie der Mühe, das Fleifch zu räuchern. Man hängt das Schaffleifch, denn dies ift die vornehmfte Fleifchnahrung, bereits im Auguft und September, wenn es auch fchon nicht friert, an folche Oerter hin, wo diefer Wind es treffen kann. Es wird dadurch nicht allein gegen alle Fäulung bewahrt, fondern auch ganz ausgedörret und faftlos. — Diefes Fleifch geniefsen fie fo roh, fo wie fie überdem auch Kuhmilch, Käfe und Butter zur Nahrung haben. — Dies rauhe Clima macht auch, dafs fie allerley Pelzwerk zu ihren Kleidern wählen müffen. —

So wohl die Boutaner als Tibetaner, da fie ein gefundes Land bewohnen, find durchgängig frey von vielen Krankheiten; dabey find die erftern grofs, wohl gewachfen, ftark und kriegerifch; die Tibetaner aber find von kleinerer und fchwächerer Natur, aber doch wohl gebildet. —

Was die Krankheiten diefer beyden Länder anbetrift; fo finden fich Huften, Verkältungen und Rheumatismen hier fehr oft ein. Leberkrankheiten und daraus entftandene Wafferfuchten kommen

f) Schlötzers Briefwechfel. Heft 28.

men hier ebenfalls oft vor. Dafür aber ſind die Fieber hier weit ſeltener, als in Bengalen, und ſie entſtehen nur aus zufälligen Urſachen; ſelbſt die Blattern ſind nicht allgemein; wenig Menſchen haben ſie gehabt. Denn ſo bald ſich hier dieſe Seuche einſtellt, ſo verläſst man die Patienten; ganze Dörfer nehmen die Flucht. — Der jetzige Radſchah von Tibet, ſagt Saunders, hat ſich dieſe Krankheit in China einimpfen laſſen. Des vielen Schnee's und der ſcharfen Winde wegen ſind triefende Augen und ſelbſt Blindheit in Tibet häufiger als in Boutan. — Die geile Seuche, die in allen kalten Ländern am ſchlimmſten wütet, verbreitet ſich auch hier immer mehr und mehr, und richtet viel Unheil an. Vieles mögen ihre Unreinlichkeit und die groben Nahrungsmittel, deren ſich die Einwohner bedienen, zur Verſchlimmerung beytragen. Man curirt hier dies Uebel durch Pillen, die aus Alaun, Salpeter, Zinnober und Queckſilber, alles zuſammen geſchmolzen, beſtehen, worauf ein Speichelfluſs erfolgt, den man auf folgende Weiſe unterhält: man ſteckt einem ſolchen Patienten einen Stock, wie einen Knebel, queer in den Mund, den man hinten feſt bindet; man verhütet dadurch den Verluſt der Zähne, und unterhält ihn nur 10 Tage lang. Kommen Geſchwüre vor, ſo werden ſie auch mit dieſem Pulver verbunden. Ich habe oben geſagt, daſs die hieſigen Krankheiten mit denen in der Schweitz viele Aehnlichkeiten hätten. Die Aehnlichkeit beſtehet in jener Drüſenkrankheit, welche man den Kropf nennt. Man findet dieſe Krankheit ſo wohl zu Tiſſulumbuh als Boutan ſehr häufig; ja zu Rungpohr hat jeder 6te Menſch einen Kropf. — In Boutan werden mehr Weiber als Männer davon befallen, und

und jene ſelten vor dem 13ten oder 14ten Jahre. Es iſt wahr: zu Tiſſulumbuh trinkt man Schneewaſſer; aber in den übrigen Theilen von Tibet, wo man auch dies Waſſer trinkt, iſt man dennoch davon frey. In Boutan wird nicht viel Schneewaſſer getrunken, und noch weniger zu Rungpohr, welches über 100 engliſche Meilen von den Gebürgen, und noch weiter vom Schnee entfernt iſt. — Gries und Stein ſind hier ganz unbekannte Krankheiten. — Die Erkenntniſs der Krankheiten geſchiehet hier, wie in China, aus dem Pulſe. Man läſst Ader; aber nicht bey ſchlechtem Wetter: noch weniger ſchlägt man, ohne Unterſchied der Krankheit, jede Ader. Bey Kopfſchmerzen öffnet man die Ader am Halſe; bey Arm- und Bruſtſchmerzen u. ſ. w. wird immer eine beſondere Ader gewählt. Auch das Schröpfen iſt hier gebräuchlich. Man gebraucht allerley Laxiermittel, nur an Brechmitteln gebricht's ihnen. In dem Kropf wenden ſie das Queckſilber an, welches aber nicht länger hilft, als ſo lange es gebraucht wird. Die meiſten übrigen Mittel ſind aus dem Pflanzenreiche. Sie geben oft Centaureum; Zimmet; Kümmel u. d. gl. In Tibet, wo man viele warme Bäder hat, wendet man ſelbige in vielen innerlichen Krankheiten an. In Boutan macht man ſie durch die Kunſt nach, indem man heiſse Steine ins Waſſer wirft. —

Zweyter

Zweyter Abſchnitt.

Von denen Ländern auf der ſüdlichen Halbkugel, welche zwiſchen dem Wendecirkel des Steinbocks und dem 35ten Grad liegen.

Von Paraguay.

Der weſtliche Theil von Paraguay iſt eben ſo wie in Chili und Peru beſchaffen; das heiſst, er iſt bergigt: nur unterſcheidet er ſich von beyden darin, daſs dieſe Bergkette, welche eigentlich nur eine Fortſetzung der Cordileras iſt, hier höher und breiter als in Chili, aber niedriger und ſchmaler als in Peru, und beſonders unter der Linie iſt. Aus dieſer Urſache muſs auch folgen, daſs der öſtliche Theil von dieſem Lande, ſo wie in ganz Südamerika bemerkt wird, ſehr niedrig ſey. Durch dieſe Einrichtung wird dies Land, worin Winter und Sommer abwechſeln, nicht allein gemäſsigt, ſondern auch bewohnbar. Auf den Bergen entſpringen viele und groſse Flüſſe, unter denen der Plataſluſs der vornehmſte iſt. Die Ebenen haben alſo Vorrath am Waſſer, werden aber doch vom Meere nicht leicht überſchwemmet, weil ſie höher als das Meer liegen. Es giebt hier erſtaunliche Wüſteneyen, unter denen die Pampas von Paraguay, Tucuman und die Wüſte am

Buenos-Ayres die vorzüglichſten ſind [g]). Ungeheure Schaaren von wilden Ochſen füllen dieſe Gegenden an, von denen man oft in einem Tage 10000 tödtet, blos der Häute wegen, und das Fleiſch liegen läſst. Dennoch entſteht daraus keine Fäulung, weil die wilden Hunde und Raubvögel, die darüber herfallen, allhier in zu groſser Menge ſind [h]). Auch die reine und meiſt trockne Luft läſst dies nicht zu.

Indeſs fällt doch zu Buenos-Ayres ſo wohl im Winter als Sommer Regen. Ganz Paraguay gehört daher zu dem ſchönſten, fruchtbarſten und geſundeſten Theil der Welt.

Von Krankheiten, wenn man die Blattern, Venusſeuche und einige Fieber ausnimmt, die von Gefräſsigkeit herrühren, weiſs man hier faſt nichts. Das einzige bekannte einheimiſche Uebel ſind Kröpfe, womit die Weiber zu St. Jago del Eſtero befallen werden. — Unter den wilden Völkern, die dieſe groſse Wüſten bewohnen, ſind, in den neuern Zeiten, durch Drobitzhofer, die Abiponer, ein nomadiſches Volk, beſonders berühmt geworden. Sie ſind, auf ihren Reiſen durch die Wüſten, wo es ihnen oft am Waſſer gebricht, und das ſie daher oft nöthiget, ohne Umſtände das ſchlechteſte Pfütz- oder Teichwaſſer zu trinken, faſt immer, ſo wohl Männer als Weiber, zu Pferde; bedecken ihren Kopf nie; wiſſen nichts von brennender Sonne; vertragen Tiger- und Strauſ-

g) Ulloa phyſik. u. hiſtor. Nachrichten vom ſüdlichen und nordöſtlichen Amerika.

h) Geograph. natuurkundige Berichten etc. 3. Deel. p. 92.

Straufsenfleifch wohl; können lange Hunger erdulden; fchlafen mitten unter ftarken Regengüffen, unter freyem Himmel, auf einem durchnäfsten Boden; ihnen fchadet nichts; fie haben für nichts Ekel, felbft nicht einmal für Seewaffer: denn fie lieben das Salz fehr, nur nicht den Effig. Auf ihren Reifen forgen fie für keinen Proviant: es ift ihnen genug, wenn fie mit Köcher und Pfeil verfehen find: ihren ganzen Hausrath führen fie mit fich in einem Sacke, der am Pferde hängt. Dahinein ftecken fie auch ihre jungen Kinder. Bey diefer harten Lebensart bleiben fie bis in das fpätefte Alter gefund: man fiehet 80 bis 100 jährige Greife unter ihnen, die mit aller Leichtigkeit fich aufs Pferd fchwingen oder auf einen Baum klettern. Ihr ganzer Körper ift hart und feft: von Krankheiten kennen fie, die Blattern ausgenommen, keine. Nach einer ftarken Erhitzung, oder nach einem Raufch, den fie fehr lieben, kömmt ihr Blut wohl einmal in Wallung: aber dann machen fie demfelben fo gleich durch Einfchnitte und Stiche in den Waden Luft. Sie laffen gleich fo viel laufen, als es ihnen gut dünkt, und bedecken darauf den Ort mit einer Erdfcholle. Dann rufen fie freudig aus: nun bin ich wieder wohl. Ihre gröfste Sorge beftehet auch bey ihnen in Abhärtung des Körpers und in Erduldung des Schmerzes. Schon jungen Kindern fucht man dies anzugewöhnen. Ihre Schönheitsregeln wollen, dafs man gewiffe fchmerzhafte Schnitte und Operationen im Gefichte der Jugend mache: während dem dafs dies gefchiehet, dürfen fie keinen Laut von fich geben. D r o b r i t z h o f e r verfichert, 7 bis 10jährige Knaben gefehen zu haben, die fich den Leib felbft zerftachen. Da fie von Krankheiten faft nichts wiffen: fo halten fie

jeden, der nur einen angebotenen Bissen ausschlägt, für tödtlich krank. — In den Wüsten und Wäldern von Paraguay wächst ein Kraut, welches das Kraut von Paraguay heisst, und das mit dem chinesischen Thee viele Aehnlichkeit hat. Man verschickt es, zu einem ähnlichen Gebrauche, in großer Menge nach Chili und Peru. Es soll den Bergleuten zu Potosi ganz unentbehrlich seyn; es soll sie stärken und gegen die mephitischen Dünste schützen. Diese Leute bedienen sich überdem eines andern Krauts, welches Kocka heisst, und zur Erwärmung dient.

Auf den oben gemeldeten Gebürgen, die Chili und Paraguay von Peru scheiden, ist die Kälte oft grimmig. Hier verlor durch Frost Don Diego Dalmagro auf einmal eine Armee von 10000 Indianern [i]).

Ausser den Abiponern giebt es hier noch andere, aber weniger bekannte, Völkerschaften, unter denen die Chiriguanen und Chiquiten die vornehmsten sind. Die Länder, welche sie bewohnen, sind voller Berge, Wälder und Moräste. In dem Lande der Chiquiten fällt häufiger Regen; daher ist hier die Luft feucht und ungesund. Dies verursacht unter ihnen häufige Fieber, und so gar ein pestilenzialisches Fieber, woran viele sterben: sie sind aber zu faul, zu träge und unwissend, als dass sie zu ordentlichen Mitteln greifen sollten; sie verlassen sich vielmehr auf ihre Quacksalber, oder Chupadores, welche, ihrer Behauptung nach, aus dem schmerzhaften Theile alles Schadhafte heraus saugen können [k]). —

i) Richard a. a. O.

k) Geograph. Berichten etc. Tom. 3.

Von

Von Neuholland und Nordfolkeyland.

Da ſich Neuholland vom 12ten Grad ſüdlicher Breite bis zum 43ſten Grade dieſer Breite erſtreckt; ſo dürfen wir es nicht aus der Reihe der gegenwärtig abzuhandelnden Länder weglaſſen, wenn ich auch gleich nur wenig erhebliches von ihm dem Leſer mittheilen kann.

Da nur die Küſten deſſelben allein und nur zum Theil bekannt ſind, ſo läſst ſich nicht mit Gewiſsheit ſagen, wie die innere Beſchaffenheit dieſer groſsen Inſel ſey. Sollte man aber vom bekannten zum unbekannten ſchlieſsen; ſo iſt das Land waldigt, hin und wieder bergigt, und mit hinreichenden Flüſſen verſehen. Der Boden iſt an vielen Orten ſehr gut, und das Clima, beſonders an ſeiner Südſeite, ſehr angenehm, und kann mit dem Cap der guten Hoffnung verglichen werden. Die Nordſeite iſt aber viel heiſser. Unter allen Menſchenracen, ſagt Forſter *l*), ſind die Neuholländer die armſeligſten, weil ſie ohne Ackerbau, Kleidung und Wohnung leben. Ihren Unterhalt nehmen ſie blos von Fiſchen, Schalgewürmen, Schildkröten, Yamswurzeln und einigen mittelmäſsigen Beeren aus den Wäldern. Ackerbau treiben ſie ſo wenig, als Viehzucht, woran vielmehr ein groſser Mangel iſt. Da nun der Fiſchfang leicht fehlſchlagen kann; ſo ſind ſie dem Todthungern allezeit ausgeſetzt. Eigentliche Wohnungen haben ſie nicht; ſondern ſie verber-

l) Kleine Schriften. Leipz. 1789. S. 261.

gen sich in Höhlen unter der Erde und in hohlen Bäumen. Sie sind fast ganz ohne Kleidung, und da im Februar und März viel Regen fällt; so lassen sie die davon empfundene Kälte, durch ein allgemeines Zittern des Körpers hinreichend merken m). Von Leib scheinen sie gesund und stark zu seyn: verschiedenen Weibern fehlt aber an einer Hand ein Finger. Nach eingezogener Erkundigung berauben sie sich selbst dieses Glieds, als Vorbauungs- und Hülfsmittels gegen Krankheiten n). Dampier o) versicherte: die Neuholländer blinzten alle mit den Augen, und könnten weder recht sehen, noch die Augen öffnen. Diesem widerspricht aber Watki Teng. Dass aber vielen ein Oberzahn fehle, damit hat es nach diesem Verfasser seine Richtigkeit. — Alle kommen aber darin überein, dass dies Clima gesund und milde sey. Selbst gegen einige Krankheiten findet man hier Hülfsmittel. Z. B. gegen die Ruhr giebts hier ein gelbes zusammenziehendes Gummi. An Fruchtbarkeit und angenehmer Lage übertrift Nordfolkeyland noch Neuholland. Das Clima ist nicht allein sehr gesund, sondern es kühlen es auch Winter und Sommer angenehme Lüftchen ab; daher ist die Hitze gemässiget; alles ist beständig in gleichem Wachsthum, und ein ewiges Grün ziert Bäume und Felder. Die Gesundheit leidet keine Veränderung p).

m) Watki Tengs Beschreibung von Botanibay.

n) Philips Reise nach Neusüdwallis.

o) Sammlung der Reisen. Berl. 12. B. S. 428.

p) Philips Reisen a. a. O.

Von

Von der Capſtadt und vom Lande der Hottentotten.

Die äuſserſte Spitze von Afrika, die wir jetzt zu betrachten haben, fängt mit hohen und ſchroffen Bergen an; und es finden ſich im Lande der Hottentotten bis zum Caffernlande hin, deren mehrere. Viele ſind ſtark mit Holz bewachſen, und dienen den verlaufenen Buſchhottentotten zum Aufenthalt. Dies Land hat an vielen Orten herrlichen Boden; iſt an den meiſten Orten mit Waſſer hinreichend verſehen; bringt viele ſchöne Gewächſe hervor, und da es hin und wieder ſchöne Weiden, überall aber viel Antelopen und anderes Vieh giebt; ſo würde es, wenn ſeine Einwohner Viehzucht und Ackerbau treiben wollten, an allem Ueberfluſs haben, wie man an den Colonie-Hottentotten ſieht. Es giebt freylich auch hier viele öde und ſandigte Gegenden, die aber doch mit dem gröſsern beſſern Theil in keinen Vergleich kommen. — Die gröſste Witterungs-Veränderung bringt auf dem Cap der Südoſtwind hervor, der auf der Spitze von Afrika vom Januar bis April, obgleich nicht anhaltend, wütet, und ſich weit ins Land hinein erſtrecket. Es wird dieſer Wind durch eine kleine Wolke angekündiget, die ſich auf dem Gipfel des Tafelberges aus einem Nebel, der allerley Geſtalten bildet, erzeugt. — Oft dauert der Orkan drey bis vier Tage lang fort; auf ein andermal hören Nebel und Wind auf einmal auf, und der Himmel wird glühend. Geſchieht dieſes letzte; ſo fehlt es nicht an Krankheiten,

heiten, die durch Wind und Sturm verhütet werden. So unangenehm nemlich dieſe auch ſind, ſo ſind ſie doch dadurch, daſs ſie die vielen mephitiſchen Dünſte, die ſich am Strande von faul gewordenen Theilen des Schlachtviehes und dergleichen entwickeln, fortſchaffen und zerſtreuen, der Geſundheit ſehr zuträglich. Denn da hier an der Capſtadt die meiſten angekommenen Schiffe mit Lebensmitteln verſehen werden; ſo wird eine groſse Anzahl Vieh geſchlachtet, wovon man Kopf und Eingeweide liegen und verfaulen läſst. Indeſs bringt doch dieſer kalte ſtürmiſche Wind viele Catarrhe und böſe Hälſe hervor, wovon oft ein Drittel der Leute krank wird, und dieſe tödten nicht ſelten in drey bis vier Tagen q). Die abwechſelnde Witterung, indem ſich oft dieſelbe in einem Tage viermal verändert, trägt auch hierzu vieles bey. Dieſe Umſtände abgerechnet; ſo iſt dieſe Gegend nicht nur angenehm und fruchtbar, ſondern auch geſund, wie ſo viele hier anlandende kranke Perſonen zu ihrem groſsen Vortheil erfahren, indem ſie nicht allein mit friſchem Waſſer überflüſsig verſehen, ſondern auch mit allerhand friſchen Lebensmitteln aus dem Thier- und Pflanzenreiche verſorgt werden können. Die Hitze iſt hier gemeiniglich wohl zu ertragen; und im Winter fällt die Kälte, bey dem Mangel an Oefen und Caminen, oft beſchwerlich r). Man empfindet dieſe Kälte am ſtärkſten, wenn der Wind von den mit Schnee bedeckten Bergen bläſst: da dieſer Schnee im Sommer ſchmilzt, ſo wird dadurch das Land mit

q) Vaillants Reiſen in dem Innern von Afrika, mit Anmerk. von R. Forſter, 1. B. Berlin 1790. S. 23.

r) Hannöverſches Magazin vom Jahre 1780.

mit Waſſer hinreichend verſehen. Die Blattern ſucht man von dem Cap, ſo viel möglich iſt, entfernt zu halten: daher werden die neu angekommenen Schiffe ſorgfältig viſitirt, ob auch Blatterpatienten auf denſelben ſeyn. Jede Verheimlichung wird nachdrücklich geahndet [r]). —

Wie ſchon oben angemerkt iſt; ſo hat das eigentliche Hottentottenland nicht einerley Beſchaffenheit. Denn da, wo ſich die wilden oder Waldhottentotten aufhalten, giebt es entweder ſteile und unzugängliche, mit dickem Holz bewachſene Berge; oder ſie bewohnen auch ganz öde, ſandigte, waſſerleere Gegenden. Die eigentlichen Hottentotten bewohnen aber gemeiniglich beſſere Oerter; ſo iſt z. B. das Land der Nimiques ſehr gut. In dieſem und andern giebt es Flüſſe und Quellen, ſo daſs ſie keinen Mangel am Waſſer leiden können. Das Wetter iſt überall in dieſem Lande ſehr veränderlich. Im Nimiquelande iſt es nicht ſelten abwechſelnd kalt: man hat Beyſpiele, daſs in 28 Stunden das Fahr. Thermometer vom Gefrierpunkte bis zu 60 Graden und darüber geſtiegen iſt. Ja, von 30 Graden hat man es, in wenig Tagen, ſich bis zu 116 erheben ſehen. Bey den Buſchmännern iſt es gemeiniglich am heiſseſten. Das Queckſilber ſteht dort meiſtens auf 95 oder 110 Graden. Der Nord- oder Nordweſtwind iſt hier der heiſseſte; weniger heiſs iſt der Südoſtwind [s]). Die Kleidungen der Hottentotten ſind ſo wohl, wie ihre Wohnungen, dem Clima hin-

r) Vaillant a. a. O.

s) W. Pattersons Reiſe ins Land der Hottentotten und Caffern. Berl. 1790. S. 127. Vaillant a. a. O.

hinreichend angemessen; erstere bestehen meist aus Fellen, und letztere können auch hinreichend gegen Kälte schützen. Kolbe [u]) hat davon Abbildungen geliefert. Die Buschhottentotten leben in Höhlen und Klüften. —

Die Unreinlichkeit ist eine der häſslichsten Eigenschaften dieser Völker. Ihre Kleider, Wohnungen und Geräthe strotzen nicht allein von Schmutz; sondern dies thut auch ihr ganzer Körper. Sie schmieren ihren Körper mit Fett und Ruſs; gemeiniglich ists Hammelfett. — Zu dieser Salbe setzen sie auch Pulver von einer Art Diorma, wovon sie aber sehr stinken. Ferner so reiben sie sich auch oft, nach Thunberg [x]) und Kolbe, mit Fett und Kuhmist, wodurch die Haut mit einer Rinde überzogen wird, welche die Schweiſslöcher verstopft. — Dies schützt sie im Winter gegen Kälte, und im Sommer gegen Hitze und Insekten. Da sie keinen Ackerbau treiben; so ist das Verzeichniſs ihrer Nahrungsmittel sehr gering. — Die Hauptspeise ist Milch der Schaafe und Kühe; Hammelfleisch, oder was sie sonst auf der Jagd erlegt haben. Dann haben sie noch einige genieſsbare Wurzeln und Früchte, unter denen eine Knollenart sich befindet, die roh genossen, süſssäuerlich schmeckt, und sehr durstlöschend ist [y]). Einige in dem Nimiquelande und viele Buschmänner leben fast nur allein von dem Harz oder

u) Beschreibung des Vorgebürges der guten Hoffnung, Frankf. und Leipz. 1745.

x) Thunbergs Reisen, m. s. Litteratur-Zeitung v. J. 1790.

y) Vaillant a. a. O.

oder Gummi der Mimosa [z]). — Tritt Hungersnoth, ein nicht seltener Fall, bey ihnen ein, so nehmen sie mit Robben und Schackalsfleisch gerne vorlieb; sie verzehren wohl alte Schuhe; ja viele leben wohl ein halbes Jahr lang von einem Nordkaper [a]). Mit starken Riemen schnüren sie auch oft den Leib, um den Hunger zu stillen. —

Zum Getränke haben die wenigsten etwas anders, als Wasser: doch ist ihnen jede berauschende Sache und der Taback sehr willkommen. Salz lieben sie nicht, können es auch, nach dem Kolbe, nicht vertragen. So wie sie von Gemüthsart nicht die schlechtesten unter den so genannten wilden Völkern sind; so sind sie auch, ihrem Körper nach, ziemlich von Fehlern frey. Ihr Körper ist in gutem Verhältniss; nur ist der Rückgrad, wie Thunberg sagt, eingebogen, und es steht bey den Buschhottentotten der Magen so sehr hervor, dass der ganze Körper fast Bauch zu seyn scheint. Ihre Glieder sind sehr gelenkigt, welches vom Einschmieren der Fettigkeiten herzuleiten ist; ihre Sinne sind scharf [b]), und alle Verrichtungen des Körpers gehen ordentlich. — Kurz, sie sind gesunde Leute. Bey dem allen erreichen aber doch nur wenige von ihnen ein hohes Alter. Es sollen nur wenige über 40 Jahre alt werden [c]). Dies muss in einem so gesunden Lande seine Ursachen haben: man kann aber davon keine andere, als ihre Unreinlichkeit, Faulheit, und öftern Mangel an Lebensmitteln angeben. — Die Mannspersonen

z) Patterson a. a. O.

a) Ebendaselbst.

b) Flogel a. a. O.

c) Richard a. a. O. Patterson a. a. O.

nen sollen in ihrer Jugend an einem Testikel verstümmelt werden, und bey den Weibsleuten soll an den Geburtstheilen ein besonderer Auswuchs statt finden. Kolbe hat dies zuerst nach Tachard behauptet, aber Sparmann [d]) hat es geläugnet, indem er gesagt: dafs Kolbe dies dem Pater Tachard blos nachgeschrieben, und dafs keiner von ihnen die Sache recht untersucht habe. Sonnerat [e]), Vaillant und Thunberg haben aber jetzt diesen Umstand ausser Zweifel gesetzt, und aus den Untersuchungen dieser Männer geht hervor, dafs keineswegs unter allen Hottentotten die Sitte obwalte, die halbe Entmannung vorzunehmen, und dafs nicht alle Weiber mit jenem Auswuchse versehen seyn, sondern dafs man dies nur bey einigen wenigen Völkerschaften finde. Die halbe Entmannung fand Vaillant [f]) nur unter den Geissiquas und Koraquas. Noch seltener ist, wenigstens heut zu Tage, der widernatürliche Auswuchs an den Schaamtheilen der Weiber, welchen einige irrig für eine Schürze gehalten haben. Die ganze Sache ist nichts anders, als eine Verlängerung der Schaamlefzen, oder nach Sonnerat, der Wasserlefzen, welche durch die Kunst allein, nemlich durch starkes Ziehen und Anhängen von einem Gewichte hervorgebracht wird. Sonnerat schätzt sie auf 6 Zoll; Vaillant, der auch Augenzeuge ist, so gar auf 10 Zoll lang. — Vorausgesetzt, dafs es mit der Operation der Knaben seine Richtigkeit habe; so mufs man

d) Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreib. 25. B. S. 343.

e) Sonnerats Reisen.

f) A. a. O. S. 269.

man die Geschicklichkeit dieser unerfahrnen Leute doch bewundern. Kolbe versichert, dass er nie erfahren, dass jemand davon Schaden gelitten habe. Es heilen auch die Wunden, ohne alle schlimme Zufälle, in kurzer Zeit.

Was nun die Krankheiten der Hottentotten angehet; so berichtet Kolbe, dass diese vom Schnupfen, der doch auf dem Cap sehr häufig ist, selten angegriffen würden, theils weil sie immer einerley Kleider trügen, und dann auch, weil sie ihre Haut mit Fett beschmierten. Augenfehler sind auch unter den Einwohnern auf dem Vorgebürge, wo der Wind heftiger ist, häufiger, als unter den Hottentotten. Eigentliche epidemische Krankheiten sind so wohl unter ihnen, als auf dem Cap unbekannt. Wenn sich Ruhren einstellen; so hat man die Weintrauben dagegen heilsam gefunden: auch wendet man Ziegenmilch, in welcher Thee abgebrühet worden ist, dagegen an. Gegen den Scorbut, der hier nicht zu Hause ist, hat man in den frischen Früchten die heilsamsten Vorbauungsmittel. Die häufigsten Uebel, woran sie leiden, sind Colik, Magenweh, Kopfschmerzen und Thränen der Augen.

In den beyden ersten Uebeln suchen sie sich mit Schröpfen, worauf sie viel halten, zu helfen [g]). Ein Kuhhorn vertritt die Stelle eines Schröpfkopfes. Sie wenden dies Mittel fast in allen schmerzhaften Uebeln an, und man wiederholt es, wenn es sich nicht legen will. Ziehet sich aber der Schmerz nach einer andern Stelle, so reiben sie den Ort stark mit heissem Fett. Oft wird auch eine

g) Kolbe a. a. O. S. 188.

eine Ader mit einem schlechten Messer geöffnet, und dieser Ort mit Schöpsenfett gerieben. In Kopfschmerzen scheeren sie den Kopf kahl, und bedecken ihn nachher mit Buchu. Zum Blutstillen gebrauchen sie die Blätter vom Mastixbaum: auch Aloëblätter in warmer Brühe sind ihnen im Magenweh oft heilsam. Ihre übrigen Mittel sind wilde Salbey, Eybischwurz, Frucht und Blätter vom wilden Feigenbaum, Knoblauch, wilder Fenchel und Buchu. Anstatt der Blasenpflaster giebt hier die Natur ein Blatt, welches auf die Haut gelegt, die nemliche Würkung, die wir von den spanischen Fliegen sehen, leistet. Dies ist die Adonis vesicatoria [h]). Sparmann bemerkte, daſs die Wurmkrankheiten unter den Hottentotten eine gemeine Krankheit waren, wovon sie aber selbst nichts wuſsten, und es für Zufälle der Schwindsucht ansahen. Von Fischen, sagt er, können sie den Saamen dazu nicht holen: denn die Hottentotten haben keine Fische. Und auf dem Cap, wo viele Fische gegessen werden, weiſs man davon nichts. Vielleicht rührt dies daher, weil sie so viele verfaulte Sachen, und kein Salz genieſsen. Zu bewundern ist es aber, daſs sie durch den Thran, den sie, wie Neuhof meldet, so viel genieſsen, davon nicht befreyet werden.

Gegen Schlangengift haben sie [i]) in dem Schlangengifte selbst, das sie trinken sollen, ein Gegengift. Bey einem andern Verfasser [k]) lese ich, daſs sie kleine Zwiebeln auf den gebissenen Theil legen sollen.

h) Baldingers neues Magazin, 4. B. 1. St. S. 30.

i) Man sehe Sparmann.

k) Niebuhr a. a. O. S. 440.

ſollen. Das Schmieren und Salben mit Oel wenden ſie als Vorbauungsmittel gegen die Waſſerſucht an [l]). Kolbe räumt, wie es ſcheint, ihren Aerzten, deren es in jedem Kraal wenigſtens zwey geben ſoll, und die der Ehre wegen nur dies Werk treiben, zu viele Geſchicklichkeit ein. Sparmann hält dieſe Leute für unwiſſende Zauberer oder Betrüger. Sie greifen gemeiniglich nur zu äuſserlichen Mitteln und zu Gauckeleyen. Wird ein ſolcher zu einem Kranken geholt, ſo befiehlt der Zauberer, daſs ſich der Kranke vorwärts niederlege. Hierauf ſetzt er ſich auf deſſen Rücken, ſtöſst, kneipt und puffet ihn ſo lange, bis er unvermerkt einen gröſsern oder kleinern Knochen, den er verſteckt gehabt, vorzeigen kann, und von dem er behauptet, daſs er dem Patienten eingehexet worden ſey. Oft trift es ſich nun zu, daſs der Kranke, nach einer ſolchen Behandlung, ſich beſſer fühlt, und dann iſt des Rühmens kein Ende. Wo nicht, ſo geht dieſe Operation von neuem an. —

Bey den Blattern, die ſie, ihrer tödtlichen Würkung wegen, ſehr verabſcheuen, beobachten ſie ein beſſeres Verfahren. Sie nehmen nemlich die Flucht, ſo bald ſie nur von deren Annäherung hören. Unter die Gonquas kamen ſie nur einmal: aber die Hälfte verlor ihr Leben dabey [m]). Eben dieſer Verfaſſer verſichert, daſs ihnen zwar verſchiedene nützliche Pflanzen und Wurzeln bekannt wären, daſs ſie aber davon, gegen die Verſicherung des Kolbe, ſelten Gebrauch machten. Viel-

l) Neuhofs Reiſe.

m) Vaillant a. a. O.

Vielmehr ſondern ſie ihre Kranke ab, und reichen ihnen nur eben Lebensunterhalt. Glauben ſie aber, daſs jemand in den letzten Zügen liegt; ſo legen ſie ſich über ihn her; reichen ihm nicht, nach europäiſcher Art, geiſtige Sachen, ſondern klopfen und ſchlagen ihn tüchtig. Vaillant [n]) hatte Gelegenheit zu ſehen, daſs durch dieſe Operation jemand wieder zum Leben gebracht wurde. — Betrachtet man alle angeführte Krankheiten; ſo entſtehen ſie entweder aus Ueberladung; oder aus ſchlechten Nahrungsmittel; oder aus Mangel derſelben.

Durch ihre Gefräſsigkeit, weil ſie, wenn ſie es haben können, 10 bis 12 Pfund Fleiſch in einem Tage verzehren, müſſen ſie ſich nothwendig Magenweh und Coliken zuziehen [o]). Eben dieſe Zufälle müſſen auch von den rohen Wurzeln, von den Rinden der Bäume, von Heuſchrecken und dergl. Nahrungsmitteln mehr entſtehen, die die Buſchhottentotten gewöhnlich, und die andern, in Ermangelung beſſerer Speiſe, genieſsen [p]). Daſs endlich lang ausgeſtandener Hunger die Säfte, beſonders die Magenſäfte, verderbe, iſt eine bekannte Sache. Ein Glück dabey aber iſt es, daſs alsdenn die Hottentotten, welches andern hungerigen Menſchen verſagt iſt, ein herrliches Mittel dagegen beſitzen. Dies iſt nemlich der Schlaf, den ſie zu erzwingen wiſſen. Würklich kam Vaillant [q]) auf ſeiner Reiſe durch Dörfer von Hottentotten, welche, des Hungers wegen, alle ſchlieſen.

n) A. a. O. S. 210.

o) Vaillant a. a. O.

p) Patterſon a. a. O.

q) A. a. O. S. 179.

ſen. — Endlich iſt noch anzumerken, daſs es in dieſem Lande ſehr leicht möglich iſt, mit einem Trunke aus einem, dem Anſcheine nach, reinen und klaren Bache, den Tod zu holen, und dies geht ſo zu. — Es vergiften nemlich die Hottentotten oft mit einer Euphorbien-Art einen Fluſs, um Thiere, die daraus trinken, damit zu tödten, und in ihre Gewalt zu bringen. Es behält ein ſolches Waſſer mehr als tauſend Schritte von dem vergifteten Orte ſeine böſe Eigenſchaft. Die Hottentotten tragen aber gar kein Bedenken, ein Thier, daſs auf dieſe Weiſe gefangen und getödtet worden iſt, zu eſſen. Die Buſchhottentotten eſſen faſt kein anderes Fleiſch, als was mit giftigen Pfeilen erlegt worden. Dieſes Gift, womit ſie ihre Pfeile bewaffnen, verfertigen ſie aus den gehörnten Schlangen, die man zerquetſcht und daraus eine Art Gummi macht. Ein Menſch, der mit einem ſolchen Pfeile getroffen worden, läuft zwar groſse Gefahr, ſogleich zu ſterben: indeſs kannte doch Patterſon, dem wir dieſe Nachrichten zu verdanken haben, eine Frau, die ſeit vielen Jahren ein böſes Geſchwür am Arm hatte, das, weil es von einem giftigen Pfeile herrührte, nicht heilen wollte.

Es iſt noch übrig, daſs ich derjenigen Heilmittel erwähne, welche auf dem Cap häufig gebraucht werden. Es ſind Seriphium gegen die Würmer: Solanum nigrum zu einer Wundſalbe: Arctopus echinatus als ein blutreinigendes Mittel: Piper capenſe gegen Colik und Lähmung [r]). — Unter andern Medicamenten liefert das Cap auch das Euphorbium.

Dieſe

r) Allgemeine Litteratur-Zeitung v. J. 1789. October Mon. S. 225.

Dieſe ſüdliche Ecke Afrika's hat, in allen, ſieben warme Bäder [s]), wovon drey nicht weit von einander entfernt liegen, und zwar in Rode-Sands Bergſtriche. Das vierte und fünfte Bad haben faſt nichts mineraliſches an ſich, und nur blos die Hitze, die ſie mit aus dem Schooſse der Erde bringen, hat ſie zu dieſer Stufe erhöhet. Das eine dieſer Bäder heiſst Brand-Valleys warmes Bad, und liegt nur eine Tagereiſe von der Capſtadt. Das Waſſer iſt ſo ſiedend heiſs, daſs Thiere darin gebrühet werden können: das andere dieſer Bäder, welches nicht ſo heiſses Waſſer hat, heiſst das weſtliche Elephantenbad. Es liegt N. W. vom Cap.

Das ſechſte Bad wird das warme Bad überm Berge geheiſsen, und iſt drey Tagereiſen weit vom Cap, in S. O. gelegen, entfernt. Es iſt nur lauwarm, und enthält Eiſentheile. Das ſiebende lauwarme eiſenhaltige Bad, das nicht weit von der Capſtadt liegt, iſt das öſtliche Elephantenbad. Auſser dem Eiſen enthält es auch einigen Salpeter.

s) Thunberg. m. ſ. Crell die neueſten Entdeckungen in der Chemie, Leipz. 1782. 10. Theil. S. 201.

Dritte

Dritte Abtheilung.

Von denen Ländern, die von den Wendecirkeln an sich auf jeder Halbkugel bis zum 10ten Grad der Breite erstrecken.

Dritte Abtheilung.

Von denen Ländern, die von den Wendecirkeln an ſich auf jeder Halbkugel bis zum 10ten Grad der Breite erſtrecken.

Die vorzüglichſten hier abzuhandelnden Länder ſind: das Land der Caffern; Madagaskar; Braſilien; Peru; Mexiko; die antilliſchen Inſeln; die Inſeln des grünen Vorgebürges; Senegal; Aethiopien; Abyſſinien; Bengalen; Siam; die manilliſchen und philippiniſchen Inſeln, und noch mehrere andere. —

Erster Abschnitt.

Von den Ländern auf der südlichen Halbkugel.

Vom Lande der Caffern.

Von diesem äusserst unbekannten Lande weiss ich nur folgendes anzuführen. So weit es bekannt ist, ist der Boden, der an vielen Orten mit sehr dicken Wäldern besetzt ist, sehr fruchtbar. Am Wasser ist eigentlich kein Mangel; die Witterung leidet grosse Abwechselungen; im Sommer fällt nur Regen mit vielem Donner und Blitz vergesellschaftet; die Hitze ist nicht unausstehlich, und das Clima für gesund zu halten. Die Nahrungsmittel, deren sich die Caffern bedienen, sind hauptsächlich Milch, und was sie auf der Jagd mit ihren Pfeilen erlegen. Ihr Brod wird aus dem Mark von Palmen, welches erst einige Tage liegen muss, damit es sauer werde, verfertiget. Man bäckt auch hier Brod aus einer Holkusart. Die Wohnungen sind von gar keiner Bedeutung, und so gar viele haben gegen Regen und Ungewitter keinen andern Schutz, als die dicken und weit ausgebreiteten Blätter einer hier nicht ungewöhnlichen Aloëpflanze. Ihre Beschäftigungen bestehen in Jagen, Fechten und Tanzen †). Ackerbau treiben

†) Patterson a. a. O.

treiben sie nicht, aber am Vieh fehlt es nicht ganz, welches sie auch weiden. Von Gemüthsart sind sie nicht schlimm, und die Seelenfähigkeiten entwickeln sich bey ihnen sehr früh, indem ihre Kinder schon im ersten Jahre laufen und sprechen können [u]). Die Erwachsenen sind groſs und wohl gestaltet. Gemeiniglich halten sie 5 Fuſs 10 Zoll, auch wohl 6 Fuſs [x]).

Auch die Gonaquas, die aus einer Vermischung der Hottentotten und Caffern entstanden sind, sind eine schöne Art Leute [y]). Nach Niebuhrs [z]) Versicherung werden die Caffern nicht beschnitten; Patterson aber versichert, daſs dies im neunten Jahre geschehe. Nach dieser Zeit verbergen sie mit einem Deckel von Leder, der aber nur die äuſserste Spitze des männlichen Gliedes bedeckt, diesen Theil, und befestigen den Deckel mit Riemen. Weder von ihren Krankheiten, noch von ihren Hülfsmitteln, ist mir etwas bekannt worden.

Von Madagaskar.

Der gröſste Theil dieser ansehnlichen Insel, die sich vom 12ten bis zum 26sten Grad Süderbreite erstreckt, ist flach; voller Wälder; am Ufer voller Moräste; hat im Innern groſse ausgestreckte Ebenen, aber auch hohe und steile Berge. Der

u) Mackintosch. m. s. Allgemeine Litteratur-Zeit. vom Jahr 1785. October Mon.

x) Patterson a. a. O.

y) Vaillant a. a. O.

z) Reisen a. a. O.

Anblick des Landes in der Gegend der Bay verſpricht nicht viel Gutes; es ſtellen ſich dem Auge nichts als felſigte Abgründe und ein ſumpfiges Thal dar, das mit Holzung umgeben iſt. Es giebt hier zwar Flüſſe, aber an vielen Orten iſt das Waſſer ſehr ſchlecht. Es ſind daher nur einige Gegenden geſund; ſehr viele aber höchſt ungeſund; auch richtet ſich dieſes nach der Beſchaffenheit der Jahreszeit. Denn hier ſowohl, als in allen tropiſchen Gegenden, hat man entweder eine trockne oder naſſe Jahreszeit. Die regnigte Jahreszeit [a]) fängt hier ungefähr im November an, und währet ſelten langer, als bis zum März. Vom April aber bis zum November iſt das Wetter trocken, klar, ſtille und ſchwül, aber die Hitze der Gegend wird durch kühlende See- und Landwinde, die ordentlich auf einander folgen, temperirt, und die Inſel iſt ſo glücklich gelagert, daſs auf beyden Seiten der Paſſat wehet. So lange die Regen fallen, iſt dieſe Inſel ſehr ungeſund; zur trocknen Zeit aber durchgängig beſſer [b]). Ja, Clarke behauptet, daſs zu dieſer Zeit Madagaskar jedem andern Erfriſchungsorte vorzuziehen ſey, auf welchem die Schiffe, nachdem ſie das angenehme Vorgebürge der guten Hoffnung vorbeygekommen ſind, ſicher anlanden können. — Die Ufer ſind zwar durchgängig moraſtig; mit vielen Büſchen bewachſen, und können von Winden nicht gereiniget werden; man athmet daher gemeiniglich hier eine faule und feuchte Luft. Im Innern des Landes aber giebt

a) F. Clarks Beobachtungen über die Krankheiten auf langen Reiſen nach heiſsen Gegenden. Copp. u. Leipz. 1778. S. 7.

b) Lind a. a. O. S. 71.

giebt es hergegen weit trocknere und weniger bewachsene oder morastige Oerter, die daher viel gesünder sind. Sie sind auch zugleich sehr fruchtbar, und von der Natur mit allen Reitzen gezieret. Es bringt dieses Land von sich selbst, ohne menschliche Beyhülfe, (denn die Madagaskaner bekümmern sich um keinen Ackerbau,) Reiss, indianisches Korn, Zuckerrohr, süsse Pataten, Melonen, Pompunen, Pomeranzen, u. s. w. im Ueberfluss hervor. —

Nunmehro will ich die einzelnen Gegenden etwas näher beschreiben. Das Fort Dauphin; der Meerbusen von St. Augustin; und fast die ganze östliche Küste sind sehr ungesund. — Die Terpsichore, ein englisches Kriegesschiff, welches am ersten Orte anlandete, und zwar zur regnigten Jahreszeit, verlor hier eine grosse Anzahl Leute [c]). — Von 367 Mann eines andern Schiffes entgiengen nur 50 dem Fieber [d]). — Die Hitze ist in diesen Gegenden ausserordentlich gross, wodurch denn die Fäulung noch sehr vermehret wird. Zu Faulpointe steigt sie bis auf 100 Grade des Fahr. Thermomet. — Der ganze Dunstkreiss ist alsdenn voller faulen Dünste. — Viele sterben am Sonnenstich; bey der nassen Jahreszeit wurden täglich fünf bis sechs Menschen krank [e]). Ja, Beniowski [f]) versichert, dass jeder Europäer, der nicht etwa schon eine Zeitlang im heissen Erd-

c) Lind a. a. O.

d) Des Grafen Beniowski Reisen etc. Berlin 1790.

e) Gentils Reisen in dem Indischen Meere, im 5ten Bande der Hamburger Sammlung von Reisen.

f) A. a. O.

ſtriche zugebracht hat, bey ſeiner Ankunft an einem ſolchen Orte, vom Fieber befallen werde: — iſt es eine moraſtige Gegend, ſagt er, ſo bleibt dies nicht über ſechs Monate aus. Von den eben angeführten 367 Mann waren 50 vorhin in Bengalen geweſen, und da dieſe bereits an das heiſse Clima gewöhnt waren, ſo blieben ſie auch frey. — Die Weſtküſte von Madagaskar, beſonders das Land der Seeklaven oder Bojana, iſt allen übrigen Oertern weit vorzuziehen, und es herrſchen hier nicht ſo ſehr die Fieber der Oſtküſte [g]). Die Oſtküſte hat indeſs doch auch geſunde Oerter, als z. B. Tamatava, nach Beniowski, und das Fort Dauphin, wo die Hitze ſehr gemäſsiget iſt, weil die Winde es hier ſehr abkühlen. Gentil genoſs hier eine ſehr gute Geſundheit; hatte vom Anfang bis Ende ſeines Hierſeyns einen weit ſtärkern Appetit, als ſonſt; er konnte täglich drey Mahlzeiten thun; er konnte, gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, hier das ſaftige Fleiſch der Ochſen vertragen.

Beniowski war nicht ſo glücklich, ſondern muſste ſich nach der weit geſündern Inſel Aiguillon begeben. — Das hier herrſchende Fieber iſt mit den ſchlimmſten Zufällen, als Schlafſucht und beſtändigem Raſen, verbunden. — Eine genaue Beſchreibung hat man von dieſer Krankheit noch nicht. Denn die ſich hier aufhaltenden Chirurgi haben zum Theil wenig Kenntniſs, zum Theil bekümmern ſie ſich auch mehr um den Handel, als um ihre Kranke. Auch miſsfällt dem zuletzt angeführten Verfaſſer die Curart derſelben ſehr, weil ſie am erſten Tage Brechweinſtein, am zweyten

g) Beniowski a. a. O.

ten Ipecacuahna, und ſchon am dritten die Chinarinde geben. Es ſtirbt auch unter ihren Händen zweydrittel ihrer Kranken. Wer gute Naturkräfte hat, kömmt oft ohne ſolchen Beyſtand am beſten davon. —

Das Land könnte an vielen Orten durch Anlegung neuer Kanäle; durch Ableitung des Waſſers; durch Wegräumung der überflüſsigen Wälder und dergl. mehr verbeſſert werden. Auch tadelt Beniowski den Anbau des rothen Reiſses ſehr, weil dieſer einen moraſtigen Boden erfordert; man ſollte, ſagt er, lieber weiſsen Reiſs bauen, weil dieſer mit trocknem Boden vorlieb nimmt. — Ob gleich das hieſige Clima den oben angeführten Krankheiten ſehr günſtig iſt; ſo befördern doch die Europäer, durch ihr unvorſichtiges Betragen, dieſe Uebel noch mehr. Denn ihr ſtarker Appetit verleitet ſie zum übermäſsigen Genuſs des Fleiſches und der rohen Gemüſe, welche ſie im Uebermaaſs verſchlingen, und dabey nichts als Limonade trinken. Sie ſetzen ſich einer zu groſsen Tageshitze aus, und fürchten nicht die kalten Nächte und die Morgennebel. — Sie ſind im beſtändigen Schweiſs; ihre Säfte werden verzehrt, und bleiben roh; es entſtehen Unverdaulichkeiten; Neigung zum Brechen; ein Brennen im Gehirn; Fieber und bey der geringſten Verkältung Convulſionen. — Wer daher für ſeine Geſundheit beſorgt iſt, genieſst nicht zu viel Fleiſch, lieber gebratenes, als gekochtes; mehr Fiſch, als Fleiſch [h]); ſie müſſen Reiſs und Suppe eſſen, aber nicht zu viel rohe Früchte, noch weniger die Limonien, — an deſſen Stelle müſſen ſie Eſsig gebrauchen. Allen Solda-

h) Gentil a. a. O. Beniowski a. a. O.

Soldaten und Handwerksleuten mufs man in den erften drey Jahren ihres hiefigen Aufenthalts, bis fie an das Clima gewöhnt find, des Morgens und Abends eine gewiffe Portion eines ftarken Getränks geben, welches gegen die böfe Luft fchützt, die aus den Moräften empor fteiget. — Ihre Wohnungen müfsten hoch angelegt werden, und mit Caminen verfehen feyn, damit man darin des Nachts Feuer anlegen, und Luftzüge erregen könnte. — Bey der grofsen Hitze des Tages mufs man fich zu Haufe halten, und wie Gentil that, nur Morgens und Abends ausgehen; vorher aber müffen doch die Nebel verfchwunden feyn. —

Was die hiefigen Landeseinwohner anbetrift; fo find es fehr rohe und wilde Völker, und wie diefe meift alle zu feyn pflegen, ftarke und gefunde Leute. Dies ift auch nicht zu bewundern. Denn die Dörfer der Eingebohrnen, ob fie gleich nicht weit von den Thälern entfernt find, ftehen hoch gelagert, und zu ihnen können die böfen Ausdünftungen nicht kommen. Ihr langes Leben und die gänzliche Befreyung von allen chronifchen Krankheiten find in der That hinlängliche Zeugniffe von diefen gefunden Wohnplätzen [i]). Wahrfcheinlich fehen fie aus diefer Urfache alle fo gefund und ftark aus, und nicht deswegen, weil fie, wenigftens ehemals, gewohnt gewefen, diejenigen Kinder, die fchwach zur Welt kommen, zu erfäufen [k]).

Wegen diefer gefunden Lage der erhöheten Oerter räth Clarke an, die Kranken vom Schiffe täg-

i) Clarke a. a. O.

k) Beniowski a. a. O.

täglich, zur regnigten Jahreszeit, nach diesen Oertern hinzuschicken, von woher sie aber des Abends, ehe der Thau fällt, wieder zurück kommen müssen. —

Herr Commerçon, der mit Bougainville eine Reise um die Welt that, versichert zwar [l]), dass man auf den Bergen von Madagaskar eine kleine ungestaltete Art Leute antreffe, die man Quimos nennt. Sie sollen nur 3 Fuss hoch seyn, und Arme haben, die bis an die Kniescheibe reichen. Ihren Weibern sollen die Brüste fehlen; sie sollen nur blos Warzen haben, und nicht so viele Milch darin, dass sie ihre Kinder stillen könnten, sondern sie wären genöthiget, zur Kuhmilch ihre Zuflucht zu nehmen. Gentil weiss aber von diesem Volke nichts, und läugnet die Commerçonsche Erzählung. —

Die Beschneidung, welche auch hier eingeführt ist, geschiehet mit der grössten Solennität. Der Vater des Kindes läst einige Tropfen eines geschlachteten Huhnes auf die Wunde fallen, so wie gleichfalls die Mutter die Wunde mit Baumwolle bedeckt, die sie in Hühner- und Ochsenblut, desgleichen zu dem Ende auch geschlachtet wird, taucht [m]). — Salz gebrauchen die Madagaskaner eigentlich nicht; ob sie gleich ihre Speisen in Salzwasser kochen: im Innern vom Lande gebrauchen sie dazu die Blätter des Salzbaumes [n]). —

Ausser dem oben angeführten Fieber, womit aber mehr Fremde als Einheimische befallen werden,

l) Hannöversches Magazin v. J. 1773. St. 48.

m) Allgem. Hist. d. Reisen, 8. Band. S. 571.

n) Sonnerat a. a. O.

den, ist die Lustseuche unter den Einwohnern des Landes ziemlich gemein, und dabey erblich; sie ist aber mit keinen schlimmen Zufällen begleitet [o]). — Man gebraucht aber hiergegen, so wenig als gegen andere Zufälle, selten was ordentliches. Man beschmiert den beschädigten Theil mit Erde, die mit dem Blute gewisser Thiere, oder mit dem Safte gewisser Pflanzen befeuchtet worden. Da die Madagaskaner sehr abergläubisch sind; so behängen sie auch die Patienten mit allerhand Amuleten [p]). — Indess ist doch das Schröpfen bey ihnen eingeführet: sie gebrauchen dazu ein Ochsenhorn, welches sie auf die Haut setzen; durch Hülfe des Mundes die Luft aussaugen; das Blut nach diesem Theil hinleiten, welchen sie nachher mit einem schlechten Messer öffnen, und darauf von neuem das Horn, zum fernern Blutsaugen, anlegen. — So schlecht auch ihre Aerzte immer seyn mögen; so stehen sie doch bey ihnen in grossem Ansehen [q]). — Beniowski fand so gar, dass ihr Verfahren in dem dortigen Fieber der Natur besser angemessen sey, als das der gewöhnlichen europäischen Wundärzte. — Besonders lobens- und nachahmenswerth ist ihre Vorsorge, dass Kranke nicht mit zu vielen und unnöthigen Besuchen beschweret werden. Sie stecken nemlich einen Baumast, an dem noch grüne Blätter befindlich sind, über die Hausthüre, und verschliessen solche. Durch dieses Zeichen und durch ein paar gezogene Schnüre giebt man den Freunden zu verstehen, dass sie nun nicht, wie gewöhnlich, hinein

o) Gentil a. a. O.

p) Ives a. a. O. S. 28.

q) Sonnerat a. a. O. S. 233.

hinein kommen dürfen, und daſs nur die Thüre dem Arzte und andern zum Dienſte des Kranken nothwendigen Perſonen geöffnet werde [r]). — Ganz dieſem entgegengeſetzt iſt das grauſame Verfahren der Mütter mit ihren Kindern. Denn leidet eine Schwangere, während ihrer Schwangerſchaft, oder während der Geburt des Kindes, viel Ungemach und Schmerzen; ſo iſt ſie nachher berechtiget, das unſchuldige Kind hinzurichten, und zu erdroſſeln, aus der Vorausſetzung, daſs es ſehr böſe ſeyn müſſe, da es ihr ſo vieles Ungemach verurſachet habe [s]). —

Aus Madagaskar kommen die Paradieskörner und das Tacamahac. —

Ehe ich zu den folgenden Inſeln übergehe, will ich nur mit wenigem der zwo Inſeln Mohila und Johanna Meldung thun, die nicht weit von dem nördlichen Ende von Madagaskar entfernt liegen, und an welchen gemeiniglich die Schiffe der oſtindiſchen Compagnie wegen Holz und Waſſer anlanden [t]). Scorbutiſche Patienten erholen ſich zwar hier ſehr geſchwind, aber manches Schiff, wenn es des Nachts ſeine Leute am Lande läſst, holt ſich auch dafür die allergefährlichſte Art der Fieber, wovon man eine Beſchreibung in dem unten angeführten Buche findet [tt]). —

r) Sonnerat a. a. O.

s) Flacourt Geſchichte von Madagaskar. —

t) Londner medic. Bemerkungen, 4. B. S. 133.

tt) Londner Bemerk. a. a. O.

Von

Von den Inseln Bourbon, Isle de France, und Diego Reys.

Die Hitze ist auf der Insel Bourbon, oder Mascarenhas, bey Südost und Südwind mäſsig, weil in diesem Welttheile diese Winde von Natur kühle sind. Kommen sie aber aus Nordwesten und Norden übers Meer, oder sind es Seewinde, so sind sie schwach und heiſs, weil dort die Nordwinde das leisten, was bey uns die Südwinde thun [u]).

Die Insel Isle de France, oder Mauritius, ist aber heiſser. Es stehet hier nemlich, nach den Wetterbeobachtungen des Herrn Cossigny [x]), das Thermometer gemeiniglich sehr hoch; am niedrigsten hielt es 10 Grade; am höchsten 27; gewöhnlich aber immer 23 Grade des Reaumürischen Thermometers.

In Ansehung der Witterung kommen beyde Inseln mit Madagaskar überein. Die trockenen und nassen Jahreszeiten wechseln hier regelmäſsig ab. — Daher gilt in Ansehung der Gesundheit hier das oben Gesagte [y]). Indeſs hat doch die Insel Bourbon, wie selbst Lind behauptet, vor Mauritius Vorzüge. — Ja, es giebt welche [z]), die sie für so gesund halten, daſs man auf ein langes Leben

u) Gentil a. a. O.

x) Memoires de l'Academie de Paris 1736, 1737 et 1739.

y) Lind a. a. O. S. 71.

z) Lentin a. a. O.

ben daselbst Rechnung machen könne. Man hat hier, nebst der gesunden Luft, auch viele Schildkröten: — man zählt an die 6300 Weisse, welche alle wohlgewachsen, stark und gesund sind. Herr Flackourt schickte daher oft Kranke zur Genesung hierhin. — Dennoch aber fehlt es hier nicht an Krankheiten. Und zwar gesellet sich zu jeder und oft unbedeutender Wunde der allgemeine Krampf [a]); dies trägt sich am häufigsten nach Verletzungen der Fussohlen und nach einer vorhergegangenen Verkältung zu [b]). — Die zweyte sehr fürchterliche Krankheit ist ein Aussatz, welcher mit verhärteten Flecken von verschiedener Farbe, die sich an verschiedenen Stellen des Körpers nebst verhärteten Drüsen einstellen, seinen Anfang nimmt. Nach und nach schwellen die Finger und werden unbrauchbar, obgleich sich sonst der Kranke noch gesund fühlt. Dann kommen am ganzen Körper harte unschmerzhafte Geschwülste, welche an Arm und Bein in bösartige Geschwüre ausarten, worauf die Finger an Händen und Füssen abfallen. Es folgt eine Geschwulst und Nasengeschwür mit stinkendem Eiter; Lefzen, Stirn und Augenlieder werden dick und ungestaltet. Der ganze Körper wird ausgemergelt; die Haut dick und hart, und der ganze Mensch einem Gerippe gleich. Zuletzt kommen die häslichsten, krebsartigen Geschwüre am ganzen Körper, wodurch alle Verrichtungen gestört, und endlich der Tod befördert wird [c]). — Es ist diese Krankheit zwar

a) Cartheuser l. c.

b) Blumenbachs med. Bibliothek. 2. B. S. 390.

c) Couzier in Journal de medicine, Decemb. 1757.

zwar erblich, aber nicht ansteckend [d]). — Dieses Uebel ist unheilbar; gegen den Trismus und Tetanus gebraucht man aber oft mit glücklichem Erfolge, nach dem Sauvages, öligte Sachen, die man in die Glieder reibt, und dabey eine geschickte Binde anbringt [e]).

Man hat auch auf der Insel Bourbon eine gefährliche Ausschlagskrankheit, mit einem hitzigen Fieber verbunden, worin einige Aerzte das häufige Aderlassen empfohlen haben. Diese Krankheit tödtet viele Menschen. Sauvages [f]) nennt sie Miliaris Boïa.

Die Insel Diego Reys ist nicht allein unfruchtbar, sondern auch ungesund [g]). —

Auf der Insel Mauritius kommen die oben gemeldeten Zuckungen noch häufiger vor, theils weil die Luft hier noch ungesunder ist, theils auch weil es hier ungesundere Nahrungsmittel giebt. Wer hier z. B. von der Ringeltaube, die man Ramier nennt, und von einigen Fischen, besonders von der so genannten alten Frau isst, fällt in Zuckungen [h]). —

d) Cartheuser l. c. p. 257.
e) Krünitz a. a. O. 18. Band. S. 53.
f) Nosolog. meth. T. I. p. 439.
g) Lind a. a. O. S. 71.
h) Tissot von den Nervenkrankheiten. 2. B. S. 37.

Von Braſilien.

So wie die Cordilleras, in Südamerika, immer höher werden, je näher man zur Linie kömmt [i], ſo wird der öſtliche abſchüſſige Theil dieſes feſten Landes immer niedriger und tiefer, ſo daſs Braſilien faſt nur wenig, über die Meeresfläche, an ſeinen Ufern, erhöhet iſt. Hier hat man auf eine teutſche Meile noch keinen Zoll Waſſerfall, und man kann eine Reiſe von der See ins Land thun, die gröſser als ganz Teutſchland iſt; gleichwohl iſt man noch nicht an die 11 Fuſs über die Meeresfläche erhaben [k]. — Hieraus ſiehet man leicht ein, daſs dieſes Land den Ueberſchwemmungen ſehr ausgeſetzt ſey. — Da dies Land überdem mit Flüſſen reichlich verſehen iſt; ſo iſt allezeit Ueberfluſs am Waſſer, welches noch die jährlichen Regen vermehren. An undurchdringlichen Waldungen und Moräſten iſt ebenfalls hier Mangel: übrigens iſt der Boden ſehr fruchtbar; — es werden aber vielleicht Jahrhunderte erfordert werden, ehe ſeine Moräſte ausgetrocknet, und die dicken Wälder verdünnet und überall Fleiſs und Cultur ausgebreitet worden. — Das Clima von Braſilien gehört keinesweges zu den heiſsen, ſondern vielmehr zu den ganz gemäſsigten. Denn die Hitze iſt hier ſelten ſehr groſs, welches durch folgende Umſtände hervorgebracht wird. Erſtlich wegen ſeiner niedrigen Lage und häufigen Regen

i) Ulloa a. a. O.
k) Cudenas Beſchreibung des portugieſiſchen Amerika. Braunſchweig 1780.

ist die Luft mit zu vielen wässerigten Dünsten angefüllet; zweytens, so tragen die vielen Wälder und Flüsse, welche letztere einen Luftzug verursachen, hierzu vieles bey; drittens so kühlet die Nachbarschaft der See, wenigstens die Ufer stark ab; endlich aber und zuletzt so sind die häufigen kühlen Ostwinde die Hauptursache davon. — Die Luft ist diesemnach feucht und warm zugleich. — Gäbe es nun nicht die wohlthätigen Ostwinde, so würde das Land sehr ungesund seyn. Nun fehlt es hier zwar nicht, wie wir unten hören werden, an Krankheiten, besonders an Fiebern; aber dennoch gehört dies Land, nach der einstimmigen Versicherung eines Neuhofs [l]), eines Piso [m]), eines Raynal [n]) und anderer [o]), zu denen Ländern, die der Gesundheit keinesweges nachtheilig sind. Ersterer sagt: es herrschen hier nicht die Krankheiten, welche in Angola, Guinea, St. Thomas gewöhnlich sind; es übertrift so gar viele andere Länder an Gesundheit. Piso versichert, die Landeseinwohner leben sehr gesund; sie erreichen früh die Zeit der Mannbarkeit, und werden spät alt. Man findet unter ihnen 100 jährige Greise, die noch ganz munter, und von Krankheiten nie heimgesucht worden sind. — Raynal, der eine Beschreibung von der Natur der Brasilianer macht, und sie für kleiner als die Europäer hält, versichert aber, daſs sie bey weitem nicht so vielen

l) Neuhofs Reisen. Amsterdam 1682. 2 Vol. in Fol.

m) Halleri Biblioth. pr. Tom. III.

n) Briefe über Portugal und Brasilien. Aus dem Französischen. Leipz. 1782.

o) Lind a. a. O. S. 187.

vielen Krankheiten, als diese, unterworfen wären, und dass sie sehr alt würden. Lind endlich, den ich als Schiedsrichter über die gesunde und schädliche Eigenschaft eines Clima's am liebsten anführe, sagt auch: Brasilien wird von den Portugiesen, hauptsächlich wegen der reinen Luft, die an den meisten Orten angetroffen wird, für ein Paradies gehalten. Wenn die Sonne gerade über dem Haupte stehet, so wird die Luft durch die Seewinde erfrischt und abgekühlt, und die innern Theile des Landes werden durch noch kühlere Lüfte, die von den hohen Bergen kommen, durchgewedelt; — so dass die Portugiesen die Luft von Brasilien, in der Entfernung von einigen Graden vom Aequator, der Luft ihres eigenen Vaterlandes vorziehen. — Es reisen so gar verschiedene Spanier und Portugiesen, die in ihrem Lande kränkeln, in dieses gesunde Land p). — Die Lebensart der Brasilianer kömmt in den meisten Stücken mit der der übrigen wilden Amerikaner überein. — Sie sind starke Wassertrinker, und auf die Wahl desselben sehr aufmerksam: daher beurtheilet ein Brasilianer durch den Geschmack die Güte des Wassers eben so gut, wie ein Europäer die Güte des Weins durch seine Zunge. — Der Körper wird bey ihnen auf alle Weise abgehärtet, und schon in der zarten Jugend macht man damit den Anfang. Man wickelt nichts von einem Kinde ein, als nur blos die Beine. Von Krüppeln und Hinkenden weiss man auch daher in Brasilien nichts. — Zwar ist, wie schon oben bemerkt worden, bey den meisten Brasilianern, der Körper weder sehr gross noch sehr stark: indess giebt es doch auch hiervon Ausnahmen.

p) Neuhof a. a. O.

men. Die so genannten Tapuyes zeichnen sich durch Grösse und Stärke vor allen ihren Landsleuten aus. — Ein Mann von dieser Nation kann einen Stier zu Boden werfen; sie sind auch so gefräsig, dass ihrer wenige ein solches Thier in einem Tage verzehren können q). — Prinz Mauritz machte sich einmal das Vergnügen, dieses Schauspiel selbst mit anzusehen. Es sind dies aber wahre Menschenfresser, und man versichert, dass eine Frau von dieser Nation, die eine todte Frucht zur Welt bringt, diese so gar verzehre r). Zur Schande der Menschheit muss es den alten Brasilianern nachgesagt werden, dass sie ehemals, wenigstens ihre Gefangenen, so gar gemästet, und solche nachher verzehrt haben; — sie waren besonders lüstern nach der weissen Haut der Europäer, daher handelten diese nur in der Entfernung von 100 Schritten mit diesen Unmenschen s). — In ihrer Lebensart sollen sie übrigens dieses Besondere an sich haben, dass sie nie zugleich essen und trinken; sondern wenn sie essen, so enthalten sie sich des Getränkes, und wenn sie trinken, so nehmen sie nicht zugleich Speise zu sich t). — Die Härte dieses Volkes siehet man so gar bey der Niederkunft ihrer Weiber. — Lery sahe die schmerzhafte Niederkunft einer Brasilianerinn, wobey der Mann die Stelle der Hebamme vertrat, mit an: nach der Geburt biss das Weib, weil es an einer Scheere fehlte, den Nabelstrang selbst ab u). Sie sind also nichts weniger als verzärtelte

Leute,

q) Neuhof l. c.
r) A. a. O.
s) Allgem. Hist. d. Reisen. 16. Band. S. 243. 251.
t) Olla potrida. 1783. N. 4.
u) Allg. H. d. R. a. a. O. S. 259.

Leute, vielmehr verlachen sie unsere Kleidungen, die wir den Kindern geben, und alle unsere Sorgfalt mit ihnen, indem sie der Meynung sind, dafs dadurch der Grund zur Entnervung, zur Verkältung und zu vielerley andern Uebeln gelegt werde [x]). — Ein so rohes Volk, wie dieses, sinnet nur allein auf Mittel, seinen gegenwärtigen Bedürfnissen abzuhelfen, und seinen Feinden auf alle mögliche Weise zu schaden. Dies thun sie am nachdrücklichsten mit ihren vergifteten Pfeilen. Zu deren Vergiftung haben sie aber unglücklicher Weise ein Thier kennen gelernt, dem sie unter vielen Martern das Gift gleichsam abzwingen. — Dies Thier ist eine Art Salamander, Gecko genannt, welches an und vor sich schon giftig ist, und so gar durch seinen Urin grofsen Schaden anrichten kann; aber das aus seinem Rachen ein noch weit giftigeres Wesen fliefsen läfst. Um dieses zu erhalten, hängt man das Thier oft vier Wochen lang, während dem es gefüttert wird, an den Beinen auf. In dieser Zeit fliefst vieler giftiger Speichel aus seinem Rachen, welchen man sorgfältig auffammlet, und damit die Pfeile, welches auch die Javaner thun, vergiftet. Die Curcumawurzel soll ein Gegengift davor seyn [y]). —

Nun komme ich auf die hier gewöhnlichen Krankheiten, wobey aber so gleich zu bemerken ist, dafs das häufige Sterben der europäischen Kinder nicht dem ungesunden Clima, sondern der schlechten Erziehung und Pflege beyzumessen

 sey;

x) Piso l. c.

y) Neuhof a. a. O.

ſey [z]); zweytens ſo giebt es, nach Piſo's Verſicherung, in Braſilien keine Epidemien, und nie hat man hier von Peſt gehört, welche man doch hier vermuthen müſste, wenn Feuchtigkeit mit Wärme verbunden, wie noch ganz kürzlich ein angeſehener Arzt behauptet hat, in Conſtantinopel die Urſache der Peſt ſey. — In den Fiebern, ſagt dieſer Verfaſſer weiter, verſpüret man den ordentlichen Gang der Natur, und die hitzigen Krankheiten halten ihre ordentlichen Criſes, die am häufigſten durch den Schweiſs, aber auch zuweilen durch einen Durchfall und Blutfluſs geſchehen. — Die Nächte ſind hier kalt, und man thut wohl, wenn man alsdenn Feuer unterhält. Die dies nicht thun, verfallen leicht in Verkältungen. Wegen der warmen und feuchten Luft ſind faule Gallenfieber ſehr gemein: desgleichen die Cholera mit Stuhlzwang. Augenſchäden, beſonders die Tag- und Nachtblindheit, ſind hier häufig. — Dann hat man hier eine Art von Betäubung der Glieder, welche Air heiſst [a]). Diejenigen, ſo damit befallen werden, empfinden eine beſondere Schwäche und Schwere in ihren Gliedern, womit eine kützelnde Empfindung, auch wohl Schmerzen, die ſich gegen Abend einſtellen, verbunden geht. Jene Uebel nehmen oft dermaſsen zu, daſs ſie das Bette zu hüten gezwungen werden; ja bey vielen gehet alles Vermögen, um ſich zu bewegen, verloren. Es iſt wahrſcheinlich eine Folge der kalten Abend- und Nachtluft. — Am Maſtdarm ſtellt ſich ferner oft eine widernatürliche Ausdehnung, die in Peru Tha-

z) Neuhof l. c.
a) Cartheuſer l. c. p. 70.

Thalubel, sonst Procktalgia heifst, ein [b]). Zuerst entsteht an diesem Theile eine Entzündung und Geschwulst; die Excremente werden verschlossen; der Mastdarm ungewöhnlich erweitert; es entstehen Schmerzen, Fieber, Entzündung und Eiterung: Hitze des Clima's und andere unbekannte Sachen sind schuld, daher oft Matrosen auf dem Schiffe, die nach dieser Gegend reisen, auch damit befallen werden. Man applicirt hier, wie in Peru, die Citronen dagegen; es wird nemlich von dieser Frucht ein längligtes Stück in After gesteckt. — Noch ein anderes und vom Piso gleichfalls beschriebenes Uebel ist die widernatürliche Umkehrung der Spitze des Brustbeins (Gastrodynia cum cartilaginis xiphoideae incurvatione) [c]). Auch dies Uebel, das mit vielen Schmerzen verbunden ist, soll von Verkältung herrühren.

Viele Menschen, besonders Negern, haben schlimme Beingeschwüre, welche zuletzt die Knochen entblößen. Es rührt dies Uebel von einer Flohart her, welche man Biecho, Chiquen, auch Niegen (nigae) nennt, Pulex penetrous Lin. Unter den Schlangen sind einige so gefährlich, dafs man sie, selbst nach dem Tode, nicht ohne Gefahr berühren darf. Dies ist z. B. der Fall mit der Schlange, Coluber biceph. genannt. Es erfolgt darauf ein blasenartiger Ausschlag (Pemphigus Brasiliensis. Sauvages), der wohl drey Monate lang anhält. — Die Wassersucht ist hier sehr häufig, wogegen man die Caapebawurzel und das Gummigutt gebraucht. — Die Venusseuche ist ein sehr gemeines und einheimisches

b) Cartheuser l. c. p. 162.
c) Cartheuser l. c. p. 112.

Uebel in Brasilien; soll nach dem Piso so gar ohne Ansteckung entstehen; ist aber hier, wie in allen warmen Ländern, gelinde. — Die brasilianischen Aerzte empfehlen in dieser Krankheit in den ersten 14 Tagen nichts als gute Diät; darauf warme Bäder und überhaupt Wärme; ja, man schickt die Patienten gern nach den Zuckersiedereyen, weil daselbst ein hoher Grad von Wärme ist: man giebt aber auch Tränke aus Sassaparille. — Folgende Augenkrankheiten, als das Thränen; die Tag- und Nachtblindheit sind hier gemein [d]). — Man empfiehlt gute Lebensordnung; Enthaltung von zähen Speisen und der Sonnenhitze. — Zu den besondern Curarten gehöret folgendes in Brasilien übliches Verfahren [e]). Wollen sie Brechen erregen, so stecken sie zuerst zwey Finger, und nachher einen Pfeil in den Schlund; hierauf pflegt starkes Erbrechen zu erfolgen, ja es folgt oft Blut, welches man aber von dem Genuss einer Distel herleitet. Haben sie Kopfschmerzen, so machen sie sich einen Schnitt vor der Stirn, wie auch am Arme, Beine und andern Theilen des Körpers, und lassen eine ansehnliche Menge Blut heraus laufen. Da es hier oft kalt ist, so wickelt man die Theile mit Binden dergestalt ein, dass sich das männliche Glied fast ganz versteckt. Andere versichern, dass man aus Modestie dies Glied einwickele, zusammen binde, und mit einem grossen Schneckenhaus bedecke [f]). — Weiter so ist, nach dem Piso, das Schröpfen und Scarifici-

d) Piso l. c. Cartheuser p. 21.

e) Magellan, man sehe Forsters und Sprengels Beyträge, 4. Theil. S. 22.

f) Blumenbachs med. Bibliothek, 2. Band. 4. Stück. S. 597.

rificiren hier von Alters her im Gebrauche. — Die Ipecuanha wurde auch hier längstens gegen den Stuhlzwang gebraucht. — Gegen den Biss der Klapperschlange legt man ein Pflaster auf, das aus zerquetschten Schlangenköpfen und Speichel gemacht worden g). — So bald in Brasilien eine Frau schwanger zu seyn glaubt, so enthält sie sich, bis zur Niederkunft, alles Umganges mit ihrem Manne: es ist auch nicht gebräuchlich, während des Stillens, sich beywohnen zu lassen h). Es fehlt daher diesen Weibern, wie ein angesehener Schriftsteller i) hat behaupten wollen, keinesweges an Milch in den Brüsten. Nach seiner Behauptung handelt hier die Natur ganz verkehrt. — Hier nemlich soll nicht den Weibern, welche dazu zu schwach seyn sollen, sondern nur den Männern, Milch in den Brüsten zufliessen, die aber doch auch vor Schwäche, wie er ebenfalls irrig glaubt, keine Barthaare bekommen. Man weiss aber jetzt nur gar zu gut, dass sich diese Leute die Haare ausrupfen lassen, und dass auch die Weiber stillen. Sollte es aber auch würklich an dem seyn, dass vielen Männern von Natur der Bart fehlte; so bewiese auch dieser Umstand allein die Schwäche noch nicht. —

Man erhält aus Brasilien die Faba pecurim; den Balsamum Copaivae, den peruanischen Balsam, die Ipecacuanha u. d. gl. m.

g) Neuhof a. a. O.

h) Ebenderselbe.

i) Pauw l. c.

Von

Von den Chiraguanen in Paraguay, und dem Lande der Amazonen.

Dasjenige grofse Land, welches in Südamerika zwifchen Peru und Brafilien liegt, ift von allen Ländern und Reichen das unbekanntefte, und wird wahrfcheinlich von vielen Völkern bewohnt, die aber, bis auf die Chiraguanen, faft alle unentdeckt find. — Es ift dies Land voller hoher und fteiler Gebürge, von denen viele Flüffe, als der Picolmayo und Parapiti, ihren Urfprung nehmen; überall trift man dicke Wälder und mit undurchdringlichen Dornen verfehene Büfche an, durch welche kein Menfch anders, als wenn er mit ledernem Gürtel verfehen ift, kommen kann: die Kälte ift in diefem Lande, und befonders auf den Bergen, fehr grofs, und es heifsen die Einwohner deswegen Chiraguanen, weil die Kälte alle andere Menfchen vernichten foll. Aber diefe wilden und unbändigen Anthropophagen wiffen davon nichts: ihre Anzahl vermehrt fich vielmehr alle Tage. Sie find nackt, und nur die Frauen bedecken einige Theile. — Bey allem fröhlichen Muth find fie gefund: wird aber von ihnen jemand krank; fo umgeben drey bis vier Weiber feine Wohnung, und machen, fo lange er lebt, ein beftändiges und gräfsliches Geheul. — Ihre ganze Arzeneywiffenfchaft beftehet darin, dafs ein Zauberer rund um den Kranken bläfst, um damit die Krankheit wegzublafen [k]); oder fie machen es wie die Chiquiten, welche durch ihre Chupadores, welches Amt

k) Geogr. en natuurkundige Berichten. 3. Deel. p. 145.

Amt gemeiniglich ein Cacique versiehet, nach geschehenem Fragen: ob nicht der Patient etwa ein Stück Hirschfleisch, oder ein Stück von einer Schildkröte weggeworfen habe? den Patienten saugen lassen, und wenn der Chupador dies eine Zeitlang gethan, so wirft er zuletzt eine schwarze Materie aus dem Munde, gleichsam als wenn er diese heraus gesogen habe, und versichert nun: jetzt sey das Gift aus dem Körper weggeschafft, und die Seele des beleidigten Thieres, welche an dieser Krankheit schuld sey, könne nun nicht weiter schaden [l]).—Ich überlasse es gern andern, sich bey dergleichen Erzählungen, die von keinem Nutzen sind, zu verweilen, und gehe zu erheblichern Dingen über. —

Von Peru.

Peru ist ohne Widerrede die höchste bewohnte Gegend in der Welt. Denn wenn auch gleich ein grofser Theil dieses Reichs, das am Meere gelegen ist, nicht viel über die Meeresfläche erhaben ist; so ist doch ein weit gröfserer Theil dieser Landschaft um $4536\frac{1}{2}$ Varas [m]) höher als jenes Land am Meere, und diese ganze Gegend begreift weitläuftige, volkreiche und also bewohnte Landschaften, ja Königreiche in sich, zwischen welchen weit ausgedehnte Wüsteneyen zu finden sind. Aber dies sind noch lange nicht die höchsten Gegenden; sondern die grosse Bergkette, welche man Cordilleras nennt, scheinen gleichsam neue Berge zu seyn,

l) A. a. O. S. 159.

m) 7680 Varas machen eine spanische Meile aus.

seyn, die auf die andern, von denen wir jetzt gesprochen haben, gesetzt sind, und sich daher in den Wolken verlieren. Sie sind noch um 2100 Varas höher als die erst benannten Berge, und also völlig 6600 Varas über die Meeresfläche erhöhet. — Das niedrige Land hat sandigten, aber auch hin und wieder lehmigten Boden. Das hohe Land hat ebenfalls an vielen Orten Sand, große Klüften an diesen, an andern aber Wüsteneyen; dicke Wälder und fruchtbaren Boden. Es dehnt sich, wie das niedrige, von Norden nach Süden aus, welche Richtung auch die hohen Cordilleras haben [n]).

Die größten Flüsse in der Welt, als der Amazonenfluß, Orinoko und Platafluß, haben diesen Bergen ihren Ursprung zu verdanken. — Am Wasser kann daher dies Land keinen Mangel leiden. — Die Temperatur der Luft ist nach der Verschiedenheit eines jeden Landstriches und seiner Erhöhung, auch sehr verschieden. — Die niedrige Gegend ist wärmer als die erhöhete, und diese nicht so kalt als die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten und unbewohnbaren Gipfel der Berge, auf welchen es die bekannten französischen Akademiker, Condamine und Bouger, wegen Stürme, Schnee und Kälte, nicht lange aushalten konnten. Bouger [o]) beschreibt das Wetter auf dem Pichinga als sehr veränderlich: oft entstand nach einer mäßigen Wärme die grimmigste Kälte, und viele von ihren Leuten verfielen darüber in den Scorbut. Aber ehe sie noch diesen Berg bestiegen hatten, mußten sie, an ihrem Körper,

n) Ulloa a. a. O.

o) Memoires de l'academie roy. de Paris. 1744.

per, manches Ungemach erfahren. Einige wurden engbrüſtig; andere warfen Blut aus; noch andere wurden ohnmächtig. — Man hat dieſe Zufälle von der verdünnten Luft hergeleitet: aber die Zufälle verſchwanden, wenn ſie ſich entweder ausruheten, oder wenn ſie ritten. Es ſcheint daher, daſs dies alles mehr eine Folge der Ermüdung und der angeſtrengten Kräfte geweſen ſey, als der verdünnten Luft: indeſs half doch das Ausruhen dem Sauſſüre nicht, als er den Mont Blanc erſtieg, wie wir unten hören werden. —

Das Volk, welches um die Cordilleras wohnt, wird von eben dieſem Verfaſſer als höchſt träge und faul beſchrieben. Sie hucken den ganzen Tag, und ſtehen kaum von ihrer Stelle auf: — bot man ihnen Geld an; ſo ſagten ſie: ſie hätten keinen Hunger. —

Wir wollen jetzt das übrige bewohnte hohe Land von Peru betrachten. — Durchgängig iſt das Clima in dieſem Theile ſehr gemäſsigt, ſo daſs man weder über Kälte noch über Hitze zu klagen Urſache hat. Condamine *p)* hat darüber ziemlich genaue Beobachtungen angeſtellt. Aus deſſen Tabellen gehet hervor, daſs es hier ſelten nur um etwas wärmer iſt, als in Paris; ja daſs zuweilen die Hitze geringer ſey. —

Auf der am Meere gelegenen Ebene herrſcht das ganze Jahr durch ein Südoſtwind, der mit Gewalt alle Dünſte vertreibet, ſo daſs hier faſt kein Regen fallen kann. Der höhere Theil von Peru aber iſt mehreren Abwechſelungen unterworfen, daher auch geſunder; indeſs fällt doch auch hier ſelten

p) Memoires Cit. de Anno 1736.

ſelten Regen, und es iſt der Himmel faſt durchgängig lieblich grau: an einigen Orten, als z. B. zu Lima, welches in einem ſehr angenehmen Thale liegt, iſt die Luft zwar gemeiniglich mit Dünſten angefüllt, indeſs regnet es doch daſelbſt nie. Daher machen dieſe nebſt den Südwinden die Stadt geſund. Die umliegende Gegend von Lima hat weniger Dünſte und weniger kalte Winde, und iſt daher auch nicht ſo geſund q). — Die einzige Unbequemlichkeit von Lima, ſind die häufigen Erdbeben. — Es wollen ſo gar einige verſichern, daſs es in Lima ſo trocken ſey, daſs ein naſs gemachter Degen in der Scheide keinen Roſt annehme. — Dieſe Stadt hat überdem Ueberfluſs an allen Lebensmitteln, und das Brod iſt von beſonderer Güte. Hier erfordert aber das Brodbacken auſserordentlich viele Mühe und Fleiſs, und es wird für eine der ſchwerſten Strafen angeſehen, wenn jemand zum Brodbacken verdammt wird r). Ich vermuthe aber, daſs dies nur Vorgeben fauler Leute ſey, denen alle Arbeit zu ſchwer fällt. Man bäckt ja in Lima keinen weſtphäliſchen Pumpernickel, und doch habe ich niemand hier klagen hören, daſs ihm dieſe Arbeit zu ſchwer ſey. — Das Kalbfleiſch, welches in Lima gegeſſen wird, wird erſt auf den kalten Bergen den trocknen Winden ausgeſetzt, damit es gefriere und trocken werde; dann ſchickt man es nach Lima hin, wo es ſich lange gut erhält. —

Alle dieſe erwähnten Wohlthaten ſcheint aber die Natur an ein undankbares Volk verſchwendet zu haben. Denn nirgends geht die Zügelloſigkeit und

q) Richard a. a. O.

r) Allgem. Hiſtorie der Reiſen, 11. Band.

und Lüderlichkeit weiter als eben hier. — Man zählt hier, sagt Frezier [s]), an die 600 Häuser, die nichts als Freudenmädchen enthalten: — alle Gespräche der Einwohner betreffen nur Materien, die niemand, ohne schaamroth zu werden, anhören kann. — Unter den Krankheiten muss man daher die Venusseuche zuerst nennen, womit ganze Städte angesteckt sind, und wovon niemand ein Geheimniss macht. Hier erscheint aber diese Krankheit in ihrer mildesten Gestalt, und sie ist nicht hinderlich, um dabey ein hohes Alter erreichen zu können. Einige alte Weiber nehmen auch gemeiniglich nur die Cur dieser Krankheit über sich, und lassen aus Sassaparille, Pappeln und einigen andern Kräutern einen Trank gebrauchen. Daneben läst man ein Fontanell appliciren, worauf man sein gröstes Vertrauen setzt: daher trägt fast ein jeder ein solches Ding. Wenn Personen sich begegnen, so ist nicht die Frage nach dem wechselseitigen Befinden, sondern wie Fuentes beschaffen sey, wovon auch ein jeder, ohne Zurückhaltung, Nachricht giebt. Nach dem Ulloa [t]) herrscht zweytens unter der ärmern Classe von Menschen diejenige Krankheit, welche man Chapetonade, oder das schwarze Erbrechen nennt: — hiemit ist oft eine Raserey, die bis zum Tode dauert, verbunden. —

Das Schweinefleisch hält man in Peru für eins der gesundesten, und räth es so gar in Krankheiten an [u]). — Es scheint aber doch nicht an jener

s) Allgem. H. d. R. 15. B. S. 488.

t) Cartheuser l. c. p. 127.

u) Thiery a. a. O. S. 147.

ner Krankheit schuld zu seyn. — Einige Winde, besonders die kalten Nord- oder Nordostwinde, mögen Antheil an den Krankheiten dieses Orts haben. Denn wenn diese regieren, so wird die ganze Stadt mit Husten befallen, den man Pechangeras nennt; und wenn man denn auch hitzige Getränke trinkt, so wird man doch nicht erwärmt [x]). — Der Tetanus und Opisthotonus sind hier gleichfalls gemeine Uebel [xx]). — Unter den Weibern zu Lima findet man den Mutterkrebs, nach Mosely, oft [y]). — Einige haben behaupten wollen, daſs man in Peru vor Zeiten gewohnt gewesen sey, um der Unzucht vorzubeugen, die vom Celsus beschriebene Infibulation anzuwenden, woran aber der berühmte Blumenbach [z]) zweifelt. — Die Landeseinwohner sind von mittler Statur, muskulös, stark, ohne Bart und ohne groſse Empfindlichkeit gegen Schmerz, wie alle Indianer. — Viele von ihnen erreichen 100 und mehrere Jahre. Keine Krankheit ist unter ihnen tödtlicher als die Blattern, welche alle 8 oder 9 Jahre zu kommen pflegen. Auch Fleckfieber, sagt Ulloa [a]), sind nicht ungewöhnlich; seltsam ist aber ihr Verfahren dabey. Sie rücken das Bette des Patienten nahe ans Feuer, und setzen ein Gefäſs mit Chika angefüllet, neben ihm. Beyde, die Hitze des Feuers und des Fiebers, nöthigen sie zum öftern Trinken. Es brechen

x) Ebendaselbst aus den Voyage au Perou.

xx) Allgemem. Hist. der Reis. 9. B. S. 422.

y) Allgem. Litterat. Zeit. vom Jahr 1789. Monat August. —

z) Med. Bibliothek, 2. Band. 4. Stück. S. 597.

a) Allg. Hist. der Reisen, 9. Band. S. 314.

chen darauf entweder die Flecken aus, oder der Patient ſtirbt, welches wohl oft der Fall ſeyn wird. — Vom Salz ſind die Peruaner beſonders groſse Freunde, und ſie können ganze Klumpen davon verſchlucken [b]). — Viele abergläubiſche und zum Theil grauſame Gewohnheiten findet man von dieſer Nation aufgezeichnet, wovon ich nur einige wenige anführen will. Die Creolen ſind ſehr von Amuletten, worin ſie ihr ganzes Vertrauen ſetzen, erbaut: — ſie behängen ihre Kinder mit ganzen Bündeln ſolcher Sachen. — Die Cuchunaer, ein Volk in Peru, beſaſsen, nach Condamine's Bericht, ein langſam tödtendes Gift. — Die Perſon wurde davon ganz entſtellt, und in einen kraftloſen, aber zugleich ſchmerzhaften Zuſtand, der nur erſt ſpät ſich in den Tod endigte, verſetzt. — Inka Mayta verbot es aber [c]). — Die Peruanerinnen und Creolinnen zeichneten ſich aber auch von jeher durch Erfindungen, ihre körperliche Reitze zu erhöhen, und noch mehr durch ſtandhaftes Betragen bey der Entbindung, wie auch durch Sorgfalt bey ihrer Kinderzucht aus. — Die Creolinnen gebrauchten Spiesglas; die Peruanerinnen aber Zinnober zur Schminke. — Sie wuſsten auch aus einigen Specereyen ein Pflaſter, welches ſo weiſs als Milch war, zu verfertigen: dies legten ſie neun Tage lang auf das Geſicht: nach dieſer Zeit war die Haut ganz zart und rein, und das Geſicht hatte eine blühende lebhafte Farbe. —

Kam die Zeit der Niederkunft heran; ſo lieſs eine ſolche Perſon niemand zu ſich kommen, der

b) A. a. O. S. 315.
c) A. a. O. 15. B. S. 390.

ihr hülfreiche Hand hätte leisten können, weil man dies für einen Schimpf hielt. — Gebahr sie Zwillinge, so hielt man dies für ein grosses Wunder: man bekrönte sie mit Blumen, trug sie öffentlich durch die Strassen; man tanzte um sie her, und stimmte zum Lobe der Mutter und ihrer Fruchtbarkeit Lieder an. Ein neu gebohrnes Kind wurde gleich mit kaltem Wasser gewaschen: ausserdem besprützte die Mutter das Kind oft mit kaltem Wasser zur Stärkung: dies that sie entweder mit dem Munde oder mit einer Sprütze. — Die Arme wurden nicht gewickelt, indess hatten sie doch eine Art Wiege, welches eine Bank mit vier Beinen war. Die Mütter nahmen nie ihre Kinder auf den Arm; sondern machten ein Loch in die Erde, worin sie es aufgerichtet bis an den Schoos setzten. — Den Kindern gab man nur dreymal des Tages, des Morgens, Mittags und Abends zu trinken, und öfterer nicht: sie liessen lieber das Kind schreyen, als dass sie ihm öfterer die Brust gereicht hätten. — Denn, führten sie zur Ursache an, vom vielen Saugen rührt das Erbrechen der Kinder her, und sie werden auch zu gefrässig. — Zu mehrerer Bestätigung ihrer Meynung führten sie das Beyspiel der Thiere an, welche nur zu gewissen bestimmten Zeiten ihren Jungen die Brust reichen. Ammen wurden gar nicht gehalten; es sey denn, dass besondere Umstände es erheischten. — So lange eine Mutter stillte, enthielt sie sich alles Umgangs mit ihrem Manne, weil sie davon Krankheiten befürchtete. Vor der Entwöhnung wurden dem Kinde keine andern Speisen gegeben, weil man erfahren haben wollte, dass diese die Milch verdürben. — Zwey ganzer Jahre lang gab man den Kindern die Brust; bey dem

Ent-

Entwöhnen wurden grofse Fefte und Feyerlichkeiten angeftellt. — Nach und nach führte man die Kinder zur Arbeitfamkeit und zum hartenLeben an. — Den Huren fchnitt man die Haare ab. — Kranken Kindern, die noch an der Bruft lagen, gab man Urin zu trinken, und man wufch fie auch damit. — Das abgefallene Ende des Nabelftrangs hob man forgfältig auf, um es einem kranken Kinde zu geben, daran zu faugen. — Bey heftigen Kopffchmerzen liefs man zwifchen den Augenbraunen zur Ader. Auch bedienten fie fich eines gewiffen Laxierpulvers, das von einer Wurzel kam, welche mit einer Rübe viele Aehnlichkeit hatte; darauf fetzten fie fich in die Sonne: — ehe es würkte, griff es den Körper heftig an, und es erfolgte Brechen und Laxieren zugleich; dann aber bekamen fie wieder Appetit. — Waren fie bereits würklich krank; fo bedienten fie fich deffen nicht, fondern erwarteten alles von der Natur und von einer guten Diät. — Noch weniger gebrauchten die Inkas irgend etwas. — Denn fie fahen die Zufälle einer Krankheit für Boten von der Sonne, ihrem Vater, an, welcher, wie fie fagten, ihren Sohn zu fich rufen liefs, damit er mit ihm in feiner Gefellfchaft im Himmel ausruhen möchte. — Dies hielt fie ab zu mediciniren [d]). —

Die durch ihre Goldminen fo berühmten Bergwerke von Potofi find wahre Mördergruben. Viele taufend Menfchen bringen darin ihr Leben elendiglich zu, und viele von ihnen kommen vor ihrem Tode nicht wieder an das Tageslicht [e]) — täglich kommen

d) Allgem. Hiftor. d. R. 15. B. S. 488—557.
e) Zöllner und Lange a. a. O.

men darin durch Schwefeldämpfe und durch das Einſtürzen groſser Maſſen einige ums Leben. Dieſe Menſchen würden es nicht aushalten können, wenn ſie nicht beſtändig Cocca kaueten und vom Paraguaykraute tränken [f]). — Ein anderer Schriftſteller [g]), der aber die Sache gewiſs übertreibt, glaubt hier den Urſprung der Venusſeuche zu finden, indem er ſie von den vielen Mühſeligkeiten, denen die Indianer in den Bergwerken ausgeſetzt ſind, herleitet. — Der berühmte Robertſon [h]) verſichert, daſs die Bergwerke von Peru und Mexiko das Land entvölkerten; daſs darin oft ſo viele Menſchen ſtürben, daſs man ſie kaum begraben könne, und die Geyer in einer ſolchen Anzahl angeflogen kämen, um ſich an den Leichen zu ſättigen, daſs die Sonne dadurch verdunkelt würde. — Peru liefert uns herrliche Arzeneymittel, als die Contrajerva; die Cascarille; die Vanille; das elaſtiſche Harz, und beſonders die gelbe Chinarinde, die auf den Bergen um die Stadt Loxa, und auf der Gebirgskette, die ſich auf 30 Meilen nach Mittag, und eben ſo weit nach Mitternacht erſtreckt, ſo wie auch auf den Bergen um Cuenza einzeln wächſt.

f) Reiſe nach Buenos-Ayres und Potoſi, im 6ten Bande der Hamburg. Samml.

g) Boſſü Reiſe nach Weſtindien, Frankfurt und Leipz. 1771.

h) Geſchichte von Amerika, 2. Theil. Leipzig 1777.

Zweyter

Zweyter Abſchnitt.

Länder auf der nördlichen Halbkugel.

Von Mexiko.

Wenn man von Panama aus bis nach Californien; von da nach Sonora, und wieder von Carthagena bis zum Miſſiſippifluſs eine Linie ziehen wollte; ſo würden dieſe ſpaniſchen Beſitzungen viele tauſend Quadratmeilen ausmachen, und nach dieſer groſsen Ausdehnung und verſchiedenen Begrenzung und Lage muſs die Beſchaffenheit des Bodens und des Clima's auch ſehr verſchieden ſeyn. Ein groſser Theil davon hat nach Weſten hohe Berge, welche mit den Cordilleras zuſammen hängen, nur daſs ſie nicht ſo hoch ſind; nach Oſten liegen dieſe Länder an dem mexikaniſchen Meerbuſen, und dieſe ſind ſehr niedrig [i]), und kaum über die Meeresfläche erhaben; dies trift vorzüglich Honduras, Jucatan, Carthagena und mehrere Länder, die alle den Ueberſchwemmungen ſehr ausgeſetzt ſind; — Sümpfe und Moräſte ſind hier häufig, beſonders bey Vera Crux: — doch giebt es hier auch viele ſandigte Gegenden, in welchen beſtändig ein feiner Staub herumgetrieben wird. — An fruchtbarem Boden iſt ferner kein Mangel, und an vielen Orten gedeihen allerley Früchte wohl, und es

 bringt

i) Ulloa a. a. O.

bringt auch das Land manche herrliche Arzeneymittel, als Jalappe, Mechoakanne und dergleichen mehr hervor. —

Einige über den Wendecirkel hinaus gelegene Länder haben Mangel am Regen, und ſind daher ſehr dürre: hingegen werden die am Meerbuſen nahe gelegenen Länder jährlich mit ſchrecklichen Stürmen; Fluthen; Ungewitter und Regengüſſen heimgeſucht, und dann tritt die ungeſunde Jahreszeit ein. Eine Menge [k]) groſser, raubgieriger Seehunde, die ſich in die Häfen drängen, und eine finſtere dicke Wolke, die mit Donner und Blitz langſam aus Süden gezogen kömmt, ſind die ſchrecklichen Vorboten der ungeheuren Ueberſchwemmungen und Regengüſſe, die wenig Tage darauf vom Himmel ſtürzen, und die die ganze Oberfläche des Landes mit Waſſer bedecken. Dieſe Regen ſchwellen durch ihre lange Dauer die vielen Flüſſe dermaſsen auf, daſs das Seewaſſer auf verſchiedene Meilen davon verſüſst, und faſt 10 Meilen weit von der Küſte ſchlammigt wird. Zu bewundern iſt es daher nicht, daſs die meiſten an der See und an den Flüſſen gelegenen Städte und Häfen nicht allein ungeſund, ſondern den Europäern ſo gar tödtlich ſind, indem einige von den Bergen ſo ſehr eingeſchloſſen ſind, daſs ihnen aller Zugang der Winde fehlt. — An dieſen Oertern würde das Seewaſſer in kurzer Zeit ſelbſt faul, und den Fiſchen zu einem Gifte werden, wenn es nicht durch gewiſſe Winde in ſtarker Bewegung erhalten würde. — Von dieſer ſtehenden und faulen Luft werden die Leute, wenn ſie ein paar Tage ſich hier aufgehalten haben, plötzlich mit heftigem

k) Lind a. a. O. S. 105.

gem Brechen, Kopffchmerzen und Fafeln angegriffen, und in zwey oder drey Tagen geht der ganze Körper in Fäulnifs, und die aufgelöfste Maffe des Bluts dringt durch alle Schweifslöcher heraus. — Nicht allein die Küften find fo ungefund, fondern man hat auch bemerkt, dafs die periodifchen Regen und Seuchen, die fie begleiten, an den heifsen, fumpfigen, holzigen oder unbearbeiteten Oertern auf dem feften Lande weit heftiger find, als auf den umliegenden Infeln. — (Lind. —) Selbft der Regen hat an einigen Orten [l]) üble Eigenfchaften, indem er den Körper aufserordentlich erkältet, und wie fchwerer Hagel, z. B. in Guaxaka, auf die Haut fällt. — Wenn ferner Ungeziefer von allerhand Art ein ungefundes Clima bezeichnen; fo läffet die Menge derfelben, die man davon allhier findet, an der Schädlichkeit diefes Landftriches nicht zweifeln. — Denn, wo man fich hin wendet, findet man diefe in unzählbarer Menge. —

Panama [m]) ift voller Schlangen; Carthagena voll von Fledermäufen, und in Portobello wimmelt's von Kröten, — fo wie in Guatimala von Eidexen [n]). — Die Hitze ift in diefem Landftriche keinesweges, einige Oerter ausgenommen, wo keine Winde hinkommen können, unerträglich. Denn da aufser den nördlichen Winden am meiften die Oftwinde regieren, fo bringen diefe doch keinesweges, ob fie gleich die heifsen Länder Ae-

l) Thiery de Monoville Reife nach Guayaka in N. S. Leipz. 1789.

m) Pauw l. c.

n) Don Jofeph d'Elofo.

thiopiens durchreiset sind, grosse Hitze mit, weil sie vom Atlantischen Meere bereits eine starke Abkühlung erfahren haben. Dazu kömmt die Nachbarschaft des grossen Meerbusens, und die häufigen Regen, welche alle zur Abkühlung vieles beytragen. Es ist demnach dieser Strich Landes nicht so heiss, als man, nach seiner Breite zu urtheilen, vermuthen sollte. — Volkreich kann man heutiges Tages dies Land auch nicht nennen. Denn was hier die ungesunde Luft nicht wegrafft, das bringt leider! die spanische Regierung um. — Alles Volk leidet hier den gewaltsamsten Druck, und man erlaubt ihnen nicht, von allen den Mitteln Gebrauch zu machen, die ihnen die Vorsehung zu ihrer Erhaltung verliehen hat. Nur ein Beyspiel. Zu Jucatan [o]) gerathen die Cocosnüsse überaus wohl; sie dienen den Unterthanen nicht allein zu ihrem Unterhalt, sondern man bedient sich auch jetzt derselben, anstatt des Geldes. — Aber die Regierung hat auf die Anpflanzung dieses so nützlichen Baums ein strenges Verboth gelegt. — Industrie zu befördern, streitet mit spanischer Weisheit: — man sucht lieber den Leuten den Werth ihres Landes zu verbergen: — wenige kennen daher ihre eignen Produkte. — Zu Vera Crux z. B. fand Thiery de Monoville viel Jalappenwurzel: aber dies war ihnen unbekannt: man liess die Wurzel, nicht ohne grosse Kosten, von Xalappa kommen; — auch wussten viele Einwohner in Neuspanien nicht einmal recht, wo die Cochenille wachse. — Bey so bewandten Umständen entsteht im Lande des Ueberflusses nicht selten Hungersnoth. — Es sind noch nicht viele

o) Thiery de Monoville a. a. O.

viele Jahre verflossen, sagt der eben angeführte Verfasser, dass wegen Hunger und Elend an die 40000 Menschen in Jucatan umgekommen sind. Rechne man die an vielen Orten befindliche ungesunde Luft hinzu, und das Elend, das so viele tausend Menschen in den Bergwerken, wie oben aus dem berühmten Robertson ist angeführet worden, leiden; so wird man aufhören, sich zu verwundern, dass auf dieser grossen Erdfläche überhaupt an Spaniern, Indianern, Mestitzen und Negern nicht mehr, als eine Million Menschen wohnen p). — Zu den Zeiten des Montezuma war die Bevölkerung gewiss weit zahlreicher, daher kommen jetzt mehrere durch spanischen Geitz, als durch ungesunde Luft, um. —

Nach dieser allgemeinen Uebersicht wollen wir einige Oerter selbst näher betrachten. Die Stadt Mexiko selbst ist gesund q), da indess la Vera Crux eine schlimme Luft hat. Fast nicht besser steht es mit der Festung St. Juan, die unter dem 12ten Grad N.B. liegt. Diese spanische Festung sollte im Jahr 1780. von den Engländern eingenommen werden. Man schickte zu dem Ende aus Jamaika 1800 Mann dahin; zu allem Unglück kamen aber die Truppen zu spät an; die regnigte Jahreszeit, die auch hier, wie in allen tropischen Ländern statt findet, vereitelte den wohl angelegten Plan, und die ganze Expedition musste aufgegeben werden, nachdem von der ganzen Mannschaft 1500 durch Krankheiten aufgerieben waren: von allen kehrten nur 300 wieder zurück. — Es waren meist bösartige Wechselfieber, in

p) A. a. O.

q) Lind a. a. O.

in denen man mit der China vorſichtig umgehen muſste r).

Die engliſchen Beſitzungen in dem Meerbuſen von Honduras und an der Küſte Morosquillo ſind zwar nicht ſehr geſund, jedoch ſind ſie in Vergleichung mit denen am Carpentersfluſſe und Rio Morte, oder Todesfluſs, geſund zu nennen. Denn dieſer letztere wurde von den Spaniern wegen des Wegſterbens aller derer von ihrer Nation alſo genennt, die zu verſchiedenen Zeiten verſucht hatten, ſich dabey niederzulaſſen. — Guayaquil iſt ſeiner Sümpfe, Moräſte und vielen Inſekten wegen gleichfalls voller ſchädlichen Dünſte s). — An vielen andern Orten ziehet ſich das Meereswaſſer in die Teiche und Gruben des feſten Landes; vermiſcht ſich mit dem ſüſsen Waſſer, und geräth daſelbſt in Fäulung: — man gebraucht eine groſse Anzahl Menſchen dazu, um durch Canäle dies Waſſer abzuleiten, und bey dieſer Arbeit verfallen viele in das nachher zu beſchreibende Fieber t). — Das Clima von Guaxaka iſt zwar nicht ungeſund, denn hier giebt es nicht viel Moräſte; aber die Nächte ſind, im Vergleich mit der Tageshitze, ſehr kalt: wenn man ſich daher des Abends in der freyen Luft hinlegt; ſo werden alle Glieder ſteif und unbeweglich: auch hier verurſacht der Regen, der wie Hagelkörner fällt, eine empfindliche Kälte, und ſchadet leicht u). —

Eine

r) Moſely a. a. O. S. 93.

s) Richard a. a. O.

t) Chappe d'Auteroche Reiſe nach Californien.

u) Thiery de Monoville a. a. O.

Eine der gröſsten Beſchwerden des Mexikaniſchen Clima's verurſachet eine Art Floh (Pulex penetrans), die man Nigen nennt. Sie halten ſich am häufigſten an ſumpfigen Gegenden auf, daher findet man ſie auch am gewöhnlichſten in der Gegend von Vera Crux. — Gemeiniglich dringt dies Inſekt durch die Haut der Hände und Füſse bis ins Fleiſch, wo es ein heftiges Jucken verurſachet. Es wickelt ſich dies Thier in eine kleine runde Blaſe ein, von der Gröſse einer Erbſe, und legt darin ſeine Eyer. Man muſs durch einen geſchickten Schnitt dies ganze Gehäuſe wegnehmen. Zerdrückt man es aber auf eine ungeſchickte Weiſe, ſo wird die ganze Blaſe mit den Eyern und den daraus nachher entſtehenden Inſekten angefüllt, woraus ein tödtlicher Brand zu entſtehen pflegt. — In dieſem Falle iſt man denn gezwungen, das ganze Stück Fleiſch wegzunehmen. Die Indianer werden, weil ſie mit bloſsen Füſsen gehen, am meiſten davon befallen: die vielen Narben, die ſie an den Füſsen haben, ſind davon Beweiſe; ſie ſind auch bey der Operation am geſchickteſten, und verſtopfen ſo gleich die Oeffnung mit Talg, um damit das Hineindringen des Waſſers, welches von tödtlichen Folgen ſeyn ſoll, zu verhindern *). Auch Frezier ſahe dieſe Nigen in Peru. — Die Einwohner von Mexiko zeichnen ſich nicht allein durch ihre Armuth und Unwiſſenheit — denn in Guaxaka weiſs man kaum, wie ſchon oben angemerkt worden, daſs hier die Cochenille gefunden werde, — vor andern aus; aber ſie ſind auch, ihrer Unſauberkeit wegen, berühmt, welches ſie in ihren Speiſen, Wohnungen und Kleidern bezeugen:

*) Chappe d'Auteroche a. a. O.

gen: — daher muſs man die Hautkrankheiten, die mit dem Ausſatz Aehnlichkeit haben, und die man zu Oriſſava und andern Orten findet, herleiten [y]). — Vielleicht nehmen auch die böſen Fieber deshalb eine ſchlimmere Wendung. — Denn an den oben angeführten ungeſunden Oertern ſind Fieber und Bauchflüſſe nicht allein gemein, ſondern auch den Europäern ſehr gefährlich; beſonders aber iſt das ſogenannte gelbe Fieber, woran ſelbſt Chappe d'Auteroche ſtarb, und auch das ſchwarze Erbrechen, das nach der Landesſprache Matlazahualt genannt wird, die Geiſſel von Mexiko. Dieſe Krankheit hat man hier zuerſt 1736 verſpürt, wo ſie ein Drittel der Einwohner wegnahm. Im Jahr 1761 ſtarben noch mehr. Denn in der Stadt Mexiko allein ſtarben hieran und an den Blattern 25000 Seelen [z]). Es charakteriſirt ſich dieſe Krankheit durch eine ſchnelle Auflöſung des Bluts, das daher aus Naſe und Mund dringt, und womit ein ſchwarzes Erbrechen verbunden gehet, auch noch durch andere tödtliche Zufälle. Vor Zeiten glaubte man, daſs dieſes Fieber zuerſt durch ein Schiff von Siam nach Weſtindien gekommen ſey, weshalb es auch von vielen das Siamſche genannt wird: — allein der berühmte Lind [a]) glaubt in der Natur des Clima's und in der Lebensart vieler neu angekommenen Europäer dazu den Grund, an Ort und Stelle ſelbſt zu finden. Denn ſo wohl die warme feuchte Luft, als auch das unmäſsige Trinken geiſtiger Getränke, und die darauf folgende Erhitzung des Körpers in

y) Thiery de Monoville a. a. O.

z) Chappe d'Auteroche a. a. O.

a) A. a. O. S. 108.

in der Sonne, können es, ohne Ansteckung, verursachen. — Das schwarze Brechen macht nicht so sehr das Wesen der Krankheit aus, als es vielmehr nur für einen Zufall desselben anzusehen ist. — Alle Ausleerungen grober Feuchtigkeiten sind dabey sehr gefährlich, und man hat Beyspiele, daſs Menschen, die wegen eines andern Zufalls entweder Ader gelassen, oder eine Purganz eingenommen hatten, in diese Krankheit verfallen sind [b]). — In Mexiko ist ferner die Wassersucht, womit auch Dampier befallen wurde, eine gemeine Krankheit [c]). —

Die Nahrungsmittel sollen in diesem Lande dem Körper nicht diejenige Stärke geben, welche man davon erwartet. Thomas Gage versichert, daſs er an sich erfahren habe, daſs man in Mexiko, nach einer genommenen guten Mahlzeit, die aus Hammel-, Ochsen- oder Ziegenfleisch und dergl. bestand, nach drey Stunden schon wieder Hunger empfinde, und daſs man Gefahr laufe, in eine Ohnmacht zu verfallen, wenn man nicht bey Zeiten Chocolade oder Zwieback von neuem zu sich nehme [d]). So verhält es sich aber wahrscheinlich im innern trocknern Theile des Landes nicht, und es ist wahrscheinlich, daſs hier aus den Nahrungsmitteln mehr Stärke geholt werden könne. Denn die wilden Mexikaner, die weiter im Lande hinein wohnen, sind meist alle starke und gesunde Leute. — Da sie viel und oft rohes Fleisch essen, so sind sie selbst grausam [e]). — Ihre Kinder

b) Chappe d'Auteroche a. a. O.

c) Thierys Erfahrungen, S. 35.

d) Thiery a. a. O. S. 149.

e) Falkoner a. a. O. S. 245.

Kinder werden ſchon von Jugend auf hart erzogen, und müſſen allezeit mit entblöſstem Kopfe gehen. Man legt ſie in den Wiegen mit den Füſſen höher, als mit dem Kopf, den man gegen einen Sandbeutel anſtemmet, damit er ſich platt drücke, weil ſie dieſe Form des Kopfs für Schönheit halten f). Sie wickeln auch den ganzen Körper des Kindes durch ſtarke Binden zuſammen. — Jede Mutter war bey den alten Mexikanern verbunden g), ihr Kind vier Jahre lang ſelbſt zu ſtillen. Während dieſer Zeit muſste ſie allezeit von einerley Speiſe leben, und ſie durfte auch ihrem Manne nicht beywohnen. Trug es ſich zu, daſs eine Amme aus Noth angenommen werden muſste, ſo unterſuchte man vorher ſorgfältig die Beſchaffenheit der Milch: — man lieſs davon etwas auf den Nagel eines Fingers laufen. Blieb die Milch darauf, ihrer Dicke wegen, ſtehen, ſo wurde ſie angenommen. — Die Kinder, die mehr heran gewachſen waren, wurden zur Schule geſchickt, wo ſie in der Religion zwar Unterricht erhielten, übrigens aber muſsten ſie ſich in gymnaſtiſchen Spielen und Tanzen fleiſsig üben: — die ganze Erziehung zielte auf Abhärtung des Körpers ab. — Ferner muſsten ſie auf harten Brettern ſchlafen; zu anderer Zeit bekamen ſie nur wenig Speiſe, und wieder oft muſsten ſie ſich ſtark bewegen. — Die Mädchens wurden aber ganz anders erzogen, und durften nicht aus dem Hauſe gehen. In Krankheiten that man nun wohl das nicht, was man thun ſollte. — Es beſtand die ganze Cur in Opfern, Wall-

f) Adairs Nachrichten von den Amerikaniſchen Indianern.

g) Allgem. Hiſtorie d. R. 13. B. S. 592.

Wallfahrten und abergläubischen, ja oft grausamen Ceremonien, die man zu Ehren ihres Götzen Vitzliputzli anstellte. — Und wenn sie denn auch noch Hülfsmittel anwendeten, so waren sie nur selten der Natur der Krankheit angemessen. Blatterpatienten steckte man ehemals, und auch noch jetzt, oft in warme Bäder, und viele verlieren selbst darin schon ihr Leben. — (Man vergleiche hiemit, was unten von den russischen warmen Bädern gesagt werden wird.) — Ueberhaupt leidet diese Nation den meisten Verlust an Blattern und Masern [h]), so wie Augenzufälle, wegen des vielen Sandes und Staubes, sehr gemein sind. —

Zu den einheimischen Arzeneymitteln gehören die Eidexen, die die Indianer zu Guatimala häufig gebrauchen. Sie wenden so wohl die, so auf den Bäumen, als die auf den Mauren sich aufhalten, ohne irgend eine Diät dabey zu beobachten, an: sie essen die Eidexen so warm mit dem Blute. Don Joseph d'Eloso [i]), ein spanischer Geistlicher zu St. Jean Amatian, einem nahe bey Guatimala gelegenen Dorfe, sahe, wie die dortigen Indianer ein im höchsten Grad venerisches Mädchen blos durch roh gegessene Eidexen heilten, und rettete nachher dadurch einen von allen dortigen Aerzten schon aufgegebenen Freund, welchem ein fürchterliches venerisches Geschwür beyde Lippen und einen Theil des Halses weggefressen, und die Carotis entblöſst hatte. Dieser bekam schon am dritten Tage, da er doch erst drey Eidexen gegessen hatte, allgemeine Hitze, äuſserst

h) Chappe d'Auteroche a. a. O.

i) Michaelis med. pr. Bibl. 1. Th. S. 320.

äufserst starke Schweifse, und einen copiöfen gelblichen Speichelflufs: der Geftank des Gefchwüres war fchon fehr gemindert. Nach fünf Eidexen war das Uebel geheilet. Den Eidexen werden, nachdem fie ausgeweidet und abgezogen find, Kopf, Schwanz und Füfse abgefchnitten, und der Rumpf zu ein bis drey Stücken täglich roh und noch ganz warm gegeffen. — In verfchiedenen Ländern Europens hat man damit nachher Verfuche angeftellt, und es wird verfichert [k]), dafs Herr Aepli folche mit Nutzen in einer fcirrhöfen und gangrenöfen Hodengefchwulft gebraucht habe. —

Wir erhalten aus Mexiko die Ipecacuahna; die Contrajerva; die rothe China aus St. Fe; die Vanille; den Sabadillfaamen; die Cochenille; den Liquidambar; den Storax liquida; das Tacamahac; das Gummi Carannä und dergl. mehr. Aus Honduras kömmt das Campechenholz; das Gummi Guajacum, und aus der Provinz Tolu der tolutanifche Balfam.

Von Westindien.

Ich rechne hierhin die grofsen und kleinen Antillen, wie auch die Bahamasinfeln. —

Die medicinifche Conftitution diefer weftindifchen oder Zuckerinfeln ift nach ihrer Gröfse, Lage und inneren Befchaffenheit fehr verfchieden, ob

k) Ueber den Nutzen und den Gebrauch der Eidexen. Uebersetzt von J. Römer. Leipzig 1788.

ob ſie gleich vieles in Anſehung der Witterung mit einander gemein haben. Unter den groſsen Antillen, als Cuba, Hiſpaniola und Jamaika iſt keine recht geſund zu nennen, weil ſie annoch zu viele dicke Wälder, ſtehende Seen und Moräſte haben, und daher vom Winde nicht gereiniget werden können. Unter den kleinen Antillen ſind einige, als z. B. Barbados, ſo gelegen, daſs ſie vom heilſamen Seewinde leicht beſtrichen werden können, die daher auch vorzüglich vor andern, die der Wind nicht ſo leicht treffen kann, weil ſie mehr weſtwärts liegen, Inſeln unter dem Winde genannt werden; und dieſe ſind auch vorzugsweiſe geſund. — Die innere Beſchaffenheit derſelben endlich; indem einige annoch viele dicke Wälder haben, wovon bereits andere zum Theil befreyet ſind; einige häufigen Stürmen, Orkanen und Erdbeben vor anderen ausgeſetzt ſind, und endlich einige reich an gutem Waſſer ſind, welches andern gänzlich fehlt, verurſachet ebenfalls groſsen Unterſchied. — Auch muſs die mehrere oder geringere Erhöhung über die Meeresfläche auf die Beſchaffenheit des Clima's einen groſsen Einfluſs haben. Cuba [l]) z. B. iſt nur wenig über die umgränzende See erhöhet, und leidet leicht Ueberſchwemmung; indem andere Inſeln hergegen, als z. B. Jamaika, St. Thomas, St. Croix mit vielen Bergen angefüllet ſind [m]). —

Bey allen dieſen Verſchiedenheiten kommen aber alle dieſe Inſeln in vielen Stücken mit einander überein. Der Boden iſt bey den meiſten von gu-

l) Ulloa a. a. O.

m) G. A. Oldendorps Geſchichte der Miſſion. Barby 1777.

ter Beſchaffenheit, ſelten ſandigt: mit vielem Holz, wo man es nicht ausgedünnet hat, ſind ſie alle bewachſen: die Ufer ſind mit dickem Graſe und Geſträuche beſetzt; Sümpfe und Moräſte ſind überall, und daher ſind ſie ſo wohl zum Zucker- als Reiſsbau mehr oder weniger geſchickt. Am Regen iſt auf keiner derſelben Mangel, und man kann faſt ſagen, daſs es auf den Antillen ſieben Monate lang, wo nicht täglich, doch wöchentlich regne, — da es hergegen in den übrigen Monaten ſehr trocken zu ſeyn pflegt; daher iſt man gewohnt, das Jahr, hier zu Lande, in die trockne und naſſe Zeit einzutheilen, und weil die Regengüſſe nicht in allen Monaten gleich ſtark ſind, ſo wird die regnigte Zeit wieder in den kleinen und den groſsen Regen vertheilt. — Erſterer dauert von der Mitte des Mays bis zu Ende Juny; letzterer hebt aber vom July an, und dauert bis zu Ende des Novembers [n]). Dieſe Regen dauern nicht in einem fort; ſondern oft nur wenige Stunden ſind aber heftig. — Vom December bis in die Mitte des Mays währt die trockne Zeit: — ſie iſt aber auch zuweilen mit Regengüſſen verbunden, doch ſelten. Das Barometer zeigt in dieſer Weltgegend, nach dem Zeugniſs des Hillary, wenig Veränderung. Zu Barbados ſtand es gemeiniglich unveränderlich zwiſchen 29,8 und 29½ Grad. Nur einmal ſahe er es bis auf 29,6 Grade fallen, und er hielt dies eben ſo ſehr für eine auſserordentliche Erſcheinung, als das Steigen deſſelben im Jahr 1756 im Februar, und 1757 im May, da er es auf

n) Gilb. Blane von den Krankheiten der Seeleute. Marburg 1788. Hillary von den Krankheiten zu Barbados. Oldendorp a. a. O.

auf 30 Grade steigen sahe. — Die Hitze betreffend, so ist sie, das ganze Jahr durch, sehr grofs und für einen neu angekommenen Europäer fast unerträglich: — er schwitzt hier schon im Hause bey offnen Thüren und Fenstern; er mufs oft fünf- bis sechsmal des Tages reine Wäsche anlegen, und er kann es in der Sonne, wo kein Windzug ist, kaum eine halbe Stunde aushalten. — Eisen, das eine Zeitlang in der Sonne gelegen, wird so heifs, dafs fast beym Berühren davon Blasen entstehen. — Die gröfste Hitze wird im September und October verspürt, weil der Himmel alsdann ohne Wolken ist; da in den vorhergehenden Monaten, wenn die Sonne im Zenith stehet, die Wärme durch Wolken und Ostwinde gemäfsigt wird. Die Hitze des Tages fängt des Morgens um acht Uhr an, und steigt und fällt mit der Sonne. Der Empfindung nach sind die Nächte kalt, indefs zeigt doch das Wärmemaafs weder in den Tages- noch Jahreszeiten grofse Verschiedenheiten. Hillary fand es zu Barbados in den frühesten Morgenstunden nie unter 70 Grade Fahrenh. Thermom.; vielmehr stand es in allen Monaten, und selbst im Jänner, welcher der kälteste von allen ist, einige Grade höher, und gemeiniglich zeigte es auf 80 Grade. Ueber 87 Grade kömmt es nie, selbst in den heifsesten Monaten nicht, vielmehr steht es alsdenn um ein paar Grade niedriger, weil die Regengüsse abkühlen. Die Hitze wird hier daher nie so grofs als in Nordamerika, masen oft zu Neuyork das Therm. bis auf 90 Grade steigt o). Die Ursachen hievon sind leicht zu finden. Denn erstlich wird es auf den Inseln nie so heifs, als auf dem festen Lande, und

o) Blane a. a. O.

und dann kühlen die Seewinde ſtark ab: endlich ſo erfolgen die Stürme, die hier ſo gewöhnlich ſind, in den heiſseſten Monaten, im Auguſt, September und October. Da mit dieſen zugleich vieler Regen vom Himmel herabſtürzt, ſo muſs auch dadurch die Luft abgekühlt werden. Man hat auch bemerkt, daſs diejenigen Inſeln, wo man die Wälder auszuhauen angefangen hat, als z. B. zu Barbados, nicht ſo heiſs als andere ſind. — Hitze mit Feuchtigkeit verbunden iſt der menſchlichen Natur in allen Welttheilen zuwider. — Zu bewundern iſt es daher nicht, daſs jene naſſe Zeit auch zugleich die ungeſunde Zeit; die trockne aber die geſunde Jahreszeit in Weſtindien ausmache. Während der letztern hört man nicht viel von Krankheiten, da die naſſe Jahreszeit hergegen reich an allen körperlichen Uebeln iſt. — Dies iſt auch die Urſache, warum Moſely den Europäern. die nach Weſtindien reiſen wollen, den Rath giebt, ihre Reiſe ſo einzurichten, daſs ſie zur trocknen Jahreszeit hier ankämen. Sie laufen nemlich alsdann nicht ſo leicht Gefahr, in die Landeskrankheiten zu verfallen, denen ſie nicht leicht entgehen, wenn ihre Ankunft zur naſſen Jahreszeit erfolgt. Die Landeseinwohner ſind Caraiben, deren Anzahl ſich aber ſehr verringert hat; Europäer, Negern und ſolche, die aus Vermiſchung der vorigen entſtanden ſind. — Die Caraiben führen eine mit den übrigen wilden Amerikanern übereinſtimmende Lebensart, und haben alles das Gute und Schlimme, was von jenen geſagt iſt, an ſich. Sie leben, ohne Ackerbau, von Fiſchfang und Jagd: übrigens beſtehet ihre gewöhnlichſte Koſt aus Caſſabi: — ſie ſind gewöhnlich geſund und ſtark. Jedoch fehlt es unter ihnen

nen gar nicht an Krankheiten, deren Anzahl aber immer mehr und mehr zunimmt, je nachdem sie, seit der Besitznehmung ihres Landes von den Europäern in bedrängtere Umstände gerathen, oder, durch böse Beyspiele geleitet, schwelgerischer geworden sind. Dadurch sind ihnen viele vorher unbekannte Krankheiten zu Theil geworden. — Im Gegentheil wird es aber auch sehr wahrscheinlich, daſs die Caraiben zu Terra firma diejenigen gewesen, die den Europäern die Venusseuche mitgetheilt haben; wenigstens kann man nicht mit Zuverläſsigkeit beweisen, daſs diese Krankheit, vor der ersten Rückkunft des Columbus aus dem neu entdeckten Welttheile, in Spanien bereits vorhanden gewesen sey. — Die Bemühungen eines Henslers, dieses zu beweisen und jenes zu widerlegen, sind zwar ehren - und verdienstvoll; jedoch scheinen mir die ihm entgegen gesetzten Gründe annoch zu wichtig zu seyn, um ihm meinen völligen Beyfall zu geben. Uebrigens gehört dieser Streit nicht hierhin. Indeſs gestehe ich gern, daſs die Girtanersche Meynung *p*) mir bis jetzt auch nicht genug thue. Dieser gelehrte Mann führt aus dem Americus Vespucci an, daſs die Weiber der wilden Amerikaner gewohnt gewesen wären, ihren Männern, um sie zum Beyschlaf zu reitzen, giftige Insekten an die Zeugungstheile zu setzen, welche von dem Stich derselben stark angeschwollen, ja so gar zuweilen brandig geworden und abgefallen wären. Hierin glaubt Herr Girtaner den ersten Ursprung der Lustseuche in Amerika zu finden. —

 Aber

p) Chr. Girtaners Abhandlung über die venerische Krankheit. M. s. die Allgem. Litterat. Zeit. vom J. 1789. M. Jun.

Aber warum hört man von dieſer Gewohnheit jetzt nichts mehr? Sind auch wohl die amerikaniſchen Weiber würklich ſo wollüſtig? Durften ſie auch wohl jemals ſo etwas wagen? Doch ich gehe weiter. —

Vermöge ihrer Lebensart ſind die Caraiben allen Abwechſelungen der Witterung blos geſtellt; ſie müſſen oft ganze Nächte in Wäldern und an der See zubringen. Daher ſind die Verkältungen und das Gliederreiſsen bey ihnen ſehr häufig [q]). — Oft haben ſie Ueberfluſs an Speiſen, und dann ſind ſie ſehr gefräſsig; zu einer andern Zeit aber müſſen ſie oft lange Hunger leiden, oder ſie füllen ihren Magen mit unverdaulichen Sachen an; daraus entſtehen nun Unverdaulichkeiten und diejenige Colik, welche nach ihnen die caraibiſche genannt wird [r]). Sie kömmt in vielen Stücken mit der Colik von Poitou überein, und endigt ſich, wie dieſe, in eine Lähmung der Gliedmaſsen. Die Zufälle ſind aber, im Verlauf der Krankheit, faſt die nemlichen, welche Sydenhamm bey der galligten oder hyſteriſchen Colik beſchrieben hat.— Starke Erhitzungen durch Sonne, Bewegung oder ſpirituöſe Getränke, und darauf erfolgte Erkältung; beſonders aber auch Miſsbrauch der Liebe, führen gröſstentheils zu dieſer Krankheit. Junge blutreiche Menſchen, zwiſchen 20 und 30 Jahren, werden daher am meiſten damit befallen. Auch verſchont ſie nicht Europäer, wenn ſie ſich ähnlichen Urſachen blos ſtellen, zumal wenn ſie mit den hitzigen Negerweibern ſich zu oft vermiſchen.

Von

q) Oldendorp a. a. O.

r) Mounſon Smith de colica apud incolas Caribienſes endemia. Leid. 1717.

Von den Caraiben könnte man noch manche Gebräuche anführen, als dafs fie kein Salz gebrauchen; dafs fie den Kopf ihrer Kinder fpitz zudrücken [r]); dafs fie ihre Todten nicht eher begraben, bis fie vorher felbige befichtiget, und fich von der Würklichkeit des Todes überzeuget haben [t]); dafs fie den Sitz der erften Seele im Herzen, die minder wichtigen Seelen aber (denn fie nehmen deren mehr als eine an) in den übrigen Pulsadern fetzen [u]); ich will mich aber bey deren Erzählung keineswegs verweilen, fondern nur noch anführen, dafs, fo wie ihre Begriffe faft von allen natürlichen Sachen verftellt und mangelhaft find, fie es vorzüglich in Anfehung der Krankheiten find. Sie glauben, dafs alle Krankheiten vom Einflufs eines böfen Geiftes herrühren, daher find Zauberer faft immer allein ihre Aerzte: überall fieht man Gauckeleyen, und wird noch etwas gebraucht, fo find es Schweifstreibende Mittel [x]). —

Der berühmte Blumenbach [y]) macht uns von einem caraibifchen Schädel folgende Befchreibung. Die Stirn ift zurück gedrückt: die Augenhöhlen fehr weit, gleichfam aufwärts gewandt, indem die Lamina orbitalis des Stirnknochens fehr abhängig ift. Daher ift der Abftand des Thränenknochens vom Sulco fupra orbitali fehr grofs. Die Scheitelknochen ragen weit feitwärts hervor. Die Nafenknochen find fehr lang. Die Krone der

r) Allgem. Hift. d. Reifen, 16. Band, S. 344.

t) Ebendafelbft 17. Band. S. 481.

u) Ebendafelbft 17. B. S. 488.

x) Oldendorp a. a. O.

y) Decas Collectionis etc.

Schneidezähne hat die Gestalt eines Cylinders, der von der hintern Seite schief abgekürzt ist, und eine längligte Furche hat. Die Verschiedenheiten der Stirn und des Scheitels sind wahrscheinlich Folgen der Pressung, welche die Menschen an den Köpfen ihrer Kinder machen.

Die zweyte Nation, die die Inseln bewohnt, sind Europäer: dies sind entweder neue Ankömmlinge, oder sie haben bereits mehrere Jahre in diesem Lande gelebt. Die neuen Ankömmlinge sind entweder gar nicht willens in diesem Lande zu verweilen, und landen nur Geschäfte halber, und entfernen sich alsdann wieder, oder sie suchen hier ihr Glück zu machen. Allen Erfahrungen zufolge ist das westindische Clima den neuen Ankömmlingen am nachtheiligsten, besonders wenn sie zur feuchten Jahreszeit anlanden: wahrscheinlich deshalb, weil ihr Körper nicht für ein so heisses Clima gemacht ist, und ihre Haut härter und dichter ist, als der Landeseinwohner ihre, daher sie denn von den schädlichen, aus der Luft eingesogenen Theilen nicht so viel ausdünsten als diese [z]). Die schädliche Würkung dieses Clima's erfolgt oft sehr geschwind, oft in einer Nacht, besonders wenn man sich, während derselben, in freyer und etwas kalter Luft aufgehalten hat. Man erlaube mir, dass ich hier eine kleine Ausschweifung mache, und von demjenigen rede, was sich zuzutragen pflegt, wenn das Schiffsvolk irgendwo ans feste Land anlandet, oder sich nur an den Küsten verweilet. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, dass auf einem bisher gesund gewesenen Schiffe gleich Krankheiten ausbrechen, wenn einige

z) Joann. Moultrie de Febre maligna biliosa Americæ ex Edit. Baldingeri. Longosalissae 1768. p. 11.

nige Soldaten oder Matroſen am Lande geweſen ſind, um Holz oder Waſſer zu holen, wenn ſie auch nur eine Nacht auf dem Lande zugebracht haben. Man leſe nur die Schriften eines Lind, Moultrie und Blane, und die Londner Bemerkungen, ſo wird man hievon Beyſpiele genug finden. Blane klagt in ſeinem ſchätzbaren Werke ſehr über die gewöhnliche Art Waſſer zu holen, wobey die Fäſſer des Nachts bewacht werden müſſen: er zeigt aus der Erfahrung, daſs die Nachbarſchaft der Landluft dem Schiffsvolke oft nachtheilig ſey, und daſs man es an dem mehr oder weniger Krankſeyn deſſelben merken könne, ob ſie um die Länge einiger Schiffstaue näher oder weiter vom Lande entfernt ſeyn, zumal wenn die Winde eine Sumpfluft herbey führen können. — Ja, es behalten viele vom Lande aufs Schiff gebrachte Sachen, als z. B. friſches Holz, das aus einer ſumpfigen Gegend gekommen iſt, ihre anſteckende böſe Eigenſchaften noch eine Zeitlang nachher bey, und ſie können faſt die nemliche Würkung hervorbringen, als wenn die Leute die Landluft ſelbſt eingeathmet hätten. — Blane ſahe einmal ein Beyſpiel, daſs einige Leute auf ſeinem Schiffe mit einem galligten, intermittirenden Fieber heimgeſucht wurden, welches keine Schiffskrankheit iſt: er konnte davon keinen andern Grund finden, als weil friſches Holz auf das Schiff war gebracht worden. Da Matroſen ſo leicht in das gelbe Fieber verfallen; ſo wird es auch daher von den Franzoſen Fievre de Matellote genannt. Lind [a]) führet andere, die Schädlichkeit des Anlandens ebenfalls beweiſende Exempel an. Ein Capitain gieng mit 12 ſeiner Leute auf der Inſel Do-

a) A. a. O. S. 129.

Dominico ans Land, um Holz zu schlagen: in wenig Tagen wurden sie aber durch Krankheiten, woran auch einige starben, daran weiter verhindert. An einem andern Ort [b]) sagt er: es giebt unzählige Beyspiele, dass Europäer, wenn sie zur regnigten Zeit Holz gefället haben, des Morgens krank geworden, und vor Nachts schon todt gewesen sind. — Es hat jährlich [c]) vielen tausend Seeleuten das Leben gekostet, wenn sie zur Nachtzeit frisch geschlachtetes Fleisch vom Lande geholt haben. Oft erzeugt die Land- und Sumpfluft schon alle die eben angeführten Zufälle, wenn sich Leute in einem offenen Kahn, zur Nachtzeit, nur den feuchten und sumpfigen Oertern nähern [d]). Bey Tage nemlich geben die sumpfigen Ufer einen Gestank wie faules Aas von sich, und es entsteht oft gleich ein Erbrechen vom blossen Geruch derselben; des Nachts aber verbreiten sie den unangenehmen Gestank eines neulich aufgeräumten Grabens, und die Luft ist dabey rauh und kalt: — der Gesundeste verfällt davon in einen Fieberfrost [e]). So ergieng's Mosely selbst auf Jamaika: und zu Terrazine, bey den pontinischen Sümpfen, ist dies eine gewöhnliche Erscheinung.

Man siehet demnach hieraus, dass die Ufer eigentlich die schädlichsten Oerter sind. — Diejenigen, die Landeinwärts gehen, und sich des Nachts in den Häusern aufhalten, werden also nicht so leicht krank. Es verstreicht oft eine geraume

b) Seite 130.

c) Ebendaselbst S. 131.

d) Ebendaselbst S. 132.

e) Ebendaselbst S. 134. 135.

raume Zeit, ohne daſs ſie vom Clima angegriffen werden. Einmal pflegt aber hier die Natur ihre Rechte geltend zu machen, und es kömmt äuſserſt ſelten jemand ganz frey davon. Die Heftigkeit der Krankheit richtet ſich aber alsdann ſehr nach der jedesmaligen Jahreszeit, da der Europäer ankömmt; nach ſeinem Alter; nach ſeiner vorher und anjetzt geführten Lebensart. —

Trift ſeine Ankunft zur ſchlimmen Jahreszeit, ſo wird er eher befallen, und die Krankheit iſt auch ſchlimmer, als wenn er in den trocknen Monaten gelandet wäre. — So viel möglich richte man es daher ſo ein, daſs man die Regenmonate vermeide. Der junge Fremdling überſtehet gemeiniglich die Krankheit, welche als ein Reinigungsmittel der Natur angeſehen werden muſs, wegen mehrerer Biegſamkeit ſeiner feſten, und wegen milderer Beſchaffenheit ſeiner flüſsigen Theile, viel leichter als der Alte, wenn ſich auch beyde keine Diätfehler zu Schulden kommen laſſen. Jedoch iſt immer Gefahr dabey, — beſonders wenn es fette Leute ſind. — Iſt aber einmal die Krankheit überſtanden — (daſs aber ſelbige von vielen überſtanden werde, ſiehet man an der groſſen Anzahl Blanken, die auf allen Inſeln wohnen); ſo hat ſich die Natur zu dem ungewohnten Gange gleichſam bequemt: man iſt nunmehr faſt naturaliſirt, und man kann, bey einer vernünftigen Diät, alt werden *f*).

Das unvorſichtige Betragen der Europäer, und ihre Unmäſsigkeit ſind aber gemeiniglich an den ſchlimmen Ausgängen ihrer Krankheiten am meiſten

f) Oldendorp a. a. O. S. 233 und 234.

sten schuld. Blane sahe verschiedene Officiere krank werden, weil sie sich in der Sonne eine gar zu starke Bewegung zu Pferde gemacht hatten; und andere, weil sie auf der Erde geschlafen hatten. — Mosely untersagt den neu angekommenen Europäern alle heftige Bewegungen, besonders das Jagen: ihre Kleider sollen nicht zu heiss seyn, aber auch nicht zu dünn. Kleider von Seide oder Cattun seyen, sagt er, nicht hinreichend, um gegen die abwechselnde Witterung zu schützen: das beste sey ein dünnes tuchenes Kleid. Ein Mensch, der seinen Körper in Westindien gegen die brennende Sonnenhitze nicht schützt, kann zwar in kurzer Zeit viel Geld verdienen; ein Kuhhirte z. B. verdient wohl in einem Jahre 25 Pistolen, aber unter 10 hält es kaum einer aus [g]). — Noch schlimmere Folgen ziehen die hitzigen Getränke nach sich. — Moultrie [h]) sagt: Die Matrosen werden deshalb am meisten krank, weil sie eine schwelgerische Lebensart führen. — Schrecklich ist folgendes Beyspiel. — Sieben Engländer wurden eins, binnen kurzer Zeit 7½ Ohm Rum auszuleeren. Kaum waren drey Wochen verstrichen, als schon 7 Ohm ausgetrunken und sechs von ihnen begraben waren. Der 7te starb noch, ehe das letzte halbe Ohm zu Ende war [i]). — Wer einmal an das heisse Clima gewöhnt ist, und keinerley Excesse begehet, wird fast alle Jahre durch einen juckenden Ausschlag auf der Haut, den man the prickly Heat nennt [k]), von den bösen Säften ge-

g) Hannöversches Magazin v. J. 1771.

h) A. a. O.

i) Hannöversches Magazin a. a. O.

k) Moultrie p. 8. Oldendorp a. a. O.

gereiniget. — Durch ein kaltes Bad geht der Ausſchlag leicht zurück, und dann erregt er ſchlimme Zufälle. — Hillary hielt dieſen Ausſchlag für die Eſſera und Sudamina der Alten: doch dieſer Meynung iſt Moſely nicht zugethan. —

Die dritte Nation, welche in Weſtindien lebt, ſind die Negern aus Afrika, — aus einem noch heiſsern Clima. — So wie die Sachen jetzt noch ſtehen, iſt, ſo wohl bey der Ueberfahrt dieſer armen Menſchen von einem Welttheile nach dem andern, als auch bey deren Behandlung in Weſtindien, faſt alles darnach eingerichtet, ſie ſämmtlich, wenn ſie nicht von ſo feſter Natur wären, um ihre Geſundheit, ja ſelbſt um ihr Leben zu bringen. — Man vertheilt [l]) oft 5 bis 600 Sclaven, auf ihrer Reiſe von Guinea nach Weſtindien, in drey verſchiedene Verſchläge oder Behältniſſe eines Schiffes, wovon jedes Behältniſs nur 5 Fuſs hoch iſt: — dieſe Höhe wird noch durch eine Queerſchicht in zwey Räume getheilet: — nun legt oder packt man das arme Negernvolk ſo dicht in dieſen nur drittehalb Fuſs hohen Verſchlägen an einander, wie die Brode in einem Backofen, daſs es unmöglich wird, mehr hinein zu ſchieben: — Die Luft wird hier erſtickend heiſs, und ein Europäer kann es bey ihnen nicht eine Stunde lang aushalten: — man bringt ſie nur um den andern Tag aufs Verdeck, um friſche Luft zu ſchöpfen. — Zu bewundern iſt es daher nicht, wenn unter dieſen Menſchen bösartige Fieber, ja das Kerkerfieber ſelbſt oft ausbrechen: — oft ſtirbt auch

l) Nichol im 9. Stück der Sprengelſchen Beyträge.

auch die Hälfte von der Ladung, und es gehet kein Tag hin, wo man nicht, unter solchen Umständen, Todte hätte. — Denn wenn auch jene Fieber nicht ausbrechen, so stirbt doch eine grosse Anzahl der Negern aus Furcht, weil sie sich einbilden, dass man sie in dem Lande, dem man sie zuführt, fressen werde. — Dies hat daher menschlicher gesinnte europäische Nationen [m]) bewogen, einige alte Negern, als Matrosen, mitzunehmen, die sich den neuen verständlich machen können. — Die Negern aus Afrika sind gegen jede Kälte äusserst empfindlich: man hat Beyspiele, dass ihnen auf ihrer Reise nach Westindien die Hände erfroren sind: auch in Nordamerika ist ihnen die Kälte nachtheilig; sie verlieren daselbst ihre glänzend schwarze Farbe der Haut, und sie nimmt eine dunkle ungesunde schwarzbraune Farbe an; sie werden daselbst bald alt, und die Vermehrung ihres Geschlechts ist nur sehr geringe [n]). — Die Nahrungsmittel eines Negers auf einem Schiffe, die aus Mais und andern Sachen bestehen, mögen dem Tadel wohl nicht so sehr unterworfen seyn, als die ihnen zugemessene Portion Wasser, die nur aus 24 Unzen besteht, die jeder Sclave täglich bekömmt — dies ist gewiss zu geringe [o]). — So bald die Negern gelandet sind, werden sie, in Ansehung ihrer Gesundheit, genau untersucht: man verlangt einen Mann ohne alle Fehler: Sclavenhändler verstehen sich daher auf die Semiotik sehr

m) Die Portugiesen. M. s. Hannöversch. Magazin v. J. 1787.

n) Nichol a. a. O.

o) Iserts Reise nach Guinea u. s. w. Kopenhagen 1788.

ſehr gut, und ich habe irgendwo geleſen, daſs der groſse Boerhaave die Kennzeichen eines ganz geſunden Menſchen von Sclavenhändlern erlernt hätte. — Viele Fehler ſucht man beym Verkauf zu verbergen: diejenigen aber, welche in die Augen fallen, ſetzen den Werth eines Sclaven gleich herunter. — Ein fehlender Zahn z. B. macht den Sclaven um zwey Reichsthaler weniger werth p). Indeſs werden doch dem Käufer nur 24 Stunden Zeit gelaſſen, um zu unterſuchen, ob der Menſch geſund ſey oder nicht q). Der erhandelte Sclave wird nun auf eine empfindliche Weiſe bezeichnet: man drückt ihm nemlich ein glühend heiſs gemachtes ſilbernes Blech, auf welches die Anfangsbuchſtaben des Beſitzers gelöthet ſind, auf irgend einen Theil des Körpers, den man vorher mit Olivenöl gerieben hat r). — Will der Eigenthümer eines Sclaven nicht gegen ſeinen eignen Vortheil handeln; ſo muſs er für die Erhaltung der Geſundheit deſſelben Sorge tragen. — Daher hält man die neugekauften Neger Anfangs gut: man ſchiert ihnen den Kopf; reibt ihnen den Leib mit Palma Chriſti: man befeuchtet das Mehl, welches ihnen zur Speiſe gereicht wird, mit Olivenöl; man giebt ihnen oft, aber zur Zeit nur wenig Speiſe auf einmal; man läſst ſie oft baden; hierauf nimmt man eine kleine Aderlaſs vor, und giebt ihnen eine Abführung; beſonders aber verhütet man, daſs ſie kein Salz, auch keine hitzigen Ge-

p) Iſert a. a. O.

q) Fermins Reiſe durch Surinam. Potsdam 1782.

r) Ebendaſelbſt.

Getränke bekommen [s]). — Freylich dauert diese Zeit nicht lange, sondern sie werden bald mit der Peitsche zur Arbeit getrieben. — Hier zeigt es sich bald, was dies Volk vermöge; wozu ein Mensch Kraft habe, und was er alles leiden könne. — Zum Erstaunen ist es anzusehen, wie sie nicht allein in einer Hitze von einigen 90 Graden, in der Sonne arbeiten, sondern wie sie es auch darin einen ganzen Tag aushalten können, ohne den Kopf zu bedecken [t]). — Freylich fliesst alsdenn bey einigen der Schweiss wie durch ein Sieb ab, und die Stelle, wo sie arbeiten, wird davon ganz nass [u]): — da hergegen andere, ohne zu schwitzen, alles ertragen können [x]). — Ueberhaupt ist es ausgemacht, dass sich die Negern in einem heissen Clima besser als in einem kalten befinden, und dass auch da ihre Vermehrung stärker ist [y]). Bey den Negern [z]) haben alle Theile des Haupts, die zur Zermalmung der Speisen bestimmt sind, Beissmuskeln, Zähne und Backenknochen, mehrere Stärke als bey den Europäern. Ihre Köpfe sind grösser, das Gehirn aber kleiner, fester und spröder; es sind die Nerven des Gehirns viel dicker und gröber, als man sie sonst in gut organisirten Körpern antrift. Die Haut der Negern ist viel dicker, und vielleicht eben deswegen weicher und sammetartiger anzufühlen als an den Weissen, und wenn zehn Schläge hinreichen, die Haut eines Euro-

s) Allgem. Historie der Reisen, 17. Band. S. 438.

t) Chalmer a. a. O. Oldendorp a. a. O.

u) Chalmer a. a. O.

x) Oldendorp a. a. O.

y) Nichol a. a. O.

z) Man sehe Sömmering.

Europäers zu zerreissen, so sind kaum 50 bis 60 im Stande, eben diese Würkung in einem Neger hervorzubringen. In Ansehung der Verdauungskräfte können es die Negern mit allen reissenden Thieren aushalten; wenigstens fressen sie Löwen, Schlangen, Tiger, rohes und stinkendes Fleisch, wie es die Ungeheuer in den libyschen Wüsten nur immer thun können. Schrecklich muss daher die Behandlung der Europäer seyn, weil Tausende von diesen gesunden und starken Leuten dem Tode jährlich ein Raub werden. Man überladet sie nicht allein mit der schwersten Arbeit, sondern man entzieht ihnen auch alle Erfrischungen [a]). Nie giebt man ihnen Milch oder frisches Fleisch: — sondern ihre ganze Nahrung bestehet in Maitz und einigen Gemüsen; dabey bekommen sie, aber nur selten, etwas von thranigten und eingesalzenen Fischen: noch seltener wird ihnen vom eingesalzenen oder eingepöckelten Schweine - oder Rindfleisch, von der schlechtesten Gattung, etwas gegeben: — dabey ist ihr Getränke Wasser aus den Teichen. — Nichts können aber die Negern weniger ertragen als Regen: — diesem sind sie aber oft, zu ihrem grossen Nachtheile, ausgesetzt: sie helfen sich aber damit, dass sie sich im Seewasser baden, oder man giebt ihnen Brantewein oder gewärmten Palmwein [b]). —

Die Weiber [c]) der Negern, Mulatten und Mestitzen haben, während der Schwangerschaft, so

 dicke

a) Nichol a. a. O.

b) Beyträge zur Völker - und Länderkunde von Sprengel. 5. Th. S. 272.

c) Fermin a. a. O.

dicke Bäuche, als wenn sie mit zwey Kindern schwanger giengen. — So wohl Schwangerschaft als Niederkunft laufen bey ihnen glücklich ab. Geht es aber mit der letztern nicht geschwind genug zu, so werden sie sehr ungeduldig. Mosely kannte eine Sclavin, die mit einem schlechten Messer an sich selbst den Kaiserschnitt verrichtet hatte. Die Operation lief nicht allein glücklich ab; sondern sie wollte sie so gar bey einer zweyten Schwangerschaft wiederholen. — Ihre Kinder kommen weiss zur Welt, nur sieht man den Geschlechtstheilen die zukünftige Farbe an. — Oft werden diese Sclaven ihres Lebens ganz überdrüssig; sie verschlucken alsdann gestossene Kohlen, Pfeifen, Erde, Kreide, Asche und Tobak — worauf allerhand schlimme Zufälle, und zuletzt die Wassersucht erfolgen. — Können sie Brantewein habhaft werden; so sind sie in dessen Genuss unersättlich: — gleichwohl aber sind sie dem gelben Fieber nicht so sehr wie die Europäer unterworfen, und sie können die faulen Ausdünstungen der Ufer und Moräste besser ertragen, als jene [d]). — So bald sie aber krank werden, verliert sich die schöne schwarze Farbe [e]). — Für Ansteckung haben sie [f]), wie es scheint, weniger Empfänglichkeit als andere: doch muss man mit dem Gebrauche des Quecksilbers bey ihnen [g]) sehr vorsichtig seyn, weil ihr Blut, wie man sagt, ohne dem schon sehr aufgelöset ist. — In wie fern aber so wohl die Bemerkung ihres aufgelöseten Bluts, als die, dass das

d) Moultrie l. c.

e) Pauw l. c.

f) Michaelis med. pr. Bibliothek, 1. B. S. 152.

g) Ebendaselbst S. 26.

das Queckſilber würklich das Blut auflöſe, gegründet ſey, entſcheide ich hier nicht. — Ihre Nerven, wie ſchon oben bemerkt worden, ſiud ſehr unempfindlich, ſo daſs ſie wichtige Operationen mit Standhaftigkeit aushalten können; indeſs ſind ſie doch aber auch ſehr reitzbar, welches aus ihrer groſsen Geneigtheit, in den Tetanum zu verfallen, hervorzuleuchten ſcheint [h]). — Es geſellet ſich, bey ihnen, dieſer Krampf zur geringſten Wunde; folgt leicht auf Verkältung, und wenn ſie naſs werden. Der Rauch in ihren Hütten, Verkältungen und Unreinlichkeit ſind ſchuld, daſs ihre Kinder davon ſo oft weggerafft werden. Alle bisher angewandte Mittel ſind fruchtlos geblieben, und das Begieſsen mit kaltem Waſſer hilft auch nicht [i]). — Weiſse werden von dieſem Uebel nicht ſo leicht befallen. — Ferner ſind die Negern dem Magenweh ſehr unterworfen [k]), welches, ihrer ſchlechten und unverdaulichen Speiſen wegen, nicht zu bewundern iſt. — Die Zunge wird dabey weiſs, und es überfällt ſie ein unüberwindlicher Schlaf; ſie werden matt und unfähig zur geringſten Arbeit. Sie haben Ekel für alles Angenehme, aber Hang zu gewürzhaften und geſalzenen Sachen. Ueberhaupt kann man anmerken, daſs der Menſch in jedem heiſsen Clima einen Abſcheu vor Sachen habe, die keinen Geſchmack beſitzen; hergegen erträgt man, wie Moſely [l]) ſagt, die gröſsten innerlichen Reitze

h) Moſely. Man ſehe Allgemeine Litteratur-Zeitung v. J. 1789. Monat Auguſt.

i) Man vergleiche hiemit dasjenige, was Bajon von Cayenne ſagt.

k) Hannöverſches Magazin v. J. 1787.

l) A. a. O. S. 51.

Reitze ohne Nachtheil. Daher rührt die grofse Sehnfucht in diefen Ländern nach gefalzenen Speifen, nach Pfeffer und Gewürz, womit die Natur diefe Climate fo reichlich verfehen hat. — Oft ift aber auch der Hang zu den Gewürzen eine Folge der befondern Lebensart. Die Creolinnen m) z. B. trinken faft nichts als Waffer; führen eine fehr unthätige Lebensart; geniefsen nichts als Pflanzenkoft und Früchte; kurz, lauter folche Sachen, die Säure verurfachen. Diefe rohe Diät macht es nothwendig, dafs fie zu ihrem Schaden eine zu grofse Menge Pfeffer zu ihren Speifen fetzen müffen. Sie verfallen endlich in die Unverdaulichkeit; die Beine befällt eine Gefchwulft, und nur wenige entrinnen dem Tode. — Aber auch Würmer, und befonders der Bandwurm, find unter den Negern gemein n). — Den Ausfatz, den man auch nicht felten fiehet, leitet man von der Mufca leprae her o). — Andere p) nennen ihn den fchwarzen Scorbut, und diefer foll mit der Elephantiafi indica überein kommen: — mit diefem ift ein Nafengefchwür, das nicht immer venerifcher Art ift, und welches die Negern den Kanker nennen, verwandt, weil es eine Art Ausfatz ift. — Die gemeinfte Krankheit von allen ift aber die Framboefia q) — eine Art venerifcher Pocken, womit alle befallen werden; — doch find fie im nörd-

m) A. a. O. S. 67.

n) Chalmer a. a. O.

o) Vogels neue medic. Bibliothek, 8. B. S. 90.

p) James Adair im 11ten Bande der Sammlung auserlefener Abh. für pr. Aerzte.

q) Löfflers Bemerkungen im 2. Bande des Archivs der praktifchen Arzeneyk. Leipz. 1785.

nördlichen Amerika, weil es daselbst kälter ist, und die Sclaven europäische Speisen geniessen, seltener als im südlichen Amerika und auf den Antillen. Es giebt deren drey Arten. Die erste ist der rechte Iaws-Ausschlag. Dieser erscheint Anfangs wie Warzen: darauf wird der Ausschlag schwammigt; es fliesst eine scharfe Jauche heraus, welche die gesunden Theile angreift, und diese Krankheit ist durch den Beyschlaf ansteckend. Auch die so genannten Jawsfliegen verbreiten das Gift: — einige halten die Jaws für venerisch: — sie sind auch erblich. Die Merkurialmittel sind hierin nützlich, wie auch die Sassaparilla, welche die Sclaven deshalb hochschätzen. Will der Ausschlag nicht erfolgen, so müssen diaphoretische Mittel angewendet werden. Erfolgt er nicht; so wirft sich das Gift auf die Augen, Ohren, Lungen und Knochen, und macht Blindheit, Taubheit, Zehrung, Wassersucht und Knochengeschwüre. — Die zweyte Art heisst die Mutter-Jaws: — der Ausschlag ist einzeln, grösser, Erdbeerförmig und bleibt gemeiniglich allezeit da. Die dritte Sorte heisst Crabbe oder Fuss-Jaws: — diese findet man am häufigsten bey den Sclaven, die unter den Fussohlen dicke Schwielen und tiefe Furchen haben, in welchen sich oft fremdartige Materie hinein setzt. Haben diese Menschen Disposition zu den ersten Arten Jaws, so entstehen daraus recht bösartige Geschwüre, die den kalten Brand drohen. Die zweyte Art Jaws schlägt am häufigsten im Gesichte aus [r]; ihre Geschwüre fressen auch leicht die Knochen an: Fieber geht selten damit gepaart, und der Appetit verliert sich

r) Hannöv. Magaz. v. J. 1787.

auch nicht: aber es ſind Schmerzen in den Beinen da. — Der Ausbruch der Jaws dauert gemeiniglich drey Monate lang. Während dieſer Zeit nährt man die Sclaven mit Reiſs ohne Fett und Butter: auch giebt man ihnen nur Reiſswaſſer zu trinken. Man hält ſie zur Bewegung an, damit ſie gut ausdünſten: den Beſchluſs der Cur macht man durchs Bad. — Man hat nicht leicht ein Beyſpiel, daſs ein Neger oder eine Negerinn mehr als einmal in ihrem Leben von dieſer Krankheit befallen ſey, vorausgeſetzt, daſs das erſte Uebel gehörig aus dem Körper geführet worden. — Bemerkenswerth iſt es noch, daſs Europäer, wenn ſie auch noch ſo vielen Umgang mit den Negern haben, dennoch nie angeſteckt werden. Selbſt Kinder, die von Negerinnen geſäuget werden, bleiben frey. — Das weitere von den Jaws verſpare ich bis zu der Beſchreibung von Cayenne. —

Endlich verdient noch angemerkt zu werden, daſs ſich viele neuangekommene Sclaven in Weſtindien dadurch den Tod, oder doch eine ſchwere Krankheit zuziehen, weil ſie die giftige Manihock, die in Afrika ganz unbekannt iſt, von der geſunden und ihnen allein bekannten, nicht zu unterſcheiden wiſſen [s]). — Sie ziehen ſich dadurch oft ein ſchleuniges Ende zu: — wohl zubereitet wird aber aus dieſer giftigen Pflanze ein gutes Brod gemacht, ſo wie man auch ſelbſt aus dem Safte derſelben eine gute Sauçe zu machen weiſs. — Die Blattern ſind für die Negern eine überaus gefährliche Krankheit, wie wir unten hören werden, wo auch von ihren Heilmitteln die Rede ſeyn wird. — Indeſs

s) Iſerts Reiſen a. a. O.

Indess behauptet ein berühmter Mann [t]) hievon das Gegentheil, und zwar deshalb, weil die Neger mehr Vegetabilien als die Europäer genössen, sollen bey ihnen die Blattern gelinder seyn. —

Es ist nun noch übrig, dass ich von denjenigen Krankheiten, womit alle bisher abgehandelte Nationen, es mögen Indianer, Europäer oder Negern seyn, obgleich die eine Nation häufiger als die andere, befallen werden, etwas umständlicher spreche. — Die Europäer müssen jede Unvorsichtigkeit, die sie in diesem heissen Clima begehen, wenn sie auch schon an die Luft gewohnt sind, weit theurer als in ihrer Heimath bezahlen. — Die Hauptquellen der Krankheiten sind Verkältungen; übermässige Bewegung in der Sonne; zu häufiger Genuss der gar zu kühlenden Früchte, besonders aber auch der hitzigen. — Mosely [u]) sagt: die Mortalität der Europäer stehet mit der Quantität des Rums im Verhältniss, die sie geniessen. — Verkältungen: — obgleich das hiesige Clima in vielen Gegenden sehr wenigen Veränderungen der Hitze und Kälte unterworfen ist, indem bey den kältesten Tagen im Winter, das Thermometer kaum um 6 Grade nach Fahrenh. niedriger stehet, als bey den heissesten im August [x]), so sind doch hier die Menschen zu empfindlich, als dass sie nicht jede Wetterveränderung, wenn sie auch noch so gering ist, an ihrem Körper merken

t) Wilson Abhandlung vom Einfluss des Clima's auf Pflanzen und Thiere, aus dem Englischen. Leipzig 1781.

u) A. a. O.

x) Mosely a. a. O.

könnten. Steht das Wärmemaafs auf 72 Grad: fo zittert man hier fchon am ganzen Leibe. — Auf einem Berge in Jamaika, der der blaue Berg heifst, zeigt das Thermometer nur 68 Grad, und des Nachts bey einem Nordwinde nur 42 Gr.: aber man glaubt auch, dafs es hier kein Menfch aushalten könne. Hieraus ift alfo abzunehmen, wie leicht Verkältungen bey denen möglich find, die fich der Nachtluft blos ftellen, — oder die von einem erkältenden Platzregen überfallen werden. — Ein junger Menfch [y]) kam auf den Einfall, an einem warmen Märztage die Haare abzufchneiden: er fchor fich den Kopf, und gieng ohne Nachtmütze zu Bette: unterdeffen veränderte fich das Wetter; die Nacht wurde kühl, und am andern Morgen fand man ihn ftarr. — Es giebt aber auch (und dies führe ich an, damit wir die Unterfchiede recht mögen kennen lernen) einige Gegenden in Weftindien, die grofse Wetterveränderungen leiden, wo das Thermometer in einer halben Stunde 30 Grade fällt [z]). — Dabey ift oft die Luft zugleich feucht, und unendlich häufig entfteht daraus der Tetanus. — Müffen fich die Soldaten häufig nächtlichen Verkältungen blos ftellen, und kommen fie dazu nach einer ungefunden Gegend, fo wird die Sterblichkeit unter ihnen fehr grofs. Es mufsten im letzten amerikanifchen Kriege 1800 Mann auf eine Expedition ausgehen, die, der oben angeführten Umftände wegen, mifsglückte: — es wurde alles weggerafft, und es blieben ihrer nur 380 am Leben [a]). —

Will

y) Chalmer a. a. O.

z) Michaelis med. pr. Bibl. I. B. S. 229.

a) Mofely a. a. O.

Will man von der Schädlichkeit der unterdrückten Ausdünſtung einen natürlichen Grund angeben; ſo muſs man bedenken, daſs in den heiſsen Ländern durch die ſtarke Ausdünſtung auch dasjenige weggehen muſs, was ſonſt durch die Lungen abgehen ſollte. Hier in Weſtindien geſchiehet dies aber, wegen der in der Luft vorhandenen groſsen Menge Phlogiſtons, nur ſehr mangelhaft. Bleibt nun dieſes nach einer unterdrückten Tranſpiration ganz zurück; ſo entſtehen allerhand Zufälle, und ſelbſt Fäulung daraus. — Der gar zu häufige Genuſs der Vegetabilien iſt in dieſem Lande gleichfalls ſchädlich. — Es entſtehen daher nicht allein Ruhren, einige Arten Fieber; ſondern auch beſonders häufig der Scharbock und Geſchwüre. — Man hat ſonſt geglaubt, daſs die vegetabiliſche Koſt in heiſſen Ländern vorzugsweiſe geſund ſey: — die Erfahrung ſpricht aber dieſer Behauptung nicht immer das Wort. — Vielmehr zeigt dieſe, daſs in warmen Gegenden [b]) der Genuſs der vegetabiliſchen Koſt allein ſo ſehr ſchwäche, daſs öfters von der ſchwachen und langſamen Bewegung der Säfte Fäulniſs entſtehe. In dieſem Falle folgt auf jede, auch die kleinſte Verletzung, ein Geſchwür, aus welchem eine dünne, ſaure und faule Feuchtigkeit abflieſst; die ſtockenden Feuchtigkeiten erzeugen überdem Beulen, die aufbrechen und ſchwären; auch den Körper, ſo lange ſie flieſsen, geſund erhalten. Man hat dieſen Zuſtand des Körpers den vegetabiliſchen Scharbock, es ſey mit welchem Grunde es wolle, genannt. — Sehr häufig leiden die Negern in Weſtindien, denen man die Vegetabilien am zuträglichſten hält, an die-

b) Wilſon a. a. O. S. 107.

dieſem Uebel. — Je mehr man ſie daher mit dergleichen Früchten füttert, je ſchlimmer werden ſie. Die Kranken haben dagegen eine beſondere Begierde zu Fleiſch, zu abſorbirenden und andern Sachen: giebt man ihnen daher Pöckelfleiſch und geſalzene Fiſche, ſo wird ihr vermeyntlicher Scharbock gehoben, und es legt ſich bey ihnen jene Neigung zu Fäulniſsbringenden Sachen [c]). Hillary ſagt zwar: daſs der Schweiſs, auch von geſunden Perſonen, in Weſtindien ſo geſalzen und ſcharf ſey, daſs er wie mit Waſſer vermiſchtes Hirſchhornſalz ſchmecke, und dadurch ſucht er die groſse Neigung zur Fäulung zu beweiſen. Allein Moſely [d]) verſichert, daſs er dieſe Bemerkung nie wahr befunden habe: ſondern es hat der Schweiſs, ſagt er, vielmehr eine nähere Verwandſchaft mit dem Eſſigdunſt: und es ſind bey Perſonen von nicht galligter Leibesbeſchaffenheit, alle flüſsige Ausleerungen mit einer ſauren Schärfe geſchwängert, und der Schweiſs iſt ſo ſauer, daſs die Krankenzimmer insgemein recht ſtark nach Säure riechen. — Die Eingebohrnen auf den franzöſiſchen Inſeln trinken, auſser ihrer kalten, ſauren vegetabiliſchen Diät, ſo viele Limonade, daſs ſie nicht ſelten plötzlich mit einem völligemMangel der Eſsluſt und der Verdauung befallen werden; worauf eine allgemeine Schwäche des ganzen Körpers folgt, von welcher ſie nie wieder geneſen. — Auch Chalmer ſpricht von Säure in Carolina, als der vornehmſten materiellen Urſache der dortigen Krankheiten. Auf Verkältungen und auf unzeitigen oder übermäſsigen Genuſs der ſaftreichen

c) Wilſon a. a. O. S. 109.
d) A. a. O. S. 68.

chen Vegetabilien folgen oft Durchfälle und Ruhren [e]), weil Säure, Schwäche, und vielleicht auch Fäulung, wegen zurückgehaltenen Phlogiſtons, zum Grunde liegen. — Die Ruhr [f]) erſcheint, und tödtet in Weſtindien mehr in ihrem chroniſchen als hitzigen Zeitraume. In ungeſunden Gegenden aber und zur ungeſunden Jahreszeit artet die Ruhr, beſonders beym Schiffsvolk, leicht in die Cholera aus, wie davon viele traurige Beyſpiele beym Rouppe und andern vorhanden ſind [g]). — Dieſe Krankheit iſt gemeiniglich fauligter Art, ſonſt iſt die reine Ruhr in Weſtindien gemeiniglich entzündlicher Natur, worin Aderläſſe, keineswegen aber Vomitive nützlich ſind [h]); und da oft unterdrückte Ausdünſtung daran allein ſchuld iſt, ſo ſind Antimonialmittel allen andern vorzuziehen. — Ferner gehören, nach Moſelys Bemerkungen, die ſchleichenden Nervenfieber auf den Antillen eigentlich zu Hauſe. —

Die allergefährlichſte und faſt gemeinſte Krankheit in dieſem Welttheile iſt aber das gelbe oder Siamſche Fieber, welches auch das Fieber mit dem ſchwarzen Erbrechen genannt wird, und deſſen bereits oben Meldung geſchehen. — Es befällt dies Fieber am häufigſten Leute, die erſt kürzlich aus Europa gekommen ſind; oder ſolche, die grobe Fehler in der Lebensordnung machen. Es wird die Krankheit leicht epidemiſch, beſonders wenn Kriege eine groſse Anzahl fremde Menſchen nach

e) Lind a. a. O. S. 165.

f) Blane a. a. O.

g) Lind a. a. O. S. 116.

h) Moſely a. a. O.

nach diesem Welttheile hinziehen, und solche zur ungesunden Jahreszeit anlanden. Es hat die Krankheit drey verschiedene Stadia [i]), wovon jeder mehrere oder wenigere Tage, nach der dabey vorhandenen Gefahr, begreift. — Im ersten Zeitraume, der ein bis zwey Tage dauert, ist der Puls klein, hart und veränderlich; die Augen sind entzündet; die Zunge trocken; grosser Durst, Durchfall und Beängstigungen: das Blut ist aufgelöst, — und das Fieber heftig. — Der zweyte Zeitraum kündiget sich durch die gelbe Farbe der Augen, des Gesichts und Urins an: das Fieber wird gelinder; der Puls weicher; es sind gelbligte Durchfälle; eine reine Zunge; allgemeine Schweisse u. s. w. da. Oft dauert diese Periode nur wenig Stunden. Nun folgen die schrecklichsten Auftritte: — der Patient fängt an Blut zu schwitzen; es läuft ihm aus Nase und Mund; er bricht dickes schwarzes Blut aus; verfällt in Raserey und stirbt, vom Anfang der Krankheit an gerechnet, oft in 24 Stunden; oft auch erst in drey oder vier Tagen. — Die Zergliederung [k]) zeigt Entzündung des Magens und der Eingeweide, und viele mit Galle gelb gefärbte Stellen. — Die Leichen bleiben verschiedene Stunden nach dem Tode warm, und Menschen, die sich in der Nähe derselben befinden, werden leicht angesteckt. —

Es hat diese Krankheit vieles mit den entzündlichen Fiebern gemein, aber noch mehr mit den fauligten. Daher haben auch viele Aerzte kein Bedenken getragen, solches für fauligter Art aus-

zu-

i) Moultrie a. a. O.
k) Moultrie l. c. p. 6.

zugeben, als Moultrie, Hillary, Lind und der berühmte Selle l), und sie rathen an, diese Krankheit wie ein fauligtes Gallenfieber, mit Säuren, Tamarinden und gelinden Clystieren zu behandeln; alle Brechmittel aber zu vermeiden. Ein anderer Schriftsteller m) widerspricht aber diesen Verfassern gänzlich, indem er es für den möglichst höchsten Grad der Entzündung hält, und es zum Causus zählt: er läugnet die Fäulnissartige Beschaffenheit gänzlich: — Seine Cur geht daher auf starke Aderlässe bis zur Ohnmacht, auf Bäder, Laxiermittel und Spiesglasmittel hinaus. — Vielleicht giebt es in dem Siamschen Fieber Fälle, wo diese antiphlogistische Methode auch statt findet: — unmöglich kann sie es aber in allen haben. So wie sie der berühmte Rouppe n) beschreibt, war sie gewiss mehr fauligter als entzündlicher Art. — Moultrie verwirft ferner das Aderlassen nicht gänzlich, schränkt es aber sehr ein. —

Nachdem ich nun hinreichend von den auf den Zuckerinseln gewöhnlichen Krankheiten geredet; so muss ich auch derer Meldung thun, die hier sehr selten sind. Hierhin gehört zuerst das Tollwerden der Hunde. — Mosely sagt: in 50 Jahren habe man auf keiner der Inseln davon etwas gehört, ausser dass 1783 zu Jamaika und Hispaniola die Wuth unter den Hunden fast epidemisch gewüthet habe. Oldendorp o) berichtigt die-

l) Rudimenta pyretologiae methodicae. Berolini 1768. p. 256.

m) Mosely a. a. O.

n) Lind a. a. O. S. 116.

o) A. a. O. S. 83.

diesen Umstand in etwas; er sagt: in Westindien geworfene Hunde werden nie toll, aber wohl Hunde, die aus kältern Ländern dahin gebracht worden. — Allem diesem widerspricht aber dasjenige völlig, was Hillary p) davon anführt, indem er sagt: daſs die Hundswuth auf den westindischen Inseln so häufig vorkomme, daſs man sie eine unter dem Hundegeschlecht endemische Krankheit nennen könne; auch führt er verschiedene Beyspiele von toll gewordenen Hunden, und von den übeln Folgen, die auf den Biſs derselben entstanden waren, an. — Die Schwindsucht ist auch eine Krankheit, von der man behaupten wollen, daſs sie in Westindien unbekannt sey. Mosely rechnet sie unter die ganz seltenen. Nach Wilsons q) Voraussetzung kann aber die Luft auf den Zuckerinseln den Lungensüchtigen nichts weniger als günstig seyn, weil sie zu viel Phlogiston enthält: — sie ist auch überhaupt, wenn sie erscheint, schnell tödtlich. — Ein angesehener Schriftsteller r) führt aber eine Bemerkung an, die die Unschädlichkeit dieser Luft nicht allein beweiset, sondern so gar ihre heilsamen Kräfte darthut: — man schickt, sagt er, in Westindien die Negern, die man für schwindsüchtig hält, in die Zuckersiedereyen, um denjenigen Dunst einzuathmen, der in solcher Menge aus den Pfannen aufsteigt, daſs er durch die gebildete Wolke die ganze Werkstätte verdunkelt. — Sie werden darin binnen zwey Monaten gewiſs hergestellt. — Ein anderer angesehe-

p) A. a. O. S. 290.

q) A. a. O. S. 141.

r) Raullins Abhandlung von der Lungensucht. Jena 1784. S. 42.

ſehener Schriftſteller [s]) ſtimmt hiermit völlig überein. — Grant ſagt nemlich: er habe ſeine ſchwindſüchtigen Patienten ſeit einigen Jahren nach Weſtindien, und zwar nach Jamaica, Antigoa und andern Zuckerinſeln geſchickt, und habe erfahren, daſs von allen nur einer geſtorben ſey; die übrigen ſeyn beſſer geworden, oder haben doch groſse Erleichterung verſpürt. Endlich gehört die Krätze in Weſtindien nicht zu Hauſe [t]). —

Nachdem ich bisher eine allgemeine Betrachtung über Weſtindien und den dort vorkommenden Krankheiten angeſtellet habe: ſo will ich noch kürzlich anführen, wie diejenigen ſich zu verhalten haben, die daſelbſt geſund zu bleiben wünſchen. Man halte ſich [u]) bey der Hitze ſtill; knöpfe ſich nicht unbedachtſamer Weiſe los, noch weniger lege man die Kleider unvorſichtig ab; man ſitze nicht in einem Luftzug; iſt man naſs geworden, ſo trinke man eine Taſſe Thee, nehme ein Fuſsbad, und begebe ſich zu Bette; überhaupt gewöhne man ſich an, früh zu Bette zu gehen; man ſchlafe hinreichend lange; man gebrauche nicht viele ſaure Sachen; mehr gebratenes Fleiſch; leichte Gemüſe; etwas Claretwein; ſelten Punſch; Rum mit Waſſer vermiſcht, iſt, wenn er mäſsig getrunken, und das Waſſer nicht mit zu vielem Rum überſetzt wird, das heilſamſte Getränke, weil der Rum das Waſſer verbeſſert, und die Ausdünſtung befördert. — Deſto ſchädlicher iſt aber zu vieler Rum. —

Nun-

s) Grants Beobachtungen. Leipz. 1775.

t) Blane a. a. O.

u) Moſely a. a. O.

Nunmehro will ich kürzlich von den vornehmsten Inseln reden.

Die Insel Cuba [x]) ist an ihren Ufern sehr niedrig, und in ihrer Mitte sind nur geringe Berge. Dieser niedrigen Lage wegen ist diese Insel vielen Ueberschwemmungen ausgesetzt; hat an vielen Orten Sümpfe und grosse Wälder; — sie gehört daher keinesweges zu den gesunden Inseln. — Die Framboesia und das gelbe Fieber richten hier vieles Unheil an [y]). — An den Blattern starben hier einsmal binnen sechs Monaten 60000 Menschen [z]). Der gesundeste Ort auf dieser Insel ist Havanna, weil ihn die Nordwinde abkühlen [a]): — er leidet aber doch Mangel am guten Wasser [b]). — Fleisch von Schweinen und Schildkröten ist hier das gemeinste, und man hält es nicht für ungesund [c]).— Dagegen ist aber der Verkauf derjenigen Fische, welche man Ciquatos nennt, strenge verboten, weil auf deren Genuss diejenige Krankheit, die man Ciquatera nennt, zu erfolgen pflegt: dies Uebel besteht in einem Ekel, heftigen Schmerz der Gelenke und Glieder; der Patient wird bleich; es erfolgt eine Abnahme und Erschlaffung des ganzen Körpers: — man hält dafür, dass der Genuss der giftigen Manzinelle den Fischen diese böse Eigenschaft geben solle [d]). — Auch hat man schon seit

x) Ulloa a. a. O.

y) Cartheuser l. c.

z) Pauw l. c.

a) Thiery de Monoville, a. a. O.

b) Lind a. a. O. S. 120.

c) Thierys Erfahrungen, S. 147.

d) Frankens medic. Policey, 3. Band.

seit einigen Jahren den Aussatz zu Havanna zu verspüren angefangen: es ist für die Aussätzigen bereits ein Hospital, welches an die 150 enthält, worunter aber auch einige Venerische sind, angelegt worden [e]). —

Die Insel Domingo ist in den meisten Gegenden hoch und an der Westseite steil [f]). — Aus dieser Ursache, zu welcher sich noch der häufige Ostwind und die vielen Regen gesellen, ist die Hitze nicht ganz unerträglich: — indess ist aber auch die Luft beständig warm und feucht, wodurch Fäulung und das Schimmlichwerden sehr befördert wird. Eisen rostet vom Abend bis Morgen, und Brod ist, des Schimmels wegen, nach zwey Tagen nicht mehr zu gebrauchen [g]). — In diesem Lande erschlaffen alle Geistes- und Körpervermögen, besonders die Nerven, und nur derjenige allein, sagt Richard, der in einer gänzlichen Unthätigkeit lebt, den ganzen Tag in Hangmatten zubringt, nur isst, wenn ihn der Hunger treibt, kann alt werden, und selbst die Venusseuche ist ihm nicht nachtheilig. — Es herrscht hier eine die Nerven angreifende Krankheit, von den Spaniern Spasimo genannt. Die Theile, so davon angegriffen worden, ziehen sich zurück und verkürzen sich; das Blut stockt; das Athemholen wird beschwerlich: — nur einige Schwarzen sind daran gestorben, und man hat kein Beyspiel, dass Franzosen damit befallen worden [h]). — Ohne Zweifel ist Verkältung, welcher die

e) Thiery de Monoville a. a. O.
f) Ulloa a. a. O.
g) Richard a. a. O.
h) Ebendaselbst.

die Schwarzen mehr als die Weiſsen ausgeſetzt ſind, an dieſem, die zum Leben gehörigen Theile, angreifenden Krampfe ſchuld. — Uebrigens ſind die hitzigen und Faulfieber; die Ruhr, das Gallenfieber; die Framboeſia; die Venusſeuche und der Ausſatz hier gewöhnliche Krankheiten [i]). — Leogane, eine den Franzoſen gehörige Stadt, liegt moraſtig, und iſt daher ungeſunder, als eine andere zu Domingo [k]). — Noch ſchlimmer iſt Cap françois [l]), welches in einem Thale zwiſchen Moräſten, am Fuſse eines hohen ſteilen Berges liegt, der die Stadt zur Hälfte umgiebt, und durch Concentrirung der zurückgeworfenen Sonnenſtrahlen eben ſo unausſtehlich als die Luft ſchädlich macht: das Waſſer iſt dazu ſchlecht. — Hieraus entſtehen oft ſehr bösartige epidemiſche Fieber von fauligter Art, beſonders auch die brandige Bräune. Eine ſolche Epidemie wurde dadurch einsmals gehoben, daſs man zehn Tonnen Kalk in einen benachbarten Moraſt warf. —

Auch an vielen andern Orten der Inſel Domingo findet man ſolche ſchädliche Moräſte, und nur ſelten hat man da gutes Waſſer. Die Feuchtigkeit der Luft verdirbt auch oft das Mehl, ſo daſs man ſelten gutes Brod haben kann [m]). — Alle dieſe Gegenden werden oft mit Fiebern befallen: auch

i) Cartheuſer, Richard, Lind.

k) Richard a. a. O.

l) Dazille Obſervations ſur les Maladies des Climats chauds. Paris 1785. M. ſ. Allg. Litter. Zeit. v. J. 1786. Monat Sept.

m) Lafoſse. M. ſ. Allg. Litter. Zeit. vom J. 1788. Monat November.

auch herrscht hier fast immer der Keichhusten; nichts aber übertrift die Allgemeinheit der Venusseuche. — Man hat hier Afterblattern, die viele Aehnlichkeit mit unsern Spitzpocken haben: sie enthalten Eiter, und lassen so gar oft Narben nach: — es fehlt ihnen aber das Eiterungsfieber. — Um der Ausbreitung der wahren Blattern vorzubeugen, hat man an einigen Orten Blatterhäuser angelegt, wohin man die Patienten schickt. — Lafosse berichtet uns auch, daſs der Trismus und Tetanus unter den Negerkindern oft erkünstelte Krankheiten wären, indem die grausamen Eltern an dem übriggebliebenen Stück des Nabelstranges zupften, auch wohl mit einer Nadel in die Fontanell des Kindes stächen. Nach eben diesem Verfasser steht das Thermometer auf Domingo nie unter 13 Grad des Reaumürs; auch nie über 35 solcher Grade. — Gemeiniglich steht's im Schatten auf 28½ Grad. —

Weil die Spanier gemeiniglich sehr mäſsig leben; so bleiben sie auch zu Domingo gesund; ja viele von ihnen erreichen ein hohes Alter. Die gesundesten Oerter sind St. Jaques, Cotny und Bacque [n]). —

Die Insel Jamaica besteht aus einem sich hoch erhebenden Kettengebürge; ihre Küste auf der Südseite ist niedrig und flach, und wird durch Platzregen überschwemmt; die westliche Seite und die nach Norden ist auch niedrig; die Mitte der Insel und die östliche Seite aber hat hohe Berge [o]). — Da es also in Jamaica niedrige und hohe

n) Mosely a. a. O.

o) Ulloa a. a. O.

Gegenden giebt; so ist leicht einzusehen, dafs die gesunde Beschaffenheit der Insel an verschiedenen Orten sehr verschieden seyn müsse. Eben so verschieden ist auch die Hitze. In den niedrigen Gegenden steigt wohl das Fahrenheitische Thermometer auf 98 bis 110 Grade; da es hergegen auf den Gebürgen lange nicht so hoch steigt. — Vielmehr sind die Seiten dieser Berge gemäfsigt und kühl [p]). Ohnweit dieser Berge liegen Spanish Town und Kingston. Indefs sind diese doch nicht so gesund als jene eben gemeldete gemäfsigte Gegenden, welche zum Aufenthalte der Neuangekommenen, damit sie sich an das Clima gewöhnen möchten, wie auch für Kranke, die dahin gebracht werden müfsten, dienen sollten [q]). Die Hitze steigt in diesen Gegenden des Tages nie über 70 Grad und fällt nicht unter 54 Grad. — Mosely sagt: man sollte die Soldaten nach solchen Anhöhen, und nicht in die Städte verlegen. Da nun die Gegenden, die nahe an einem Sumpf liegen, eine ganz ungesunde Luft verbreiten; so ist nicht zu bewundern, wenn Tod und Untergang daselbst der menschlichen Natur drohen. Es überfällt einem ein Fieberfrost, wenn man die Gegenden des Nachts nur bereiset. Viele traurige Beyspiele hat man auch bereits davon, wenn man hier lange verweilet. Es wurde im Jahr 1741 [r]) bey Greenwich auf Jamaica ein schönes Lazareth angelegt; allein die Schädlichkeit der Luft zog Ruhren und Faulfieber herbey; das Blut flofs aus allen Adern; aus Wechselfiebern wurden bösartige: von 15000 Mann

p) Lind a. a. O. S. 194.

q) Ebendaselbst.

r) Blane a. a. O. Lind a. a. O. S. 166.

Mann ſtarben, binnen zwey Monaten, der 7te Theil. Nicht viel beſſer ergieng es den Schiffen des Admirals Rodney, die bey Port Royal im Hafen lagen, und von woher oft des Nachts Leute ans Land giengen, um Holz zu fällen: die über Moräſte ſtreichenden Winde äuſserten hier ihre volle Wuth [s]). — Jamaica gehört alſo mit Recht zu den ungeſunden Inſeln, und dieſe ungeſunde Beſchaffenheit würde noch gröſser ſeyn, wenn nicht die Winde regelmäſsig alle Mittage von der See und des Nachts vom Lande herſtrichen und die Luft reinigten und abkühlten: — man nennt ſie dieſer ihrer guten Eigenſchaft wegen auch den Dokter. Dem ohnerachtet bleibt doch Jamaica mit vielen andern Inſeln das Grab der Europäer. Von 100 Perſonen, die nach dieſer Inſel gereiſet waren, lebten, nach Verlauf von 4 Jahren, annoch drey Familien [t]). — Nach Haygarths Berechnung ſtirbt daſelbſt jährlich von 5 eine Perſon [u]). — Nur ein Leichenſtein zu Kingſton ſagte: daſs eine Frau 73 Jahr alt geworden ſey; da die übrigen hergegen faſt alle zwiſchen 30 und 40 Jahren hinſterben [x]). Faſt alle 5 Jahre wird die ganze Anzahl der auf Jamaica lebenden Weiſſen begraben [y]). —

Was die Krankheiten ſelbſt anbetrift; ſo ſind es die oben genannten Fieber und Ruhren, wodurch die meiſten weggerafft werden. — Beſonders er-

s) Blane a. a. O.

t) Hannöverſches Magazin vom Jahr 1771.

u) Todens Bibliothek, 8. B.

x) Schlötzers Briefwechſel, 29. Heft.

y) Lind a. a. O. S. 9.

erscheint das gelbe Fieber in Jamaica unter mehr als einer Gestalt, indem es bald fauligt galligter, oft aber auch entzündlicher Art ist, worin die antiphlogistische Methode in ihrem ganzen Umfange nützlich ist: in solchen Fällen hat man von Blutstürzungen Nutzen gesehen [z]). — So lange sich Joh. Sloane [zz]) hier aufhielt, herrschten epidemische Wechselfieber von aller Art.

Auf den bisher abgehandelten drey Inseln giebt es, gegen Hoffmanns Versicherung, keine besonders giftige Thiere: es giebt hier zwar einige Schlangen, aber ihr Biss ist nicht tödtlich [a]).

Die Jungfer-Inseln St. Thomas, St. Jean und St. Croix [aa]) sind bergigt, hin und wieder mit dicken Büschen bewachsen; an Flüssen und Quellen ist Mangel: — man hat daher kein anderes trinkbares Wasser als Regenwasser, welches aber erst nach einem Monate getrunken werden kann: — es bleibt auch an vielen Stellen in den Klüften Regenwasser stehen, welches mit einer blauen Haut überzogen ist: nachdem man aber diese weggenommen hat, ist das darunter befindliche Wasser ganz gut. — Diese Inseln sind oft den Orkanen ausgesetzt, die man aber um so viel seltener bemerkt, je häufiger im Sommer die Winde regiert haben, die also hier von grossem Nutzen sind. — Vom December bis May ist die dürre Zeit, jedoch fallt

z) Carl Blucke. Man sehe Erlanger Zeitungen vom J. 1773. S. 745.

zz) Sloane von den Krankheiten in Jamaica. Augsburg 1784.

a) Mosely a. a. O.

aa) Oldendorp a. a. O. S. 74.

fällt im December und Jänner zuweilen Regen: die kleinen und grofsen Regen verhalten sich, wie bereits oben gemeldet worden. Da es aber nicht anhaltend regnet, so dauert auch nur das kalte Wetter, so lange es regnet. — Im September und October ist die Hitze am gröfsten; in den vorigen Monaten verdunkeln Wolken die Sonne, und die Ostwinde mäfsigen die Hitze noch mehr. Um acht oder neun Uhr Morgens hebt der Wind an und steigt mit der Sonne. — Durch alle diese Natureinrichtungen wird das Land bewohnbar, und die Hitze gemäfsigt, die auch bereits schon abgenommen hat, seitdem man die Wälder ausgehauen. — Im Februar fallen so gar kalte Nächte vor, und man ist alsdenn den Verkältungen sehr blos gestellt; ein tuchener Rock ist daher oft bey Tage nicht zu heifs, — denn man mufs Kleidung und Wohnung nach der Hitze einrichten. — Die Nahrungsmittel der Einwohner sind, aufser Schaaf- und Schweinefleisch, allerhand saftige und kühlende Gewächse: sonst geniefset man Jams, Batatten und Cassabi. — Die Luft ist hier gemeiniglich sehr feucht, daher auch jedes Metall dem Rosten sehr ausgesetzt ist. — Jedoch sind die Faulfieber hier nicht so häufig, als auf einigen andern Inseln. — Hier findet man die Tschicken, ein ganz kleines Insekt in der Gröfse eines Sandkorns, welches sich unter die Nägel der Füfse eingräbt, daselbst in einen kleinen Beutel, von der Gröfse einer Erbse, seine Eyer legt, sehr häufig. — Anfangs empfinden die Patienten ein heftiges Jucken; so bald aber die Jungen ausgekommen sind, höhlen sie die Gegend aus; es entstehen grofse Geschwüre; oft der kalte Brand, oder das Fleisch fällt von den Beinen. Die Negern verstehen sich trefflich

darauf, den Beutel auszugraben, und wenn dies geschehen, so bestreichen sie die Wunde mit Toboksasche und Ohrenschmalz. — Die Insel St. Thomas ist bergigter als St. Croix, die eigentlich nur hohe Hügel hat, und da ihr viele hohe Berge anderer Inseln nach Osten hin liegen, die ihr Wind und Regen rauben, so kömmt auf St. Croix kein so häufiger Regen, und die Hitze giebt der von Guinea nicht viel nach [b]). — Uebrigens ist die Insel überall wohl angepflanzt, und an Pisang, Bananen, Cokos, Jams und Cassaven ist kein Mangel. —

Die Insel Antigua leidet grosen Wassermangel, und man ist genöthiget, solches von den benachbarten Inseln gegen Wein oder Rum einzutauschen, daher die armen Negersclaven nur selten trinkbares Wasser erhalten [c]). — Die mehresten Aerzte [d]) halten sie daher für sehr ungesund, obgleich Richard sie gesund nennt. — Blutflüsse, besonders das Bluthamen und der Leberflus sind hier unter den Negersclaven sehr gemeine Uebel [e]). — Auch die Insel St. Eustatius zählt man zu den ungesunden [f]). — Besser ist aber St. Christoph, wo eine reine und gesunde Luft ist [g]). — Die Insel Gua-

b) Iserts Reisen a. a. O.

c) Allgem. Litteratur-Zeit. vom Jahr 1789. Monat October.

d) Lind a. a. O. Blane a. a. O.

e) Adair im 11ten Bande der Samml. auserlesener Abhandl. f. p. A.

f) Lind a. a. O.

g) Lind und Oldendorp a. a. O.

Guadeloupe ist an der Seeseite bergigt [h]), und hat einen rauchenden Vulkan; übrigens giebt es hier viele niedrige, sumpfige Stücken Landes, welches die Franzosen Basse Terre nennen [i]). — Das Land ist mit herrlichen Gärten geziert, welche allerhand Früchte, als Erbsen und Artischocken, in Menge hervorbringen: auch hat man hin und wieder das beste Wasser. Auf dieser Insel verspürt man zuweilen Erdbeben, worauf Raupen und allerhand häsliches Geschmeiss, als Fliegen und Käfer, zu folgen pflegen [k]). — Man trauet daher hier den herrlichsten Früchten nicht, und hält sie für ungesund [l]). — Auch den Zucker hält man für schlecht [m]). — Ganz ungesund muss die Insel doch nicht seyn: denn Isert sahe daselbst einen Mann von 91 Jahren. — Den Aussatz findet man hier ziemlich häufig [n]). —

Die Insel Dominico ist an den meisten Orten waldigt und ungesund: indess wohnen doch an den Seiten der Hügel verschiedene französische Familien sehr gesund, und bleiben von den gewöhnlichen Wechsel- und andern Fiebern frey [o]). — Uebrigens sind hier die Krankheiten, wie die Herren Poissonier Despérrieres und Poupet

h) Isert a. a. O.

i) Lind a. a. O. S. 104.

k) Pauw l. c. Richard a. a. O.

l) Richard und Oldendorp a. a. O.

m) Isert a. a. O.

n) Ritter Michaelis Mosaisches Recht, 4. Band. S. 252.

o) Lind a. a. O. S. 186.

pet Desporten p) versichern, von der grösten Heftigkeit. — In Ansehung der gesunden Beschaffenheit von Martinique ist man nicht einig. Isert sagt: es sey hier zwar feucht, aber doch gesund;. auch Lind hält diese Insel für gesunder als Domingo; eben so auch Richard: aber Mr. de Chanvalon q) macht hievon eine ganz andere Beschreibung: hier ist die Natur, sagt er, in den Krankheiten so eilfertig, dass, wenn man sich der Krankheit nicht in dem Augenblick, wo sie sich meldet, bemächtiget, sie sich auf einmal entwickelt, und das mit einer Heftigkeit, die die Arzeney nicht mehr überwältigen kann, sondern alles ist verloren. Man macht es alsdann mit einem Kranken wie mit einem brennenden Gebäude, wovon man einen Theil aufopfert, um nur das Gerüste davon zu erhalten; es wird ihm in 24 Stunden 15 bis 18mal Blut gelassen, und in der Zwischenzeit werden andere Mittel gebraucht. So bald jemand krank wird, finden sich Arzt, Notarius und Beichtvater zugleich ein. — Hier dringt oft das Blut in dem Fieberanfall durch alle Gänge der Haut, wie der Schweiss, und dennoch läst man 15 bis 16mal zur Ader!!! Die Blattern, Masern und Fleckfieber sind pestartig. —

Auch wird diese Insel von Ameisen sehr geplagt; — man hat in Frankreich r) auf die Entdeckung eines Mittels, diese Insekten zu vertilgen, eine Belohnung von 1 Million Livres gesetzt. —

So

p) Beym Bajon. Ersterer schrieb: Traité des fièvres de l'Isle de St. Dominique. Letzterer: Histoire des Maladies de St. Dominique.

q) Voyage à la Martinique. p. 76.

r) Zimmermanns zoologische Naturgeschichte.

So wohl diese Insel, als St. Lucia, haben viele Schwefelminen. Dieser und anderer Ursachen wegen nennt Fabri [s]) die Insel Lucia sehr ungesund. Blane aber sagt: hier sey die Luft sehr rein. — Auf der Insel St. Vincent wird die Stadt Kingston durch einen angrenzenden Sumpf sehr ungesund gemacht. — Da aber durch Abwässerung dem Uebel abgeholfen werden kann, so steht zu hoffen, dass der Ort dermaleins gesunder werden könne [t]). — Die Insel Grenada und die Grenadinen sind bis jetzt, der vielen Sümpfe und Wälder wegen, annoch sehr ungesund [u]). —

Obgleich der berühmte Lind [x]) der Insel Tabago, ihrer ungesunden Beschaffenheit wegen, nicht das Wort redet; so versichert doch Oldendorp [y]), dass diese Insel, deren Boden fruchtbar, und hin und wieder sandigt ist, von den caraibischen die gesundeste sey. Hiemit kömmt auch der Bericht des Capitain Poynz [z]) überein, der sie auch für gesund hält, weil gelinde, aber allgemeine Winde, die bey Sonnenaufgang von der See, des Nachts aber von den Felsen und Gebürgen kommen, die Hitze mässigten und die Luft reinigten. — Die Insel Curacao hat sich von jeher der Gesundheit sehr nachtheilig bewiesen [a]). — Die Luft ist oft nebeligt, feucht und heiss. — Das gelbe Fieber und Ruhren würgen hier viele Menschen. — Ausser

s) Handbuch der neuesten Geographie. Halle 1787. S. 470.
t) Lind a. a. O. S. 103.
u) Lind a. O. S. 168.
x) A. a. O. S. 103.
y) A. a. O. S. 4.
z) Hannöver. Magaz. v. J. 1782.
a) Lind a. a. O.

Ausser den Musquitos, deren Stich kleine Knoten und Geschwulst hervorbringt, giebt es auf verschiedenen Inseln giftige Schlangen, unter denen die Corallenschlange die giftigste ist. Nach deren Biss schwillt der Körper auf, und das Blut strömt aus allen Werkzeugen der Sinne [b]).

Die bisher abgehandelten kleinen antillischen Inseln sind Inseln unter dem Winde, da Barbados eine Insel im Winde ist [c]). Ich werde daher von dieser Insel theils deshalb etwas umständlicher reden, theils auch darum, weil wir über diese Insel eine weitläuftige und schätzbare Beschreibung besitzen [d]). —

Die Wichtigkeit dieser Insel hat den Engländern Gelegenheit gegeben, auf die Verbesserung der gesunden Beschaffenheit derselben allen Fleiss und Aufmerksamkeit zu verwenden. Man hat die Wälder weggehauen oder doch verdünnet, und die Sümpfe zum Theil ausgetrocknet. Dieser Umstand, vereinigt mit ihrer natürlichen Lage, haben sie zu der gesundesten aller bisher abgehandelten Inseln gemacht, worin Lind, Richard und Blane übereinstimmen. Vorzüglich sind einige Hügel sehr gesund. — Diese hohe Lage und ihre trockne Luft geben ihr diese Vorzüge. — Die Jahreszeiten folgen hier ziemlich regelmässig auf einander: — weder das Barometer noch Thermometer zeigen das ganze Jahr durch grosse Abwechselungen. Nie steigt das letztere über 87 Grade; viel-

b) Ulloa und Mosely.

c) Fabri a. a. O. S. 468.

d) Hillary Beobachtungen über die Veränderungen der Luft auf Barbados. Leipz. 1776.

vielmehr steht es in den meisten Monaten etwas niedriger. Jedoch vermehren Windstille und Südluft die Hitze nicht wenig, so wie hergegen Regen und Nordwinde Kälte bringen. Dergleichen Abwechselungen, ob sie gleich nie über 17 Grad betragen, verursachen aber so gut hier als in Europa Verkältungen. Mosely sagt: steht das Thermometer auf 72°, da es sonst auf 80° zu stehen pflegt, so zittert man schon am ganzen Körper. Man theilt übrigens so gut hier als überall auf den Zuckerinseln das Jahr in die trockne und feuchte Jahreszeit ein, und es ist auch hier die trockne Zeit die gesunde; die nasse hergegen die ungesunde Zeit. — Dass aber doch Barbados überhaupt gesunder als andere der Antillen sey, zeigt das hohe Alter an, welches einige hier erreichen, indem man Beyspiele von 100jährigen Personen hat.

Witterung und Krankheiten verhalten sich in regelmässigen Jahren gemeiniglich folgendermassen: Der Jänner ist gemeiniglich trocken und kühl. — Das Thermometer steht zwischen 70 und 80 Graden. Dieser Monat ist gesund: es herrschen jedoch Catarrhe, Hals- und Lungenentzündungen; auch wohl einige Nervenfieber. — Bey dieser Gelegenheit verdient angemerkt zu werden, dass die entzündlichen Krankheiten hier so selten nicht sind, wie man wohl vermuthen sollte. Hillary e) fand für sehr dienlich, 24 Unzen Blut auf einmal zu lassen.

Auch der Februar, weil er trocken und kühl ist, ist gesund. — Es entstehen die vorhin gemeldeten Krankheiten und der convulsivische Husten. —

Nicht

e) A. a. O. S. 140.

Nicht viel ist der März von den vorigen Monaten verschieden: — es herrschen oft entzündliche Krankheiten, und beym Aderlass zeigt sich alsdenn eine Speckhaut auf dem Blute. — Die Nervenfieber gleichen denen in England. — Der Tetanus und Opisthothonus sind nicht seltene Uebel.—

Im trocknen und wärmern April steigt das Thermometer bis auf 85 Grad: — noch herrschen Hals- und Lungenentzündungen, wie auch Rheumatismen. Auch sieht man wohl anhaltende remittirende Fieber. —

Der meiste Theil des Mays ist trocken, nachher kommen Platzregen: — das Thermometer steht wie im vorigen Monat: — auch nicht schlimmer in Ansehung der Gesundheit. — Selbst die Nervenfieber werden durch den Regen vertrieben, aber noch dauern die entzündlichen Krankheiten fort, und es gesellet sich zu ihnen der Schlagfluss. —

Im Anfang, oder in der Mitte, oder am Ende des Junius kommen Platzregen und Ueberschwemmungen: — dies befördert das Wachsthum der Pflanzen sehr: — man geniesst jetzt viele saftige Pflanzen: der Neger wird oft durchnässt: — die Hitze ist zwischen 76 und 86 Grad. Die entzündlichen Krankheiten werden jetzt seltener: finden sie sich aber dennoch, wie im Jahre 1757 f) ein, so sind sie viel heftiger als sonst, und man muss starke Aderlässe vornehmen. — Man giebt überdem alle Stunden ein Pulver, welches aus einem Quentchen Salpeter und 15 Gran Salmiak

f) A. a. O. S. 140.

miak g) besteht, in einem Brusttrank, zu dem Minderers Geist gegossen worden. Mittlerweile, da die Ausdünstung mehr und mehr unterdrückt wird, bekommen die Säfte, die vorher einen starken Trieb nach der Brust gehabt hatten, mehr Richtung nach den Eingeweiden, woraus Durchfall, Ruhren und Cholera entstehen; auch findet sich hin und wieder die Colik von Poitou ein, und die Kinder bekommen Schwämmchen: jedoch gehört dieser Monat noch zu den gesunden. —

Julius. — Der Regen nimmt zu und die Hitze bleibt: daher ist dieser Monat ungesunder als der vorige. — Es gesellen sich zu den gemeldeten Krankheiten Schlagflüsse; convulsivischer Husten; besonders das gelbe Fieber. — Die Ruhr ist gemeiniglich noch entzündlich. —

Der August kömmt mit dem vorigen, in Ansehung des Regens und der Hitze überein, und nur in seltenen Jahren, als 1753, pflegt er trocken zu seyn: — noch immer dauert die entzündliche Constitution fort; es leiden vorzüglich das Darmfell und die Eingeweide, wodurch die Ruhr gefährlich wird, zumal da der Puls gemeiniglich dabey klein und hart zu seyn pflegt, der sich aber, nach geschehenem Aderlassen, erhebt: — es herrschen ferner remittirende Fieber, die man aber nicht zur völligen Intermission bringen kann.

g) Ich erwähne, nicht ohne Ursache, dieser Medicamente, damit man sehen könne, daſs auch in Westindien die antiphlogistische Methode zuweilen statt finde. Chalmer und Rowley scheinen sie zu allgemein zu verwerfen. — Hillary hat doch auch Gewicht. —

kann. — Aufser der Ruhr herrscht auch die Essera [b]), und die Augenentzündung. —

Der September ist wohl nie ohne Regen, und die Hitze bleibt noch wie vorhin. Es dauern Ruhren, Entzündungen des Darmfells und der Eingeweide fort, wovon sich oft die Natur durch einen heilsamen Durchfall befreyet. Mit der Ruhr verbindet sich ein remittirendes Fieber, das auch wohl ohne Ruhr ist. — Die Gichtmaterie, welche sich jetzt oft auf die Eingeweide versetzt, wird durch kleine Dosen von Ipecacuanha und Theriak davon zurück geleitet.

Der October ist meist allezeit nafs und kühl; indefs ist er auch wohl feucht und warm; auch wohl zuweilen trocken. Die Hitze ändert sich demnach in gewissen Jahren. — In dem kalten und feuchten Monate entstehen epidemische Catarrhe, die zu Pleuresien sich neigen: auch ohne dem kommen diese Krankheiten oft allein. — Das catarrhalische Fieber gesellet sich nun auch zu den Ruhren, die jetzt noch häufiger werden: — desgleichen Gicht: — es zeigen sich eintägige Fieber, die ordentlich intermittiren, welches hier eine ungewöhnliche Erscheinung ist: — jedoch fehlt hier der ziegelartige Bodensatz, ehe die Crisis völlig vorhanden ist. — Die wahren Tertian- und Quartanfieber, die noch auf den unbebauten übrigen antillischen Inseln gefunden werden, siehet man hier nicht; sie müfsten denn von andern Orten hergebracht seyn: aber das anhaltende remittirende und das gelbe Fieber sind dafür desto häufiger. —

Der

b) Man sehe, was ich hiervon aus Mosely angeführt habe.

Der November ist gemeiniglich auch noch feucht und kühl. Das Thermometer steht zwischen 74 und 85 Grad. Dieser Monat pflegt ziemlich gesund zu seyn. Es herrschen einige catarrhalische und entzündliche Fieber: — das Blut begiebt sich mehr nach dem Kopf: — es sind halb dreytägige Fieber nicht selten: man kann sie aber selbst durch Ausleerungen zur Intermission bringen. —

Der December ist bald trocken, bald nass, und es stellen sich noch oft starke Regengüsse ein. Das Thermometer steht zwischen dem 73 und 82ten Grad. Dieser Monat ist gesund. Jetzt hören auch die heftigen Entzündungen und Ruhren vom vorigen Monat auf. —

So ist der Verlauf der Krankheiten zu Barbados das ganze Jahr durch.

Giebt man auf alles, was hier gesagt worden ist, genau Acht; so findet man dadurch ein paar Stellen des Hippocrates in seinem Buche von der Luft, Wasser u. s. w. bestätiget. Am ersten Orte sagt er: Wenn es den Winter über dürre und Nordluft giebt, der Frühling aber bey der Südluft regnigt ist, so muss der Sommer nothwendig reich an Fiebern werden, und Augenentzündungen verursachen. Denn wenn plötzlich eine erstickende Hitze, da der Boden von dem Regen des Frühlings und von der feuchten Südluft noch nass ist, einfällt: so wird unfehlbar, theils von dem nassen und warmen Erdreiche, theils von der brennenden Sonne, und weil bey den Leuten der Leib weder verstopft, noch das Gehirn ausgetrocknet wird, eine doppelte Entzündung entstehen. Denn

es ist unmöglich, dafs in einem folchen Frühlinge der Körper mit feinem Fleifche nicht durchaus angefeuchtet werden follte; fo dafs darüber alle, und befonders mit Schleim erfüllte Leute, in hitzige Fieber verfallen. Es müffen fich ferner bey fehr faftreichen Mannsperfonen, wie bey den Frauenzimmern Ruhren äufsern. Inzwifchen kann man doch hoffen, dafs alles das nachlaffen, und es einen gefunden Herbft geben werde, wenn fich mit dem Anfange der Hundstage, Regen und kühle Luft einftellen, und die Hundstagswinde wehen.

An einem andern Orte fagt er: Ift der Sommer bey der Südluft regnigt, und der Herbft gleichfalls; fo mufs der Winter ungefund werden, und wahrfcheinlich giebt es bey fchleimigten Perfonen, und bey denen, die fchon über 40 Jahre alt find, hitzige Fieber; bey galligten Naturen aber Seitenftechende Fieber und Lungenentzündungen. So weit Hippocrates. —

Hillary fahe zuweilen von den vorigen einige Abwechfelungen entftehen. So z. B. fahe er [i]) 1757 das anhaltende remittirende Fieber fich in ein ordentliches intermittirendes tägliches verwandeln. — Fieberverfetzungen find zu Barbados auch nicht felten: — man fieht auch wohl critifchen Ausfchlag: — ja oft critifche Schweifse; fo endigte fich 1757 im December ein allgemeines Entzündungsfieber am 5ten Tage durch den Schweifs: im Jahr 1756 fahe man dies am 9ten Tage in einem remittirenden Fieber: eben fo im nemlichen Jahre im May, und im October 1752. Hillary fahe ferner am 14ten Tage critifche Schweifse

i) A. a. O. S. 154.

Schweiſse ausbrechen im Julius 1754 und 1756, wie auch im September 1756. Am 19ten Tage erfolgte das nemliche im März 1754. Endlich am 21ten im Jahre 1752 im November, u. ſ. w.

Der Fieberfroſt iſt zu Barbados gemeiniglich kurz, doch hat man auch Beyſpiele, daſs er drey bis vier Stunden angehalten. —

Auſser den bisher abgehandelten Krankheiten verdienen noch einige andere, die an die Jahreszeiten ſo ſehr nicht gebunden ſind, wie die vorigen, beſonders beſchrieben zu werden. Die vornehmſte von allen iſt jene Drüſenkrankheit, oder Elephantiaſis, die in einer unförmlichen und dem Fuſse eines Elephanten nicht unähnlichen Dicke der Beine beſteht, die dieſer Inſel beſonders eigen iſt [k]). — Die Haut wird dick, hart, feſt, knorpelartig; es entſtehen Riſſe und Spalten darin, aus welchen beſtändig eine Feuchtigkeit fließt. — Es werden die Flieſswaſſerdrüſen beſonders angegriffen, daher wirft ſich die Geſchwulſt leicht auf die Hoden und den Hodenſack. — Vor dieſer Geſchwulſt gehen Fieberbewegungen jedesmal vorher; oft verſchwindet ſie für eine Zeitlang, kömmt aber mit den wiederholten Fieberanfällen jedesmal wieder zum Vorſchein: endlich bleibt ſie ſtehen, nimmt an Gröſse und Dicke immer zu, ohne der Geſundheit übrigens ſehr zu ſchaden. Man hat Beyſpiele von Patienten, die 20 Jahre daran gelitten hatten. — Bey einem abgenommenen Fuſse war die Haut an einigen Stellen zwey Zoll dick.

k) Hillary. — Desgleichen Hendy und Rollo über die Drüſenkrankheit in Barbados. Fr. a. M. 1788.

dick. — In Ansehung des Ursprungs dieser Krankheit sind die Aerzte nicht völlig einerley Meynung. — Aus Arabien stammt dies Uebel, sagen die angeführten Aerzte, nicht her: weil es mit dem arabischen Aussatze wenig Aehnlichkeit hat: — nur Clarke allein hat in Cochem ein Uebel gefunden, welches mit dem jetzt beschriebenen viele Uebereinstimmung hat. — Allein hierin irret sich doch Hillary; denn in Abyssinien hat Brüce, wie wir unten hören werden, eine ähnliche Krankheit gefunden. Gemeiniglich waren aber auch andere Theile, besonders das Angesicht, zugleich mit angegriffen. Es scheint daher dieses Uebel nur eine Abart des knolligten Aussatzes der Araber zu seyn, und der berühmte Hensler *l*.) trägt kein Bedenken, zu glauben, dafs dieser Aussatz durch den Sclavenhandel über Afrika nach Westindien sey gebracht worden. — Man findet diese Drüsenkrankheit, oder das Knollbein, keinesweges auf allen Antillen; sondern nur allein auf denjenigen, wo die Luft, verhältnifsmäfsig, durch Wegräumung der Wälder und Austrocknung der Sümpfe, oder auch wegen seiner natürlichen Beschaffenheit, rein, trocken und gesund ist. Dies ist nun der Fall zu Antigua, zu Havanna, und besonders zu Barbados: — man findet sie daher hier, und vorzüglich auf der letzten Insel, am häufigsten. — Es ist auch die Krankheit hier nicht älter als etwa 80 Jahre: — denn da vorher Barbados eben so wild, als alle andere Inseln war, so wufste man hievon nichts. — Ein noch anderer Beweis von dem bisher Gesagten ist dieses: ein Mensch, der

l) Ph. Gabr. Hensler vom abendl. Ausſatze u. s. w. Man sehe Blumenbachs med. Bibl. 3. B. S. 379.

der mit der Drüsenkrankheit zu Barbados behaftet ist, wird davon befreyet, wenn er sich nach Tabago begiebt, wo die Luft lange nicht so rein, noch so trocken ist, als zu Barbados. — Einige haben die Ursache in den Speisen und dem Wasser gesetzt. — Was aber das Wasser anbetrift; so kann dieses nicht schuld seyn, weil man zu Barbados reines, gutes, trinkbares Wasser hat, welches auch seit der Entstehung der Krankheit nicht schlechter geworden ist. Die gewöhnlichen Speisen können es auch nicht seyn, weil man so gar an den Pferden eine ähnliche Krankheit bemerkt hat. Zwar erhielten die Negern in vorigen Zeiten schlechte Nahrungsmittel, als in Fäulung gerathene Fische; eingesalzenes Fleisch u. d. gl. m. Heutiges Tages versorgt man die Sclaven, auf den englischen Inseln wenigstens, besser als ehemals. Man giebt jedem derselben [m]), bis auf die Negerkinder, 3 Maass Mehl und 6 Heeringe wöchentlich. — Auch erhalten sie oft Syrup und Wasser: — kurz, ihr Zustand ist nicht so elend, wie ihn Ramsay und andere geschildert haben. Man hat also bey Entdeckung dieses Uebels auf mehrere Umstände zu achten; und da lehrt denn die Erfahrung, dass mehrere davon befallen werden, die in hitzigen Getränken ausschweifen, als die viel Wasser trinken. Es scheint auch ferner, dass den Negern dadurch das Uebel zu Theil wird, weil sie oft unvorsichtig genug sind, nach vorhergegangener Erhitzung, die Nacht entblöfst unter freyem Himmel zuzubringen, oder doch bey offnen Fenstern zu schlafen [n]). Gleichwohl bleibt aber doch die wahre Ursache verborgen. —

 Jetzt

m) Sprengels Beyträge u. s. w. 5ter Theil. S. 273.
n) Hendy und Rollo a. a. O.

Jetzt komme ich auf die übrigen in Barbados befindlichen Krankheiten. Hierhin gehört eine neue und chronische Art Schwämmchen, ohne Fieber, die bald Mund, bald Magen angreifen; den Appetit rauben; einen Durchfall verursachen, oft Jahre lang anhalten, und endlich langsam tödten. Die Schwämmchen sind viel kleiner, als die gewöhnlichen; gerathen nicht in Eiterung, sondern enthalten eine scharfe lymphatische Materie: — Antimonialmittel, alcalisirtes Queckfilber, Guajakum und Serpentaria mit Kampher zeigten sich hierin nützlich [o]). — Ferner gehört die Nyktalopie hier und auf den übrigen Zuckerinseln fast zu Hause [p]). — Die Töpfercolik hergegen, welche hier ehemals so häufig war, findet man jetzt seltener. —

Zuletzt komme ich auf einen Umstand, der in den neuern Zeiten vielem Widerspruch unterworfen gewesen ist. Es fragt sich nemlich: hat der Mond in Westindien auch auf Krankheiten Einfluss oder nicht? Der berühmte Lind war Anfangs ein starker Vertheidiger dieses Einflusses: in spätern Zeiten nahm er aber seine Meynung wieder zurück; er schreibt die periodischen Erscheinungen den feuchten Ausdünstungen zu [q]). St. Jackson [r]) glaubt aber durch häufige Erfahrungen überzeugt zu seyn, dass allerdings der Mond, so wohl wenn er voll, als auch wenn er im Neulichte ist, starke Fieberbewegungen hervorzubringen

o) Hillary a. a. O. S. 342.

p) Ebendaselbst. S. 353.

q) Litteratur-Zeitung v. J. 1788. Monat Junius.

r) Ebendaselbst.

gen im Stande fey: man bemerkt davon fchon die Würkung acht Tage vorher. — Griffith Hugues [s]) hat bemerkt, dafs zu Barbados der Wahnfinn und Tollheit, zur Zeit des vollen Monds, weit heftiger als in kalten Ländern fey. — Wilfon [t]) ift nicht allein auch diefer Meynung, fondern er führt auch Beyfpiele an. — Befonders find alsdenn die Wechfelfieber fchwer zu heben. — Dies find, meiner jetzigen Einficht nach, Beweife genug, um von der Richtigkeit diefer Einwürkung überzeugt zu feyn, — ohne mehrere Zeugen aufzurufen [u]). — Jedoch kann ich den berühmten Macquet nicht verfchweigen, der zu Zierikzee [x]) oft gefehen hat, dafs die wafferfüchtigen Patienten beym Vollmond am meiften gefchwollen find. —

Aus dem vorhin Gefagten geht hervor, dafs es in Barbados Krankheiten gebe, die auf den andern Infeln entweder gar nicht, oder doch wenigftens felten find; fo wie, im Gegentheil, die übrigen Infeln von manchen Krankheiten häufig heimgefucht werden, die man in Barbados nur dem Namen nach kennt. — Hierhin gehören befonders die Wechfelfieber, die fo häufig auf Jamaica find, und die durch den Gebrauch der Chinarinde zu ordentlichen Intermiffionen gebracht werden können [y]). Diefe find nun zu Barbados nicht fo häufig. —

s) Wilfon a. a. O. S. 22.

t) Ebendafelbft.

u) Joh. Sloane in der angeführten Schrift, führt davon S. 42. ebenfalls Beyfpiele an. —

x) Nachricht zu den Verhandelingen. p. 155.

y) Joh. Sloane von den Krankheiten in Jamaica. Augsburg 1784. S. 120.

Einige Krankheiten gehören eigentlich in Weſtindien nicht zu Hauſe, und werden von den Negern aus Guinea mitgebracht. Hierhin gehört, auſser den Jaws, wovon ſchon oben geredet iſt, die Vena medinenſis oder der Dracunculus, welches ein langer fadenartiger Wurm unter der Haut iſt, von dem man glaubt, daſs er durch den Genuſs des ſchlechten Waſſers hervorgebracht werde, und auf deſſen Cur, welche in einem langſamen und vorſichtigen Auswickeln dieſes Thieres beſteht, die alten Neger und Negerinnen ſich gut verſtehen. — Ein neuerer Schriftſteller [z]) zieht aber die bisherige Meynung in Zweifel, und ſcheint das Uebel für eine Art der Luſtſeuche zu halten: daher iſt auch der ätzende Sublimat bey ihm das beſte Mittel. — Wir werden an einem andern Orte mehr hievon ſprechen. —

Auch die verſchiedene Lebensart der Weiſsen und der Negern in Weſtindien bringt eine nicht geringe Verſchiedenheit in dem Verlauf der nemlichen Krankheit oft hervor. Man ſiehet dies in keiner Krankheit deutlicher, als in den Blattern. Denn obgleich dieſe Krankheit vielen Negern tödtlich iſt; ſo hat man doch bemerkt, daſs viele von ihnen, die faſt nur allein von Vegetabilien leben, beſſer davon kommen, als die Weiſsen, die viel Fleiſch eſſen [a]). — Auch hat man Negerkinder mit dem beſten Erfolg eingeimpft; — von 250 ſtarb nur eins. —

Die-

z) Schöler Diſſ. ſiſtens obſervationes ſuper morbis Surinamenſium. Goetting. 1781.

a) Wilſon a. a. O. S. 142.

Diejenigen, die nach Westindien reisen, haben viel zu beobachten, wenn sie gesund bleiben wollen. Der ersten Revolution der Natur, dem Seasoning, einem Fieber, wovon bereits oben gesprochen worden, entgehen sie zwar selten, doch können sie durch kluges Verhalten diese Krankheit sehr vermindern. — Sie müssen nicht allein alle Unmäsigkeit vermeiden, sondern auch die Nachtluft, wie auch alle Verkältung und besonders den Regen verhüten. Wird man ja nass; so muss man sich entweder in Salzwasser baden, oder sich mit einem Tuche reiben, das in Salzwasser getaucht worden [b]). —

Die Kleider sollte man jedesmal nach der Witterung einrichten, und in den heissen Monaten leichte Kleider, wie in Ostindien tragen [c]). — Vor allen muss man die sumpfigen, stinkenden und mit Wäldern bewachsenen Gegenden meiden, und sich nach den höhern Oertern und Seiten der Gebürge begeben, wo die Luft rein ist. Fast auf jeder Insel findet man dergleichen Zufluchtsörter, sagt Lind: — auf Barbados sind's die Highlands; in Antigua der Monk-Hill; auf Dominico giebt es ebenfalls dergleichen Gegenden; so wie man sich dieselbe, durch Wegräumung der Wälder, auf den übrigen verschaffen könnte [d]). —

Diejenigen aber, welche sich an ungesunden Orten und mit Holzfällen nothwendig abgeben müssen, sollten den Rath eines Linds befolgen: sie müssen ihren Speichel nicht verschlucken, den Mund

b) Oldendorp a. a. O. S. 135.

c) Hillary a. a. O.

d) Lind a. a. O. S. 193.

Mund fleiſsig mit Eſſig ausſpülen; ihre Naſenlöcher mit Carpey verſtopfen, der mit camphorirtem Eſsig befeuchtet worden; Fieberrinde, Knoblauch und Rhabarber, mit Branntewein aufgegoſſen, des Morgens nehmen; den Kopf mit einem Tuche bedecken, der mit Eſſig befeuchtet worden u. dergl. mehr [e]).

Ferner muſs man alle ſtark ausleerende Mittel, beſonders ſtarke Brech- und Laxiermittel ſorgfältig meiden: das hieſige Clima verträgt adſtringirende Mittel, als Alaun, Kupfervitriol dagegen beſſer [f]). — Junge Kinder, wie denn auch hier gewöhnlich geſchieht, muſs man nicht zu früh an die Luft bringen, ſondern wenigſtens einige Tage lang im Zimmer halten [g]). — Doch dieſem Rathe, wie wir unten bey Cayenne hören werden, widerſpricht Bajon. — Die Mannſchaft eines Schiffes, die ſich aufs Land begiebt, leidet gemeiniglich viel: — es vermindern ſich aber gemeiniglich die Uebel, auſser der Ruhr, ſo bald das Schiff wieder in See gegangen, und eine Kreuzfarth angeſtellet hat [h]). Wenn Patienten, die am Ausſatz danieder liegen, glücklich genug ſind, ſich in einer Gegend zu befinden, wo das Franzoſenholz an den Bächen ſtehet, woraus ſie zu trinken pflegen, ſo hört oft das Uebel davon auf [i]). —

Da

e) Lind a. a. O. S. 136.

f) Adair im 11ten Bande der Samml. auserleſener Abhandl. f. p. A.

g) Richard a. a. O.

h) Lind, Blane a. a. O.

i) Kleine Reiſen, Lektüre für Reiſe-Dilettanten, 5. B. 1788.

Da auch die Bahamas-Inſeln zu den weſtindiſchen Inſeln gerechnet werden; ſo verdient nur blos bemerkt zu werden, daſs ſie, wie die Bermudiſchen, ſehr geſund ſind; deshalb reiſen oft Kranke hierhin, um durch die heilſame Luft wieder zu ihrer Geſundheit zu gelangen [k]). —

Vom Atlantiſchen Meere und von den Krankheiten zur See überhaupt.

Viele tauſend Menſchen bringen einen groſsen Theil ihres Lebens auf dem Meere zu, und wird ihnen daſſelbe gleichſam zum Wohnplatz, welcher nach ſeiner, vom Lande verſchiedenen Beſchaffenheit und nach andern damit verbundenen Umſtänden, auf die Geſundheit und Krankheit dieſer Menſchen einen groſsen Einfluſs hat: daher verdient das Weltmeer nicht mit Unrecht in dieſem Werke beſonders abgehandelt zu werden.

Das Atlantiſche Meer wird faſt von allen Nationen am meiſten befahren, und dieſes mag daher ſtatt anderer hier den Namen hergeben. — Indeſs werden wir doch noch an einem andern Orte von den Krankheiten zur See nach Oſtindien beſonders handeln. Hier aber erſt das Allgemeine. —

Um kurz zu gehen, und alles Weitläuftige zu vermeiden, gebe man auf folgende Stücke Achtung. Erſtlich auf die Seeluft. — Dieſe iſt feuch-

k) Brüce Nachrichten von ſeinen Reiſen. Leipzig 1784.

feuchter; gemäſsigter; reiner und ſchwerer als die Landluft *l*). Das erſte wird niemand in Zweifel ziehen: daher iſt ſie geſchickt, die ſtraffen Faſern zu erweichen, und Rigidität, die durch Hitze in dem heiſsen Clima verurſacht wird, zu verhindern. — Daſs ſie gemäſsigter als die Landluft ſey, iſt auch nicht zu bezweifeln: weder Hitze noch Kälte empfindet man hier ſo ſtark als auf dem Lande. — Rein iſt ſie aus mehr als einer Urſache. — Hier fehlen Sümpfe, Moräſte und Wälder; es verſchluckt das Meer, nach Iggenhauſens Bemerkungen, vielmehr das Phlogiſton, und macht dadurch die Luft rein: nach aller Wahrſcheinlichkeit entbindet ſich auch ſo gar aus der See eine neue reine Luftart und eine ſubtile Säure: — das erſte kann man, ſeit der neulich gemachten wichtigen Entdeckung; ich meyne die Verwandlung des Waſſers in Luft; nirgends häufiger als hier vermuthen. — Das ſchnelle Roſten des Eiſens und das Ammoniacalſalz, welches ſich bildet, wenn man Tücher, die vorher in eine Lauge von Potaſche getaucht worden, alsdann an die Luft ausgebreitet hat, machen das andere, die Säure nemlich, wahrſcheinlich. — Dieſe Salzſäure widerſteht der Fäulung, ſtärkt die Lungen und den ganzen Körper; — ſo wie die neu erzeugte Luft das wahre pabulum vitae iſt *m*). —

Schwer

l) G. Forſter de aëre marino. 1787.

m) Ich denke, hierin liegen doch wohl keine irrige oder falſche Begriffe. — Daſs hier aber nicht alles geſagt ſey, was darüber geſagt werden könnte, weiſs ich ſehr gut: aber hier iſt nicht der Ort, in das Feine der Phyſik zu gehen. —

Schwer ist die Seeluft auch, — weil das Land oft viel höher als die See ist. — Dieser vermehrte Druck auf der Oberfläche des Körpers befördert den Umlauf aller Säfte, und ist von grofsem Nutzen. — Selten bemerkt man ferner zur See eine Windstille, sondern hier ist die Luft in beständiger Bewegung, und die bereits gebrauchte Luft wird von einer neuen verdrängt. —

Alle diese Umstände geben demnach der Seeluft Vorzüge, die die Landluft selten besitzt. — Der Seemann athmet also eine gesunde Luft. — Alle Reisende und Aerzte sind hierin völlig einig. — Ein Schiff reisete von England kränklich ab, wurde aber zur See gesunder [n]). — Die Mannschaft eines holländischen Schiffes, welches 1751 [o]) zu Curacao landete, und die mit der Ruhr und gelbem Fieber befallen wurde, erholte sich merklich, so bald solches wieder in See gieng. Wenn von zweyen Schiffen, die nach einem ungesunden Lande gehen, das eine von der Küste hinreichend entfernt bleibt, während dem dafs sich das andere derselben nähert; so ist der Unterschied deutlich. Das erste bleibt gesund, das andere selten. — Blane sagt: die Entfernung von der Küste um die Länge eines Schifftaues, macht schon einen grofsen Unterschied. — Oft entsteht [p]) zu Portsmouth eine Seuche, wenn zu Spithead alles gesund ist. — Als zu Cadix das gelbe Fieber wüthete, wovon alle ergriffen wurden, die von den Schiffen ans Land giengen; so blieben hergegen alle die gesund, die die See nicht verliefsen [q]). —

Als

n) Blane a. a. O. S. 38.
o) Lind a. a. O. S. 111.
p) Lind a. a. O. S. 147.
q) Lind a. a. O.

Als zu Pensacola 1765 eine böse Seuche alle diejenigen wegraffte, die auf das Land giengen; so blieben die Mannschaften von den Kriegsschiffen, die eine Meile weit vom Ufer lagen, ganz verschont [r]). — Von vier Schiffen, die nach dem Gambiafluss zu segelten, blieb nur dasjenige gesund, welches sich dem Ufer am wenigsten näherte [s]). —

Endlich so beweisen die Reisen des unsterblichen Cook, dass man Jahre lang zur See gesund bleiben könne. —

Wenn aber nicht alle Seereisen mit solchem Glücke vollendet werden, wenn hergegen Krankheiten auf dem Schiffe oft einreissen; so sind daran vielerley Ursachen schuld. — Die Gegend kann es seyn. — Denn nur diejenige ist die beste, wo die Passatwinde wehen [t]); — wo aber Windstille herrscht, ist es allezeit ungesund. Eben so sind die Gegenden, wo viele Stürme; Regengüsse; grosse Hitze und grosse Kälte herrschen, ungesund. — Oder die Schuld liegt am Schiffe, und dieses kann auf vielerley Weise fehlerhaft seyn; weil es entweder zu gross ist, oder weil es verhältnissmässig mit zu vielen Menschen angefüllet ist; oder weil die Materie, woraus das Schiff gezimmert worden, schlecht ist, oder endlich wegen anderer schädlichen Einrichtungen auf demselben. — Mit ganz grossen Schiffen geht es wie mit ganz grossen Städten, die allezeit ungesund sind. — Auf drey Fregatten, die eben so viel Matrosen fassen, als ein Kriegesschiff, giebt's nie so viele Kranke,

r) Ebendaselbst. S. 149.

s) Ebendaselbst S. 150.

t) Blane a. a. O.

Kranke, als auf letztern [u]). — Die Luft ist demnach auf den Fregatten allezeit besser, als auf Kriegesschiffen von vielen Canonen. — Dafs auf einem Schiffe, welches verhältnifsmäfsig mit zu vielen Menschen angefüllet sey, ein Kerkerfieber ausbrechen könne, beweiset Nichol [x]) mit den Sclavenschiffen. — Man könnte mehrere Beyspiele anführen, aber sie würden überflüssig seyn. —

Die Materie des Schiffs kann auch an Krankheiten Antheil haben. — Ein Schiff war aus Holz gezimmert, das vorher in Salzlauge gelegen hatte, und dies blieb immer ungesund [y]). — Die spanischen aus Cedernholz verfertigten Schiffe sind die besten: auch ist das Beschlagen mit Kupfer, der Reinlichkeit wegen, nützlich [z]). — Es ist auch oft daran gelegen, ob ein Schiff neu oder alt sey. — Ein neues Schiff ist frey von Ansteckung; da hergegen einem alten Schiffe ein Gift anhängen kann, das es jeder, auch der gesundesten Equipage, mittheilt [a]). —

Nun giebt es noch vielerley Einrichtungen auf dem Schiffe, deren umständliche Erwähnung zu weitläuftig seyn würde. Ich bemerke nur einige. — Es ist nicht gleichgültig, sagt Blane, wo das Feuer auf dem Schiffe sich befindet; derjenige Ort ist der beste, der den meisten Zug verschafft. — Die Canonenlöcher zuzustopfen, ist nicht

u) Blane a. a. O. S. 39.

x) Man sehe oben Nichol.

y) Blane a. a. O. S. 58.

z) Ebendaselbst.

a) Ebendaselbst.

nicht rathsam: — am schlimmsten ist es, Unreinlichkeit, Unordnung und Trägheit zu dulden, da hergegen Zugluft und Reinlichkeit, unablässige Beschäftigung der Leute u. d. gl. m. auf einem Schiffe Haupterfordernisse sind, um gesund zu bleiben. — Die Franzosen fehlen hierin am meisten. —

Drittens liegt die kranke Beschaffenheit eines Schiffes oft an der Mannschaft, die sich darauf befindet. — Matrosen und Soldaten, die zur See schon lange gedient haben, bleiben gemeiniglich, weil sie bereits an die Lebensart, Diät und Ordnung, die auf dem Schiffe herrscht, gewohnt sind, gesunder als Neuangeworbene [b]). — Bleibt das Schiff mit einerley Mannschaft, wenn es auch nicht die gesundeste ist, besetzt; so gewöhnen sich die Leute an einander, und es greifen nicht so leicht Krankheiten um sich, als wenn eine alte und neue Equipage vermischt wird, besonders wenn die neue von einem ungesunden Ort, als z. B. aus Gefängnissen kömmt [c]). Aber auch, dem Anscheine nach, gesunde Leute, können auf ein Schiff Krankheiten bringen, die vorher nicht da waren. Blane führt das Beyspiel des genommenen französischen Schiffes, Ville de Paris, an, dessen Equipage kaum auf ein englisches Schiff vertheilt war, als schon Krankheiten ausbrachen. —

Nicht gleichgültig ist ferner die Lebensart der Leute auf dem Schiffe. Behalten die Recruten ihre schmutzigen und unreinen Kleider an; werden sie nicht erst gewaschen und gebadet, so verbrei-

b) Blane a. a. O. S. 53.

c) Ebendaselbst S. 50.

breiten ſie leicht allerhand Uebel, welche ebenfalls erfolgen, wenn dieſe Leute eine ſchwelgeriſche Lebensart führen. — Beſonders kömmt es darauf an, was für eine Lebensart dieſe Leute vorher geführet, und ob ſie freywillig oder gezwungen in den Dienſt gehen. Unten bey Holland werden wir ein Beyſpiel aus Thunberg anführen, wo er eine böſe Epidemie beſchreibt, die ſich unter den Soldaten der oſtindiſchen Compagnieſchiffe 1771 äuſserte, weil ſie meiſt alle von Seelenverkäufern, von denen ſie elend gehalten, und zum Theil wider ihren Willen zum Dienſt gezwungen worden waren, herbeygeführet worden waren. Wie vieles hier ferner auf geſunde Nahrung, angemeſſene Kleider und gute Getränke ankomme, wuſste der berühmte Weltumſegler Cook am beſten, indem er durch eine beſſere Einrichtung dieſer Punkte ſeine Leute geſund erhielt. — Er verbeſſerte vieles. — An der Stelle des Baumöls gab er Zucker; anſtatt des oft ſchlechten Waſſers, Malztrank: er führte das Sauerkraut und viele andere nützliche Einrichtungen ein. — Aber dieſe Vorſicht gebraucht man nicht immer; ſondern man bringt oft Früchte und Speiſen aufs Schiff, die nicht gehörig getrocknet ſind, und daher leicht verderben [d]. — Die Officiere, beſonders der Capitain und Steuermann, verkürzen ſehr oft, auf eine ganz unerlaubte Weiſe, einem Soldaten oder Matroſen die Löhnung, oder geben ihnen die bewilligten Mundportionen nicht ordentlich, ſondern ſo wie es ihr Vortheil mit ſich bringt. So verhält es ſich wenigſtens, nach dem Thunberg [e]), oft auf den holländiſchen,

 nach

d) Pagès Reiſe um die Welt. Frankf. und Leipzig 1786.

e) Reiſe. S. 91. 1. Theil.

nach Ostindien segelnden Schiffen. Da bekommen die Leute nur alle 5 oder 6 Wochen Oel, Citronensaft, Tamarinden, Käse u. dergl., welches ihnen doch alle Wochen ausgetheilt werden sollte. Dies hat zur Folge, daſs sie entweder davon auf einmal zu viel genieſsen, oder daſs es ihnen verdirbt, oder daſs es ihnen gestohlen wird. —

Eben so ist es auch mit der Wasserportion beschaffen, die den Leuten, wie wir unten bey den Sclavenschiffen sehen werden, oft zu klein gemacht wird. — Wem leuchtet es nicht ein, daſs dies alles wichtige Krankheitsquellen sind, die doch wenigstens zum Theil verhütet werden könnten, wenn der Wuchergeist die Officiere nicht oft so sehr beseelte? Ungerechter kann man aber, meines Bedünkens, mit keiner Menschenclasse umgehen, als eben mit den Matrosen und Soldaten, die so schon viel zu erdulden haben, und sich mit schlechter Kost behelfen müssen. Diese müssen wir auch etwas näher kennen. Auf einem holländischen Compagnieschiffe bekömmt jeder von der Besatzung an Esſig, Oel, Salz und Pfeffer, so viel als er gebraucht: wöchentlich aber erhält er ein halbes Pfund Butter, und viertehalb Pfund Brod. Dienstags wird für jeden ein Pfund Speck ausgetheilt; Donnerstags eben so viel Fleisch; Freytags Stockfisch; Sonntags Erbsen und Fleisch; die übrigen Tage aber werden Grütze, Erbsen und Bohnen ausgegeben. Manchmal werden auch Kartoffeln, rother Kopfkohl, Lauch, Zwiebeln, Merrettig, gelbe Wurzeln bisweilen mit, bisweilen ohne Speck und frisches Fleisch gegeben. — Ausserdem ertheilt die Compagnie noch Citronensaft, Tamarinden u. d. gl. Auch läſst sie es nicht an

Klei-

Kleidungsſtücken, als grobes Tuch, Strümpfe u. d. gl. fehlen: mithin bezeigt ſich die Direction ſehr menſchenliebend: aber die Capitains ſind nicht ſelten von einer ganz entgegengeſetzten Geſinnung. —

Daſs es zur See eben ſo gut auf die Witterung ankomme, als auf dem Lande, iſt gewiſs. Lang dauerndes feuchtes Wetter z. B. diſponirt mehr zu Krankheiten, und beſonders zum Scorbut, als trocknes Wetter. — Beym Blane findet man davon Beyſpiele. — Bey groſser Kälte können epidemiſche Fieber entſtehen, weil dann alle Luftlöcher verſtopft ſind, und die Luft nicht gehörig gereinigt werden kann f). — Bey einem Sturm bricht bald dieſe, bald jene Krankheit, beſonders das Seefieber aus, und vermehrt andere Krankheiten g). —

Es kömmt weiter darauf an, nach welcher Weltgegend das Schiff ſegelt, oder woher es kömmt. — So lange ein Schiff im Hafen liegt, herrſchen mehr Fieber als Ruhren; zur See mehr Ruhren als Fieber h). — Geht ein Schiff ſchnell aus einem kalten Clima in ein heiſses; ſo entſtehen Coliken, Müdigkeit und Scorbut i). — Giebt es bereits Fieberpatienten auf dem Schiffe; ſo kömmt es darauf an, ob mit der Hitze zugleich Feuchtigkeit verbunden iſt, oder nicht. In dem erſten Falle nimmt die Gefahr zu. Iſt aber die Luft trocken und wehen günſtige Winde; ſo hört auch wohl die vorhandene Epidemie auf. Die Seuche, welche

f) Blane a. a. O. S. 191.

g) Ebendaſ. S. 52 und 27.

h) Ebend. S. 102.

i) Pagès a. a. O.

welche auf den Schiffen, worauf Thunberg [k]) sich befand, seit dem Anfange der Reise ausgebrochen war, und wo fast beständig 150 Mann krank lagen, die auch fast alle starben, hörte in dem heissen Clima auf. — Geht aber ein Schiff aus einem heissen in ein kaltes Land; so kommen auch Scorbut, Ruhren und entzündliche Krankheiten zum Vorschein. Schiffe, die aus Westindien nach Nordamerika segelten, bemerkten weniger Fieberpatienten; die chronische Ruhr nahm ab, und sie nahm dafür eine hitzige Gestalt an. — Als aber die Schiffe nach Westindien wieder zurück kehrten; so wurden auch die Ruhren wieder chronischer Art [l]). — Eigentlich inflammatorische Krankheiten kennt man zur See nicht: — die Gallenfieber hat man auch nicht, es sey denn, dass die Mannschaft am Lande gewesen; auch giebt's kein kaltes Fieber, wofern nicht das Wasser faul ist, oder frisches Holz gebrannt worden. Man findet zwar wohl einige Spuren vom gelben Fieber: aber zum Ausbruch kömmt es nicht, so lange das Schiff zur See bleibt. — Endlich sind das Asthma und Lungenbeschwerden höchst seltene Zufälle; entsteht aber letzteres Uebel; so ist es schnell tödtend [m]). — Es bleibt also gewiss, dass die Seeluft gesund sey. Auch ist sie an dem Scorbut an und vor sich nicht schuld [n]). — Weil aber hier oft Feuchtigkeit mit Kälte verbunden ist, so wird dadurch die Ausdünstung unterdrückt. — Diese, verbunden mit der schlechten Kost, Kleidung und Lebens-

k) A. a. O. S. 87.

l) Blane a. a. O. S. 117.

m) Ebend. S. 22. 61. und 70.

n) Wilson a. a. O. S. 129. Lind a. a. O. S. 155.

Lebensart der Seefahrer, können endlich das Uebel hervorbringen. — Alſo Nebenumſtände, die aber oft unvermeidlich ſind, bringen nur eigentlich die Krankheit hervor [o]). So entſtehen auch oft bey ſtiller und warmer Witterung Faulfieber und Ruhren; bey Sturm und Kälte aber der Scharbock. — Ein Schiff, das aus einer friſchen kalten Gegend in eine naſſe warme kömmt, bekömmt viele Kranke, die über Schwere, fliegende Schmerzen, Kopfweh und verlorne Eſsluſt klagen. — Die nach dem Südpol hinreiſen und geſchmolzenes Eis trinken, bekommen geſchwollene Drüſen am Halſe [p]). Auch giebt es hin und wieder giftige Fiſche, als eine Sparusart, von deren Genuſs Menſchen krank werden, und woran ſelbſt ein Hund ſtarb [q]). — Nach dem berühmten Rouppe [r]) richten ſich auch die Seekrankheiten nach den Jahreszeiten. Im Frühlinge hat man entzündliche, anhaltende Wechſelfieber; catarrhaliſche Krankheiten; Ohrengeſchwülſte und Durchfälle; im Sommer Ruhren, und wenn dann ein Schiff aus einem warmen Clima in ein kaltes kömmt; ſo erheben ſich allerhand Fieber, Ruhren und Scorbut. —

Um den Krankheiten zur See vorzubeugen, pflegt auf wohl eingerichteten Schiffen, wie z. B. auf den holländiſchen [s]), verordnet zu ſeyn, daſs die

o) Aaskow Diarium medicum navale, beym Tode 2. B. der Bibl.

p) Forſters Bemerkungen a. a. O.

q) Ebendaſelbſt. S. 560.

r) De morbis navigantium.

s) Thunberg a. a. O. S. 89.

die Luftpumpen stets im Gange seyn sollen; dafs genau Acht gegeben werde, dafs die, welche das Saufen lieben, nicht am Tage schlafen und des Nachts saufen; dafs beständig ein Segel vom grossen Maste in die grosse Oeffnung des Schiffes herabhange, um frische Luft ins Schiff hinunter zu bringen; dafs sich die Leute bey gutem Wetter auf dem Verdecke aufhalten; dafs man alsdenn auch die Laden und Kisten, wie auch Hangmatten heraufbringe, lüfte und während der Zeit das Schiff rein machen, mit Wacholderbeeren und angezündetem Schiesspulver durchräuchere, und alles mit Efsig besprenge. Man hält die Leute ferner an, dafs sie sich oft waschen und reinigen; dafs sie ihre Kleider und Hemden oft trocknen und abwechseln. Man hat es auch gern, dafs sie sich auf eine erlaubte Weise belustigen. —

An Krankenwärtern, und an guter Wahl der Speisen, so weit es sich auf einem Schiffe thun läfst, fehlt es nicht, und die schlimmsten Patienten erhalten oft von des Capitains Tische Suppe u. dergl.

Was nun das Verhalten zur See bey den Krankheiten selbst anbetrift; so wäre davon vieles zu erwähnen, wenn hier dazu der Ort wäre. — Gegen das lästige Erbrechen, um wenigstens davon etwas zu sagen, welches in den ersten 14 Tagen, bey einer Seereise von der ungewohnten Bewegung des Schiffes einzutreten pflegt, ist nichts dienlicher, als sich des vielen Getränkes zu enthalten; dafür aber Magnesia zu nehmen, und auf dem Verdeck zu bleiben [t]). — Indefs ist doch auch die schwankende

t) Rowley beym Murray, im 3ten Bande der Bibl.

kende Bewegung eines Schiffes in verschiedenen andern Krankheiten nützlich. So sucht ein neuer Schriftsteller, mit Namen Smith [u]), zu beweisen, dass die Genesung der Schwindsüchtigen zur See, nicht der Seeluft, sondern der schwankenden Bewegung eines Schiffes zuzuschreiben sey: er hat die Seeluft vielmehr einer bösen und den Lungen nachtheiligen Eigenschaft wegen, im Verdacht, und tadelt den Aufenthalt solcher Personen an den Seeküsten. — Als ich dieses las, fiel mir ein, was Cicero irgendwo sagt: es sey nichts etwas so Abgeschmacktes, das nicht irgend ein Philosoph, denen man auch Aerzte beyfügen kann, schon behauptet hätte. — Denn was von den Küsten gilt, kann nicht von der offenen See gelten, wo Iggenhouss, durch Hülfe eines Eudüometers, mehrere Reinheit der Luft als auf dem Lande gefunden hat [x]). — Die Fieberhitze muss auch wegen der kältern Beschaffenheit dieses Elements gemäsigt werden; endlich so scheinen die Lazarethschiffe, die man in den neuern Zeiten mit grossem Nutzen angelegt hat, wie auch die schwimmenden Faktoreyen, den grossen Vortheil der Seeluft selbst genugsam zu beweisen [y]). —

Vielleicht stehen auch folgende Bemerkungen vom Seewasser hier nicht am unrechten Orte. Sparrmann fand das Seewasser aus einer Tiefe von 60 Faden zwar stärker und salziger, als das Wasser auf der Oberfläche des Meers; allein er fand es rein salzigt, und es hatte nicht die Wi-

u) Blumenbachs med. Bibliothek, 3. B. 1. St.

x) G. Forster de aëre marino.

y) Lind S. 175. und Blane a. a. O.

derlichkeit, die das obere Meerwasser an sich hat. Dieses bestätiget auch Pet. Joh. Bladh [z]), der damit viele Versuche angestellet hat. — Er meldet auch, daſs die Bauern, von den Scheeren in Ostbotnien, welche die Seehundsjagd treiben, und zu dem Ende im Frühjahr nach dem botnischen Meerbusen reisen, und dem Treibeise verschiedene Wochen u. Monate folgen, vermittelst eines an einer langen Stange befestigten Eimers aus der Tiefe des Meers oft Wasser zu schöpfen pflegen, um ihren Durst damit zu löschen, weil sie es frischer und besser als anderes Wasser, als z. B. Schneewasser, gefunden. Zweytens, so hat man darüber gestritten, ob auch beym Gefrieren des Seewassers Salz mit ins Eis trete. Der Abt D. Mann hat darüber in dem kalten Winter 1776 viele Versuche angestellt, und gefunden, daſs das in Eis verwandelte Seewasser wenig oder gar kein Salz in sich enthalte, und daſs eine scharfe Lauge zurück bleibe. Setzt man diese Lauge aber einer noch strengern Kälte aus, so bildet sich wiederum Eis, das ziemlich viel Salz enthält [a]). —

Da ich auch noch von den Krankheiten zur See auf Reisen nach Ostindien reden werde; so verspare ich das weitere bis dahin.

z) Crells chemische Annalen, 1. B. 1784. S. 48.

a) Crell die neuesten Entdeckungen in der Chemie, II. Th. S. 127.

Von

Von den Inſeln des grünen Vorgebürges.

Dieſe Inſeln ſind meiſt alle ungeſund. — Die ſchlimmſte von allen iſt St. Jago; die Hitze iſt hier ſehr groſs, und wird noch durch die über die Wüſte kommenden Winde vermehrt. — Die Landeseinwohner ſind zwar an dieſes Clima gewohnt; aber die Portugieſen, die bey ihrer erſten Beſitznehmung von der Schädlichkeit der hieſigen Luft keinen Begriff hatten, muſsten ihre Erfahrung theuer bezahlen, zumal da ſie allen Nachtheil, den ſie an ihrer Geſundheit litten, blos von den Nahrungsmitteln herleiteten, welches ſie daher zu einer verkehrten Behandlung der Krankheiten führte. — Sie legten eine Stadt am ſchlimmſten Orte der Inſel, nahe bey einem Moraſte an, und nun wurde ihre Niederlage täglich gröſser: — ſie lieſsen ferner in allen Krankheiten eine Menge Blut flieſsen, um dadurch der Natur Raum zu verſchaffen, aus den Landesſpeiſen neues Blut zu bereiten; aber dadurch wurden ſie nicht gerettet [b]). — Noch jetzt ſehen die Portugieſen hier mager und elend aus [c]). — Mit den meiſten übrigen Inſeln iſt es nicht viel beſſer beſchaffen: nur die Inſeln St. Antonio und Nicolai ſind erträglich. — Auf dieſen Inſeln regnet es ſelten; es fallen aber oft, nach Sonnenuntergang, trockne Dünſte, die groſſen Schaden anrichten; daher trägt man hier

b) Lind a. a. O. S. 5.

c) Portlock und Dixons Reiſen. S. 24—29.

hier Mützen, die bis auf die Schultern reichen. Hawkins verlor hier viele Leute, und 1639 soll hier die Pest gewüthet haben [d]. —

Von Senegal, Gambia, Nigritien und Nubien.

Der anjetzt abzuhandelnde Strich Landes ist von ganz Afrika der breiteste; er hält 70 Grade oder beynahe 1000 deutsche Meilen. Es giebt darin, so weit es bekannt ist, gar keine Seen, auch nur wenig Flüsse, als den Senegal und Gambia; aber desto mehr Sandwüsten und Berge; am Wasser ist daher oft grosser Mangel, wie auch an Salz; einige Gegenden sind dennoch aber sehr fruchtbar, besonders diejenigen, welche in der Nähe des Senegalflusses gelegen sind, der jährlich aus seinem Ufer tritt, und die benachbarte Gegend unter Wasser setzt. — Es giebt hier in Senegal viele und grosse Wälder, in welchen der Mimosenbaum, von dem das Gummi arabicum kömmt, häufig wächst. — An den Küsten giebt's Moräste, die oft mit dickem Schilf bewachsen sind, aus welchen viele phlogistische und stinkende Dünste hervor steigen. — Die Jahreszeit wird so wohl hier als in Westindien in die trockne und nasse eingetheilt. — Auf das Barometer [e]) hat hier die Witterung wenig Einfluss, auch ändert sich das Thermometer nicht sehr stark — ausser wenn ein Tor-

d) Richard a. a. O.

e) Michaelis med. pr. Bibl. I. B. S. 151.

Tornados, welches ein heftiger Sturm mit empfindlicher Kälte ist, regieret, wo denn das Wärmemaaſs des Reaumür um 6 bis 7 Grade fällt f). — Die Hitze ist überhaupt zu Senegal gröſser, als in Westindien, und wenn der Himmel in den Sommermonaten nicht bewölkt wäre, und keine Regen fielen; so könnte es hier kein Mensch aushalten. Denn im November, wo die Regen bereits nachlassen, steht das Thermometer des Fahr. gemeiniglich auf 90 Grade und nie unter 64: im December hält es gemeiniglich 86 Grade, und im Jänner steht es auf 75 derselben g). — Lind h) giebt die Hitze noch höher an, nemlich zu 93 Graden, und Adanson i) versichert, daſs sie zuweilen bis auf 120 Grade steige. Seine Kammer war so heiſs als eine Badstube; Pech und Theer wurden flüſsig; in einer Stunde war ein Ey wie gekocht, und dies alles geschah im November. Im August, wenn die Hitze im Verhältniſs zunähme, würde kein Geschöpf hier leben können. Die Hitze wird noch an einigen Orten durch eine gänzliche Windstille vermehrt, wie dies z. B. zu Rufillo, welches zwischen den Inseln des grünen Vorgebürges und der Insel Goree liegt, der Fall ist k). — Die vier Regenmonate machen hier eigentlich die ungesunde Zeit aus. — Denn während der übrigen trocknen Zeit steigen so viele schädliche Dünste in die Luft, daſs die darauf fol-gen-

f) I. P. Schotte von einem schwarzgalligten Faulfieber in Senegal. Stendal 1786.

g) Ebendaselbst. S. 32.

h) Lind a. a. O. S. 43.

i) Adansons Reisen nach Senegal.

k) Richard a. a. O.

genden Regen nicht anders als ungesund seyn können. — Für nichts scheuen sich, besonders die Mulatten, mehr, als vom Regen durchnässt zu werden. Geschieht es, so springen sie so gleich in See- oder Salzwasser; auch baden sie sich niemals, ob dies gleichwohl täglich zweymal geschiehet, im Flusswasser, das vom Regen aufgeschwollen ist [l]). — Von allen Regen ist aber der erste der schädlichste. — Denn wenn dieser die Haut berührt, so entstehen darauf allerhand Flecken und Ausschläge, welche der letztere nicht hervorbringt: welches daher vermuthen läst, dass die vielen giftigen Pflanzen und Thiere, während der trocknen Zeit, eine Giftmaterie in die Luft schicken [m]), die mit dem ersten Regen niederfällt. — In den acht trocknen Monaten ist die Erde fast ganz verschlossen; nur selten erscheint ein Regen, und nur wenig Laub sieht man auf den Bäumen; vom November bis Junius, welches die trockne Zeit ausmacht, ist alles dürre; da hergegen vom Julius bis October die Regenmonate gezählt werden. So bald sich nun die Wolken vom Regen entledigen, bekömmt alles in wenig Tagen ein anderes Ansehen, und die Bäume werden sehr geschwind belaubt. — Die Regen öffnen dann den Schooss der Erde, und es steigen fast mephitische Dünste, besonders an den Küsten, in die Höhe. — Die Luft wird erstickend heiss, stinkend, und so voller phlogistischer Theile, dass man nicht ohne Lebensgefahr den Fluss Gambia hinauf fahren darf [n]). — Es

l) Lind a. a. O. S. 46.

m) Allgem. Historie der Reisen.

n) Lind a. a. O. und Zöllner und Lange in den wöchentlichen Unterhaltungen, 1. B. Berlin 1786.

Es ſcheint, als empfände man die Hitze in dieſer Weltgegend heftiger, als anderswo: wenigſtens Schotte [o]) konnte bey einer Hitze von 85 Graden nicht ſchlafen, wenn er auch nackt, bey offnen Fenſtern und Thüren im Bette lag. — Aber hieran waren auch zum Theil die Musquetoes, eine beſchwerliche Art Mücken, ſchuld. — Die naſſe Jahreszeit verbreitet in der Luft ſo viele Feuchtigkeit, daſs alles in kurzem beſchlägt und roſtig wird. — Jetzt regieren auch die Tornados am häufigſten. Die trockne Jahreszeit wird nur durch die Winde erträglich gemacht, wovon einige Seewinde ſind. — Indeſs kömmt der Wind auch zuweilen aus Oſten, und dann entſteht eine neue Unbequemlichkeit. Es führt nemlich dieſer Oſtwind einen überaus feinen Staub, von brauner Farbe herbey, welcher den Himmel bewölkt, und der nach und nach herunter ſinkt, und oft eine Linie dick alles bedeckt. Dieſer Wind und Staub trocknen alle Sachen, die ſie berühren, auf eine auſserordentliche Weiſe, aus. Gieſst man Waſſer auf den Fuſsboden eines Zimmers; ſo iſt dies in einem Augenblick verſchwunden; alles Holzwerk und alles Getäfelte ſpringt von einander, und bekömmt groſse Spalten; ſelbſt die Haut des Menſchen erhält Riſſe; dabey iſt nichts weiter als ein Nebel in der Luft zu bemerken. — Die Ausdünſtung wird erſtaunlich vermehrt: — will man Waſſer ſehr kalt haben; ſo füllet man einen Schlauch mit Waſſer an, und hängt ihn ſo, daſs er von dieſem Winde getroffen werden könne [p]). — Zu allen dieſen Unbequemlichkeiten kömmt nun noch der

o) A. a. O. S. 81.
p) Schotte a. a. O. S. 4. u. ſ. w.

der Mangel an gutem Waſſer an vielen Orten, als z. B. auf der Inſel Lewis, und zu Galam, wo die Negern meiſt Brackwaſſer, d. i. halbſalzigtes und ſchlammigtes Waſſer, zumal in den trocknen Monaten trinken müſſen. Da ſich nun hierin Salz befindet; ſo iſt dieſes Getränke dieſen Leuten theils deswegen ſchädlich, weil es an und vor ſich ungeſund iſt, theils auch deshalb, weil die Negern von Galam gar kein Salz gewohnt ſind [q]), woraus Scorbut und andere Krankheiten entſtehen. — Es erhellet demnach aus dem bisher Geſagten, daſs dieſe Küſte von Afrika, beſonders Senegal und Gambia, höchſt ungeſund ſeyen, wie viele tauſend Europäer, die daſelbſt geſtorben ſind, haben erfahren müſſen [r]). — Die Krankheiten, die hier wüthen, greifen nicht ſo ſehr die Einheimiſchen, die viele Buttermilch gebrauchen, und an die Luft gewohnt ſind, an, als Fremde und Soldaten, deren Koſt gröſstentheils aus Fleiſch und Fiſchen beſtehet, weil es hier, beſonders auf der Inſel Lewis, ſo ſehr an Gemüſen, als Citronen und Ananas fehlt. Man kann nur Tamarinden haben [s]). — Auch entlediget ſich die Natur, bey den Negern, der ſchädlichen Materie auf mehr als eine Weiſe. Erſtlich ſchwitzen oder tranſpiriren ſie weit ſtärker als die Weiſsen. Denn wenn ſie ſich auch täglich zweymal baden; ſo hat dennoch ihre Ausdünſtung einen ſehr ſtarken und widerlichen Geruch [t]). — Zweytens, ſo färben ſich ihre Hemden weit ſtärker als bey den Europäern: ſie ſind faſt immer gelb, wel-

q) A. a. O. S. 96.

r) Lind a. a. O. S. 51.

s) Schotte a. a. O. S. 85.

t) A. a. O. S. 111.

welches zu beweifen fcheint, dafs fich die Natur auch dadurch von einer galligten Materie befreyet habe [u]). — Drittens fo entfteht bey ihnen, zur trocknen Jahreszeit, eine Cholera, ohne Fieber und ohne fchlimme Zufälle [x]). — Zur naffen Jahreszeit hergegen kommt bey ihnen gemeiniglich ein Ausfchlag auf der Haut zum Vorfchein, welcher ebenfalls von guter Würkung ift, und der fich nur dann fchädlich bezeigt, und wohl gar ein Faulfieber erregt, wenn er zurück tritt [y]). — Weiter fo ift es nicht unwahrfcheinlich, dafs die tingirende fchwarze Materie, die fich bey diefen Leuten im Rete Malpig. befindet, ihnen fehr nützlich fey. Endlich fo fcheinen die Geburtstheile eigentlich dazu beftimmt zu feyn, um fcharfe Theile aus ihrem Körper zu führen, welches ohne Befchwerden gefchiehet, wenn diefe Theile nur rein gehalten werden. Gefchieht dies aber nicht, fo entftehen an denfelben, ohne Beymifchung irgend eines venerifchen Gifts, allerley böfe Gefchwüre — wodurch der Ausfpruch des Celfus, wenn er fagt: „aeftate vlcera, cum in caeteris quibusdam partibus, tum maxime obfcoenis oriri folent", gerechtfertiget wird. — Um nun zu verhindern, dafs fich hier nichts Unreines anfetzen möge, wird die Befchneidung fo wohl bey dem männlichen als weiblichen Gefchlechte vorgenommen [z]). — Entledigt fich aber die Natur von diefen Feuchtigkeiten nicht recht, fo bleiben die Negern

u) A. a. O. S. 112.

x) A. a. O. S. 114.

y) A. a. O. S. 108.

z) Schotte a. a. O. S. 103.

Negern allerley Krankheiten ausgeſetzt; ſie bekommen entweder Geſchwüre an den Geburtstheilen, oder an andern Stellen. Eben ſo nach zurückgetretenem Ausſchlag entſteht ein Fieber; oder endlich, wenn die Cholera zur naſſen Zeit eintritt; ſo geſellet ſich Fieber dazu [a]). —

Die Krankheiten, denen die Europäer hier unterworfen ſind, herrſchen nicht alle Jahre im gleichen Grade, ſondern nur vorzüglich in den Jahren, wo zu vieler Regen gefallen iſt. Dieſe Krankheiten ſind aber Wechſelfieber; nachlaſſende Gallenfieber; Durchfälle, und beſonders das vom Schotte [b]) ſo genannte ſchwarzgalligte Erbrechen. — Das Gallenfieber verdient, ſeiner Bösartigkeit wegen, das ſiamſche, und der gelben Farbe wegen, womit die Patienten befallen werden, das gelbe genannt zu werden. Es kündigt ſich dieſe Krankheit durch einen Languor, Schwindel und geringen Froſt an; das Geſicht iſt miſsfarbig; man bemerkt darin allerhand Zuckungen; die Augen werden roth, und entzünden ſich; ſind glänzend, und ſtehen aus ihren Höhlen heraus. — Die Patienten empfinden ſchwere Hitze in der Herzgrube; es erfolgt ein Brechen von gelber, auch wohl oft grüner Galle, die fettigter Art iſt, oben auf ſchwimmt, und ſich nicht vermiſcht: das Brechen hört darnach nicht auf, weil es von krampfigter Natur iſt, vielmehr wird es immer damit ärger, und die Materie, die ausgeworfen wird, nimmt eine ſchwarze Farbe an, wie Kaffeeſatz. — Viele ſterben bereits am 2ten, 3ten oder 4ten

Tage.

a) A. a. O. S. 103—114.
b) A. a. O. S. 41.

Tage. Die den 7ten erreichen, kommen noch wohl durch. — Schotte [c]) beſchreibt eine von ihm 1778 beobachtete Epidemie von dieſer Art. — Von 96 Europäern, die auf Lewis waren, blieben nur 30 übrig, welche ſämmtlich in Zeit von drey Monaten weggerafft wurden, und von den Uebriggebliebenen ſtarben nachher noch viele am Durchfall und andern Krankheiten. — Brechmittel ſcheinen zwar im Anfange zu erleichtern, und eine Remiſſion zu verurſachen, die aber ſelten über einige Stunden dauert, wo denn die Zufälle wieder heftiger werden. Alsdenn bringt ein zweytes Brechmittel keinen Nutzen, ſondern ſchadet vielmehr; auch iſt das Aderlaſſen kaum im Stande, eine minutenlange Erleichterung zu bringen. — Wo aber gleich nach genommenem erſten Brechpulver zur China und andern ähnlichen Mitteln gegriffen wird, da verſpürt man nicht ſelten guten Nutzen [d]). —

Gemeiniglich iſt ein Tornados vor einer ſolchen Epidemie hergegangen. Lind [e]) erzählt einen Fall, wo durch einen Tornados eine groſse Anzahl Soldaten und zwey Drittel der Weiber auf einmal krank wurde. — Nie iſt der Fall ſchlimmer, als wenn dieſer auf eine Windſtille folgt, oder wenn der Wind einen entblöſsten Körper getroffen. — Da die Waſſer von Senegal, mit denen Lind Verſuche angeſtellt hat, von allen die ſchlimmſten ſind; ſo ſiehet man auch hieraus, warum dieſes Fieber in andern nach Norden gele-

 genen

c) A. a. O. S. 41 u. ſ. w.

d) Lind a. a. O. S. 54. 55.

e) A. a. O. S. 47.

genen Oertern von Guinea, als z. B. zu Sierra Leona, nicht ſo wüthet. — Das Senegalſche Waſſer verbreitet einen häſslichen Geſtank: dennoch konnte Lind durch ein Vergröſserungsglas keine Würmer oder Inſekten darin entdecken. —

Das einzige Mittel, ſeine Geſundheit zu dieſer ungeſunden Jahreszeit zu erhalten, beſteht darin, daſs man ſich in einem Schiffe, ſo lange als dieſe böſe Zeit dauert, aufhalte, weil die See der nächſte und ſicherſte Zufluchtsort iſt [f]), — der ſicherer und beſſer iſt, als Sierra Leona, Goree, Dixcoven, Sucondee, Corſo und andere Oerter, die theils oft entlegen, und doch ſo ganz ſicher nicht ſind, obgleich beſſer als Lewis. — Eine andere Beſchwerde verurſachen noch die Marignons (pulex pipiens), welche hier von allen Inſekten die ſchlimmſten ſind. Sie durchdringen [g]) die dickſten Zeuge, und mit ihrem Stiche verurſachen ſie ein heftiges Brennen in der Haut. — Die Vena medinenſis gehört ebenfalls hier zu Hauſe. —

Während der trocknen Jahreszeit ſind die meiſten Menſchen geſund, und man bemerkt ſelbſt von dem oben beſchriebenen trocknen Nebel keiden Schaden, vielmehr werden wir unten zeigen, daſs er geſund ſey. — Die Negern klagen alsdann wohl oft über einſeitiges Kopfweh, wogegen ſie aber auch Rath wiſſen, indem ſie die Stirn mit einer lebendigen Kröte reiben [h]). —

Bisher

f) Lind a. a. O. S. 150.

g) Adanſon a. a. O.

h) Adanſon a. a. O.

Bisher haben wir eigentlich nur die Küſten betrachtet, und die Krankheiten beſchrieben, denen die Europäer unterworfen ſind. — Jetzt wollen wir dieſe Gegend verlaſſen, und weiter in das groſse, wüſte, höher gelegene und mit vielen unbekannten Völkern bewohnte Reich, ſo weit mir davon die neueſten Nachrichten bekannt worden ſind, dringen. — Man nennt gemeiniglich dies Land Nigritien. — Es wird ſolches von zwey verſchiedenen Nationen bewohnt, nemlich von Mohren und Negern. Die Mohren [i]) ſtammen wahrſcheinlich von den Mauren ab, ſind vermuthlich aus der Barbarey bis hierhin vorgedrungen; ſind Mahomedaner, und bewohnen das linke Ufer des Senegalfluſſes, woſelbſt ſie ein nomadiſches Leben führen; viele Kameele und andere Thiere unterhalten; an den fruchtbarſten Gegenden dieſes Ufers ſich am längſten aufhalten; und aus ihren Wäldern das Gummi holen, womit ſie einen anſehnlichen Handel treiben. — Sie ſind ſchön von Wuchs, und ſtark von Körper; ihre Farbe ſoll, wie einige, z. B. Schotte, ſagen, brandgelb; nach andern aber [k]) weiſs ſeyn; denn ſie leben unter Zelten von Kameelshaaren. Sie ſind überaus mäſsig; zerſchneiden ihr Fleiſch in langen Riemen; laſſen es an der Sonne dörren, da es ſo trocken wie eine Darmſaite wird; aus dieſen kochen ſie nachher Bouillon; auch genieſsen ſie gedörrete Heuſchrecken mit Butter; am häufigſten aber

i) Beyträge zur Völker- und Länderkunde von I. R. Forſter und Sprengel, 1. Th. S. 45. Man ſehe auch Cuhns Sammlung merkwürdiger Reiſen ins Innere von Afrika. Leipz. 1790. 1. Theil.

k) Beſchreibung von Nigritien, S. 115 u. ſ. w. in Cuhns Samml.

Datteln. — Die ärmern Mohren aber leben oft ganz allein von Gummi, das ſie in Milch zerlaſſen. —

Das rechte Ufer des Senegalfluſſes hat ein ganz anderes Geſchlecht Menſchen. Hier wohnen die Negern, von denen es unendlich viele Stämme giebt. Die Hauptſtämme ſind erſtlich die Fulas, oder Fuhls, die längſt dem Senegalfluſſe wohnen. Dieſe ſind muhamedaniſcher Religion, und ſtehen unter einem Oberhaupte; dieſe Negern ſind, gegen die Gewohnheit anderer, ſehr arbeitſam, und treiben daher ſelbſt Ackerbau; haben Reiſs im Ueberfluſs, und weben baumwollene Zeuge; ihr Körper iſt wohl gebildet, nur iſt ihre Haut nicht völlig ſchwarz. —

Ein anderer Stamm, der ganz nahe am Ausfluſſe des Senegalfluſſes, an deſſen ſüdlichen Seite wohnt, heiſst die Wulufs oder Jalofs. — Dies ſind die ſchönſten aller Negern: ihre Haut iſt ſo ſchwarz wie Ebenholz; ſie ſind Mahomedaner oder Chriſten; haben einen ſchönen Gliederbau. — Bey dieſen Völkern iſt die Hitze am allergröſsten. —

Eine dritte Art Negern iſt der Stamm der Mandingos, die 20 Grade öſtlich von den Fuhls und Wulufs entfernt wohnen. Sie ſind durchgängig häſslich und mit platten Naſen verſehen. — Alle dieſe und mehrere Stämme bewohnen die Königreiche Brack, Hamet, Bambuck, Mandingo und mehrere andere. — Das Königreich Brack iſt ſehr fruchtbar, und bringt Mais und Hirſe als die Hauptnahrung der Neger, in Menge hervor. — Längſt der Küſte iſt das Land ſandigt; weiter aber davon giebts Hügel, Berge und thonartigen Boden.

Ueber-

Ueberall wachſen die groſsen dicken Adanſone, oder Baobabs; die Gummi tragenden Mimoſen; verſchiedene Hirſenarten; Mais; Kaſſawa; Jams; Bataten; Angurien; Ananaſſe; Piſangs; Pomeranzen; Appelſinen; Feigen; Granatäpfel; Dattelpalmen; ſchwarzer langer Pfeffer; Ingwer; Schalotten und viele andere Früchte mehr. — Das Königreich Bambuck [l]), welches die berühmte Goldgrube Natakon enthält, iſt ebenfalls ein überaus fruchtbares Land, wo das Stroh ſechs Schuh hoch über einen Reuter und ſein Pferd hinaus ragt: es giebt hier zwar viele unbebauete Länder, ſie werden aber alle von unzähligen Quellen getränkt, und von Heerden Hornvieh geweidet. — Die Einwohner ſind ſchön von Geſtalt, und geſund von Leibe; ſie bauen Hirſe, Mais und andere Früchte, und weben ſich aus Baumwolle ſchöne Tücher. Jene oben benannten Bäume und Früchte findet man auch hier, beſonders aber die Tamarinden; eine beſondere Art Erbſen, die ſie mit Hirſe vermiſcht eſſen. Es giebt hier auch weiſse oder Veitsbohnen. Da alſo dieſes Land, auſser ſeinen unerſchöpflichen Goldminen, Ueberfluſs an Quellen; an Flüſſen; an fruchtbarem Boden, an Schlachtvieh und genieſsbaren Früchten hat, ſo kann man es für eins der ſchätzbarſten in ganz Afrika halten.

Was die Nahrungsmittel der hieſigen Neger ſelbſt anbetrift; ſo findet man, daſs ſie Milch, und beſonders Buttermilch, über alles lieben: die Butter genieſsen ſie ſo wenig, wie den Honig, den man in Bambuck in groſser Menge hat. Mit der

l) Beyträge a. a. O. 13. Theil. S. 60.

Butter beſchmieren ſie ihren Leib, und den Honig wenden ſie an, um daraus ein Lieblingsgetränke, welches ſie Besdu nennen, zu verfertigen, welches ſehr berauſchend iſt. — Die Beſalbung mit Butter vermehrt, nach ihrer Verſicherung, die Kräfte. — Aus Hirſe machen ſie ein Gericht, das ſie Kusku nennen, wozu ſie Fleiſchbrühe gebrauchen — und es mit Fleiſch eſſen. — Aus türkiſchem Korn wird ein ähnliches Gericht bereitet. — Hitzige Gewürze lieben ſie ſehr, aber an Salz haben ſie alle groſsen Mangel, ob ſie es gleich gern genieſsen. Die davon etwas habhaft werden können, tragen es in einem Beutelchen an dem Hals. — Fleiſch eſſen die Negern eben nicht viel m): — doch will ihnen die europäiſche Koſt wohl ſchmecken, nur leiden ſie vom beygemiſchten Salz leicht Schaden. — Von Natur ſind faſt alle Negern faul und träge, und ſcheuen jede Arbeit, — wozu ſie auch ihr fruchtbarer Boden eben nicht ſehr auffordert. — Das heiſse Clima wecket hier den Geſchlechtstrieb ſehr früh auf, und es iſt nichts ſeltenes, ein Mädchen von 12 Jahren ſich verheyrathen ſehen. Ohne Widerrede bringt hier die Natur mehr Mädchen als Knaben zur Welt n). — Moore kannte am Gambia einen Neger, der allein ein ganzes Dorf beſetzt hatte, und darin er mit ſeinen 100 Weibern, ihren Kindern und einigen Sclaven wohnte. — Unter den Gebohrnen, in dieſer Breite, verhalten ſich die Mädchen zu den Knaben, wie 4 zu 1.

Von

m) Iſert a. a. O.

n) Forſter in der Anmerkung zu Schottens Bericht von Senegal, in den angeführten Beyträgen. Desgleichen Brüces Reiſen, Leipzig 1790. S. 332.

Von den Krankheiten der Negern habe ich ſchon oben, da die Rede von den weſtindiſchen Sclaven war, und vorhin bey Senegal geſprochen, und es bleibt mir demnach nur wenig nachzuholen übrig. — Eine ihrer beſchwerlichſten Krankheiten, womit aber die wohlhabenden Neger mehr als die andern befallen werden, ſind Fleiſchbrüche von ungeheurer Gröſse [o]). — Man findet ſie unter den Bambaras, im Lande Galam, am häufigſten; auch einzeln findet man ſie unter den Mandingas im Königreich Barrah. Man hat Beyſpiele, daſs ein ſolcher Fleiſchbruch wohl einen halben Centner gewogen. Schotte ſahe einen, der 18 Zoll im Durchmeſſer und 2 $\frac{1}{2}$ Fuſs lang war; er hatte ſich bereits vor 23 Jahren an den Geilen zuerſt geäuſsert. — Bey dieſem Uebel ſind übrigens die Menſchen geſund, und die Vornehmen unterlaſſen darum das Reiten nicht; vorn am Sattel iſt eine hölzerne Schale befeſtiget, worin ſie alsdenn das Gewächs legen. — Dies Uebel ſcheint erblich zu ſeyn, findet ſich aber vor dem 30ten Jahre nicht ein. — Dann mögen auch die hitzigen Gewürze, als der ſpaniſche Pfeffer und andere, die hier von den Reichen ſo viel gebraucht werden, zur Erzeugung dieſes Zufalls, viel beytragen. — Barbot, der dieſer Brüche ebenfalls Meldung thut, leitet ſie vom Palmwein her. — Auſserdem ſind Nabelbrüche, wegen der ſchlechten Behandlung des Nabels, hier gleichfalls häufig; auch wahre Leiſten- und Hodenſackbrüche ſind nicht ſelten. Gewiſs trägt das viele Salben und Schmieren mit Butter, Oel u. d. gl. hierzu

 vieles

o) Blumenbachs med. Bibliothek, 2. B. 4. St.

p) Allgem. Hiſtorie der Reiſen, im 2. Band.

vieles bey. — Man findet auch wohl unter ihnen Durchfall und Seitenstechen: übrigens sind die Leute sehr gesund, und wenigen Krankheiten unterworfen. — Denen, die an Colik und Durchfall leiden, giebt man das Gummi von der Mimosa in Milch zerlassen, wovon Brüe q), der Colikschmerzen hatte, die beste Würkung an sich selbst erfuhr, nachdem alle Mittel, die von seinem Chirurgo waren angewandt worden, vergeblich versucht worden. — Auch dieser Verfasser versichert, dass die Mohren auf ihren langen Reisen, mitten durch die Wüste Sara, oft von nichts anders als von diesem Gummi lebten. — Diese Wüste ist nichts weniger als ungesund. Denn es rühmt Barbot die gesunde Luft derselben, und meldet uns, dass man Kranke aus der Barbarey oft hierhin schickt, um diese gesunde Luft zu athmen. — Auch vom Poiret r) wird uns versichert, dass oft Caravanen von 3 bis 400 Arabern von Tunis aus, mitten durch die Wüste bis nach Guinea zögen, um Sclaven zu holen, und dass sie wohl mehrere Jahre auf dieser Reise, wenn ihnen nur kein besonderes Unglück begegnet, gesund zubrächten; sie lebten sehr genügsam, behölfen sich oft viele Tage lang mit einigen Kugeln, die aus etwas Mehl und Wasser gemacht worden — und in deren Ermangelung vom Gummi allein. — Jetzt kehre ich aber zu den Negern wieder zurück. —

Die Jaloffer sind sehr tückisch und bösartig; ihre Pfeile sind sehr giftig, und sie tödten, wofern die Stelle nicht gleich ausgeschnitten wird, in kurzer

q) A. a. O.

r) Reisen in die Barbarey oder Altnumidien. 1789.

kurzer Zeit [s]); indeſs ſoll man glücklicher Weiſe, durch einen Zufall, ein beſonderes, alaunartiges, Salz [t]) entdeckt haben, welches zu einem Quentchen innerlich und äuſserlich genommen, das Gift der Pfeile unkräftig machen kann. — Ich zweifle aber an der Richtigkeit. —

Die Männer der Mandigoer ſind ſehr wollüſtig und geil, da hergegen die Weiber deſto enthaltſamer ſind. — Um das Liebeswerk deſto heftiger treiben zu können, ſo genieſsen ſie verſchiedene reitzende und Urin treibende Kräuter; wovon aber oft der Erfolg der iſt, daſs ihre Beine ſo dick, wie die Lenden werden [u]). Die Weiber laſſen aber ihre Männer nicht ihnen beywohnen, ſo wenig während der Schwangerſchaft, als auch nicht ſo lange ſie ſtillen, und dies dauert oft drey bis vier Jahre [x]). — Bey ihrer Niederkunft verlangen dieſe Weiber nie einigen Beyſtand, und ſie halten es für eine groſse Schande, der Schmerzen wegen zu ſchreyen. Nach der Entbindung begeben ſie ſich ſo gleich mit ihrem Kinde in ein Bad, und dies wiederholen ſie nachher alle Tage; ſo daſs das Kind täglich drey- bis viermal in kaltem Waſſer gebadet wird, worauf ſie den Rücken, die Lenden, Knie, Hüften, Nacken und Ellnbogen mit Palmöl ſtark reiben, und dies bis ins neunte Jahr fortſetzen. Uebrigens bekümmern ſie ſich um ihre Kinder wenig; laſſen ſie auf der Erde liegen oder herum

s) Bibliothek der Geſchichte der Menſchheit, 1. Band. S. 191.

t) Brüe im zweyten Bande der Allg. Hiſtor. d. R.

u) Bibliothek a. a. O. S. 203.

x) A. a. O. S. 205.

herum kriechen. Bey dieſer Lebensart giebt's lauter ſtarke ued geſunde Kinder unter ihnen. — Eben dieſes Volk hält ſtark auf die Jungfrauſchaft; breitet, während der erſten Brautnacht, ein weiſſes Tuch auf dem Bette aus, und hält damit, am andern Tage, einen ſolennen Umgang in der Stadt. — Abergläubiſch ſind die Mandigoer endlich zum höchſten. Keiner wird, nach ihrer Meynung, krank, oder ſtirbt, oder es ſind Hexen daran ſchuld. — Daher behängen ſie ſich mit Amuletten, welche Grisgris heiſsen, oft in ſolcher Menge, daſs mancher davon 30 Pfund zu tragen hat y). —

Es werden dieſe Negern von verſchiedenen Krankheiten, als den Pians; der veneriſchen Seuche; dem Fadenwurm u. mehrern Uebeln heimgeſucht, wogegen ſie auch eigne Mittel haben. Da dieſe aber nicht weſentlich von den Krankheiten und Hülfsmitteln, die man zu Sierra Leona oder an der Goldküſte hat, unterſchieden ſind; ſo verſpare ich dies bis zur Abhandlung dieſer Länder, um nicht eine Sache zweymal zu erwähnen. —

Die Länder Nigritiens oder Aethiopiens, welche weiter hin nach Morgen, um einige hundert deutſche Meilen weit von der Küſte Senegals und Gambia entfernt, gelegen ſind, haben, wegen ihrer groſsen Ausdehnung, ſehr verſchiedenen Boden. — Selbſt die Wüſte Sara iſt nicht von einerley Beſchaffenheit. — Ein Scherif, der von Marokko bis nach Senega durch dieſe Wüſte gereiſet war, berichtet z) Folgendes: in den erſten zehn

y) A. a. O. S. 203—265.

z) Beyträge zur Völker- und Länderkunde, 1. Theil. S. 50.

zehn Tagen von Senegal aus, träfe man, auf der Rückreise, böse Völker an; dann stiefs man in 10 andern Tagen auf gar keine, und während 10 anderer Tage gieng man schon durch etwas civilisirte Nationen. — Ja in dieser ungeheuern Wüste trift man, nach seinem Bericht oft kleine, wohl cultivirte und mit Wasser wohl versehene Gegenden an. — Ein grosser Theil dieser Wüste [a]) ist nackend und blos, und es heulen immer fürchterliche Winde darin, die mit dem Sande ihr Spiel haben, auch den Reisenden fürchterlich werden; besonders ist der Mangel des Wassers in solchen Gegenden das schlimmste. Oft bessert sich aber auch der Boden unvermuthet: man findet Land, das mit wohlriechenden Kräutern, besonders solchen, die mit unserm Thymian viele Aehnlichkeit haben, besetzt ist; es giebt so gar einige sehr fruchtbare Stellen, wo man Heerden von einigen tausend Schaafen, Ziegen und Kühen auf der Weide antrift. — Die Hitze ist in dieser Wüste ebenfalls nicht überall von gleicher Heftigkeit. In der Nähe der Sandhügel ist sie aber versengend heifs, wegen der Reflexion der Lichtstrahlen. —

Je weiter man sich von der Wüste Sara nach Süden und Osten entfernt, je ungleicher wird der Boden. — Es wechseln Berge mit Thälern ab; man findet grosse Wälder, Moräste, Sandwüsten, aber nur einen bekannten Fluss, den Nigerfluss. — Die vornehmsten Länder sind Tombuctoo, Caschna, Bornou und Fetzan. — Die Berge in Aethio-

a) Geschichte der Unternehmungen der brittischen Gesellschaft zur Entdeckung des Innern von Afrika, im 2ten Theile der Cuhnschen Sammlung u. s. w.

Aethiopien müſſen erſtaunlich hoch ſeyn, weil Ludolph ſagt [b]): die Alpen und Pyreneen wären nur wie Hügel gegen dieſe Berge anzuſehen. — Der Nigerfluſs flieſst ſchneller als ein Schiff im Strome [c]). — Er tritt jährlich aus ſeinen Ufern, und überſchwemmt die ganze umliegende Gegend. Er erhält ſeine Schnelligkeit von dem Fall, den ihm, bey ſeinem Urſprung, die hohen Berge geben: die engen Thäler, worin er eingeſchloſſen iſt, vermehren dies noch anſehnlich; und die Ueberſchwemmung wird durch die periodiſchen Regen verurſachet. — An undurchdringlichen Wäldern und ſtehenden Moräſten iſt hier ebenfalls kein Mangel. — Der Boden iſt an vielen Stellen fett, und trägt gute Früchte. — Das Jahr theilt ſich auch hier in die trockne und naſſe Zeit. Die letztere fängt in der Mitte des Aprils an, und dauert bis zum October. — Der Regen, oder vielmehr der Platzregen, tritt mit fürchterlichen Winden aus Süden, und mit heftigen Ungewittern ein, und dies dauert oft neun Tage lang, während welcher Zeit ſich die Einwohner in ihren Hütten eingeſchloſſen halten: nachher kommen ſolche heftige Regengüſſe nicht weiter. — Die Hitze iſt beym Platzregen und Südwinde am heftigſten: um nicht zu erſticken, legt man naſſe Tücher auf den Mund. — Mit dem October fängt die trockne Zeit an; die Hitze legt ſich; die Luft wird ſanft; das Wetter iſt beſtändig helle; des Morgens empfindet man ſo gar eine unangenehme Kühle. — Ja, wenn die Winde von den Bergen herkommen;

b) Aethiopiſche Geſchichte; m. ſ. Richteri opuſcula, Tom. 1. p. 283.

c) Geſchichte der Unternehmungen u. ſ. w. a. a. O.

men [d]); so ist es in Aethiopien kühler wie in Europa. —

Die Königreiche Caschna und Bornou kommen in Ansehung des Clima's ziemlich mit einander überein [e]); nur sind die periodischen Regen in Bornou heftiger als in Caschna. — Man findet übrigens in beyden Ländern hohe Berge; Thäler; Wälder; Moräste, dürre Sandwüsten, aber auch viel angebauetes Land. — Besonders zeichnet sich die Provinz Kanem in Bornou an Reichthum, Schönheit und Ueberfluss an Vieh vor allen andern aus. Die Landeseinwohner leben zum Theil in Städten, zum Theil in schlechten Hütten, und es treiben von ihnen viele Viehzucht und Ackerbau: die Kleidung der Einwohner bestehet gemeiniglich nur aus einem blauen baumwollenen Hemde; viele Arme sind aber ganz nackend. — Was die Nahrungsmittel dieser Völker anbetrift, so scheint aus der Beschreibung des Strabo [f]) hervorzugehen, als wenn sie am meisten von Heuschrecken lebten, die ihnen durch Winde zugeführet würden. Ich ziehe diese Nachricht um so weniger in Zweifel, da wir schon oben gehört haben, dass Völker an der Küste von Senegal ein gleiches thun. — Indess leben sie hievon nicht allein. — Sie bauen [g]) türkischen Weitzen, Reiss, Saubohnen, welsche Bohnen, verschiedene Wurzelarten, u. s. w.; sie haben auch Trauben, Aprikosen und vielerley andere Früchte. — Während dass so viele vom Acker-

d) Ludolph a. a. O.

e) Geschichte der Unternehmungen a. a. O.

f) Geographia l. c. p. 1118.

g) Geschichte der Unternehm. a. a. O.

Ackerbau leben; führen viele andere in der Wüste Tibesti ein Hirtenleben; essen Milch und wohnen in Zelten von Kuhhäuten. — Was die Natur und die Dauer des Körpers dieser Aethiopier angehet; so sagt Strabo an dem oben angeführten Orte, dass ihr Körper nicht allein klein sey, sondern dass sie auch kein hohes Alter erreichten, und dass wenige das 40ste Jahr übersteigen. — Herodot [b]) nennt im Gegentheil die Aethiopier Makrobios, Kallistos, Megistos, welches so viel bedeutet, dass sie nicht allein alt würden, sondern auch schön und gross wären. — Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen. — Was die Krankheiten dieser Völker anbetrift; so weiss ich davon sehr wenig mitzutheilen. — Sie richten sich nach der Beschaffenheit des Clima's, der Lebensart und der Einrichtung dieser Völker.

Der erstickende Wind in den Wüsten hat schon viele tausend Menschen umgebracht: man erinnere sich nur an des Cambyses Heer, das aus 50000 Mann bestand, und das durch einen Sturmwind aus Süden mit Sand bedeckt wurde [i]). — Es hält in dieser Wüste gewiss oft schwer, Lebensunterhalt zu bekommen, und es müssen sich die armen Einwohner oft kümmerlich behelfen, die nur froh sind, wenn sie Heuschrecken erhalten können. Dieses Mangels wegen ist ihr Körper mager, zart, klein, und sie sind deshalb auch mehrern Krankheiten unterworfen, als die Einwohner von Caschna und Bornou, welche weit gesunder und stärker sind: — es lassen sich daher obi-

b) Richteri opuscula l. c.
i) Hannöverſches Magazin vom Jahr 1780. St. 42.

obige, dem Scheine nach, widerſprechende Berichte eines Strabo und Herodots wohl mit einander vereinigen: man muſs nur annehmen, daſs Strabo von den Völkern in der Wüſte ſpricht; Herodot aber von den Völkern in Fetzan, Caſchna und Bornou. — Diejenigen Aethiopier demnach, die oft Mangel leiden; aus Noth verfaulte Sachen genieſsen, und Heuſchrecken eſſen, verfallen ſehr leicht in den Ausſatz [k]). — Strabo ſagt: es wüchſen Würmer in den Geſchwüren, die ſich bey ihnen erzeugten. —

So unfreundlich ſich auch dieſe wüſten Landſchaften ihren Bewohnern bezeigen, ſo nützlich mögen indeſs dieſelben doch auch ſeyn. Richard [l]) ſagt: man muſs dieſe ungeheuer groſse Sandwüſten mit den Marktplätzen einer Stadt vergleichen; je gröſſer dieſe ſind, deſto beſſer iſt es: denn dadurch werden Luftzüge hervorgebracht. — Hier iſt es alſo, wo die Natur im Groſsen für ein ganzes Land, als Afrika iſt, wohlthätig ſorgt. —

Wegen der warmen und feuchten Luft ſoll nach der Verſicherung des Cartheuſers, Mariti, Zimmermanns und anderer auch die Peſt hier in Aethiopien oft gefunden werden. Leo Afrikanus ſagt: ſie komme im September [m]). Nun führet aber Winthringam [n]) aus dem Leo Afri-

k) God. Wilh. Schilling Diſſ. de Lepra. — Cartheuſer l. c.

l) A. a. O.

m) Percivals Bemerkungen über die Bevölkerung von Mancheſter, im 3. Bande der Samml. für pract. Aerzte.

n) A. a. O. S. 80.

Afrikanus und aus dem Purchas, die ich beyde nicht besitze, das Gegentheil an. Denn nach ihnen soll in Numidien in 100 Jahren nur einmal und im Lande der Negern noch niemals die Pest zum Vorschein gekommen seyn. — Ich kann es auch nicht wohl glauben, weil uns sonst der Sclavenhandel schon längst darüber Auskunft würde gegeben haben. —

Nach dem Plinius soll ein Strich Landes, welcher aber? das weiss ich nicht, in Aethiopien durch Scorpionen einsmalen ganz verwüstet worden seyn, so dass die Einwohner die Flucht haben nehmen müssen. —

Gegen den Haut- oder Fadenwurm gebraucht man in der Asche gebratenen Knoblauch, den man aufs Geschwür legt [o]); so wie man den Urin mit Sand vermischt für ein sicheres Mittel, äusserlich gebraucht, gegen giftige Pfeile hält [p]). —

Doch wir verlassen die bisher betrachteten Länder, und wenden uns nach Fetzan, welches mehr nördlich liegt, und mit Oberegypten fast einerley Breite hat. — Fetzan [q]) liegt in der Wüsten, wie eine Insel im Ocean; dies Land ist flach und eben, aber mit hohen Gebürgen umgeben: — es bestehet aus vielen fruchtbaren Provinzen, welche aber auch oft durch dürre Sandfelder getrennt werden. Ehemals muss das Land noch weit blühender gewesen seyn, als jetzt, weil man noch oft auf Ueberbleibsel alter Städte und Ci-

o) Göttingische gel. Anzeigen v. J. 1779. St. 153.

p) Geograph. en Natuurkundige Berichten l. c. T. 3.

q) Geschichte der Unternehmungen u. s. w.

Ciſternen ſtöſst; indeſs findet man noch jetzt verſchiedene groſse Oerter, als Mourzouck, welches die Hauptſtadt dieſes Königreichs iſt; Menderah, Hiats, Ganat und mehrere andere. — Dieſe Oerter werden meiſt von Ackersleuten und Hirten bewohnt; doch hat man auch darin Kaufleute, Geiſtliche und Beamten. In jeder Stadt wird Markt gehalten, worauf Obſt, Fleiſch und Getreide verkauft wird. — Regen iſt in Fetzan ſo unbekannt als in Oberegypten; deſto häufiger aber Thau. Vom April bis zum November iſt die Hitze groſs, und in den Sandwüſten, beſonders beym Süd- und Südweſtwinde ganz erſtickend, ſo daſs ſie auch den Vögeln tödtlich werden kann. — Man findet zu Mourzouck nicht allein einen Fluſs, ſondern auch gutes Waſſer, ſo wie auch die übrigen Städte mit Ciſternen, worin Waſſer enthalten iſt, verſehen ſind. — In Fetzan hat man allerley Vieh, als Kühe, Schaafe, Ziegen und Kameele, welche zur Nahrung dienen, und von denen Milch gewonnen wird; an Früchten, als an Datteln, Gerſte, türkiſchem Weitzen, Kürbiſſen, Gurken, Feigen, Granatäpfeln, Aprikoſen und allerley Geflügel iſt kein Mangel. — Zum Getränke dient Waſſer und Palmwein. — Die Einwohner haben auch Salz. — Sie ſind wohl gebauet, ſchlank, aber nicht ſtark; man bemerkt vielmehr eine gewiſſe Schwäche an ihnen; dabey ſind ſie auch träge und unthätig. — Es fehlt hier nicht an Krankheiten; die vornehmſten ſind faule und Entzündungsfieber; im Sommer heftige Kopfſchmerzen, und Rheumatismen: — auch ſind hier die Blattern ſehr häufig und böſe. — Aerzte giebt's von Profeſſion zu Fetzan nicht; mehr verrichten alte Weiber deren Geſchäfte: — gegen Kopfweh wird Aderlaſs und

 Schröpfen

Schröpfen gebraucht; gegen Gliederſchmerzen das warme Bad: in Verrenkungen und in langdauernder Steifigkeit wird das glühende Eiſen angewandt; auſserdem noch kräftige Oele und ſtärkende Kräuter. — Zwiſchen Tripolis und Fetzan iſt der Thau ſo unſchädlich, daſs die Caravanen des Nachts ohne Zelter ſchlafen können. —

Alle dieſe Länder machten ehemals Libyen aus. Von dieſen Libyern berichtet uns Herodot [r]), daſs ſie ſich nicht ſo reinlich hielten, als die Egyptier; daſs ſie aber demohnerachtet geſund und ſtark wären, weil ſie die Gewohnheit hätten, ihren Kindern mit dem vierten Jahre die Adern am Kopfe und an den Schläfen zu brennen, um dadurch den Flüſſen und dem Schnupfen den Zugang zu verwehren. — Da ſie aber viel Ziegenfleiſch aſsen, wurden ſie oft mit der Fallſucht heimgeſucht [s]). — Jetzt liegen in den libyſchen Wüſten die Pſilli begraben, und viele anſehnliche Städte ſind mit Sand bedeckt [t]). —

r) Rahns Gazette de Santé, 3. Jahrgang.

s) Hippocrates de morbo ſacro.

t) Richard a. a. O.

Von Oberegypten.

Oberegypten hat, in Ansehung seines Bodens, mit Nubien und Abyssinien mehrere Aehnlichkeit, als mit Niederegypten, von dem ich oben umständlich geredet habe. Ohne also von dem vorher Gesagten etwas zu wiederholen, verbinde ich hier Oberegypten mit Nubien, Abyssinien und dem Lande Sennar. — Nemlich der Boden von allen diesen Ländern, die ich eben nahmhaft gemacht habe, ist gröfstentheils mit sehr hohen Gebürgen, welche eine Gebürgskette ausmachen, die mitten durchs Land von Norden nach Süden streichen, versehen. Zur Rechten, nach Osten, am rothen Meere liegt die thebaische Wüste; zur Linken, nach Westen, die Wüste von Nubien. Diese Berge [u]) bestehen nicht aus gemeinem Gestein, sondern aus einer harten Steinart, als Porphyr, Granit, Alabaster, Basalt und Marmor. Hier findet man mehr Porphyr und Marmor, als je zur Erbauung der grofsen Städte Alexandrien, Memphis, Theben und vieler anderer, ist gebraucht worden. — Doch behält diese Bergkette nur bis zum 13ten Grad die beschriebene Richtung, indem sie sich, beym weitern Fortgang nach Süden, in mehrere Arme theilt, wodurch also in Abyssinien weit mehr Berge, als in Nubien und Oberegypten entstehen. — Aber auch in Egypten und Nubien ist es nicht eine Reihe von Bergen, die von Norden nach Süden streicht; son-

u) Jam. Brüce's Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils u. s. w. Leipzig 1790.

ſondern es ſind zwey in paralleler Linie neben einander herlaufende Gebürge. — In dem dazwiſchen befindlichen Thale haben die Nord - oder eteſiſchen Winde die Oberherrſchaft. Die Hitze iſt auf dieſen Bergen ſehr gemäſsigt; zuweilen iſt's ſo gar kalt: — deſto gröſser iſt aber die Hitze in den Thälern, beſonders in den Wüſten. — In der Wüſte Thebaida, oder derjenigen, die nach dem rothen Meere hin liegt, da, wo man, nach dem Brüce [x]), keinen Baum, kein Buſchwerk, kein Gras, keine Creatur, nicht einmal Eidexen und Schlangen findet; wo kein Waſſer, weder ſüſses noch ſalziges quillt; wo die Vögel die Luft als ein Gift zu fliehen ſcheinen; in dieſer Gegend der Anachoreten iſt die Hitze ſo groſs, daſs 2 Stöcke, die man eine halbe Minute lang gegen einander reibt, ſchon Feuer fangen. Eben ſo iſt es mit der Wüſte Nubiens beſchaffen [y]). —

Regen fällt in Oberegypten und in dem gröſsten Theile Nubiens faſt gar nicht. Aber deſto häufiger hat man ihn vom 16 Grad Norderbreite an bis zur Linie [z]). Es theilt ſich nemlich in den meiſten Ländern, die ſo wohl nördlich als ſüdlich von der Linie um 16 Gr. entfernt ſind, wie ſchon mehreremale erwähnt worden, das Jahr in die trockne und naſſe Zeit. — Hier in dem nördlichen Theile von Egypten und Abyſſinien, der unter dieſer Breite liegt, geſchiehet dieſe Abwechſelung mit dem wichtigen Unterſchiede, daſs es auf der weſtlichen Seite der oben gemeldeten Bergkette

x) A. a. O. S. 224.

y) Richard a. a. O.

z) Brüce a. a. O.

kette vom November bis in den April faſt unaufhörlich regnet, da hergegen, um dieſe Zeit, auf der öſtlichen, nach dem rothen Meere hin gelegenen Gegend, gutes Wetter, ohne allen Regen, bemerkt wird. — So bald aber im April auf der Weſtſeite dieſe Regen aufhören, fängt im May an der öſtlichen Seite das Regenwetter an, welches bis zum October hin fortdauert. — Dieſe Regengüſſe führen eine beſondere Unbequemlichkeit für die hier wohnenden und ein bloſses Hirtenleben führenden Völker mit ſich: es pflegt ſich nemlich an den Orten, wo es regnet, eine gewiſſe Fliege, Zimb genannt, einzufinden, welche die Kameele und andere Thiere anfällt, und ſie heftig durch einen gleichſam giftigen Stich verletzet [a]).

Um dieſer Unbequemlichkeit des Regens und der Gefahr, das Vieh durch den Zimbſtich zu verlieren, ſind dieſe Völker gewohnt, mit ihren Heerden dieſe Gegend alsdann zu verlaſſen, und nach einer andern ſich hin zu begeben, wo ſie von dieſen Uebeln frey ſind. Daher ziehen ſie, ſo bald ſich der Regen einſtellt, nach den entgegengeſetzten Bergen, wo trocknes Wetter iſt; aber da ſich auch hier nach einigen Monaten der Regen, und mit ihm die Fliege einſtellt, ſo müſſen ſie auch dieſe Gegend bald wieder verlaſſen. —

Die Landeseinwohner, die wir jetzt etwas näher kennen lernen müſſen, haben ſich ſo wohl von alten Zeiten her, als noch jetzt, durch ihre Lebensart, Gewerbe, Wohnungen, Wiſſenſchaften und Namen unterſchieden. Einige bewohnten die Berge; andere die Thäler; einige, und zwar

a) A. a. O. S. 434.

eine grofse Anzahl von ihnen, führten ein Hirtenleben; da andere in Städten wohnten. — Einige legten fich auf den Ackerbau; andere auf Wiffenfchaften, befonders Aftronomie. — Die älteften Völker, von denen man Nachrichten hat, hiefsen Cufhiten. Dies waren diejenigen Bewohner Abyffiniens, die aus Egypten gekommen waren. Sie behielten theils ihren Aufenthalt diffeits der tropifchen Regen auf den Bergen und Ebenen. Sie wählten diefe Gegend ihrer Fruchtbarkeit wegen, und weil fie hier von der Fliege Zimb nicht verfolgt wurden. Nur ein paar Städte, als Meroë und Axum wurden von ihnen angelegt; die meiften übrigen Einwohner lebten aber in Höhlen, die fie fich, mit erftaunlicher Mühe, in den Marmorfelfen gehauen hatten, und die die jetzigen Cufhiten noch bewohnen. —

Troglodyten hiefsen aber diejenigen Cufhiten, welche mehr nach Süden hin gezogen waren; ihren Hauptfitz zu Sofola hatten, wo es Silber- und Goldminen gab. — Diefe gaben fich daher mit der Handlung ab, während dafs die nördlichen Cufhiten zum Theil Buchftaben erfanden, und zum Theil, ihres heitern Himmels wegen, fich auf die Aftronomie legten. — Ferner giebt es in Abyffinien Juden, welche Fatafchas heifsen. Noch heutiges Tages nennt man einen gewiffen Stamm der Cufhiten, die ebenfalls in Höhlen wohnen, Schangallas. — Zuletzt müffen wir noch die Berbers, oder die Hirten nennen, die faft auf allen Bergen und Thälern von Oberegypten, Nubien und Abyffinien gefunden werden. — Diefe Hirten oder Gallas waren Sabbäer, d. h. folche, die Sonne, Mond und Sterne anbeteten. — Sie hiel-

hielten ſich vor Zeiten am meiſten in der Südgegend, bey Atbara und Beja auf: — muſsten aber alle Jahre, des Regens und der Fliege Zimb wegen, den Ort verändern. Wenn es nemlich auf der Weſtſeite, wie bereits geſagt worden, regnete; ſo begaben ſie ſich nach der Oſtſeite, am Ufer des rothen Meers; und wenn es in Oſten regnete, ſo zogen ſie nach Weſten. Jetzt haben ſie ſich hauptſächlich mehr nach Norden hin begeben. — Wir werden von dieſen Völkern unten umſtändlicher reden: vorerſt aber Oberegypten betrachten.

Oberegypten iſt demnach ein bergigtes, ödes und ſehr wenig bewohntes Land, in dem nur die Ufer des Nils fruchtbar ſind: daher kommen auch hierhin die Araber 100 Meilen weit, um für ihr Vieh Weide zu ſuchen.

Es gehet demnach hieraus hervor, daſs die Araber von jeher mit den Egyptiern viele Gemeinſchaft gehabt; ſie haben alſo von ihnen den knolligen Ausſatz (Lepra arabum), von dem man von jeher geglaubt hat, und noch glaubt [b]), daſs er Egypten zum Mutterlande haben ſolle, und der ſich dadurch von dem weiſsen Ausſatze der Griechen (Leuce), der in allen ſeinen Stufen immer weiſs bleibt, und den uns die moſaiſchen Bücher nur allein beſchrieben haben, unterſcheidet, daſs er in der Haut nicht allein, wie in dem weiſsen Ausſatze, eine ſtarke Umwandlung und Zerſtörung der Fetthaut, da alle öligte Theile in Speck geliefern, oder in einen Kleber ſich umſchmelzen, hervorbringt, ſondern daſs er auch eine ganze Ungeſtaltheit des Geſichts, des ganzen Körpers und Knollen an den Gelen-

b) Hensler a. a. O.

Gelenken und Gliedmaſsen, nebſt Verzerrungen derſelben u. d. gl. m. verurſachet, — leicht erhalten können. —

An Städten iſt dies Land arm: indeſs iſt Achnim einer der anſehnlichſten Oerter: — dieſe Stadt iſt aber ſehr ungeſund. Denn es flieſst nicht allein ein unreiner Canal durch dieſelbe, ſondern es wird auch das Waſſer von vielem Buſchwerk eingeſchloſſen: — überdem ſäet man hier viel Weitzen. Aus dieſer Urſache haben die Menſchen allhier ein gelbes und ſehr kränkliches Anſehen. Brüce [c]) ſahe hier ſchwangere Weiber von 11 Jahren: — ſie ſahen aber im 16ten Jahre ſchon älter aus, als Weiber von 60 Jahren in England. — Jedoch hatten die Männer ein beſſeres Anſehen. — Zu Syene, einer andern Stadt in Oberegypten, leiden die meiſten Menſchen an Augenzufällen, und es giebt auch viele Blinde unter ihnen: hieran ſind die heiſsen, über die nubiſche Wüſte herſtreichenden, Winde ſchuld. Nicht allein Brüce, ſondern auch ſeine ganze Geſellſchaft, empfanden an den Augen gleichfalls Schmerzen. —

In den Höhlen, die in Marmorfelſen gehauen ſind, lebt jetzt ein den Zigeunern nicht unähnliches lüderliches Geſindel, die Troglodyten, von denen ich aber vor der Hand keine nähere Nachricht mittheilen kann. — Auch die Nubier machen noch ein meiſt unbekanntes Volk aus. Richard ſagt: es ſey in Nubien, der brennenden und trocknen Hitze wegen, nicht ſo geſund, als in Abyſſinien: es herrſchen hier oft heftige Orkane. Brüce erfuhr dies auf ſeiner Zurückreiſe. Denn

c) A. a. O. S. 157.

Denn bald ſahe ſich die Geſellſchaft durch bewegliche und pyramidenförmige Sandſäulen, die der Wind zuſammengetrieben hatte, in Lebensgefahr; bald wurden ſie bedrohet, vom Winde Samiel in dieſer Wüſte erſtickt zu werden; ja einmal wüthete ein Wirbelwind ſo heftig, daſs er ein Kameel in die Höhe hob. Die Nubier ſind nicht ſo groſs als die Abyſſinier, und unter ihnen ſind die Giaches ein grauſames Volk. Regen fällt in Nubien eben ſo wenig als in Oberegypten, und das Nilwaſſer iſt auch hier das einzige Getränke. In Oberegypten giebt es Menſchen, die täglich eine gewiſſe Quantität Salz deshalb zu ſich nehmen, um deſto mehr Nilwaſſer trinken zu können [d]): einige trinken wohl in einem Tage drey Eimer voll davon, ohne allen Schaden; im Sommer befördert es unmerklich die Ausdünſtung, ſo wie es im Winter den Urin treibt. Indeſs können doch nur diejenigen, die in der Nähe des Nils wohnen, von dieſem heilſamen Getränke, von dem Maillet behauptet: daſs es unter den Waſſern das ſey, was der Champagner unter den Weinen iſt, Gebrauch machen: die zu weit davon entfernt wohnen, müſſen mit ſchlechtem Waſſer aus einem Ziehbrunnen vorlieb nehmen. Aber dieſe ſind denn auch vor dem Stein nicht ſicher; ſo ſahe Brüce [e]) einen Scheriff in Oberegypten, der zwar jetzt nahe am Nil wohnte, der aber dennoch am Stein danieder lag. Indeſs hatte er vor ſeinem 27ten Jahr kein Nilwaſſer getrunken, und er empfand auch jetzt würklich von dieſem Waſſer ſchon Erleichterung.—

Da

d) Maillets Beſchryvinge van Egypten, aus dem Franz. Haag 1737.

e) A. a. O. S. 200.

Da die Hitze allhier in den Thälern und den Wüſten unausſtehlich ſeyn würde, wenn man den Körper nicht dagegen zu ſchützen ſuchte; ſo beſchmiert man den Körper, beſonders das Geſicht mit Oel *f*): — die Reichen halten ſich aber in ihren kühlen Wohnungen des Tages zu Hauſe, und genieſsen des Nachts die Kühlung in Kähnen auf dem Waſſer. — Da es aber hieran in den Wüſten, wie an den meiſten Lebensbedürfniſſen, der ſengenden Hitze wegen, fehlt; ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie verdickt die Säfte und wie verrückt das Gehirn ſolcher Leute werden muſs, die ſich dazu allein mit Andachtsübungen oder vielmehr Schwärmereyen beſchäftigen. — Ein ſolches Leben führen die coptiſchen Chriſten, die das Kloſter des heiligen Antonius, das in der thebaiſchen Wüſte, zwiſchen Suez und Coſſir, liegt, bewohnen: ſie eſſen ſchlechtes ſchwarzes Brod mit Linſen und Leinöl: — es fehlt ihnen ſo gar an gutem Waſſer; denn der einzige im Kloſter befindliche Brunnen iſt ſalzigt *g*). — Es giebt daher hier viele milzſüchtige, ſchwarzgalligte und verrückte Leute unter ihnen.

Hier iſt es, wo von jeher, wie Zimmermann *h*) ſagt: tiefe Melancholie und geiſtlicher Wahnwitz ihren Sitz hatten; wo ihre Aſceten ſich ſelbſt, aus übertriebener Heiligkeit, entmannten, und wo ſich die Jungfern ſchämten ihrer Weiblichkeit. Nur die gar zu groſse Sonnenhitze gab zu dieſen Begriffen der Entkörperung und

f) Maillet l. c. p. 60.

g) Maillet l. c. p. 36.

h) Von der Einſamkeit, 1. Theil. S. 240.

und der Entmannung Gelegenheit; daher auch die chriſtliche Kirche gezwungen wurde, durch poſitive Geſetze dem Abhacken eines nützlichen Glieds Einhalt zu thun. Hier iſt es auch, wo jene Ausſprüche des Hippocrates *i*) ihre völlige Beſtätigung erhalten, die folgendermaſsen lauten: Iſt ein Sommer, in dem die Nordluft herrſcht, trocken, der Herbſt aber bey der Südluft regnigt; ſo müſſen wahrſcheinlich den Winter über Kopfſchmerzen und Brand im Gehirn vorkommen. Wenn hergegen der Sommer bey der Nordluft trocken, und es weder die Hundstage über, noch auch mit dem Anfang des Herbſtes regnigt wäre: — ſo wird er galligten Perſonen am allernachtheiligſten ſeyn: weil ſie dabey ſehr „austrocknen, und hitzige und langwierige Fieber, trockne „Augenentzündungen, und einige die Schwer„muth bekommen.“ Denn der dünnſte Theil der Galle verzehrt ſich, und vertrocknet, der dickſte und ſchärfſte bleibt zurück. —

Doch ich kehre zu den Copten zurück; dieſe beobachten noch viele alte Gebräuche der Egyptier; z. B. ſie eſſen kein Schweinefleiſch; ſie haben vielmehr einen Abſcheu dagegen: im April und May wird auch von ihnen gar kein Fleiſch, wohl aber Fiſche gegeſſen.

Auch die jetzigen Egyptier haben, wie ihre Vorfahren, nach den verſchiedenen Krankheiten, beſondere Aerzte: einige ſind für die Augen, andere für die Ohren; wieder andere für Blattern u. ſ. w. beſtimmt *k*).

Nach-

i) Von der Luft, Waſſer u. ſ. w. S. 419.
k) Maillet l. c. p. 228.

Nachdem ich nun hinreichend von Oberegypten und Nubien geredet; so wende ich mich nach Sennar und Abyssinien.

Von Sennar und Abyssinien.

Beyde Königreiche *l*) sind bergigt, waldigt, und unter den tropischen Regen gelegen. Sennar hat aber mehr Sandwüsten, weniger Städte und Menschen als Abyssinien, welches viele der anmuthigsten Gegenden; viele fruchtbare Ländereyen; viele bewohnte Oerter; eine grosse Menschenzahl und vielerley Nationen, die in Sitten und Gebräuchen sehr von einander unterschieden sind, besitzt. In Abyssinien ist selten Wassermangel; es wird das Land ausser durch den periodischen Regen, von vielen Flüssen getränkt, unter denen der Nil der Hauptfluss ist, der in diesem Lande seinen Ursprung hat. Sennar hergegen hat ausser den Regengüssen, keinen andern Fluss, als den Nil allein. Die Luft ist in Abyssinien nicht von einerley Beschaffenheit: auf den höher gelegenen Revieren und auf den Bergen ist sie sehr rein, und hier ist auch die Hitze sehr gemässigt: man lebt hier sehr gesund: zwischen den Bergen aber und in den niedrigen Ländern ist der Boden oft sumpfigt; hier stockt die Luft; die Hitze ist oft unerträglich, und hier fehlt es, besonders zur nassen Jahreszeit, fast nie an Seuchen, die in bösartigen Fiebern bestehen: die fruchtbarste und angebaue-

l) Brüce im 2. 3. und 4ten Band seiner Reisen.

gebaueteste Provinz Abyssiniens, Dembea, welche am See Tzana liegt, leidet von diesem Fieber fast alle Jahre, vom März bis Michael, einen grofsen Verlust an Menschen. So bald sich aber die periodischen Regen einstellen; so verschwindet die Krankheit eben so geschwind [m]), wie die Pest in Egypten, wenn der Thau fällt. — Auch in einem Dorfe, das nahe an dem Flufs Tacazé lag, traf Brüce [n]) ein ähnliches Fieber an, das man hier das brennende nennte. Es fängt allezeit mit Schauer, Kopfschmerz; Drücken in den Augen, und Neigung zum Erbrechen an, worauf eine brennende Hitze folgt; es endiget sich schon oft am dritten Tage mit dem Tode. In der letzten Periode schwillt der Leib gewaltig auf; die Gesichtsfarbe ist gelb, und wird fast schwarz, und nach dem Tode erfolgt die Fäulung so geschwind, dafs man die Leichen fast schon in der folgenden Stunde begraben mufs. Dieses Fieber fängt an zu wüthen, so bald nach dem ersten Regen die Sonne hervorbricht, oder alsdann, wenn noch Regen und Sonnenschein mit einander abwechseln: es hört aber auf, wenn im Julius und August die Erde vom Wasser völlig gesättiget ist: indefs stellet es sich im September wieder ein, und dauert bis zum November, wo es sein völliges Ende nimmt. So giebt es noch mehrere dergleichen sumpfige Gegenden, die alle ungesunde Eigenschaften an sich haben, ob sie gleich sonst sehr fruchtbar sind.

Unter andern Naturprodukten trift man den Kaffeebaum hier in seiner schönsten Zierde häufig an.

m) Brüce 2. B. S. 261.

n) A. a. O. 4. B. S. 22.

an. Es wächst aber derselbe auch auf Bergen. Denn Kaffa, wovon jener Baum seinen Namen hat, ist ein bergigtes und gesundes Land. Von Kaffa bis zum Nil trift man diesen Baum häufig, bald auf Höhen, bald auf Niederungen an. —

Nirgends in der Welt kann man deutlicher den Unterschied gewahr werden, den die Farbe der Haut von der verschiedenen Sonneneinwürkung leidet, als hin und wieder in Abyssinien. Zum Beyspiel diene die Provinz Narea, welche die südlichste von allen ist. — Sie ist hoch gelegen, wird von allen Winden frey bestrichen, und geniesset eine gemäsigte Luft; es sind daher die Einwohner nicht einmal so dunkel von Farbe, als die Sicilianer und Neapolitaner: hergegen ist die Ebene, worin Narea liegt, niedrig, sumpfigt und voll stehender Wasser. Die Hitze steigt hier zu einer ausserordentlichen Höhe; es haben aber die hier wohnenden Gallas eine so schwarze Farbe, als die Negern nur immer haben können [e]). Diese Gallas sind heidnische Völker, die so wohl südlich als westlich von Abyssinien liegen; sie bewohnen grosse Wüsteneyen, aber auch mit die fruchtbarsten und angenehmsten Distrikte. Sie sind muthig und tapfer, daher werden die abyssinischen Städte und Dörfer oft von ihnen geplündert. Sie würden gewiss bereits das ganze Land unterjocht haben, wenn sie sich nicht vor den Blattern fürchteten. Denn zu verschiedenen Zeiten haben sie ihre Ueberfälle theuer bezahlen müssen. Oft sind ganze Provinzen von ihnen durch die Blattern verheert worden, die sie sich auf ihren Streifereyen von den Abyssiniern geholt hatten.

Da

e) A. a. O. 2. B. S. 308.

Da diese Gallas auch oft unermeſsliche Wüſten durchreiſen müſſen, ehe ſie an die abyſſiniſche Gränze kommen; ſo verſehen ſie ſich auf dieſen langen Reiſen nur allein mit pulveriſirtem Kaffee, den ſie mit Butter vermiſcht zu Kugeln rollen, die ſie in einem ledernen Sack mitnehmen. Eine ſolche Kugel hat gemeiniglich die Gröſse einer Biliardskugel, und eine einzige Kugel dient ihnen oft für den ganzen Tag: ſie verſichern aber auch, daſs ſie daraus mehr Stärke und Nahrung erhielten, als wenn ſie ein groſses Stück Brod, oder ein Gericht Fleiſch zu ſich genommen hätten.

Was für Krankheiten dieſe Völker unterworfen ſind, iſt mir unbekannt; viele von ihnen ſcheinen aber doch eine ungeſunde Gegend zu bewohnen. Denn ihre Kühe haben eine beſondere Krankheit, wovon man wohl kein ähnliches Beyſpiel anführen kann: ihr Körper zehrt nemlich nach und nach ab; hergegen nehmen Kopf und Hörner zu: der Umfang der Hörner wird ſo groſs, daſs wohl in jedem Horn ein Eimer Waſſer Platz findet *p*). —

Eine andere nach Abyſſinien gleichfalls gehörige und zugleich wilde Nation ſind die Schangallas. Sie bewohnen die fruchtbarſten Gegenden, die zwiſchen dem 12ten und 13ten Grade gelegen ſind. Der Boden iſt feucht und ſehr waldigt; daher iſt auch hier die Hitze ſehr groſs. In den 6 Regenmonaten, wo man keine Sonne ſieht, ſteht hier das Thermometer im Schatten auf 100 Grad Fahrenh. *q*).

Acker-

p) A. a. O. 4. B. S. 108.

q) A. a. O. S. 489.

Ackerbau treiben die Schangallas nicht; sondern sie leben von der Jagd und ihrem Viehe. Im Winter wohnen sie in Klüften und Höhlen: im Sommer aber wohnen sie in den Wäldern; an den Flüssen und Seen. Sie machen sich aus Baumzweigen Zelte oder Lauben [r]), die sie mit Häuten bedecken. Ihre Nahrungsmittel sind äusserst schlecht. Sie leben fast allein von Schlangen, Elephanten, Büffelochsen, Löwen, Krokodillen und den Meerpferden, die sie in den schattigten, mit Schilf und Bäumen stark bewachsenen Ufern der Seen antreffen. Wenn sie eins oder das andere von besagten wilden Thieren erlegt haben; so schneiden sie das Fleisch in daumendicke Streifen, die sie an die Bäume hängen und an der Sonne trocknen. Auf diese Weise bereiten sie ihren Wintervorrath zu, den sie in ihren Höhlen alsdann aufbewahren. Wenn sie von diesem ganz ausgetrockneten Fleische Gebrauch machen wollen; so wird es erst stark geklopft, und darauf entweder gekocht oder in der Asche gebraten. Die Schangallas sind auch grosse Freunde von Heuschrecken, die sie entweder frisch oder getrocknet verzehren. Es giebt auch einige Schangallas, deren meiste Nahrung in Straussenevern [s]) bestehet. Von diesen verschiedenen Nahrungsmitteln erhielten diese Völker von den Alten verschiedene Namen. Sie hiessen Rhizophagi, Elephantophagi, Acridophagi, Strutiophagi und Agridophagi. Die Schangallas wurden auch Macrobii [t]) genannt: man irret sich aber, wenn man glaubt, dass sie die-

r) A. a. O. S. 539.

s) A. a. O. S. 541.

t) A. a. O. S. 556.

dieſen Namen von ihrem hohen Alter, das ſie erreichen, erhalten hätten. Man kann eben nicht ſagen, daſs ſie älter als die Gallas würden: ſie wurden aber deshalb Macrobii genannt, weil ſie nicht, wie andere wilde Völker, die grauſame Gewohnheit hatten, ihre Alten zu tödten: ſondern man gönnet ihnen das Leben, ſo lange als es Gott und ihre Feinde thun. Allein von den Abyſſiniern haben ſie groſse Nachſtellungen zu erdulden: denn man gehet in Abyſſinien eben ſo gut auf die Schangallasjagd, als auf Elephanten- und Löwenjagd. Werden ſie nun überfallen, welches allezeit nur des Sommers geſchieht; ſo ſtreitet die ganze Familie mit aller Tapferkeit oft für das Schickſal eines einzigen Mitgliedes: daher ſuchen die Schangallas die Familien ſo zahlreich wie möglich zu machen. Jede Frauensperſon bewirbt ſich daher um einen Mann, wenn er auch ſchon mit mehrern Frauen verſehen iſt, damit ſie, zu Zeit der Gefahr, des Beyſtandes verſichert ſey. —

So bald die tropiſchen Regen ſich einſtellen, welches der hieſige Winter iſt; ſo begeben ſie ſich mit ihren Nahrungsmitteln nach ihren Höhlen, wo ſie vor allen Nachſtellungen ſicher ſind. —

Die Kleider der Schangallas ſind faſt von gar keiner Bedeutung: denn ſie gehen faſt ganz nackt: die Weiber ſind ſehr fruchtbar; gebähren ſehr früh, oft ſchon im 10ten oder 11ten Jahre, und haben ſehr leichte Niederkunften. Gleich nach der Entbindung waſchen ſie ſich und gehen zu ihren Geſchäften. Das Kind binden ſie auf eine Baumrinde feſt, und hängen dieſe Wiege an einen Aſt von einem Baume, damit ihm weder Schlangen noch Ameiſen ſchaden können. Die Brüſte der

schangallischen Weiber sind ausserordentlich schlapp und lang; sie hängen ihnen bis an die Knie herunter. — Die Fruchtbarkeit hört hier früh auf: denn nach dem 22. Jahre bekömmt selten eine Frau ein Kind mehr. — Die Haut der schangallischen Weiber und Mädchen ist, ob sie gleich in einem so heissen Clima wohnen, dennoch kalt anzufühlen [u]), und Brüce pflichtet deshalb weder Büffon, noch dem Lord Kaimes bey, die die Negerinnen für so geil hielten, weil er der Meynung ist, dass die Hitze den Körper zu sehr schwäche.

Man würde nicht aus Abyssinien nach Sennar kommen können, wenn nicht ein schmaler Strich Landes, der die dicken Wälder der Schangallas trennet, vorhanden wäre. Dieser hohle und schmale Strich heisst Kolla, und ein hier befindlicher abyssinischer Ort wird Ras el Feel genannt, wovon ich unten noch mehr reden werde. —

Während der Regenzeit schiesst das Gras in den schangallischen Wäldern erstaunlich geschwind in die Höhe; so bald aber die Regen zu Ende sind, versengt die Sonne auch wieder diese Zierde des Erdbodens. Alsdann pflegen die Schangallas das Gras wohl anzuzünden, welches sich in kurzer Zeit weit ausbreitet. Das Feuer verzehrt nicht allein ganze Flächen, sondern entlaubt auch alle Bäume, und findet fast nirgends einen Aufenthalt: selbst in den Flüssen nicht. Denn da das Wasser in den Flüssen sich bald verläuft, so trocknen sie von der Sonnenhitze bis auf den Grund ein, und lassen viele brennbare Materialien zurück. Diese ergreift

u) A. a. O. S. 552.

ergreift nun auch das Feuer, welches der Richtung des Stroms folgt. In einer grofsen Entfernung zur See scheinen diese Flüsse nun zu brennen: dies hat, wie Brüce sagt, den Hanno in seinem Periplus verleitet, zu glauben, dass es in Abyssinien brennende Ströme gäbe.

Aber das Abbrennen der Felder und Wiesen hat noch einen andern schädlichen Umstand zur Folge: die Luft bekömmt nemlich alsdann eine erstickende Hitze. —

Was die eigentlichen Abyssinier anbetrift; so sind das, im Vergleich mit den Gallas und Schangallas, sehr civilisirte und cultivirte Völker, die in schönen Städten und Dörfern wohnen, worin ein Ueberfluss von allerley Lebensmitteln ist. Es fehlt hier weder an Obst, noch Korn, noch Vieh. Von den Körnern wird hier Reiss und Dorra am meisten genossen: was das Fleisch anbetrift; so isst man es am liebsten, wenn es noch warm ist und vom Blute raucht; roh wird es gegessen, und dem lebendigen Thiere wird es von den Knochen abgelöset. Nichts setzt ihrer Lüsternheit nach dieser blutigen Mahlzeit Schranken: kein Aechzen; Stöhnen; Brüllen kann ihre harten Herzen erweichen, oder ihnen gegen diese Grausamkeit einen Abscheu erregen. Man hat diese Sache bisher bezweifelt, aber nach Poncet [x]) hat Brüce als Augenzeuge diese die Menschlichkeit entehrende Thatsache, leider! bestätigt. — Poncet sahe rauchendes Ochsenfleisch zu Gondar an des Königs Tafel essen, und

x) Poncets Reise nach Ethiopien in den Jahren 1698 bis 1700. M. s. die geographische en natuurkundige Berichten. 3te Deel. p. 9.

Brüce hat solchen Mahlzeiten oft beygewohnt, und sie auch beschrieben. Nach dem Poncet essen ferner die Abyssinier dieses Fleisch mit einer Sauce begossen, die aus Ochsengalle zubereitet worden: dadurch soll nicht allein das Fleisch schmackhafter werden; sondern auch leichter zu verdauen seyn. Noch eines andern Gerichts thut dieser Verfasser Meldung, das aber seinen Widerwillen gegen ihre Speisen völlig vermehrte. Sie nehmen, sagt er, das grüne noch unversehrte Kraut aus dem Magen eines geschlachteten Ochsen; vermischen es mit klein geschnittenem Fleisch; giessen die oben beschriebene Sauce aus Galle darüber, und verzehren es.

Dies ist eine kleine Skizze von einer abyssinischen Mahlzeit, welche sie noch unter die Barbaren herabzusetzen scheint. Indess bekennen sie sich doch zur christlichen Religion, und zwar zur alexandrinischen Kirche. Freylich reimt sich ihr grausames Verfahren mit dem Viehe sehr schlecht mit den Grundsätzen der Christus-Religion: wer aber die Macht der Gewohnheit und der Vorurtheile kennet, wird seinen Hass, den er etwa deshalb gegen sie gefasst hat, in Mitleiden verwandeln. Es giebt gewiss auch unter ihnen, wie Brüce erfahren hat, edel denkende Seelen.

Was die Kleidungen der Abyssinier und aller Ethiopier anbetrift; so besteht sie aus Baumwolle, welches auch in diesen heissen Ländern, wo man so viel schwitzt, die angemessenste Bedeckung ist. — Um indess den Körper noch mehr gegen die Eindrücke der Hitze zu beschützen; so gebraucht man fast überall Fettigkeiten, womit man den Körper beschmiert; einige nehmen dazu Kameelfett.

Ich

Ich habe bereits oben bemerkt, daſs Abyssinien eine hohe Lage habe und deshalb gesund sey: auch Gondar, die Hauptstadt von ganz Abyssinien, und Beladalla gehören hierhin, wie auch die ganze Provinz Sire. Beladalla zeichnet sich vor andern aus; hier ist es sehr gemäſsigt; der Boden ist sehr fruchtbar; überall siehet man Tamarindenwälder und Felder mit Dorra, aus welchem Brod und Bier bereitet wird. Seiner Fruchtbarkeit wegen heiſst es Beladalla, welches, wie Poncet sagt, das Land Gottes heiſst.

Die Witterung ist in Abyssinien ohngefähr folgendermaſsen beschaffen:

Im Januar und Februar fällt fast gar kein Regen; es ist aber der Himmel oft mit Wolken bedeckt. Das Thermometer stehet zu Gondar alsdenn gemeiniglich zwischen 56 und 72 Gr. des Fahrenh.

Der März führt viele Wolken herbey; man hört es oft donnern; Regen fällt selten, wohl aber Hagel von der Gröſse einer Kirsche. Die Hitze ist groſs, und steigt oft bis zu 110 Gr.

Der April ist nicht viel vom März unterschieden; es giebt dicke Wolken; aber auch oft Sonnenschein, und nicht selten Wind, wobey die Wolken sehr schnell vorbey ziehen. Die mittlere Thermometerhöhe ist zwischen 65 und 90 Gr.

Der May ist ebenfalls abwechselnd, und es fällt nur selten Regen: die Wolken erscheinen schwer beladen, und das Thermometer zeigt auf 74 Grad und darüber.

Im Juny siehet man viele und schwere Wolken; es fallen auch starke Regengüsse (Poncet merkt an, daſs die meisten einem Wolkenbruch ähnliche Regengüsse, die in Abyssinien bemerkt werden, des Nachts fielen), und Donner; die mittlere Hitze ist 64 Gr.

Julius — dicke schwere Wolken; einige Regengüsse. Die Hitze 59 bis 64 Gr.

August — aus dicken Wolken starke Regengüsse. Das Therm. 56 bis 60 Gr.

September — meist dunkel, starke Wolken, oft starke Regengüsse. Gegen Ende des Monats klärt es sich zuweilen auf. Das Thermom. wie im vorigen Monat.

October — mit Wolken bezogene Luft, oft noch Regen; aber auch Sonnenschein. Das Thermometer zwischen 59 und 69 Gr.

November. — Die Wolken nehmen ab. Die Hitze zwischen 59 und 71 Gr.

December — noch heller wie im vor. Monat; fast gar kein Regen; die Hitze wie vorhin. —

Obige Wetterbeobachtungen hat Brüce gröſstentheils zu Gondar angelegt, welches eine hohe Lage hat. In den niedrigen Gegenden ist die Hitze gewöhnlich viel gröſser; zu Ras el Feel, oder in dem hohlen Weg zwischen den schangallischen Bergen, stand das Thermometer im März auf 114 G.. Gleichwohl fiel ihm diese Hitze nicht beschwerlich zu ertragen; oft war ihm eine weit geringere Hitze in Syrien, Arabien, und besonders in den Städten am rothen Meere, der ersti-

cken-

ckenden Dünste wegen, beschwerlicher zu erdulden [y]). So z. B. war die gröſste Hitze, die das Thermometer zu Masnah [z]), das am rothen Meere liegt, zeigte, nur 93 Gr.; und des Morgens um 4 Uhr 82 Gr.; allein seiner Empfindung nach war es hier heiſser als zu Ras el Feel. Masnah ist daher auch viel ungesunder, als Gondar oder als irgend eine abyssinische Stadt, die erhöhet liegt. Denn so wohl zu Masnah, als in den meisten am rothen Meere gelegenen Oertern, herrscht ein hitziges Fieber Nedad, das oft am 3ten Tage schon tödtlich ist. Erreicht ein Mensch den 5ten Tag, so kömmt er gemeiniglich durch: die beste Cur bestehet aber darin, daſs man ihm nicht allein viel kaltes Wasser zu trinken giebt; sondern man begieſst ihn auch damit im Bette, und wenn er trocken wird; so wiederholt man es.

Die Beschneidung [a]) ist in Abyssinien nicht allein bey Knaben, sondern auch bey den Mädchen eingeführt. Diese Operation gründet sich, zumal bey letztern, nicht blos auf hergebrachte Gewohnheit, sondern sie ist auch, wegen gar zu groſser Hervorstehung der Clitoris, die dem Beyschlaf hinderlich seyn würde, ganz nothwendig. Die catholischen Missionarien, die im vorigen und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts bey den Abyssiniern in groſsem Ansehen standen, widersetzten sich der Beschneidung beym weiblichen Geschlecht, weil sie dies für überflüssig und heidnisch ansahen. Es blieben auch würklich einige Mädchen unbe-

y) A. a. O. 4. B. S. 13.

z) A. a. O. 3. B. S. 34.

a) A. a. O. 3. Band. S. 347.

schnitten: da sie aber heranwuchsen, waren sie zum Beyschlaf ungeschickt; die Missionarien mussten es daher, mit Erlaubniss der Cardinäle de propaganda fide, zugeben. —

Die Abyssinier sind grösstentheils starke und gesunde Menschen: es erreichen auch viele von ihnen ein hohes Alter. Ras Michael, der Held Abyssiniens, der in 43 Schlachten Ueberwinder gewesen war, genoss in seinem 73ten Jahre noch alle Kräfte, die ein neuer Feldzug erforderte. Aber in den niedrigen Gegenden, wie bereits oben angeführt worden, bringen Faulfieber jährlich eine Menge Menschen ums Leben. Hierhin gehören, ausser den oben bereits angeführten, die Landschaften Sirè [b]) und Waldubba. Es würden aber wahrscheinlich weniger Menschen sterben, wenn man den Patienten die frische und freye Luft erlaubte, und sie weniger heiss hielte. Aber leider! ist auch diese üble Gewohnheit hier vorhanden [c]). — Dergleichen Fehler begehet man auch bey den Blattern, die dadurch sehr bösartig werden. Diese Krankheit hat sich von Abyssinien, obgleich Sarkone [d]) daran zweifelte, über Egypten und andere angränzende Länder weiter verbreitet. Indess war sie doch in Arabien eher als in Abyssinien. Brüce [e]) sagt: im Jahr 356 war sie schon in Arabien: denn als die Abyssinier in diesem Jahre Mekka belagerten; so äusserte sich unter ihrer Armee diese Krankheit mit einer solchen

b) A. a. O. 3. B. S. 153 und 177.

c) A. a. O. S. 209.

d) Erlanger gel. Zeitungen v. J. 1774.

e) A. a. O. 1. B. S. 558.

chen Wuth, daſs davon viele ein Opfer wurden: mithin kamen die Blattern aus Arabien in alle Weltgegenden, und auch nach Abyſſinien.

Das Nilwaſſer wird auch in Abyſſinien als ein Heiligthum verehrt, und man gebraucht es als Heilmittel in verſchiedenen Krankheiten; beſonders hält man es bey der Quelle, die zwey engliſche Meilen über der Oberfläche des Meeres liegt, als ein untrügliches Mittel gegen die Hundswuth; zumal wenn es des Morgens nüchtern getrunken worden.

In der Nachbarſchaft der Nilquelle wohnen verſchiedene wilde Völker, die meiſt allein von Krokodillen und Meerpferden *f*) leben. Dieſe Leute haben, dieſer ihrer ſchlechten Nahrung wegen, einen unerträglichen Geſtank an ſich; ſie ſehen ſehr blaſs aus; haben eine elende Farbe, und ſind ſehr hager und mager; die meiſten von ihnen ſterben an einer Läuſekrankheit: ſie ſind auch ſo ſehr verachtet, daſs ſich ein Abyſſinier für verunreiniget hält, wenn er nur einem ſolchen Menſchen aus Waito (ſo heiſst der Wohnort) angerührt hat. —

Ehe ich Abyſſinien verlaſſe, muſs ich noch der Elephantiaſis, die auch hier ſo gar ſelten nicht iſt, ſo wie ſie Herr Brüce beſchreibt, Meldung thun. Das Geſicht bleibt bey ihnen gemeiniglich ganz geſund; die Augen ſind munter und feurig. Das Haar behält ſeine natürliche Beſchaffenheit und Farbe; ſelbſt die Barthaare fand Brüce, bey einem hohen Grade dieſer Krankheit, von natürlicher Farbe. Der Appetit iſt gut, und der Puls weicht

f) A. a. O. 3. B. S. 401.

weicht nicht viel vom natürlichen Zustande ab: Durst aber quält die Patienten beständig. Von Ansteckung weiss man hier nichts: Kinder von aussätzigen Eltern geboren, fand er auch allezeit von dieser Krankheit verschont, ob sie gleich kein gesundes Ansehen hatten. Vor der Mannbarkeit bricht dies Uebel nicht aus. — (Dieser Umstand könnte zur Erläuterung dienen, warum die Araber, wie ich schon an einem andern Orte gesagt habe, die Castration dagegen empfohlen haben.) Der Hauptsitz der Krankheit ist vom Knie bis unter die Knorren. Das Bein ist wie zu einer dicken Walze angeschwollen, und die Haut durch cirkelförmige Risse, wie in schmale Reifen, abgetheilt, deren tiefe Zwischenfugen wie aus rohem Fleische bestehen, und beständig eine grosse Menge Jauche ausschwitzen; die Geschwulst tritt unten so weit über den Fuss, dass man nur ohngefähr einen Zoll von diesem vorne zu sehen kriegt. Diese Unform, die harsche Haut und die schwärzliche Farbe solcher Beine, geben ihnen Aehnlichkeit mit der Elephanten ihren, und daher kommt wohl der Name der ganzen Krankheit. —

Das Königreich Sennar bestehet meistentheils aus Sandwüsten. Die schönen Tamarindenwälder Abyssiniens trift man hier nicht mehr an. Das Land ist auch niedriger, und daher ungesunder als Abyssinien. Indess stösst man doch auf einige fruchtbare Gegenden; so ist z. B. das Land Serkin g), das an Abyssinien gränzt, gut beschaffen: auch Belled-Ullah ist fruchtbar, weil hier noch die tropischen Regen fallen; desgleichen die am

Nil

g) A. a. O. 2. B. S. 466 bis 471.

Nil gelegenen Länder von Barabra bis Dongola, indem man durch die Kunſt das Waſſer auf die Felder leitet; endlich ſo iſt der Boden von der Stadt Sennar ſelbſt ſo fruchtbar, daſs er 300fältige Früchte bringen ſoll [b]). —

Betrachtet man die übrige umliegende Gegend von Sennar, während der tropiſchen Regen; ſo ſollte man ſie alle für eben ſo herrlich und reitzend als nur die ſchönſten Provinzen in Holland ſeyn können, halten. Denn gegen Ende Auguſts ſtehen alle Felder grün, und die Dorra zeigt ſich herrlich. Kaum aber haben die Regen aufgehört, ſo verwelkt in kurzer Zeit das Gras, und die Dorra kann ſchon eingeſammlet werden. Die Felder bekommen wieder einen traurigen Anblick; alles Schöne verſchwindet; die Teiche trocknen aus, und fangen an zu ſtinken; kurz, das verbrannte Nubien iſt wieder da mit allen Schrecken ſeiner giftigen Winde; ſeines beweglichen Sandes und der glühenden Windſtöſse. —

Weiter von Sennar giebt es noch ſchrecklichere Wüſteneyen: dergleichen iſt die Wüſte Selima [i]), in der man 45 Tagereiſen zubringt, ehe man nach den ethiopiſchen Fürſtenthümern Dar-Fowr, Dar-Selé und Bargima gelangt, wo Negern wohnen, die noch von den tropiſchen Regen getroffen werden. Auch muſs man Wüſteneyen paſſiren, ehe man zum Königreich Gingiro kömmt, wo noch heut zu Tage Menſchen geopfert werden. P o n c e t reiſete noch durch eine andere Wüſte, Bahjuda genannt; ſo wie B r ü c e durch

b) A. a. O. 4. B. S. 471.

i) A. a. O. 2. B. S. 465.

durch die Wüſte um Teawa. In allen dieſen Sandeinöden iſt Waſſer, und zwar gutes Waſſer, das ſeltenſte. Man trift zwar zuweilen Quellen, deren Waſſer aber ſo ſchlecht iſt, daſs ein Menſch bey deſſen Genuſs ſein Leben einbüſsen kann. Brüce [k]) hatte zu Teawa die traurige Gelegenheit, dies zu ſehen, indem zwey ſeiner Reiſegefährten, nachdem ſie aus einer ſchlechten Quelle getrunken hatten, ſo gleich ihren Geiſt aufgaben. — Es iſt daher für Reiſende durch die Wüſten ein wichtiger Umſtand, daſs ſie ſich mit leicht fortzubringenden Lebensmitteln, und beſonders mit Waſſer, auf mehrere Tage, wie auch mit Salz oder Salpeterſpiritus, ſeines groſsen Nutzens wegen, verſehen. Das beſte Nahrungsmittel, das ſich am leichteſten fortbringen läſst, beſtehet [l]) in pulveriſirtem Brod aus Dorra, welches man in Ziegenfellen, in Form von Eyerkuchen, ſtark zuſammenpackt. Wenn man dieſe Kuchen kocht; ſo quellen ſie wohl ſechsmal ſo groſs, als ſie vorher waren, auf, und haben einen angenehm ſäuerlichen Geſchmack. Mit dem Waſſer geht es aber ſo leicht nicht zu. Man thut dieſes in Schläuche, die man Girbas nennt, und die künſtlich zuſammengenähet ſeyn müſſen. Ehe man ſie aber mit Waſſer füllt, muſs man ſie, im Fall ſie trocken ſind, inwendig mit Oel, und auswendig, beſonders die Näthe, ſtark mit Theer einſchmieren. Auf dieſe Weiſe werden ſie waſſerdicht, und laſſen ſich auf Kameelen gut fortbringen. — Es hält ſich das Waſſer in dieſen Schläuchen einige Tage lang gut: es iſt aber oft eher verzehrt, ehe die Reiſenden auf

neue

k) A. a. O. S. 352.
l) A. a. O. S. 551.

neue Quellen ſtoſsen, und unter dieſen kummervollen Umſtänden müſſen ſie dann oft ein Kameel ſchlachten, und aus deſſen Magen das darin befindliche ganz klare Waſſer, (denn ein Kameel kann, nach der beſondern Einrichtung ſeines Magens, für 10 und mehrere Tage auf einmal Waſſer zu ſich nehmen) zur Stillung ihres Durſtes trinken. — Die Lage ſolcher Menſchen iſt in einer Wüſte, wo kein Baum einigen Schatten giebt, um ſo viel trauriger, da die Hitze von 111 bis 119° ſteigt [m]). — Sennar und ſeine Wüſten ſind demnach mit zu den heiſseſten Ländern in der Welt zu zählen. — Indeſs kann man doch, wie Brüce [n]) anmerkt, keinesweges nach dem Thermometer jedesmal die Würkung genau beſtimmen, die die Hitze auf die Empfindung unſers Körpers hat. Das Thermometer kann ſehr hoch ſtehen, und wir empfinden dennoch die Hitze nicht ſehr ſtark; es kann aber auch einen mittlern Stand haben, und es iſt uns dabey die Hitze unerträglich. Eine ſolche Verſchiedenheit hat auch die Hitze auf die Farbe des Körpers. Es giebt unter dem 13ten und 14ten Grad der N. B. ſchwarze Menſchen; da es um 10 Gr. weiter nach Süden oft ganz weiſse giebt, wie z. B. die Gallas. Sennar liegt zwar um einen Grad weiter nach Norden, als Gondar; allein der Unterſchied der Hize iſt bey der gleichwohl ſchiefern Richtung der Sonnenſtrahlen erſtaunlich groſs. Denn es iſt wohl um 50 Grad in Sennar heiſser als zu Gondar. —

Es hängt die Hitze und Kälte, die wir an einem Orte empfinden, nicht ſo ſehr von ſeiner Breite,

m A. a. O. S. 352. und 551.
n) A. a. O. S. 484.

Breite, als von ſeiner erhöheten oder niedrigen Lage ab; dann kommen auch Dünſte und andere Umſtände in Erwägung. Wenn das Thermometer z. B. zu Loheia im glücklichen Arabien auf 90° ſteht; ſo glaubt man ſchon zu erſticken; da es hergegen zu Sennar blos warm iſt, wenn das Thermometer auf dieſem Grade ſteht.

Man kann demnach die verſchiedenen Grade der Hitze und Kälte beſſer durch das Gefühl als durch Inſtrumente beſtimmen. Man ſagt zu Sennar, es iſt kalt, wenn einer, der völlig gekleidet iſt und ſich ruhig verhält, empfindet, daſs er Feuer bedarf: es iſt kühl, wenn einer, der gekleidet und ruhig iſt, empfindet, daſs er überall, oder an gewiſſen Theilen mehr Bedeckung leiden könne, als er zur Zeit hat. Es iſt gemäſsigt, wenn er in ſolcher Kleidung und Ruhe kein ſolches Bedürfniſs gewahr wird, wobey er ſich mäſsig bewegen und auſser dem Zimmer aufhalten kann, ohne zu ſchwitzen: es iſt aber warm, wenn eben dieſer Mann bey ruhigem Verhalten ſchon ſchwitzt: es iſt höchſt warm, wenn jemand bey der geringſten Bewegung ſehr ſtark ſchwitzt: es iſt ſehr heiſs, wenn ein Mann bey dünner und faſt gar keiner Kleidung ſehr ſchwitzt, ob er gleich völlig in Ruhe iſt: es iſt auſserordentlich heiſs, wenn einer bey ruhigem Verhalten im bloſsen Hemde ſchwitzt, und ihm jede Bewegung ſauer wird, wenn ihm die Kniee ſo ſchwach ſind, als nach einem Fieber: es iſt unerträglich heiſs, wenn alle Kräfte fehlen, wenn Neigung zur Ohnmacht, Spannung in den Schläfen, als wenn eine Schnur um den Kopf gebunden wäre, empfunden wird. Die Stimme wird unter dieſen Umſtänden ſchwach, und der

Kopf scheint einem, dem Gefühle nach, grösser geworden zu seyn. Zu Sennar ist das feinste Gewand von Nesseltuch schon zu warm.

So lange das Thermometer zwischen dem 70ten und 78 Gr. nach Fahrenh. steht, ist es hier kühl: vom 79ten bis zum 92ten Gr. ist es gemäsigt; mit dem 92ten Grad fängt erst die Wärme an. — Aber was vermag nicht die Gewohnheit! Als Brüce bey 116 Gr. auf seinem Zimmer, bey einem nackten und ruhigen Verhalten, vor Hitze zu schmelzen glaubte, sahe er die Negern mit grosser Anstrengung ein Haus einreissen. —

In den versengenden Sandwüsten trift man zuweilen Quellen an, und dann auch wohl ein Dorf von Arabern: aber diese sehen alle sehr elend aus; wenn nun gar die Quelle versiegt, oder wenn die Hitze einmal ungewöhnlich gross gewesen ist; so kommen wohl alle Einwohner um. In dem Dorfe Gerigana *) sahe Brüce nur die Knochen von allen Einwohnern, die auf diese Weise umgekommen waren. Einer solchen Hungersnoth sind die unter Zelten wohnenden Araber, weil sie jährlich zur dürren Zeit, sich mit ihrem Vieh nach den Ufern des Nils begeben, nicht unterworfen. Es ziehen nemlich jährlich grosse Caravanen dieser Araber nahe bey der Stadt Sennar vorbey, die dem Könige von Sennar keinen geringen Tribut erlegen müssen. Sie müssen aber ihre Weideplätze wieder verlassen, so bald sich die Fliege Zimb einstellt.

Die

*) A. a. O. S. 352.

Die Landeseinwohner von Sennar leben von der Frucht Jujube; von Dorra; von Schweinen, die ſie braten, und in der Stadt Sennar iſt auſser obigem auch Weitzen, Reiſs und Kameelfleiſch die gewöhnliche Speiſe. Die Armen eſſen Hirſe, woraus ſie Brod und Mehl machen: die Vornehmen machen daraus Pudding, den ſie mit Milch genieſsen. Rindfleiſch, das ſchönſte in der Welt, iſt hier, kömmt aber ſelten zu Markte. — Da es an Flüſſen fehlt; ſo haben ſie kein anderes Waſſer, als das, ſo aus den Ziehbrunnen kömmt.

Vielleicht iſt die Stadt Sennar der ungeſundeſte Ort in der ganzen Welt, obgleich der Boden ſo fruchtbar iſt, daſs er kaum ſeines gleichen hat. Beydes kömmt von ſeiner ſumpfigen Beſchaffenheit her. — Vorerſt ſo bleibt kein hier gebohrnes Kind p) im Leben, ſondern ſie ſterben alle. Es würde daher die Stadt bald völlig ausſterben, wenn nicht von andern Orten jährlich ein ſtarker Zufluſs von freyen Menſchen und Sclaven den Abgang wieder erſetzte. Aber das hieſige Clima iſt auch den meiſten Thieren tödtlich. Man kann hier kein Pferd, keinen Eſel, keinen Mauleſel, keine Hühner am Leben erhalten, auch ſterben die geworfenen Jungen ebenfalls alle. Selbſt Löwen, welches man mehrere male verſucht hat, können es hier nicht aushalten. Will man Hunde, Katzen, Schaafe und Rinder erhalten; ſo muſs man ſie wenigſtens alle Jahre zur Zeit der tropiſchen Regen nach einem geſundern Orte bringen. Sonſt kann man auch gar keine Jungen von ihnen ziehen: denn die Mutterthiere werfen in Sennar nie Junge. —

Die

p) A. a. O. S. 471.

Die Häuser haben hier eine sehr schlechte Einrichtung: sie sind nicht allein aus Lehm gemacht, sondern sie sind auch oben dazu platt. Bey den häufigen Regen dringt demnach das Wasser leicht in die Häuser. — Ist es nicht zu bewundern, daſs es an einem so ungesunden Orte noch gesunde Menschen giebt? Gleichwohl, sagt Brüce, sind die Männer hier in der Stadt stark und auffallend groſs; jedoch erreichen wenige ein hohes Alter, welches er aber nicht so sehr von der ungesunden Luft, als von ihrer ausschweifenden und schwelgerischen Lebensart herleitet. — Denn es ist ein gottloses Gesindel. —

Die Hitze ist hier drückend heiſs; daher kleiden sich die Einwohner in blaue suratische Zeuge: am Mittage lassen sie sich einige Eimer Wasser über den Leib gieſsen, und schmieren sich darauf einmal des Tages mit Kameelfett, welches die Haut vor Ausschlag bewahren soll: des Nachts ziehen sie auch ein mit Fett beschmiertes Hemde an, und schlafen auf einer gegerbten Bullenhaut. Der König von Sennar salbte sich täglich mit stinkendem Elephantenfett das Haupt, und versicherte Brücen, daſs dies stark mache, und die Haare bewahre, daſs sie nicht roth würden. Der Gestank der Elephantenbutter wurde nachher durch eine Salbung von Zibeth und andern stark riechenden Sachen verdrängt, wo nicht erhöhet. —

Die Krankheiten zu Sennar sind erstlich Dysenterien, die um so viel gefährlicher sind, wenn sie mit der Regenzeit sich einstellen: gemeiniglich begleitet die Ruhr ein intermittirendes Fieber, worin die Chinarinde das bewährteste Mittel ist, weil diese Rinde hier anfangs purgirt. —

Oft findet man unter ihnen Epilepsien und scirrhöse Lebergeschwulsten, die da vielleicht von den vielen Verkältungen, von dem Salben und Wasserbegiessen herrühren. Unter den Arabern, die in Zelten wohnen, und nur Wasser aus den Ziehbrunnen trinken, sind Steinschmerzen gewöhnlich. — Die Venusseuche ist ganz allgemein, nur ist sie selten gefährlich, noch weniger wird dadurch ein Geschlecht im Heyrathen gehindert. Schwitzen und Enthaltsamkeit hilft gewiss. — Die in Abyssinien so gewöhnliche schlimme Krätze, die sich der Elephantiasis nähert, findet man hier nicht. Die Blattern machen hier eigentlich keine endemische Krankheit aus. Oft bleiben sie 12 bis 15 Jahre aus: aber dann sind sie sehr tödtlich. — Man hat hier eine Art von Blatterkaufen, die die Weiber nur allein zur trocknen Jahreszeit ausüben [q]): gemeiniglich bekommen die Kinder nicht mehr Blattern, als sie gekauft haben. — Auf viele Krankheiten scheint hier der Mond einen offenbaren Einfluss zu haben. —

Schätze, aber wohl dankbare Herzen, kann sich der Arzt in diesem Welttheile durch sein Prakticiren nicht erwerben. Brüce [r]) musste auf Verlangen der Königin von Abyssinien einen fremden Mann in die Cur nehmen. Dazu war er zwar willig, aber er fand sich auch zugleich genöthigt, diesen Mann mit zwey Bedienten in sein Haus zu nehmen, und sie obendrein mit allem Nöthigen, selbst mit Speisen und Getränken, zu versehen. Als der Mann wieder hergestellt war, blieb er noch eine Zeit lang bey ihm; äusserte aber doch oft

q) A. a. O. S. 486.
r) A. a. O. S. 4. 5.

oft Verlangen, wegreisen zu können. Brüce fragte endlich, was ihn zurück halte, da er seine Gesundheit wieder erhalten habe? worauf dieser ihm erwiederte, dass er nur auf die Kleider warte, die ihm von seinem Arzte noch zukämen. Brüce sahe sich also in die Nothwendigkeit gesetzt, diesem Manne mit sammt seinen Bedienten auf seine Kosten auch Kleider anzukaufen; worauf er dann, unter Versicherung, dass er ihm, wenn er einmal in seiner Heymath ihn besuchen sollte, ähnliche Freundschaftsproben erwiedern würde, abreisete. So befremdend und unangenehm auch dieser Vorfall dem Brüce vorkam; so nützlich war er ihm doch auf seiner weitern Reise. —

Als Poncet reisete, mussten sich die Caravanen jedesmal zu Gerri in Sennar eine Zeit lang aufhalten, und man schrieb ihnen eine Quarantaine, aus Furcht für den Pocken, vor: dadurch suchte man nemlich diese Krankheit von Sennar entfernt zu halten. Eine solche Untersuchung wird jetzt, wie Brüce [s]) berichtet, nicht mehr vorgenommen, weil die Handlung hier in Verfall gerathen ist. Es wäre aber zu wünschen, dass man eine solche Vorsorge in Ansehung der Pest ausübte, warum man sich aber wenig bekümmert. —

Wenn jemand in der Wüste von dem Simoon, d. i. von dem giftigen Winde, ergriffen wird; so erfolgen Schläfrigkeit; Kopfschmerz; Mattigkeit und Entkräftung: man empfindet einen ausserordentlichen Durst und grosse Trockenheit im Munde: in diesen Fällen thut der Salpeterspiritus, mit Wasser vermischt, die besten Dienste: es folgt

[s]) A. a. O. 2. B. S. 467.

aber auch häufig eine Engbrüſtigkeit darauf, die oft viele Jahre lang anhält. Brüce behielt ſie zwey Jahre lang, und wurde erſt durch die Bäder von Poretta in Italien davon geheilet [t]). —

Von den am rothen Meere gelegenen Oertern, wie auch einiges vom ſüdlichen Arabien.

Ob ich gleich bereits oben von verſchiedenen am rothen Meere gelegenen Oertern, wie auch von Arabien geſprochen habe; ſo bleibt hier doch noch einiges aus Brüce nachzuholen übrig. — Ich fange mit dem Lande Goſen in Egypten, welches auf der Oſtſeite des Nils lag, an. — Dies Land, welches eigentlich das Hirtenland bedeutet, wurde vom Nil nicht überſchwemmet, weil es hoch lag [tt]). — Die Küſten des rothen Meeres ſind zwar überhaupt ungeſund, aber die öſtlichen ſind doch noch ſchlimmer als die weſtlichen. — Denn die Ufer ſind theils ſumpfig, theils iſt auch die Hitze faſt unausſtehlich, daher ſind die meiſten Oerter ſehr ungeſund. Zu dieſen Städten gehört zuerſt Jambo, welches zwar an und vor ſich fruchtbar iſt, aber die Hitze ſteigt hier auf 91 Grad. — Ihre Einwohner ſind von allen Arabern die wildeſten, und halten ſich häufig in der Wüſte Tehama auf, wo es nie regnet [u]). — Etwas beſſer iſt Raback, wel-

t) A. a. O. 4. B. S. 560.

tt) Brüce a. a. O. 1. Theil. S. 280.

u) A. a. O. S. 349.

welches unter dem 22ſten Grad N. B. liegt; denn hier fehlt es nicht ganz am Waſſer, und ſelbſt Waſſermelonen gerathen hier gut. — Jidda iſt aber vorzüglich, der vielen ſtinkenden Teiche wegen, höchſt ungeſund, auch gränzt dieſer Ort an den unfruchtbarſten Theil von Arabien. Das Thermometer ſteht hier auf 97 Gr. [x]). — Nichts beſſer iſt Konfodah, das faſt noch ſchlimmer als Jidda iſt. Ob es gleich unter dem 19ten Grad liegt, ſo kennt man hier dennoch keinen Regen. Das Waſſer iſt daher hier vorzüglich ſchlecht, und man hat faſt kein anderes Fleiſch, als Ziegenfleiſch. — Auch Djezan, welches unter dem 16ten Grade liegt, iſt ungeſund: die Einwohner ſind allerley Fiebern ſehr unterworfen. — Loheia, welches unter dem 15ten Grad liegt, hat einen ſehr ſalzigten Boden, und man empfindet an den entblöſsten Beinen ein beſtändiges Stechen; der Schweiſs flieſst faſt ohne Aufhören; daher pflegt man mit Henna (Liguſtrum aegyptiacum) die Hände zu färben, welches auch den Schweiſs zurück hält. — Die Hitze iſt hier erſchrecklich. — Am niedrigſten ſteht das Thermometer bey S. S. O. Winde auf 81, am höchſten auf 99 Grade [y]). —

Die Inſel Dahalac, im rothen Meere, iſt dagegen gemäſsigter und geſunder, theils weil die Nordwinde ſie abkühlen, theils auch weil die Einwohner ſehr mäſsig leben. — Sie ſind Fiſcher, und erbauen Dorra, oder Mohrhirſe; eſſen Milch; ſie ſind aber ſo faul, daſs ſie oft in einem ganzen Jahre kein Brod haben: — gleichwohl ſind ſie ge-

x) A. a. O. S. 338.
y) Brüce a. a. O. S. 359.

gesund: über 60 Jahre kömmt aber hier nicht leicht jemand. — Der Regen fällt vom December bis zum Februar; während dieser Zeit muss aufs ganze Jahr Wasservorrath gesammlet werden, welches man in schmutzigen, aber prächtigen und von den Persern ehemals erbauten Cisternen bewahret [z]). —

Der südliche Theil von Arabien verdient, im Vergleich der übrigen Theile desselben, mit Recht das glückliche genannt zu werden, weil hier Ueberfluss an allem ist. — Wenn daher in den wüstern und schlechtern Gegenden Arabiens, als z. B. zu Jidda, der Mann nur eine Frau unterhalten kann; so können die Männer in dem blühenden Theile Arabiens dagegen drey bis vier Weiber wohl nähren. — Freylich begnügen sich die reichen Araber mit dieser Anzahl nicht, und viele unterhalten in ihrem Seraile weit mehrere. — Es scheint aber, aus doppelter Ursache, in Arabien erforderlich zu seyn, mehr als eine Frau zu nehmen. Erstlich deswegen, weil die Weiber hier zu Lande weit eher verblühen, als in vielen andern Gegenden. Selten ist hier eine Frau noch fruchtbar, wenn sie bereits 20 Jahre erreicht hat; die eigentliche Zeit der Zeugung dauert nur vom 11ten bis zum 20sten Jahre. — Wie würde es demnach mit der Bevölkerung allhier stehen, wenn ein Mann nur eine Frau unterhielte? — Einen zweyten Grund, warum hier mehr als eine Frau für den Mann bestimmt ist, scheint die Natur selbst durch das Verhältniss, welches zwischen den männlichen und weiblichen Geburten in den heissen Climaten statt findet, anzugeben; massen hier weit

z) A. a. O. S. 396.

weit mehr Mädchen als Knaben gebohren werden [a]). — Beyfpiele, die dies beweifen können, find hier gar nicht felten. — Der Iman von Sana hatte 88 Kinder und darunter nur 14 Söhne. — Ein anderer, ein Priefter des Nils, hatte 70 Kinder, und darunter 50 Töchter. —

Da ich übrigens von den Krankheiten Arabiens bereits oben geredet habe, und fie auch mit denen von Oftindien, von denen unten weiter die Rede feyn wird, übereinkommen; fo breche ich hiemit ab, und merke nur noch die wunderbare Vorforge der Natur an, die fie für jedes Clima getragen hat. -- Den Einwohnern von Oftindien gab fie Pfeffer und andere der Fäulnifs widerftehende Mittel; da fie hergegen den Bewohnern Arabiens Myrrhen, Weyhrauch und andere Räucherwerke, als Vorbauungsmittel, verliehen hat.

Von demjenigen Theile Oftindiens, welcher Bengalen, Decan und andere damit verbundene Länder begreift.

Die verfchiedene Lage, Nachbarfchaft und Befchaffenheit des Bodens, die man in den oben gemeldeten Ländern antrift, machen es nothwendig, dafs wir von den vornehmften Provinzen diefer Gegend zuerft insbefondere reden, und nachher dasjenige, im Allgemeinen, von Oftindien

a) A. a. O. S. 332 u. f. w.

vorbringen, was so wohl von diesen Ländern, als von Indostan, von dem wir bereits gehandelt haben, Arzeneykundiges gesagt werden kann. —

Schon der Boden von Bengalen ist verschieden: der nördliche Theil desselben, welches Nepan begreift, ist voller Berge, die im Winter, und selbst auch, zum Theil, im Sommer, wie die benachbarten Boutanschen, mit Schnee bedeckt sind [b]). — Die Hitze ist also hier sehr gemäfsigt; die Luft dabey rein und gesund. Der östliche Theil gränzt an Burma oder Brama, das voller Waldungen ist; wo man viel Tihkholz, das zum Schiffbau gebraucht wird, findet. — Gegen Süden gränzt es ans Meer. — Ueberhaupt ist zwar Bengalen ein herrliches fruchtbares Land; jedoch sind die nach Süden gelegenen Provinzen am besten bebauet und am fruchtbarsten. Denn hier ist das Land niedriger, sumpfiger, und zum Bau des Reifses, welcher hier die vornehmste Speise ausmacht, auch geschickter. — An Flüssen ist hier kein Mangel. — Denn, aufser dem Ganges und Buramputer, giebt es noch der kleinern Flüsse viele andere. — Das Wasser des Ganges, der jährlich aus seinen Ufern tritt, wird seiner Güte und anderer Ursachen wegen, in ganz Indien für ein Heiligthum gehalten. — Die Küsten sind voller Salz, und werden zum Salzbau benutzt: — auch fehlt's hier nicht an Moräften und Wäldern. Luftwasser oder Regen [c]) giebt's vom Junius bis zum October fast ununterbrochen; sie sind einem Platzregen oft ähnlich: — daraus entstehn oft

b) Forsters und Sprengels Beyträge, 3. Theil. S. 146.

c) Clarke.

oft Ueberschwemmungen und Moräste. — Die übrigen Monate machen die trockne Zeit aus. — Was die Hitze anbetrift; so richtet sie sich nach den verschiedenen Monaten, oder vielmehr nach den Winden, die alsdenn herrschen. Im August zum Beyspiel ist die Luft schwül und erstickend heiss, weil selten ein kühler Wind weht. — Dagegen begleiten in den übrigen Regenmonaten starke Stürme die jetzt zur Zeit fallenden Platzregen. — Diese Winde sind fast immer vom März bis zum September westlich, und thun der Gesundheit eben so grossen Dienst als der Schiffahrt, wo sie unter dem Namen der Monson bekannt sind. — Die trockne und heisse Zeit dauert vom April bis Juny; da hergegen die kalte Zeit vom Ende Novembers bis zum März währet. — Zu gewissen Zeiten ist es hier erstaunlich heiss: — man schätzt den höchsten Grad auf 120° nach dem Fahrenh. [d]). —

Die Haupt- und Residenzstadt von ganz Bengalen, Calkuta, ist auch zugleich die ungesundeste. Sie liegt am Fluss Huglei, nicht weit vom Ganges; die Gegend ist niedrig, und kann leicht unter Wasser gesetzt werden; der Boden ist sumpfigt; in der Stadt selbst giebts Salzteiche, die zum Baden gebraucht werden, und drey englische Meilen von der Stadt ist eine grosse Salzwasserlache, die mit der See in Verbindung steht. — Bey heftigem Regen giebt's hier demnach oft Ueberschwemmungen. So bald aber dieser vorüber ist; so trocknet die Lache aus, und hinterlässt im Grunde Mudder, Schleim, kleine Krebse und andere Fische, die bald bey der Hitze in Fäulung gehen, und die schäd-

d) Richard a. a. O.

ſchädlichſten Ausdünſtungen verurſachen. Dazu kömmt, daſs die Ufer der Flüſſe mit Bäumen und Geſträuchen ſtark bewachſen ſind. — Die Stadt iſt zwar groſs, und zählt an die 600,000 Menſchen, aber ſie iſt ſchlecht gebauet; die Straſsen ſind krumm und ungepflaſtert; die meiſten Häuſer ſind elende Hütten aus Bambusrohr verfertigt, und ſo niedrig, daſs man kaum aufrecht darin ſtehen kann [e]). Die Wohnungen der Vornehmen [f]) ſind freylich beſſer eingerichtet; ſie haben, auſser der Geräumigkeit noch den Vortheil, daſs ſie auch kühl ſind; denn überall läſst man der Luft freyen Zugang. Daher iſt in jedem Hauſe ein gewölbter Gang, der auf Säulen ruht. Zwiſchen den Säulen ſind Vorhänge von Segeltuch befeſtigt, die oft mit Waſſer angefeuchtet werden. — Das hier herrſchende Fieber wird Puckerfieber genannt, und iſt von fauligter Art: es befällt am meiſten die Mannsperſonen. Aber auſser dieſem Fieber leiden auch viele an ſchleichenden Krankheiten, als Gelbſucht und Magenſchwäche, wovon nur wenige frey ſind. Das engliſche Frauenzimmer leidet ſehr an Nervenſchwäche und Gallſucht. Es giebt auſser Calcuta noch mehrere ungeſunde Oerter in dieſer Gegend: aber Colpi iſt einer der ſchlimmſten.

Die Lebensart der Indianer, oder der Indoſtaner, iſt hier eben ſo beſchaffen, wie bereits oben beſchrieben worden. So mäſsig viele von dieſen leben; ſo üppig und verſchwenderiſch ſind die in Dienſten von der oſtindiſchen Compagnie ſtehenden Europäer. — Ihre Häuſer ſind voll von Sänften-

e) Forſter und Sprengel a. a. O.

f) Clarke a. a. O.

tenträgern, Läufern, Thorheiten u. d. gl. mehr. Da ist keiner, der nicht seinen Huccadabar, d. i. denjenigen, der die Pfeife Tabak stopft, oder seinen Banian, d. i. einen solchen, der die häuslichen Angelegenheiten besorgte, hätte. — Da also die Anzahl der Bedienten so grofs ist; so kann man sich leicht vorstellen, was es für ein Gedränge geben müsse, wenn irgend ein Vornehmer, als z. B. der Gouverneur, ein Gastgebot giebt. Jeder Gast bringt alsdann seine ganze Suite Bedienten mit, die ihm bey der Tafel aufwarten müssen [g]). Der erste Dubash nimmt unmittelbar hinter seinem Herrn Platz, und theilt von da aus den übrigen Bedienten, die alle, so wie sie im Range auf einander folgen, bis ans Ende des Speisezimmers hinter ihm stehen, des Herrn Befehle mit.

Diese lächerliche Mode macht, nebst dem Speisedampf, in diesem schon heissen Clima, die Luft im Zimmer erstickend beklommen. —

Hier wird stets geschwelgt: — aber dafür werden auch die armen Unterthanen tyrannisirt, und die Indüstrie derselben zu Grunde gerichtet. — Kömmt nun noch Miswachs hinzu, so entsteht leicht Hungersnoth; wovon man vor einigen Jahren ein trauriges Beyspiel sahe, indem an die vier Millionen Menschen dadurch weggerafft wurden. — Demohnerachtet bleibt Bengalen noch sehr volkreich, und zählt nahe an die 12 Millionen Menschen. — Der höhere Theil von Bengalen, besonders Nepal, geniefst eine gute Gesundheit; ausserdem giebt's noch mehrere ziemlich gesunde Oerter allhier. — Aber die niedrigen, an der Küste des Meeres gelegenen Gegenden,

g) Hannöv. Magazin v. J. 1790. 14. St.

genden, können sich dessen nicht rühmen. — Ihre ungesunde Beschaffenheit steigt und fällt mit der Menge des gefallenen Regens. Denn ist der häufig; so entstehen starke Ueberströmungen des Ganges, welche, wie schon angemerkt worden, von nachtheiligen Folgen sind. — Unter den hier herrschenden Krankheiten [b]) sind die faulen nachlassenden Fieber und die Ruhr die schädlichsten und beschwerlichsten. — Sie herrschen zur nassen Jahreszeit, besonders im August, und halten bis zum November an. Im Anfange ist das Fieber mit der gröſsten Gefahr und Bösartigkeit verknüpft: es rafft die Kranken oft binnen 12 Stunden weg. Im August sind die Remissionen fast unmerklich; im October werden sie aber deutlicher, und so wie sich das kalte Wetter einstellt, unterscheidet sich dieses Fieber durch nichts von dem kalten Fieber in seiner regelmäſsigen Art. Zu dieser Zeit fängt auch die faule Ruhr zugleich mit dem Fieber an zu herrschen. Im Anfange ist es fast unmöglich, diese zwey Krankheiten, die oft vereinigt sind, von einander zu unterscheiden, und was noch ärger ist, so geschieht es oft, daſs, wenn das Fieber gehoben, und der Kranke an Besserung ist, derselbe alsdann von der Ruhr ergriffen wird. Beyde, so wohl Fieber als Ruhr, haben, wenn sie hartnäckigt sind, eine gleich groſse Neigung, sich in Verstopfungen des Unterleibes, und besonders in tödtliche Geschwülste und Verschwärungen der Leber zu endigen. — Diese Krankheiten rafften im Jahre 1770, wegen Reiſsmangel, 80000 Eingebohrne und 1500 Europäer weg. — Bey der nassen und kränklichen Jahreszeit ist die Ungewiſs-

b) Clarke a. a. O.

gewiſsheit des Lebens in Bengalen ſo groſs, daſs es oft geſchieht, daſs man von einem Bekannten, der ſich bey völliger Geſundheit befand, des Abends Abſchied nimmt, und am folgenden Morgen hört man ſchon, daſs er die Nacht geſtorben ſey [i]). Dagegen iſt die kühle und angenehme Jahreszeit vom December bis März ganz geſund. — In dieſen trocknen Monaten leiden die Europäer nur an der Cholera und Durchlauf. —

So wie in Weſtindien, eben ſo hat auch der Mond in Bengalen einen ſtarken Einfluſs auf die Krankheiten. Denn bey groſsen Mondsveränderungen [k]) und bey Mondfinſterniſſen machen die Fieber leicht Rückfälle. Solchen Perſonen ſteht daher zu rathen, an jedem Voll- und Neumond einige Doſen Chinarinde zu nehmen. Auch Balfour [l]), der ſich auf Erfahrung beruft, verſichert, daſs ſo wohl der erſte Anfall, als die Rückfälle der dortigen intermittirenden Gallenfieber immer auf die drey vor dem Mondswechſel vorhergehenden oder darauf folgenden Tage fallen. —

Da die Neigung zur Fäulung in den ungeſunden Gegenden Bengalens ſo ſehr groſs iſt; ſo hat man ſich, in Anſehung des Aderlaſſens, ſehr vorſichtig in Acht zu nehmen. — Clarke [m]) ſahe deutlich, daſs nicht allein unzeitiges Aderlaſſen das bengaliſche Sumpffieber, welches in den meiſten Stücken mit dem Kerkerfieber übereinkömmt, herbey gelocket hatte, ſondern er bemerkte auch an

i) Man ſehe Clarken a. a. O.

k) Lind a. a. O. S. 77.

l) Michaelis med. pract. Bibl. 1. B. S. 328.

m) S. 88—90.

an drey Patienten, die mit diesem Fieber befallen waren, die schlimmsten Folgen davon. — Diese Fieber sind aber, weiter ins Land hinein, lange nicht von solcher Heftigkeit; auch sind sie dort, selbst zur Regenzeit, nur selten. Chandernagor z. B. und Chiasura, französische und holländische Besitzungen, sind von solcher gesunden Beschaffenheit, daſs man von diesen Fiebern hier nichts erfährt.

Auch der Genuſs der Fleischspeisen ist in den sumpfigen Gegenden und fast in ganz Bengalen, nicht sehr zu billigen. Matrosen, die lange nichts als Fleisch genossen haben, werden, wenn sie ans Land kommen, sehr leicht davon befallen. — Die eigentlichen Hindostaner, weil sie sich aller Fleischnahrung enthalten, sieht man hergegen sehr selten an diesen Fiebern erkranken.

Die Ruhr ist die zweyte hier sehr gewöhnliche Krankheit. Sie ist gemeiniglich von fauler Art, und hat ein nachlassendes Fieber, von dem sie oft nur Symptom ist, zur Begleitung. — Selten sieht man diese Krankheit hier anders als in ihrer hitzigen Gestalt, und sie tödtet oft schon am vierten oder fünften Tage [n]). — Queckſilbermittel, die man auf Coromandel gegen die Ruhr gebraucht, würden hier von der schlimmsten Würkung seyn [o]).

Die Blattern sind ferner in Bengalen oft bösartig; aber zum Glück der Menschheit ist die Inoculation derselben schon seit undenklichen Zeiten daselbst eingeführet worden. — Sie geschieht hier auf

n) Clarke a. a. O. S. 152.

o) Lind a. a. O.

auf zwey verſchiedene Arten p). — Man macht entweder mit einer Nadel einige Cirkelritzen in die Haut, reibt friſchen Eiter herein, und bedeckt ſie mit Charpie; oder man vermiſcht von dem Eiter etwas mit Zucker, und giebt es den Patienten zu verſchlucken. Von beyden ſoll einerley Würkung entſtehen; dennoch aber zieht man die erſte Methode der zweyten vor. — Um das Fieber zu erregen, läſst man ſie in einer Tonne kalt baden.

Dies iſt die Curart, die die Eltern ſelbſt bey ihren Kindern anwenden, und nicht die der bengaliſchen Aerzte, deren Wiſſenſchaft vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt wird q), und die auf vieler Erfahrung beruhet, aber von aller Theorie entblöſst iſt. Ihre meiſten Getränke beſtehen aus Sandelholz, Ingwer, Cyperwurzel, Ninſe u. ſ. w. In hitzigen Fiebern geben ſie nicht viel zu trinken, ſondern man giebt dem Patienten einige Schnitte von einer Frucht, Bollwa genannt, die einer Gurke ähnlich iſt, zu kauen, ſo wie man es bey uns mit Citronenſcheiben macht.

Bahar, welches auch zu Bengalen gehört, iſt, ſeines groſsen Opiumhandels wegen, berühmt. Man hat ausgerechnet, daſs jährlich an die 600,000 Pfund davon ausgeführet werden r). Die Indianer können hieſelbſt dieſen Saft eben ſo wenig ent-

p) Matty. M. ſ. im Hannöverſchen Magazin v. Jahr 1770.

q) Huhn obſerv. nonnullae med. chir. in India orientali collectae. M. ſ. Erlanger Zeitung vom J. 1774. S. 176.

r) Todens med. chir. Bibl. 4. B.

entbehren, als die Perſer und Türken. Als im Jahre 1771 in Bengalen eine allgemeine Hungersnoth herrſchte, haben viele Unglückliche durch deſſen Gebrauch die ſchmerzhafte Empfindung des Hungers zu ſtillen geſucht, und ſind unvermerkt ein Raub des Todes geworden.

Das groſse und mächtige Reich der Maratten iſt bis jetzt faſt noch unbekannt. Im innern, vorzüglich öſtlichen Theile deſſelben giebt es erſtaunliche Wüſteneyen und undurchdringliche Wälder von Thikholz; auch werden Demantengruben hier gefunden. Der mittlere und weſtliche Theil iſt ſehr bergigt. — Eben ſo iſt es mit dem eigentlichen Decan und Golconda beſchaffen. — Wegen Hitze des Clima's iſt die körperliche Entwickelung hier ſehr ſchnell. Methold [s]) ſahe hier Frauen von 12 Jahren im Kindbette liegen. — Bliebe nun die Fruchtbarkeit etwa nur bis ins 40. Jahr; ſo müſste dies Land auſserordentlich zahlreich an Menſchen werden: allein nun hören die Weiber oft ſchon im 20ten auf, Kinder zu gebähren, wodurch alſo das Verhältniſs mit kältern Ländern erhalten wird. Da man ferner die männlichen Kinder in Golconda ſo häufig verſchneidet, ſo daſs man im Jahr 1659, da ſich hier Tavernier aufhielt, an die 22000 Verſchnittene zählte; ſo kann man jährlich eher auf Verluſt als auf Gewinn rechnen. In Golconda treibt man mit dieſen Halbmenſchen einen ordentlichen Handel, und verkauft ſie an die Türken und Perſer. —

Da Golconda etwas hoch gelegen iſt; ſo iſt es ſo ziemlich geſund; am Regen iſt kein Mangel: der Weſt-

s) Allgem. Hiſtorie der Reiſen, 10. B. S. 564.

Weſtwind, der im May regiert, macht es hier nur erſtickend heiſs [t]). —

In Krankheiten läſst man hier gemeiniglich an der Zunge zur Ader. Einſtmalen [u]) wurde auch dem Könige von Golconda ein ſolcher Aderlaſs von ſeinen Aerzten angerathen. Man beſtimmte auch das Gewicht ganz genau, nemlich 8 Unzen. Einem europäiſchen Wundarzte fiel dieſe Operation zu Theil: er traf das Gewicht des gelaſſenen Bluts genau, und erhielt dafür eine reiche Belohnung, da er hergegen, ſagt Tavernier, Gefahr lief, den Kopf zu verlieren, wenn er auch nur ein Quentchen Blut mehr hätte laufen laſſen.

Auch kennt man die Länder des verſtorbenen Hyder Aly's bis jetzt zu wenig, als daſs man davon eine Beſchreibung geben könnte. So viel weiſs man [x]) indeſs, daſs eine ſehr hohe Bergkette von Norden nach Süden mitten durch das Land Myſore laufe, und ſelbiges, unter dem Namen Gauls, durchſchneide. Indem dieſe Gebürge bis an die Spitze von Carnatic fortlaufen, ſo trennen ſich dadurch nicht allein Coromandel und Malabar von einander, ſondern ſie tragen auch zu der abwechſelnden Witterung, die hieſelbſt ſtatt findet, alles bey. — Der bemeldeten Gebürge wegen iſt kein Mangel an Flüſſen in allen dieſen Ländern. — Am Regen kann es ebenfalls nicht fehlen, weil dies Land ſich unter der Breite der tropiſchen Regen befindet. Im Innern muſs es auch, aus ähnlichen

 Urſa-

t) Richard a. a. O.

u) Allgem. Hiſt. d. R. 10. B. S. 538.

x) Forſter und Sprengel a. a. O. Desgleichen Sprengels Taſchenbuch a. a. O.

Ursachen, besonders der hohen Berge wegen, sehr gemäßigt seyn, und da der Boden sehr fruchtbar ist; so könnten die Menschen hier Ueberfluss an allem haben, zumal da die eigentlichen Hindus sehr viel auf Anbau eines wüsten Ackers, und Anpflanzung nützlicher Bäume halten. — Aber indem auch hier alle Grosse nach Oberherrschaft streben, und sich unabhängig zu machen suchen; so wird der Unterthan überall gedrückt, und in Armuth versetzt. Es sind fast ganze Länder, als z. B. Carnatic, dadurch verwüstet worden. — Ueberall wachsen in diesem südlichen Theile von Ostindien herrliche, saftreiche, aber auch hitzige Gewächse, als z. B. Cocosnüsse, Pfeffer, Cardamomen u. d. gl. mehr. Reiss, als die Hauptnahrung der hiesigen Landeseinwohner, giebt's auch in Menge. — Die bergigten und waldigten Länder von Madure, in dem ein wildes räuberisches Volk lebt, mögen hieran wohl Mangel leiden, aber dies ersetzt die Natur vielleicht auf eine andere Weise. —

Die Lebensart der Indostaner ist sehr einfach, und der Gesundheit angemessen. — Besonders zeichnen sich hierin die tapfern und kriegerisch gesinnten Maratten aus, welche das in Ostindien sind [y]), was in Europa an den Schweitzern bewundert wird, mit denen sie viele Aehnlichkeit haben. — Sie sind nicht allein in ihren Kleidungen, sondern auch in ihren Speisen sehr einfach; begnügen sich mit Reiss und Hülsenfrüchten, verabscheuen alles Fleisch; trinken nichts als Wasser. Jedoch lieben sie den Rausch, wozu sie eine Art Hanfft, welches Bang heisst, wählen. — Oft ver-

y) Richard a. a. O.

verfertigen ſie ein berauſchendes Getränke auf folgende Art. Sie löſen Bang, Opium und Aſſa fötida in einer beliebigen Feuchtigkeit auf, und trinken es. — Bey dieſer einfachen Lebensart, und bey dem Genuſs der reinen Bergluft, genieſſen die Maratten eine gute Geſundheit. Indeſs geht doch unter ihnen ein Ausſchlag im Schwange, welches eigentlich Geſchwüre ſind, die ſich an den Händen und auch an andern Theilen des Körpers einſtellen, und die man daſelbſt Sarnas nennt [z]). Pages ſelbſt wurde damit befallen, und es fielen ihm die Nägel von vier Fingern ab: indeſs wurde er doch durch den Gebrauch der Bäder im Seewaſſer davon befreyet. —

Mit den Maratten kommen die Bojaden, d. h. ſolche, die mit Ochſen umher ziehen, überein; ſie leben ebenfalls ſimpel, und ſind ſtarke, geſunde Leute [a]). — Ihre Weiber gebähren auf der Reiſe. Auch der nördliche Theil von Golconda kömmt ſeiner trocknern, höhern, kältern, und folglich geſundern Lage wegen, mit dem Lande der Maratten überein. Ihre Einwohner leben den Tatarn nicht unähnlich.

Den mittlern Theil von Golconda beſitzet eine Völkerſchaft der Mongolen, die ſich durch die weibliche Schönheit, ſo man unter ihnen findet, auszeichnen. Im ſüdlichen Theil von Golconda aber regnet es häufig, und die Hitze iſt hieſelbſt ſehr groſs, dennoch iſt das Land, weil es hoch

 liegt,

z) Pages Voyage autour du Monde. Paris 1782. p. 267.

a) Voyage par Mr. Anquetil du Perron. Paris 1771.

liegt, gesund, und nicht wenig Indianer erreichen hier 100, ja 120 Jahre [b]). — Selbst Bombay und Surate [c]), welche an der westlichen Küste des Marattenlandes liegen, geniessen eine gemäsigte Wärme, weil sich daselbst erfrischende Land- und Seewinde, sechs Monate lang, oder vom October bis zu Ende März einfinden, wobey die Luft zugleich trocken ist; hergegen vom April bis October fällt vieler Regen. Während dieser Zeit sind die Europäer vielen Fiebern und Bauchflüssen, welche letztern die gewöhnlichste Krankheit sind, ob sie gleichwohl nicht so schädlich als in Bengalen und Batavia sind, unterworfen. Auch zeigt sich in Bombay die Cholera oft; es sind ferner die so genannten Barbiers, eine Art Lähmung, welche die Glieder, und oft die Werkzeuge der Sprache angreift, und womit ein Unvermögen, selbige zu bewegen, gepaart gehet, nirgends häufiger als hier (s. unt. S. 585) — Diese Krankheit entsteht, wenn man sich den kalten Landwinden im Januar und Februar aussetzt. Sie ist sehr hartnäckigt, und wird selten gehoben. Das beste Mittel ist die Rückkunft des wärmern Wetters, oder das veränderte Clima, auch Seereisen. Desgleichen sind zu Surate die Nabelbrüche sehr gemein [d]). Was die Curart der Cholera, oder, wie auch diese Krankheit sonst genannt wird, Mort de chien, anbetrift; so soll man sie durch das Brennen der Fussohlen hier heben [e]). — Thevenot [f]) meldet uns, dass man zu

b) Richard a. a. O.

c) Clarke a. a. O. S. 26.

d) Anquetil du Perron l. c.

e) Allgem. Hist. der R. 10. B. S. 38.

f) Dessen Reisen.

zu Diu in Guzerate den beſten Cobraſtein aus gebrannten Wurzeln und Erden mache, welcher das ſicherſte Mittel gegen den Biſs der Schlangen ſeyn ſoll; Ferner, daſs man zu Amedabad ein Lazareth für kranke Vögel errichtet habe. Hier in Guzurate hat ſich vorzüglich die Sekte der Geber oder Feueranbeter niedergelaſſen, die auſser vielen andern Sonderbarkeiten, auch dieſe hat, daſs ſie ihre Todten nicht zur Erde beſtatten, ſondern ſie ſetzen ſelbige auf hohe ringsherum eingezäunte Bäume, wo ſie von den Raubvögeln gefreſſen werden [g]). —

Die Inſel Bombay war ehemals ſehr ungeſund. Seitdem man aber, durch Anlegung eines Dammes, das Austreten der See verhütet, und alſo einen Salzmoraſt weggeſchafft hat; beſonders auch ſeit dem Verbot, daſs niemand ſeine Cocosnuſsbäume mit verfaulten Fiſchen düngen darf, iſt ſelbige weniger nachtheilig geworden [h]). —

Wenn man dieſe Küſte nach Süden verfolgt; ſo gelangt man nach Goa, welches kein ungeſunder Ort iſt [i]). — Wendet man ſich aber nach der Oſtküſte von Bengalen, Decan und Golconda; ſo trift man daſelbſt Maſulipatam [k]) und die Circars an. —

Maſulipatam hat auf der einen Seite einen Moraſt, auf der andern einen ſalzigen Sumpf, worin

g) Sullivans Reiſen eines morgenländiſchen Philoſophen. Leipzig 1787.

h) Lind a. a. O. S. 79.

i) A. a. O. S. 80.

k) Forſters und Sprengels Beyträge, 3. Th. S. 1.

Meersalz gemacht wird; der Boden ist eine unfruchtbare sumpfige Heide, in der man nicht einen Fuss tief graben kann, ohne sogleich auf Wasser zu kommen; nicht weit vom Orte ergiesst sich ein Fluss ins Meer. — Nach der Seite der Maratten hin ist ein 50 englische Meilen grosser Wald. Wasser und Brennholz ist endlich zu Masulipatam auch nicht zu haben, sondern muss von der Insel Divy geholt werden. — Alle diese Umstände machen diesen Ort höchst ungesund. Kranke Personen begeben sich daher nach Ivugurdur, woselbst man auch ein Lazareth angelegt hat. —

Auf der Insel Divy ist die Luft rein, und das Wasser, 6 Monate lang, fürtrefflich; in den andern 6 Monaten ist es aber salzigt. Der Krisnahfluss bringt das süsse Wasser nur bey dessen Ueberschwemmung. — Es liegen noch mehrere fruchtbare und gesunde Oerter in dieser Gegend, von denen ich nur Devracotta und Narsapur nennen will. —

Was das nördliche Circars anbetrift; so wird dies Land durch die periodischen Ueberschwemmungen des Krisnahflusses und Ganges sehr fruchtbar gemacht. — Diese Ueberschwemmung ist aber von einer besondern Art. Sie dauert gemeiniglich nur acht Tage lang, wodurch das Wasser Zeit gewinnt, theils in den trocknen Boden zu ziehen, theils zu verlaufen: nach dieser Zeit folgt eine neue Ueberschwemmung, und dies dauert so eine Zeit lang fort. Das Land hat viel Thikholz; ob das Land aber gesund sey oder nicht, finde ich nicht angezeigt.

Lassen wir jetzt die malabarische Küste, von Goa an bis zum Cap Comorin, betrachten. Es

gränzt

gränzt diese Küfte nach Westen an den arabischen Meerbusen; nach Osten aber ist sie nicht weit von den oben beschriebenen Gatesgebürgen, die bis zur Spitze des Cap Comorin fortlaufen, entfernt. — Diese Lage hat auf die Gesundheit der Menschen grofsen Einflufs. Denn erstlich wehen, wie an der ganzen ostindischen Küfte, vom März bis zum September, Westwinde, die man auch unter dem Namen des Westpassats kennt. Da dieser Wind übers Meer kömmt, so bringt er auch hier den Regen; es sind demnach oben benannte Monate, Regenmonate. — Da die Winde vom September an östlich zu werden anfangen; so fängt auch um diese Zeit die schöne heitere Witterung auf Malabar an. — Da aber die Berge dieser Küfte so nahe liegen; so kommen auch beständig, selbst zur trocknen Zeit, Windstöfse, die mehr wie kühl sind, von diesen Bergen herab. — Durch diese Lage wird Malabar zu einem sehr gemäfsigten und fast immer grünenden Lande, wo man Ueberflufs an allen herrlichen Früchten hat. — Indefs verursachen doch diese kalten Winde bey unvorsichtigen Personen manches Uebel. Das gewöhnlichste [l]) ist eine Art Lähmung, die man Barbiers nennt, und die man nirgends häufiger, als auf der Küfte von Malabar findet. Diese Lähmung trift hauptsächlich die niedrige Classe von Europäern, die, wenn sie betrunken sind, öfters den Landwinden ausgesetzt, in der freyen Luft schlafen. Der Anfall ist meistentheils plötzlich, und beraubt die Glieder ihrer Bewegung gänzlich. (f. ob. S. 582.) — Die Eingebohrnen des Landes haben die Methode, dafs sie den Patienten in eine in die Erde gemachte

Oo 5 Grube

l) Lind a. a. O. S. 246.

Grube stecken, und bis an das Genick mit Sand bedecken: dies geschieht in der Mitte der Tageshitze, und er bleibt so lange darinnen, als er die Hitze des Sandes, welche beträchtlich ist, ertragen kann. — Diese Winde sind vom December bis zum März am kältesten; indess sind vom Thau fast alle Nächte kalt [m]); und die mit Sonnenaufgang entstehenden Seewinde machen die Hitze des Tages sehr erträglich: zumal da man in den 6 Regenmonaten die Sonne kaum erblickt. — Dass auch hier der Neumond starken Einfluss auf die Patienten habe, wird aus der Erfahrung verschiedner Missionarien versichert [n]). — Diese berichten auch, dass hier noch folgende Krankheiten im Schwange gehen. Erstlich eine Verstopfung der Luftröhre, oder Angina, woran oft starke und gesunde Personen schleunig wegsterben, und die sie sich wahrscheinlich auch durch Verkältung zuziehen. Dann sind kalte Fieber und grosse Beulen auf dem Rücken hier auch gemein. Ferner fehlt es auch hier nicht an fressenden Krebsschäden. Vielleicht ist dies Uebel das nemliche, welches von andern Hypersarcosis genannt wird, und womit vorzüglich die aus Coromandel abstammenden St. Thomas-Christen häufig geplagt werden [o]). Es ist dies eine Art von Aussatz, und bestehet in dicken geschwollenen Beinen und in widernatürlichen fleischigten Auswüchsen. — Bey andern bestehet es in einer gewissen Art des Beinfressers (paedarthocace), und rührt ohne Zweifel, wie Fürstenau und Paxmann sagen, vom schlechten Wasser her.

m) Neuhoffs Reisen l. c.

n) Dänische Missionsberichte, 3 Theile. Halle 1718.

o) Cartheuser l. c.

her. Endlich, so sind allerhand Augenzufälle, und selbst Blindheit, von dem scharfen Winde, und des feinen Staubes wegen, der oft in der Luft schwebt, ebenfalls gewöhnliche Zufälle.

Was die eigentliche Pest anbetrift, so fehlt es nicht an Schriftstellern *p*), die da läugnen, dass sie je nach Ostindien gekommen sey; indess beschreibt doch Wolf *q*) eine Seuche, die zu seiner Zeit mehr denn hunderttausend Malabaren wegraffte, und besonders Jaffanapatnam traf. Er nennt diese Krankheit eine Pest, und sie scheint diesen Namen allerdings zu verdienen, ob ich es gleichwohl nur für ein bösartiges Fieber halte; für eine Constitutio pestilentialis, nach dem Begriff des Hippocrates. Das Schrecken, welches sich damals unter den Malabaren verbreitet hat, war schaudernd anzusehen, und nicht ohne Rührung konnte man die Gebete anhören, die sie, zur Abwendung dieser Plage, zum Himmel schickten. — Uebrigens verdienen diese langohrigten Malabaren, die aus verschiedenen Stämmen der Hindus bestehen, noch in anderer Rücksicht unsere Aufmerksamkeit. —

Nirgends in der Welt kann z. B. eine Schwangerschaft weniger verheimlichet, und ein heimlicher Kindermord weniger ungerochen begangen werden, als eben bey diesen Völkern. Denn es ist bey ihnen Sitte *r*), dass ein Mädchen ihren periodischen Blutabgang durch ein mit ihrem Blute gefärbtes Läppchen Leinwand, das am Hause befestiget

p) Irwins Reise von Venedig nach Laodicea.

q) Wolfs Reisen nach Zeilan. Berlin 1783.

r) Wolf a. a. O.

stiget wird, der Stadt bekannt mache. — Es darf ferner niemand, seine eigne Wäsche reinigen, sondern es sind, in jeder Stadt, eigne Waschweiber dazu bestimmt. — Diesen kann es, sagt Wolf, nicht unbekannt bleiben, ob einer Person, seit langer Zeit, die Reinigung gefehlt habe oder nicht, welches dann, bey den Malabaren, gleich auf Schwangerschaft schliessen läßt. Einstens entdeckte Wolf, durch Hülfe dieser Waschweiber, einen begangenen Mord eines Kindes, welches man in einem Brunnen fand. — Er ließ diese Wäscherinnen zu sich kommen: erkundigte sich nach jenem Zeichen. — Eine unter ihnen erinnerte sich, daß es einer gewissen Nalle Naatze seit einiger Zeit daran gefehlt habe. — Diese wurde gerufen, und gestand ihre That. — Europäische Mädchen würden sich freylich wohl so leicht nicht fangen lassen. — Auch muß ich bemerken, daß sich hier die Natur sehr früh entwickle; schon im neunten Jahre findet sich diese Reinigung ein [s]). —

Bekanntermaßen fischt man an der malabarischen Küste Perlen, welches ein höchst beschwerliches und gefahrvolles Geschäfte ist. — Diejenigen, so dazu gebraucht werden, gewöhnen sich von Jugend auf an, den Athem sehr lange anzuhalten, damit sie desto länger unter Wasser verbleiben können. — Neuhoff sagt [t]): viele vergessen, aus Begierde zum Gewinn, im Wasser oft ganz das Athmen, und werden daher oft todt herausgezogen. Andere schlagen sich wohl gar in der Tiefe um die gefundene Beute. — Endlich so

s) Franke a. a. O.

t) A. a. O.

ſo pflegen wieder andere einige Perlen zu verſchlucken, um ſie den Aufſehern zu verbergen. — Aber die Zolleinnehmer geben ihnen dann ein Laxiermittel, und ſuchen aus den Excrementen die Perlen wieder heraus [u]). —

Bey vielen Völkern wird zur Entdeckung der Verbrechen ein ſo genanntes Gottesgericht gehalten. — Die Malabaren werfen einen ſolchen in einen Fluſs, worin ſich Crocodillen befinden; kömmt er glücklich wieder heraus, ſo wird er für unſchuldig gehalten [x]). —

Die an der malabariſchen Küſte liegenden Oerter ſind faſt alle geſund, beſonders Tellichery [y]), Cochin [z]), welches eine ſehr angenehme Lage hat, und Quiloa. — Puar hergegen, welches dem Könige von Travankor gehört, iſt ſchlecht. Die Einwohner leben nur allein von Fiſchen, und leiden oft Hunger. — Ihr Anſehen iſt daher ſehr elend; ſie ſind zu Gerippen ausgehungert, und ſind mit vielen Geſchwüren geplagt [a]).

Mit der Küſte von Coromandel hat es folgende Beſchaffenheit. — Sie hat nach Oſten die See oder den bengaliſchen Meerbuſen; nach Weſten die Gatesgebürge. Es liegt aber dieſe hohe Bergkette viel weiter von Coromandel als von Malabar entfernt. — Hieraus entſteht folgende ſehr merkwürdige Witterungserſcheinung. Nemlich ſo

u) Marko Polo.

x) Kaempferi amoenit. exotic.

y) Lind a. a. O.

z) Howels Tagebuch ſeiner Reiſen von Indien durch Meſopotamien, Armenien u. ſ. w.

a) Howel a. a. O.

ſo lange der weſtliche Maunſon regiert, und Malabar mit Regengüſſen 6 Monate lang, ohne die Sonne zu ſehen, heimgeſucht wird, hat Coromandel den heiterſten und ſchönſten Himmel, weil die Regenwolken von den Gebürgen in dieſer Richtung aufgehalten werden. So bald ſich aber die öſtlichen Paſſatwinde einſtellen, womit auf Malabar das heitere Wetter anfängt; ſo bekömmt Coromandel 6 Monate lang unaufhörlichen Regen. — Da die Regenzeit hier zu Lande den Winter ausmacht; ſo kann man mit Recht ſagen, daſs es zu Coromandel Winter ſey, wenn Malabar den Sommer genieſst, und umgekehrt. — Weil ferner die Gebürge von der Küſte weit entlegen, und durch viele Sandwüſten getrennet ſind; ſo fahren die Winde, die vom Berge kommen, über den brennend heiſsen Sand weg, und werden von demſelben ſehr erhitzt. Es fehlt alſo viel daran, daſs dieſe Winde, die auf Malabar eine empfindliche Kälte hervorbringen, hier auf Coromandel das nemliche leiſten ſollten. Sie ſind hier vielmehr verſengend; alles Gras und Kraut verwelkt, und es ſiehet alles einer dürren Wildniſs gleich [b]). — Es haben dieſe heiſsen Winde noch folgende beſondere Eigenſchaft. Setzt man nemlich Flaſchen mit Waſſer gefüllet, und auswendig mit naſſen Tüchern bedeckt, dieſem Winde aus, ſo wird das darin enthaltene Waſſer, wegen der ſchleunigen Verdünſtung des äuſsern Waſſers, ſo kalt, als wenn es mit Salpeter abgekühlt worden wäre. — Dieſe Winde ſind ferner der Geſundheit ſo wenig ſchädlich, daſs vielmehr die geſunde Conſtitution der Luft in dem Grade zunimmt, in welchem die

b) Lind a. a. O. S. 126.

die Winde vorher regiert haben; denn während ihrem Daſeyn iſt es ſo nicht beſchaffen. Coromandel übertrift demnach die malabariſche Küſte der geſunden Beſchaffenheit nach. — Dieſe Winde [c]) regieren in den Monaten May und Juny am ſtärkſten. In andern Monaten hat man andere Winde, z. B. im Chriſtmonat ſind die N. O. Winde ſo heftig, daſs die See davon oft aufſchwillt; im April giebt's Südwinde; endlich ſo hat man alle Abende einen kühlen Seewind, der bis 9 oder 10 Uhr Abends anhält, auch oft die ganze Nacht dauert. Gewöhnlich fangen die Landwinde um Mitternacht an, und dauern bis Mittag. Auf dieſe Weiſe wird den Würkungen einer heiſsen und erſtickenden Luft vorgebeugt. — Die naſſe Jahreszeit fängt mit dem October an, und dauert bis zum März; doch dauert der Regen ſelten länger als bis zum December.

Da das Erdreich durch die vorhergehende Dürre ganz ausgetrocknet iſt; ſo bleibt das Regenwaſſer nicht lange ſtehen, ſondern wird gleich verſchlungen, und nirgends entſtehen Sümpfe. Da nun ſelbſt die naſſe Zeit geſund iſt; ſo kann man von Coromandel verſichert ſeyn, daſs hier die Menſchen eine gute Geſundheit genieſsen [d]). — Denn nicht allein zu Madras, ſondern auch zu St. David, Cudalore und zu Negapatnam iſt die Luft ſo rein, als irgendwo in ganz Oſtindien [e]). Die gröſste Unbequemlichkeit verurſachen in dieſem Lande die plötzlichen Stöſse von einem heiſsen und

c) Sonnerats Reiſen.

d) Clarke a. a. O.

e) Lind a. a. O. S. 79.

und erstickenden Winde, welche noch von oben beschriebenen unterschieden sind, die täglich ein, auch mehreremale vom Sande herkommen, und geschwind vorüber gehen. Sie thun bey einer Person, die ihnen mit dem Gesicht entgegen steht, eben die Würkung, wie die heisse Luft, die aus einem glühenden Ofen gehet, und den Menschen nöthigt, sich augenblicklich umzudrehen, um wieder zu Athem zu kommen. Es wird die Ausdünstung gänzlich, wie durch die heftigste Kälte, unterdrückt. — Das einzige Vorbauungsmittel bestehet darin, dass man die offnen Fenster und Thüren mit nassen Tüchern behänget. — Eine zweyte Unbequemlichkeit des hiesigen Clima's ist die grosse Menge von Fliegen, die wie Wolken die Luft verfinstern f). —

Die Küste Coromandel g) hat einen Ueberfluss an Fischwerk, als Weissfischen, Barben, Engelfischen, Austern u. d. gl.; dagegen aber Mangel am frischen Wasser, welches hier äusserst schlecht ist, und das man nur in stehenden Sümpfen und Teichen findet.

Am Rind- und Hammelfleisch ist in diesen Ländern kein Mangel, und einige rühmen so gar dasjenige, so zu Madras auf den Markt kömmt, sehr. Hitzige spirituöse Getränke werden auch hier, oft zum grössten Schaden der Gesundheit, getrunken: man hat aber nur blos Arrack. Die Compagnie lässt solchen aus Batavia kommen: aber gleichwohl macht man auch hier aus Reiss einen schlechtern nach, wodurch sich mancher um seine Gesundheit bringt.

Allen

f) Forbin. M. s. Zimmermanns Zoologie.
g) Hannöv. Magaz. 1790. 14. St.

Allen Erfahrungen zufolge ſchwitzt man, der trocknen Hitze wegen, auf Coromandel ſelten oder gar nicht [b]). — Es komme nun hievon, oder von einer andern Urſache, ſo verlieret doch das europäiſche Frauenzimmer hier ſehr bald ſeine Geſichtsfarbe, und wird bleich [i]). —

Die Krankheiten auf Coromandel ſind folgende. Erſtlich ſo werden die Hunde leicht und häufig toll [k]). — Weil ſich die Indianer wenig in Acht nehmen; ſo werden ſie weit öfter als die Europäer gebiſſen. Man hat hier das Einreiben des Queckſilbers darin mit Nutzen verſucht. Ein gewiſſer Pater Choiſeul ſoll damit an die 400 gerettet haben. —

Das zweyte hier ſehr gewöhnliche Uebel iſt eine widernatürliche ſtarke Abſonderung der Galle, der die meiſten Menſchen unterworfen ſind, und wovon ſie ſich auch eben ſo geſchwind durch ein genommenes Brechmittel befreyen [l]). Man ſieht oft Leute, die in einer Stunde ſich brechen, und in der zweyten ſchon wieder zu Pferde reiten. — Indeſs artet dies Uebel oft in eine Cholera, die man Mal de terre nennt [m]), aus; es fängt mit einem Schauder, Erbrechen, Krämpfen in dem Magen und Stuhlzwängen an. — Es folgt eine ſchleunige Ermattung; der Puls wird klein, zitternd; die Spitzen,

b) Hannöv. Magaz. v. J. 1781.

i) Clarke a. a. O. S. 30.

k) Gentils Reiſen a. a. O. und Hannöver. Magazin a. a. O.

l) Clarke a. a. O.

m) Folly. M. ſ. Todens med. chir. Bibl. 10. B.

tzen der Finger werden blau und kalt. — Mit jedem Abgang werden die Kräfte erſchöpft; es folgen Ohnmachten, und man hat Beyſpiele, daſs Perſonen ſchon mit dem zweyten Stuhlgang ihren Geiſt aufgegeben haben. Es herrſcht dies Uebel zur naſſen Jahreszeit, vom September bis zum Jänner. — Es werden davon mehr Indianer als Europäer befallen, und es findet ſich dies Uebel an vielen Orten, ſelbſt zu Pondichery und Goudalor. —

Die Ruhr gehört ferner auch auf der Küſte von Coromandel zu Hauſe. — Sie iſt aber mehr entzündlicher als fauligter Art: man kann daher hier zu Lande eher Queckſilbermittel als in Bengalen gebrauchen [n]). — Endlich ſo ſoll der Scorbut hier auch gefunden werden. — Ich kann aber nur einen Zeugen anführen, König nemlich [o]).— Carnatic iſt wie Coromandel beſchaffen.

Nachdem ich nun im Allgemeinen von dieſer Küſte geredet habe; ſo bleibt noch übrig, daſs ich von einzelnen Städten das merkwürdigſte anführe. — Madras iſt einer der geſundeſten Oerter; doch darf man ſich hier nicht ſo unvorſichtig, wie wohl an andern Orten von Coromandel geſchieht, betragen, wo man ohne üble Folgen den entblöſsten Körper der Sonne ausſetzt, oder auch, ohne Schaden, heftige Bewegungen ſich erlaubt. — Dies könnte hier von ſchlimmen Folgen ſeyn [p]). — In dem Bezirke von 9 engl. Meilen um Madras ſteht der

n) Blumenbachs med. Bibl. 3. B. 1. St.

o) Königs Diſſ. de indigenor. remed. ad morbos cuivis regioni endemios expugnandos efficacia.

p) Clarke a. a. O.

der Berg St. Thomas, welcher ſeiner Luft wegen mit Recht für das Montpellier von Indien gehalten werden kann. Perſonen, die in Bengalen an einem heftigen Wechſelfieber liegen, ſind nicht ſo bald nach Madras gebracht worden, als ſie gemeiniglich ſchon ihre Krankheit verläſst. Diejenigen, die ſo ſchwach geweſen ſind, daſs man genöthigt geweſen iſt, ſie nach dem St. Thomasberge zu fahren, haben in 3 oder 4 Tagen ſo einen Grad von Geſundheit und Kräften erlangt, daſs ſie im Stande waren, 127 Stufen hinauf zu ſteigen q). —

Demohnerachtet findet man doch zu Madras alle oben angeführte Krankheiten; beſonders werden von dem feinen Staube, der in der Luft ſchwebt, die Augen ſtark angegriffen, und bey Kindern, die in engen Schulen gehalten werden, ſind es gewöhnliche Uebel, ſo daſs viele davon ihr Geſicht verlieren. —

Die indianiſchen Augenärzte wenden dagegen eine geheime Salbe an; jedoch beſteht ihr Hauptmittel darin, daſs ſie mit einer Lanzette tiefe Einſchnitte auf der Stirn, bis auf den Schädel machen: ſie ſcarificiren auch das Augenlied ſelbſt r). Auch der Stickhuſten, welcher hier Kakkuwan heiſst, wird zuweilen verſpürt, und iſt alsdann epidemiſch s). —

Europäer, die noch nicht an das hieſige Clima gewöhnt ſind, und beſonders Soldaten, die viele Fatiguen ausſtehen müſſen, und viele Widerwärtigkeiten erfahren, werden gleichwohl in dieſem

Pp 2 ge-

q) Lind a. a. O. S. 192.

r) Däniſche Miſſionsberichte, 4. Theil.

s) A. a. O. 3. Th.

gesunden Landstriche oft krank. — Sie können die Abwechselung der Witterung, da es oft im Jänner und Hornung sehr kalt, und mit dem März schon sehr heiss zu werden anfängt, nicht ertragen, und sie verfallen, zumal wenn die Armee in einer Gegend stehet, wo Wassermangel ist, in Fieber, die nur nicht so ganz schlimm als in Bengalen sind. — Ein Hannöverischer Officier schrieb noch unterm 13ten Jänner 1790 die Krankheiten, die sein Regiment bey Guntoor erfahren hatte, diesen Ursachen zu [t]). —

Genauer beschreibt Clarke [u]) die Krankheiten selbst, da er im Jahre 1771 Gelegenheit hatte, zu sehen, dass fast alle Matrosen verschiedener Schiffe mit einer Gallenkrankheit, die der Cholera nahe kam, befallen wurden. — Andere Europäer werden häufig von einer Hepatitis, Geschwulst und Verstopfung der Leber geplagt. — Fieber sind auch gemein, nur nicht so epidemisch, und von milderer Beschaffenheit, als in Bengalen. —

Zu Pondichery ist, nach Herrn Cossignys [x]) Beobachtungen, die Hitze oft sehr gross, indem das Therm. nicht selten auf 29 Reaumürsche Grade steht. Der niedrigste Stand desselben sind 19 solcher Grade. — Bey den heissen Winden, die ich oben beschrieben habe, bleibt es aber nicht bey der Hitze von 29 Graden, sondern dann steigt's oft plötzlich auf 35 bis 36 Grade [y]). Aber eben so schleu-

t) Politisches Journal, M. Sept. 1790.

u) A. a. O. S. 29.

x) Memoires de l'Academie de Paris. Ann. 1736. 1737 et 1739.

y) Gentils Reisen im indischen Meere.

ſchleunig, und oft binnen zwey Minuten, wenn ſich der Wind nach Südoſt kehrt, fällt es wieder ſo tief, als es vorher geſtiegen war, und es gehet am menſchlichen Körper eine ähnliche Veränderung vor. — Denn da während des dürren Landwindes die Haut gleichſam in Pergament verwandelt worden, und alle Ausdünſtung gehemmet war; ſo fühlt der Körper gleich die wohlthätige Würkung des Seewindes, indem der Menſch ſich nicht allein leichter empfindet, ſondern die Haut, die nun abgeſpannet iſt, wird geſchmeidiger, und zur Ausdünſtung wieder geſchickt gemacht. —

Was die Krankheiten von Pondichery insbeſondere anbetrift; ſo kommen ſie mit denen von Coromandel und Madras überein. Denn geſunder als Madras iſt dieſer Ort nicht. Ich finde bey dieſem Orte ſogar ein paar Krankheiten angeführt, von denen ich nicht weiſs, ob ſie in ganz Oſtindien zu Hauſe ſind, oder nicht: ich meyne die ſo genannten Barbouilles und den Blutfluſs. — Das erſte Uebel rührt eigentlich nur von der Hitze des Landes her; denn es zeigt ſich nur alsdann, wenn die heiſsen Winde regieren: auch werden nur eigentlich Reiſende davon befallen. Ehe die Krankheit ausbricht, verſpürt man ein Jucken auf der Stirn und den Schultern, faſt als wenn man mit Nadeln geſtochen worden. Allmählig zeigen ſich kleine Finnen und rothe Blattern, die gewöhnlich den ganzen Sommer durch währen. So lange man ſich ruhig hält, empfindet man ſie weniger; bewegt man ſich aber, ſo iſt es, als wenn überall Nadeln hinein geſtochen würden. Puder lindert dieſe Beſchwerden einigermaſsen. Ich halte dafür, daſs dies das nemliche Uebel ſey, deſſen Anque-

til du Perron Meldung thut, und wovon wir bereits oben gesprochen haben. — Blutflüsse entstehen mehr bey den Europäern, die sich oft sehr erhitzen, als bey den Indianern. Das hier gewöhnliche Mittel bestehet in Reiss, und dass man sich fast aller übrigen Speisen enthält. — Europäer, die den Reiss so gut nicht vertragen können, halten sich an abgekochte Brodrinde. —

Zu Pondichery, wie überall auf Coromandel, wird man häufig von einer Art Mücke geplagt, welche Moskiten heissen. Um sich dagegen zu sichern, behängt man die Bettstelle überall ganz genau mit feiner Gage, wodurch die Mücken nicht kommen können. —

Tranquebar ist sehr gesund, welches aus dem guten Aussehen der Dänen, die sich hier aufhalten, hervorgehet [z]). — Man trift hier einen besondern Aussatz, Bohack genannt, an, der weder ansteckend noch gefährlich ist. Es sind weisse Flecken auf der Haut, die wenig über dieselbe hervorstehen; sie haben auch, nach Forskäls [a]) Bemerkungen, keinen Glanz. Sie bleiben einige Monate, auch wohl ein Jahr lang, und vergehen darnach. Moses beschreibt diese Krankheit nach allen ihren Zufällen, und bestreitet die Meynung, dass sie unrein mache. Auch noch ausser Tranquebar, und in andern Gegenden Ostindiens, findet sich dieses Uebel, welches eine Art Vitiligo ist.

Gingi, welches ebenfalls nicht weit von Pondichery entfernt ist, gehört unter die sehr ungesunden

z) Lind a. a. O. S. 80.
a) Michaelis Mos. Recht, 4. B. S. 257.

funden Oerter, woſelbſt ein Fieber mit Geſchwulſt in der Seite faſt alle Menſchen befällt [b]). — Es wird wohl die Hepatitis ſeyn. —

Deſto geſunder aber iſt Negapatnam, obgleich auch hier zuweilen das Mal de Terre, welches auch Mordechin, oder Hundstod genannt wird, herrſcht. —

Bisher habe ich von den gewöhnlichen Krankheiten geredet, die ſo wohl auf Malabar, als auf der Coromandelsküſte herrſchen. Es iſt noch übrig, daſs ich von einer beſondern Ungeſtaltheit der Beine rede, die an der äuſserſten Landſpitze, aber am häufigſten zu Cochin herrſcht, und daher die Cochiniſchen Beine genannt werden [c]). —

Dieſer Ort liegt niedrig, am Ufer eines Fluſſes, die Gegend herum wird, zur naſſen Jahreszeit, unter Waſſer geſetzt; ſelbiges iſt dazu dick und ſchlammigt, und man iſt der Meynung, daſs die dicken Beine, denen hieſelbſt die Leute unterworfen ſind, von beſagter Unreinigkeit des Waſſers herrühren; gleichwohl wird kein Europäer, er mag ſich noch ſo lange hier aufhalten, damit befallen. Es kann auch in Wahrheit nicht eigentlich eine Krankheit genannt werden; denn die Einwohner von Cochin ſind ſehr geſund, und ihre dicken Beine fallen ihnen im geringſten nicht beſchwerlich. Man kann kein übernatürliches Gewicht an ſolchen bemerken; ſie haben ſtarke Körper, und ſind eben ſo hurtig, als wenn ſie gänzlich von dieſer häſslichen Verunſtaltung frey wären. —

b) Anquatil du Perron l. c.
c) Clarke a. a. O. S. 25.

Werfen wir jetzt einen allgemeinen Blick über den abgehandelten Theil Oſtindiens; ſo entdeckt man bald, daſs faſt in der Mitte des Landes überall hohe und unfruchtbare Berge gefunden werden, auf welchen zu gewiſſen Jahreszeiten heftige Regengüſſe herabfallen. Dieſe und die darauf entſtehenden Flüſſe ſetzen die niedrige Gegend oft unter Waſſer, wodurch alles fruchtbare Land überſchwemmet wird. So bald dieſe Regen vorüber ſind, folgt eine verſengende Sonne, wovon die Würkung auf den menſchlichen Körper darin beſteht, daſs er denſelben ſchwächt, entnervt, und zu allen ſchweren Arbeiten des Ackerbaues untüchtig macht. Im platten Lande ſchleichen Flüſſe, die nicht Fall genug haben, herum; daher ſtockt das Waſſer oft unter der Erde; die Luft wird mit faulen Ausdünſtungen angefüllt, und der Boden nur zum Reiſsbau geſchickt gemacht. — Alles dieſes muſs zur Fäulniſs und zum Verderben führen, und gewiſs würde die Zahl der Krankheiten noch weit gröſser ſeyn, wenn nicht die Natur dieſem Lande ſo viele Fäulniſs vertreibende Mittel gegeben hätte. Hier wachſen allerley Specereywaaren, und beſonders Pfeffer, Cardamomen u. d. gl. in Ueberfluſs, die weder zu ihrem Anbau, noch zu ihrem Einſammlen viele Arbeit oder Mühe erfordern. In Indien ſind dieſe Dinge unentbehrlich, und ſie werden auch von ihren Einwohnern häufig, und beynahe in der nemlichen Menge als Brod genoſſen. Auch die ſaftreichen und wohlſchmeckenden, dabey den Durſt ſehr gut löſchenden Cocosnüſſe, gerathen nirgends beſſer als hier. — Eben ſo wieſs die Natur den hieſigen Einwohnern die angemeſſenſte Kleidung, die Baumwolle nemlich, an, wodurch die Ausdünſtung am beſten in Ord-

Ordnung erhalten wird. — Der Widerwille gegen Fleischnahrung ist in diesem heissen Clima sehr grofs. Die Enthaltung desselben artete bey den Braminen und andern Kasten in ein religiöses Gesetz aus, welches noch jetzt auf das strengste gehalten wird, und welches eine der vornehmsten Ursachen ist, warum die Braminen an den Faulfiebern weniger leiden, als die Parias, welches die niedrigste Kaste der Hindostaner ist, die, ihres elenden Zustandes wegen, oft genöthigt sind, verfaultes Fleisch und Fische zu essen, die daher öfters davon angegriffen werden [d]). — Freylich giebt die Pflanzennahrung, wie schon oben ist angemerkt worden, dem Körper nicht die Festigkeit, die er von Fleischspeisen bekömmt: es sind daher die ursprünglichen Einwohner dieses Landes (ohne hier auf die Ausnahmen zu sehen) nur klein von Statur [e]), und haben nur wenig Stärke. — Selbst die ostindischen Hunde, die ebenfalls ohne Fleisch leben müssen, bestätigen diesen Satz auch. Denn sie können sich in einem Kampfe gegen einen in England erzogenen Hund, wenn auch beyde von einerley Art sind, so wenig messen, als eine englische Dogge es mit einem Löwen aushalten würde. — Ueberflufs mit Schwäche gepaart, macht, wie Hippocrates angemerkt hat, träge, weibisch; die Sitten solcher sind wild; sie machen wenig Fortschritte in den Wissenschaften, und sie können leicht unterjocht werden. Aber die Sieger werden gemeiniglich bald auch durch alle Reitze des Landes umgeschaffen, und es werden oft aus tapfern weichliche Leute. — Der

d) Sonnerat a. a. O.

e) Makintosch Sitten und Gebräuche von Ostindien.

Consul Manilius wufste dies sehr gut, und warnte daher seine Leute für dieser Verführung. Livius führt die alten Gaulen als ein Beyspiel an, die beym Einzug in Indien mit den gröfsten Beschwerlichkeiten zu kämpfen hatten, und mit tapferm Muth die wichtigsten Eroberungen machten; aber der Reichthum des Landes machte aus ihnen feige Leute *f*). Gleichwohl aber machen hier die Maratten, wie oben die Patanen, eine Ausnahme. Sie sind aber Bergbewohner, und bewohnen mehr ein unfruchtbares als reiches Land; dies aber verschafft Muth, Freyheit, und, wie Hippocrates sagt, thätige Körper; eine haarigte Haut; heftige zu starken Leidenschaften sich neigende Temperamente. — Diese suchen ihren Ruhm in Thätigkeit und Tapferkeit, während dafs die weichlichen und reichen Indianer sich fast den ganzen Tag über in einem Hangbette von einem Bedienten hin und her schwingen, und, um recht fett zu werden, verschiedenemale des Tages ein halbes Nöfel geschmolzene Butter sich reichen lassen *g*). —

Die Gewohnheit, sich der warmen Bäder häufig zu bedienen, und dabey den Körper stark ziehen, dehnen und treten zu lassen, welches bey einigen oft so gar eine sanfte Ohnmacht verursachet, befördert jene Schwäche und Zartheit der Fasern noch mehr, — ob man ihr gleich sonst ihren Nutzen in vielen Umständen nicht absprechen kann. Denn erstlich so empfehlen alle Reisende, wenn sie von Sonnenhitze und Staub fast verunstaltet worden sind, das Bad als ein wahres erquickendes Mit-

f) Falconer l. c.
g) Ives Reisen a. a. O. 1. Th. S. 70.

Mittel [h]). — Und dann ſind offenbar einige Krankheiten deshalb in Indien faſt ganz unbekannt: vom Podagra kann man dies wenigſtens behaupten, das man faſt gar nicht kennt [i]). — Vielleicht werden auch andere Krankheiten, als die Venusſeuche, die hier ſonſt ganz allgemein iſt, dadurch erträglicher, wenn nicht das Opium mitwürkt. — Man ſiehet viele Leute dabey alt werden, und nur bey ſehr verbuhlten Weibsbildern macht ſie oft ſchleunige Fortſchritte. Da aber doch das Gift heimlich im Körper liegt; ſo verurſacht es, wenn ſich die Umſtände darnach geben, allerhand ſchlimme Zufälle [k]). Miſslich iſt es daher hier, Mercurialmittel zu gebrauchen. — Wer ſollte aber in einem Lande, wo man blos von Vegetabilien lebt, und faſt allein Waſſer trinkt, und ſich oben drein fleiſsig badet, wohl den Stein vermuthen? Gleichwohl fand ihn Thunberg [l]) in Oſtindien. Jedoch zählt ihn Capper unter die unbekannten Krankheiten.

Wiſſenſchaft muſs man in dieſem Lande eben nicht ſuchen, und das, was dieſen Namen führt, findet man nur bey den Braminen, die eigentlich noch die meiſte Kenntniſs von der Medicin haben, ob ſich gleichwohl der leichtgläubige Indianer einem jeden, wenn er ſich nur für einen Arzt ausgiebt, hat er auch ſo gar wenige Monate vorher den Leinweber oder Schloſſer gemacht, übergiebt.

Von

h) Howel a. a. O.

i) Cappers Reiſen. M. ſ. Forſters und Sprengels Beyträge, 4. Th.

k) Sonnerat a. a. O.

l) Thunbergs Reiſen. M. ſ. allg. Litter. Zeit. vom Jahr 1790. Mon. Februar.

Von allen dieſen ſind aber die Waſchweiber die ſchlimmſten, die faſt in ganz Indien allerley treibende Sachen, um die Frucht wegzuſchaffen, eingeben, ſo wie ſie in Goa die Liebestränke verfertigen. — Doch bey dieſer niedrigen Claſſe von Menſchen will ich mich nicht verweilen, ſondern dafür das Syſtem der Medicin, wie es von den oſtindiſchen Philoſophen, den Braminen nemlich, die ſo keuſch ſind, daſs ſie der Pollutionen wegen heyrathen [m]), gelehrt wird.

Nach ihrer Lehre [n]) wird nie die Seele, aber wohl der Körper krank, der hauptſächlich durch innerliche Winde regiert wird. Es ſoll deren eigentlich 10 geben, die aber wieder, nach ihren verſchiedenen Gängen, in 70 eingetheilt werden. So lange dieſe in ihrer richtigen Ordnung ſtehen, iſt der Menſch geſund; ihre Unordnung bringt aber Krankheiten hervor. — Beſonders kommen dieſe Winde durch das häufige Athemholen in Unordnung. Die Braminen rathen daher an, den Athem, ſo lange als möglich iſt, an ſich zu halten. Ein Menſch kann durch nichts, ſagen ſie, ſein Leben länger erhalten, als wenn er den Athem ſehr lange an ſich hält; da im Gegentheile durch vielfältiges Athemholen das Leben ſehr verkürzt wird. — Da alſo die Lehre, den Athem an ſich zu halten, bey ihnen ſo ganz wichtig iſt, zumal da ſie verſichern, daſs man dadurch zu den tiefſten Meditationen aufgelegt wird; ſo iſt nicht zu bewundern, daſs darüber verſchiedene Bücher geſchrieben worden ſind. Das Hauptgeſchäfte der Jogigöl beſteht in dieſer beſag-

m) Franke a. a. O. 1. B. S. 257.
n) Däniſche Miſſionsberichte, vom 1. bis 4. Th.

besagten Enthaltung des Athemholens. Wenn jemand auf eine gewisse Art 16 mal den Athem anhält, sagen sie, so gehen dadurch alle Sünden weg. Nach ihrer Lehre hat der Mensch 4448 Krankheiten, in denen es auch eben so verschiedene Arten Pulse giebt; diese sind entweder Luft-, Wasser- oder Feuerpulse. — Ferner [o]) sagen sie, der Mensch bestehe aus 100000 Theilen, wovon 10000 Adern; 10000 Nerven; 17000 Theile Blut; eine gewisse Anzahl Knochen u. s. w., seyn. Sie glauben [p]) ungezweifelt, dass alle Krankheiten entweder von der Hitze, oder von der Kälte, oder von den Winden hervorgebracht würden. An Büchern über die Medicin [q]) fehlt es ihnen nicht; das älteste davon ist in Versen geschrieben. — Diese und einige geerbte Recepte machen die ganze Quelle ihrer Kunst aus. Um die Zergliederung der Körper [r]) bekümmern sie sich gar nicht, und die Chirurgie ist ihnen ganz unbekannt. In den Fiebern haben sie folgende Grundsätze [s]): ein Fieberpatient hat keine Nahrung nöthig; das vornehmste Heilmittel derselben ist, sich aller Speisen zu enthalten; besonders kann man einem Kranken nichts schlimmers als Fleischbrühe geben: denn nichts verdirbt in dem Magen eines Fieberhaften eher als diese Speise. Blut, sagen sie ferner, muss man nicht anders als im höchsten Nothfall lassen, z. B. bey einer Verrückung des Gehirns, oder

o) Ives Reisen a. a. O. S. 95.

p) Sonnerat a. a. O.

q) Bernier Reisen im 18. Bande der Berliner Samml. d. R. S. 280.

r) Sonnerat a. a. O.

s) Bernier a. a. O.

oder bey der Entzündung eines wichtigen Theils, als der Bruſt, der Leber u. ſ. w. Dieſe Grundſätze ſiehet man ſie auch in der Ausübung befolgen. Denn es iſt was ſehr ſeltenes, einen Hindus Blut laſſen zu ſehen [t]). Auch iſt ihnen der Gebrauch der Clyſtiere ganz unbekannt, und ſie haben einen eben ſo groſsen Abſcheu dafür [u]), wie fürs Aderlaſſen. Sie unterwerfen ſich lieber der allerſtrengſten Diät, und trinken in einigen Tagen nichts als Ptiſanen aus Gewürznelken, Anies und andern hitzigen Sachen, wodurch ſie ſich aber oft eine Entzündung zuziehen. — Den Puls fühlen ſie wie die Chineſen, indem ſie den Finger verſchiedenemal auf die Pulsader legen, und dabey dem Kranken ſtarr ins Geſicht ſehen. Sie behaupten, daſs jede Abwechſelung des Pulſes ſich bis aufs Geſicht erſtrecke, und daſs man aus der vereinten Bewegung der Augen und des Pulſes die Gattung der Krankheit unfehlbar erkennen könne. — Da ſie nun dieſe Kenntniſs keinem Europäer zutrauen; ſo ſterben ſie lieber ruhig in den Händen ihrer unwiſſenden Aerzte, als daſs ſie ſich einem andern anvertrauen ſollten. — Ihre gemeinſten Mittel ſind Bäder; oben gemeldete Ptiſanen; Pillen aus dem Milchſafte Kali (euphorbia) mit Maismehl vermiſcht, wovon ſie täglich eine von der Gröſse eines Pfefferkorns eingeben, und verſchiedene andere Kräuter und Wurzeln [x]), als die Flores Leucanthemi; die Blätter von der Schneidebohne; Ingwer, Kümmel und viele d. gl. m. In einzelnen Krankheiten verfahren

ſie

t) Briefe eines reiſenden Frauenzimmers über Oſtindien.

u) Sonnerat a. a. O.

x) Geograph. en natuurkund. Berichten, l. c.

ſie folgendermaſsen. Gegen die Epilepſie giebt man den Patienten Krähen zu eſſen [y]); gegen das Podagra ein Pulver, das meiſt aus Schwefel beſteht; — gegen die Hämorrhoiden Schweinebutter mit Reiſs vermiſcht. Die Flechten heilen ſie mit Limonienſchnitzchen, auf die ſie zerriebene Tſchirubekörner ſtreuen, bis ſie ausgetrocknet ſind; darauf wäſcht man den Ort mit Waſſer, worin Zinnober geſtreuet worden. Wider die Zahnſchmerzen haben ſie ein Pulver aus Erdwürmern. Bey Ohnmachten ſtreichen ſie von oben gemeldetem ſcharfen Kaliſaft in die Augenwinkel, welches die Empfindlichkeit rege macht. Gegen den Schlangenbiſs haben ſie eine ganz ſichere Salbe von Madure genannt. Man öffnet dem Gebiſſenen die Haut, bis Blut kömmt, legt darin ein Pfefferkorn groſs davon, und eben ſo viel muſs er auch verſchlucken. Eigne Aerzte hat man dazu. — In Ermangelung dieſer Salbe nimmt man einige junge Hühner, und ſetzt ſie mit dem Steiſs auf den gebiſſenen Ort. — So lange noch einige dadurch umkommen, ſo lange iſt das Gift noch nicht ganz getilgt. Hautkrankheiten ſchreiben ſie Würmern zu, und um dieſe zu tödten, appliciren ſie beitzende Mittel, welche die Haut austrocknen und löſen. Am folgenden Tage reiſset der Arzt einige Stücke dieſer verdorbenen Haut ab, und ſucht dem Kranken weiſs zu machen, daſs dies die Würmer wären. Gegen das heftige Gallenfieber — Mortechien [z]) — rathen ſie die Enthaltung alles Getränkes an; das beſte Mittel iſt aber das Brennen der Fuſsſohlen mit glühendem Eiſen. Liegt jemand in der Schlafſucht, ſo reiben ſie ihm eine ſcharfe

y) Sonnerat a. a. O.
z) Geograph. Berichten l. c.

scharfe Salbe in die Augen. Wenn die Milz verstopft ist, so wird eine Oeffnung gemacht, aus welcher man Blut saugt. Gegen das halbseitige Kopfweh gebrauchen sie einen Schnupftoback aus getrockneten Granatäpfeln mit Pfeffer: — gegen den Schwindel Weyrauch in Wein; gegen die Taubheit läſst man einige Tropfen Limonienſaft ins Ohr laufen; gegen Zahnschmerzen Brodkrumen mit Tollkrautssaamen, gegen die Colik Wasser, worin Ingwer und Aniessaamen gekocht worden; gegen Urinverhaltung Olivenöl mit Wasser; gegen die Ruhr gebrannten weiſsen Kümmel mit gestoſsenem Ingwer; gegen Engbrüſtigkeit Würmer, und gegen Kröpfe das Anacardium [a]); — gegen das Fieber Ingwer, schwarzes Kupfer und langen Pfeffer [b]); gegen die Rose appliciren sie Blutigel; gegen Kopfschmerz wird ungelöschter Kalk an die Schläfe gelegt; Kalk mit Honig vermischt, ist bey ihnen ein gutes äuſserliches Mittel; so wie Kalkwasser, drey Tage lang getrunken, gegen die Würmer empfohlen wird. — Gegen die Venusseuche gebrauchen sie [c]) gemeiniglich nur Palliativmittel: indeſs sahe doch Ives [d]) zu Bombay eine Frau ein Mittel gebrauchen, womit sie in dieser Krankheit Wunder that. — Er glaubt: es sey die Milchhecke, welches ein besonderes Staudengewächs ist, welches einen milchartigen Saft enthält. So thut auch die Glantigura [e]), ein 16 Zoll hohes Gewächs, im Saamenfluſs und andern venerischen Uebeln herr-

a) Krünitz Encycl. 2. Theil.

b) Geographische Bericht. l. c.

c) Sonnerat a. a. O.

d) A. a. O. S. 381.

e) Ebendas. S. 387.

herrliche Dienſte. — Wenn man dies Mittel gebrauchen will; ſo ſteckt man einen kleinen friſchen Zweig davon eine Zeitlang in eine Schale mit Waſſer, welches davon die Conſiſtenz des Weiſsen eines Eyes bekömmt. — Milch wird dadurch ſo dick wie der fetteſte Rahm, und bekömmt davon den angenehmſten Geruch und Geſchmack. Mit einer halben Pinte eines ſolchen Rahms heilten Ives und Dr. Thomas oft, in 10 Tagen, einen Saamenfluſs, ohne daſs ſonſt etwas wäre gebraucht worden; — auch wurde ein veneriſcher Bubo, welcher eine grüne ſtinkende Materie von ſich gab, binnen drey Tagen damit geheilt. — Die Indianer bedienen ſich deſſelben, um ihr faules Waſſer damit zu reinigen. — Von der Inoculation der Blattern, die mit einem Dorn oder einer ſpitzigen Nadel geſchiehet, iſt ſchon oben geredet worden. Es iſt noch übrig, daſs ich anzeige, wie ſie dieſe Blatterpatienten weiter behandeln. — Sie geben ihnen die allerkühlendſten Sachen *f*), als z. B. Waſſermelonen, Gurken, Reiſswaſſer u. d. gl. m. beſonders werden Bäder im Anfang häufig gebraucht. So bald ſich aber fieberhafte Zufälle einſtellen, ſo unterläſst man das Bad und giebt nur Milch und Zucker. — Am zweyten Tage der Erſcheinung der Blattern wäſcht man den Körper mit kaltem Waſſer, und thut dies drey Tage nach einander täglich 2 bis 3mal, wobey die Diät aus Milch und Zucker fortgeſetzt wird. Wenn Blattern abtrocknen, ſo beſprengt man den Patienten mit Roſenwaſſer. Sind die Blattern heftig, ſo geben ſie Joannſaamen zu kauen, und legen Bangblätter, welches eine Art Hanf iſt, auf. Oft legt

f) Ives a. a. O. S. 95.

legt man die Patienten auch, nach überstandenen Blattern, in Asche und Kuhmist. Gemeiniglich überstehen sie diese Krankheit sehr glücklich. Von den natürlichen Blattern g) müssen wir aber anmerken, dass sie gemeiniglich epidemisch vom Februar bis April regieren, aber gleich aufhören, so bald die Landwinde zu wehen anfangen. In dieser Krankheit giebt man auch vom Anfang bis zur Eiterung nichts als Reisbrühe. Ist der Patient verstopft, so bekömmt er Schagre. — Will der Ausschlag nicht heraus, so giebt man ihm Tamarindenblätter mit Schagre. So bald sie in Eiterung stehen, so bestreut man den Patienten mit Asche von gebranntem Kuhmist, welches aber von einigen verworfen wird. Die Augen und Nasenlöcher beschmieren sie mit Cocosöl; den 16ten oder 17ten Tag waschen sie den Patienten mit kaltem Wasser, und reiben ihn mit besondern Blättern, oder mit einer besondern, den Europäern bis jetzt noch unbekannt gebliebenen Salbe h), wornach die Narben wegbleiben. Die ganze Vorbereitung zur Inoculation i) bestehet fast allein in vierwöchentlicher Enthaltung von Fleisch, Milch, Fische und Butter. Ihr ganzes Vertrauen setzen sie auf das oben genannte kühle Verhalten, nemlich auf das Begiessen mit kaltem Wasser, und auf obige Getränke. Indess übertreiben sie doch diese antiphlogistische Methode nicht; denn um die Zeit der Eruption der Blattern geschiehet es nicht, sondern nur vorher und nachher, so bald der Ausschlag heraus ist, und

g) Sonnerat a. a. O.

h) Mackintosch's Reisen. M. s. Allg. Litter. Zeit. v. J. 1785. October.

i) Auszüge aus den besten französischen periodischen Schriften, 4. B. S. 213.

und dann fahren sie damit, bis zu Ende der Krankheit fort; auch ist man für freye Luft sorgfältig bedacht: denn man giebt nicht zu, daſs der Kranke im Hause, noch weniger im Bette bleibe. — Die reifen Blattern werden geöffnet. —

In Augenkrankheiten sind die indianischen Aerzte nicht ganz ungeschickt. Nichts ist nemlich in Indien gemeiner als die Entzündung der Adnatae, womit oft Undurchsichtigkeit der Hornhaut und Schwämme verbunden sind. In diesem Falle schmieren sie [k]) um die Augen Limoniensaft; in die Augen selbst aber streuen sie ein Pulver aus Curcuma und Zucker, und in schweren Fällen machen sie eine Salbe aus Borax, Limonien und gelben Myrobalanen. — Bey einer noch heftigern Entzündung machen sie, wie oben schon gemeldet, Scarificationen auf der Stirn und dem Augenlied. —

Reiſs ist bey den Indianern nicht allein die Hauptspeise, sondern auch das Hauptarzeneymittel. Gegen die Cholerakrankheit gebraucht man z. B. auf Coromandel nichts als dies Mittel; jedoch auch gegen einfaches, aber heftiges Brechen ist es ein bewährtes Mittel, wie Gentil [l]) an sich selbst erfahren hat. Man nimmt alsdenn eine Hand voll Reiſs, röstet ihn wie Kaffee, stöſst ihn in einem Mörser; kocht es in einem halben Maaſs Wasser, und trinkt dies aus, ehe es sich setzen kann. Demnach ist es gewiſs, daſs die indianischen Aerzte manche gute Mittel besitzen, und die Europäer selbst haben schon einige nützliche von ihnen gelernt, ohne daſs wir es selbst wissen. So stammt

k) Ger. Königs Diss. cit.
l) Gentil a. a. O.

z. B. der so genannte Lapis divinus aus Indien her, welchen der Herr v. Cice, Bischof zu Sabul, aus Indien mitgebracht hat m).

Ja, das so berüchtigte Manipuliren haben die Jesuiten von den Braminen erlernt n). Endlich kann das Stizolobium oder der Dolichus pruriens auch zum Beyspiele dienen o). —

Man hat seit den ältesten Zeiten von den Braminen viel Lügenhaftes erzählt, und es gilt mit Recht von ihnen, was Strabo p) von ganz Indien sagt: sane quicunque de India scripserunt, plerumque mentiti sunt. — So hat man von ihnen z. B. gesagt q), dass sie durch Arzeneymittel, nach Gutbefinden, Knaben oder Mädchen befördern könnten. Nirgends findet man aber hievon, bey einem Reisebeschreiber, eine zuverlässige Nachricht; wohl aber davon, dass sich bey diesen gesunden und starken Kerls oft unfruchtbare Weiber einfinden, die sich von ihnen einige vermeyntliche, die Fruchtbarkeit befördernde Mittel ausbitten, und die nach drey Vierteljahren ihres Wunsches Erfüllung sehen, weil Unfruchtbarkeit in Indien schimpflich ist r). — Bey so günstigen Umständen ist es auch nicht zu bewundern, dass die Braminen allezeit die besten und schönsten Weiber haben s). — Ehemals lebten sie nur in Wäl-

m) Krünitz technol. und öconomische Encycl. 3. B.

n) Baldingers med. Journal, 14. St.

o) Michaelis med. pr. Bibl. 1. B. S. 28.

p) Opera l. c. p. 121.

q) L. c. p. 1040.

r) Sullivan a. a. O.

s) Gentil a. a. O.

Wäldern, und flohen, wie Dindymus an den Alexander [t]) schreibt, der ihn bat, zu ihm zu kommen, alle Wollust, als die erste Ursache der Schwäche, und liebten dafür die Arbeit, welche allein den Körper abhärtet; aber diese Leute sind sie jetzt nicht mehr.

Ehemals war in Indien ein Gesetz [u]), dass derjenige am Leben gestraft wurde, der ein Gift und nicht zugleich dessen Gegengift erfunden hatte: dies hat Gelegenheit gegeben, dass überall an Entdeckung der Gegengifte ist gedacht worden. Besonders hat man das Gift der Schlangen zu bezwingen gesucht. Die Braminen rühmen sich ihres so genannten Schlangensteins [x]), der durch die Kunst gemacht, und nicht im Kopf der Schlangen, wie einige geglaubt haben, gefunden wird. Wenn sie ihn anwenden wollen, so ritzen sie zuerst den Ort, der vergiftet worden, lassen Blut laufen, und legen alsdenn erst den Stein auf. Ihrer Versicherung zufolge, soll der Stein gleich abfallen, so bald das Gift ausgezogen worden. Um ihm das Gift wieder zu benehmen, legt man den Stein nachher in Milch. — Noch wunderbarer ist es, was man von den Gauklern in Indien erzählt [y]). — Diese Leute scheinen wahre Zauberkräfte in Bezwingung der Schlangen zu besitzen. Gentil sahe zu Pondichery einen jungen Menschen, der, nicht durch Hülfe eines Stabes, wie Kämpher berichtet, sondern durch eine Sackpfeife mit den

t) Sullivan a. a. O.

u) Strabo l. c. p. 1018.

x) Allgem. Hist. der Reisen, 18. B. S. 698.

y) Gentil a. a. O.

Schlangen machen konnte, was er wollte. Er liefs sie nicht allein tanzen, sondern er liefs sich so gar von der giftigen Schlange Cobra de Capello ohne Schaden beissen. Gentil erfuhr indefs doch nachher, dafs dieser Mensch an einem solchen Bifs gestorben wäre. —

Das weibliche Geschlecht verdient noch einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit. — So lange diese ihre Reinigung haben [z]), erlaubt man ihnen kaum einen Platz im Hause; sie halten sich gemeiniglich in einer besondern, vor den indianischen Häusern besonders gebaueten Gallerie auf, wohin man ihnen auch das Essen bringt. — Die lüderlichen Weibsbilder unter ihnen befördern oft die unzeitige Geburt, damit sie ihr Handwerk desto ungehinderter treiben können, durch unreife Ananasse [a]). —

Die Apotheken werden aus Bengalen mit Ingwer; Bang; Areka; Kuhkrätze u. d. gl. versehen. Aus Malabar kömmt Ingwer; Zedoariawurzel; Krähenaugen; Cubeben; Pfeffer; Cardamomen; die Grana tiglia; das Gummi Gutt; Catechu von einer Cinchonaart u. d. gl. m.

z) Gentil a. a. O.

a) Krünitz a. a. O. 1. B.

Von den Reichen Pegu, Ava, Siam, Tunquin und Cochinchina.

Die Königreiche Pegu und Ava [b]), welches auch Burma heifst, find faft noch einmal fo grofs als Frankreich; fie gränzen gegen Weften an Bengalen und deffen Meerbufen; gegen Often und Süden an Siam; gegen Norden an Boutan. Die nördliche und öftliche Seite ift bergigt, der übrige Theil aber flach; an vielen Orten ift das Land fumpfigt; und mit dicken grofsen Wäldern, die nur wilden Thieren zur Wohnung dienen, befetzt. — Aufser dem Pegu- und Avaflufs giebt es hier noch eine grofse Anzahl Flüffe, in welchen fich viele Crocodille aufhalten. — Die tropifchen Regen fangen im April an, und dauern bis zum October; es treten alsdann die Flüffe aus ihren Ufern, und das ganze Land wird überfchwemmt: nachdem es abgefloffen, bleibt vieles ftehen, und wird ftinkend. — Zum Reifsbau ift daher dies Land faft allein gefchickt, der hier auch in übergrofser Menge gezogen wird. — Diefe Ueberfchwemmung giebt aber auch zu der befondern Bauart, die hier gebräuchlich ift, Gelegenheit. Hier ftehen nemlich die Häufer auf Pfählen, und man fteigt mit einer Leiter hinauf. Die Hitze ift in den Wintermonaten, d. i. vom April bis October, nur mäfsig; im December und Jänner am ftärk-

b) Miffion: Joh. Maria Percotto Befchreibung im vierten Theile der Forfterfchen und Sprengelfchen Beyträge.

ſtärkſten, doch nicht viel gröſser als in Italien in den heiſseſten Sommertagen. — Das Land iſt daher mit immer grünendem Graſe beſetzt, und nur auf eine kurze Zeit verlieren im December die Bäume ihr Laub. — Das Clima dieſes Landes iſt, ſeiner Sümpfe, Moräſte und Wälder ohnerachtet, dennoch ſehr geſund [c]); denn nicht allein die Landeseinwohner, ſondern auch Europäer empfinden an ihrem Körper davon keine nachtheilige Würkung; dies iſt um deſto mehr zu bewundern, da die Nahrungsmittel der hieſigen Einwohner von der Art ſind, daſs dadurch die Fäulung noch mehr befördert werden kann. Denn auf den Reiſs, welches ihre gewöhnlichſte Speiſe iſt, gieſſen ſie [d]) eine Brühe, die aus verfaulten Fiſchen, mit Pfeffer und Salz vermiſcht, beſtehet. — Hamilton [e]) behauptet dies auch, nur mit dem Unterſchiede, daſs er anſtatt der Fiſche zerſtoſsene und gebratene Krebſe nennt. — Da übrigens die Peguaner und Burmaner die Seelenwandlung glauben, ſo enthalten ſie ſich aller Fleiſchſpeiſen. — Ihr Getränke iſt faſt nur allein Waſſer: — denn Wein iſt verboten, und nur den Patienten allein erlaubt; indeſs trinken ſie ihn doch gern. — Von Statur ſind dieſe Völker von mittlerer Gröſse, und haben einen ſtarken Knochenbau; ſie treiben Ackerbau, und im Kriege ſind ſie tapfer. — Unſer Verfaſſer erwähnt faſt keiner andern Krankheit, als der Blattern, welche hier ſehr bösartig ſind, und wofür ſie ſich ſo ſehr fürchten, als wir in Europa für der Peſt. Mit den Wöchnerinnen ſtellen

c) Hunters Beſchreibung vom Königreiche Pegu.

d) Joh. Mar. Percotto a. a. O.

e) In der Note zu Percotto.

ſtellen ſie eine beſondere Reinigungscur an: ſie ſtellen ſelbige nemlich 5 Tage nach einander auf einen Roſt von Bambus über ein ziemlich ſtarkes Feuer f). —

So geſund nun auch das innere Land von Pegu und Ava ſeyn mag ; ſo ungeſund ſind dagegen doch die Küſten am bengaliſchen Meerbuſen. Denn g) von der Mündung des Ganges bis nach Chatigam iſt die Küſte, die als eine Kette von kleinen Inſeln angeſehen werden kann, ſehr niedrig. Chatigam iſt zwar geſunder als Calcutta; jedoch ſind alle Europäer, die ſich an der Küſte von Arrakam aufhalten, Fiebern und Bauchflüſſen unterworfen, die während und nach dem Regen ſehr häufig ſind. —

Die Küſten von Pegu und Tenaſſaria müſſen ebenfalls ſehr ungeſund ſeyn, weil ſich öfters unter den europäiſchen Bedienten häufiges Sterben einfindet. Der Regen und die kränkliche Jahreszeit fallen in denſelben Monaten als in Bengalen ein; auch ſind die Krankheiten von derſelben Beſchaffenheit, und eben ſo bösartig.

Die Inſeln der Neger, die an den Küſten von Pegu liegen, ſind niedrig, und an vielen Orten mit Holzungen bedeckt, daher ungeſund.

Mit Tonquin und Cochinchina hat es die nemliche Beſchaffenheit, wie mit Pegu und Ava; die nördliche Seite iſt bergigt, die ſüdliche aber niedrig. — Das Land wird von vielen Flüſſen, unter denen der Cambaya der vornehmſte iſt, durch-

 ſchnit-

f) Franke 1. Theil. S. 615.
g) Clarke a. a. O. S. 39.

ſchnitten. Da nun beſagter Fluſs jährlich aus ſeinen Ufern tritt [h]), und in den Regenmonaten häufige Regengüſſe erfolgen, ſo leidet das Land oft Ueberſchwemmungen. Die Hitze iſt auch hier nur in einigen Monaten ſehr ſtark, in den übrigen ſehr gemäſsigt. — Die Lebensmittel beſtehen auch hier aus Reiſs: in Cochinchina aber wird auſſerdem, nach dem Dürande [i]), anſtatt des Brods viel Zucker genoſſen. Er erzählt, daſs die Leibgarde des Kaiſers, 300 der ſchönſten Menſchen, täglich drey Pfund Zucker für den Mann erhalte, wobey ſie ſehr geſund ſeyn ſollen.

Ueberhaupt rühmt man die geſunde Beſchaffenheit von Tunquin ſehr [k]), worin es Cochinchina übertreffen ſoll. Im erſten Lande, in Cochinchina nemlich, hat man verſchiedene Fieberarten; Durchfall; Gelbſucht und Kinderblattern [l]). Vom Schlage, Seitenſtich, Peſt und Rachitis ſoll man aber hier nichts wiſſen. —

Man hält zu Tunquin, wie es ſcheint, Krankſeyn für ſchimpflich, und niemals erkundigen ſich Freunde, wenn ſie ſich einander begegnen, nach gegenſeitiger Geſundheit [m]), ſondern man frägt: wo ſie geweſen, und was ſie zuletzt gethan? — Siehet jemand kränklich aus; ſo fragen ſie dennoch, wie viele Taſſen Reiſs er jeden Mittag zu ſich nehme? — Man kann daraus leicht urtheilen, daſs es mit

h) Richard a. a. O.

i) Memoire phyſiolog. et chymique ſur la nutrition, in den Allerneueſten Mannigfaltigkeiten.

k) Geograph. en natuurkund. Berichten.

l) Götting. gel. Anz. v. J. 1779. Zugabe zum 8. St.

m) Allgem. Hiſt. d. R. 10. B. S. 101.

mit der Heilkunde allhier sehr schlecht bestellt seyn müsse: man leitet alle Krankheiten aus dem Blute her, und nur vom Brennen und Schröpfen macht man Rühmen [n]). — Das Brennen geschiehet folgendermaßen [o]): man nimmt ein trockenes Baumblatt, welches im Mörser zerstoßen wird; dann befeuchten sie das Pulver mit chinesischer Tinte; hierauf theilen sie es in verschiedene kleine Haufen ein, von der Größe eines Hellers; diese legt man hin und wieder auf den bloßen Leib, und zündet sie darauf an. — Selten läßt man hier zur Ader; wenn's aber geschieht, so bedient man sich dazu einer Fischgräte, die viele Aehnlichkeit mit dem Laßeisen der Hufschmiede hat. Man setzt die Fischgräte an die Ader der Stirn; denn an einem andern Orte geschiehet es fast niemals — und man schlägt mit einem Hammer oder Finger darauf, wornach das Blut erfolgt. — Im übrigen beobachtet man hier die chinesische Curart, und setzt alles Vertrauen in eine gute Diät. — Gegen Beinbrüche [p]) gebraucht man die rohen Knochen von einer Henne, die man zu einem Teige macht und umschlägt. — Gebratene Zwiebeln legt man Kindern, wenn sie Colikschmerzen haben, auf den Nabel. — Gegen [q]) den Biß eines wüthenden Hundes, hat sich das bey den Tunquinesen gebräuchliche krampflindernde Pulver aus Moschus und Cinnober sehr berühmt gemacht. Von dem tanjorischen Mittel werde ich weiter unten

n) Ebendas. S. 114.

o) Litteratur- und Völkerkunde v. Jahr 1787. Mon. May. S. 397.

p) Allgem. H. d. R. 10. B. S. 104.

q) Der Arzt, eine Wochenschrift, 3. B.

ten reden. Eine Kindbetterin r) mufs fich bey ihnen, 40 Tage lang, vor ihrem Hausgötzen aufhalten, um fich deffen Schutz zu erflehen.

Zu Cochinchina fiehet es mit der Arzeneywiffenfchaft etwas beffer aus als in Tunquin s); wenigftens fehlt es hier nicht an Aerzten, welche entweder Eingebohrne des Landes, oder Portugiefen find. Oft ift der portugiefifche, oft aber auch der cochinchinefifche der gefchicktefte. Die letztern unterfuchen, nach chinefifcher Art, den Puls, und beftimmen daraus die Gefahr; fchliefsen auch mit dem Patienten, der Cur wegen, einen Contract: — ftirbt nun der Patient, fo bekömmt der Arzt nichts, da er fonft reichlich bezahlt wird. — Eben diefe bereiten die Arzeneyen auch felbft. Daher giebt es hier keine Apotheker. — Es trug fich einmal zu, dafs ein kranker Portugiefe, der von einem europäifchen Arzt war aufgegeben worden, nach einem Landesarzt fchickte, welcher ihn, in einer gewiffen Zeit, unter der Bedingung zu curiren verfprach, wenn er fich, während derfelben, alles Umgangs mit Frauenzimmern enthalten würde. Als er fich an der Befferung fühlte, überfchritt er den Befehl des Arztes, und wurde fchlimmer. Der Arzt entdeckte dies bald, und forderte fein Geld; — der Patient weigerte fich, und wurde daher vom Arzte verklagt, dem vom Richter fein Arztlohn zuerkannt wurde. — Der Doctor bekam fein Geld, und der Kranke ftarb. —

Ein Miffionair hatte durch einen Scorpionenbifs eine ungeheure Gefchwulft an einem gewiffen Theile bekom-

r) Franke a. a. O. S. 615.

s) Borri Befchreibung von Cochinchina im fechften Bande der Berliner Samml.

bekommen, wogegen europäische Aerzte keinen Rath mehr wussten. Ein cochinchinesischer Arzt heilte ihn auf folgende Art. Man musste einen Topf mit Reiss angefüllt, der im Kochen begriffen war, zwischen die Beine des Patienten so stellen, dass der Dampf beständig die Geschwulst träfe, welches noch durch Zudecken der obern Theile, damit der Dampf nicht verfliegen könnte, befördert wurde: — auch hierdurch erhielt der Patient Besserung. —

Zur Ader lässt man auch hier selten; das Instrument, dessen sich die Chirurgi hierzu bedienen, ist aus Porcellain, und hat die Gestalt einer Säge. —

Das Königreich Laos, welches nach Siam, dem es nördlich liegt, zum Theil gehört, ist bergigt, und hat einen sehr fruchtbaren Boden; vorzüglich geräth der Reiss über alle Massen hier gut. Auch liefert dies Land den besten Benzoin; Gummi Lacca; den edelsten Muskus und die schönsten Perlen [t]). Die Nation ist schön gebildet, und hat das Merkwürdige an sich, dass die Einwohner kein L und R aussprechen können. —

Das Königreich Siam [u]) ist eins der grössten und mächtigsten in Ostindien; es ist aber, seiner Grösse nach, sehr wenig bevölkert, und meistens nur an den hohen Ufern der Flüsse mit Menschen besetzt. Es füllen erstaunliche Wälder, Wildnisse und Moräste dies Land an; gegen Norden ist es bergigt, gegen Süden aber niedrig, besonders am Meere. Viele Flüsse, besonders der Meinam, der auf

t) Kämphers Reisen nach Japan, 1. B. S. 36.
u) A. a. O. S. 35.

auf den Waldgebürgen Imaas entſpringt, bewäſſern dieſes Land; ja! ſie ſetzen das Land, ſeiner periodiſchen Ueberſchwemmung wegen, jährlich eine lange Zeit unter Waſſer. Dies trägt ſich mit dem Monat September oder noch früher zu, wenn der Schnee auf den hohen Nordgebürgen ſchmilzt; auch wird dieſe Ueberſchwemmung durch die alsdenn eintretende Regenzeit vermehrt. — Im Monat December nimmt das Waſſer wieder ab, und der Fluſs tritt in ſeine Ufer zurück. — Oft befördert ein Nordwind den Abfluſs ſchnell, und dann trocknet das Land bald ab, und es entſtehen keine Seuchen. Wenn aber dies nicht der Fall iſt; ſo bleibt vieler Schlamm auf dem platten Lande liegen, und dann fehlt's nicht an Krankheiten x). Da ſich dieſes aber oft zuträgt; ſo befürchtet man um dieſe Zeit jedesmal ein Sterben. Um dieſes zu verhüten, wird mit Anfang der Nordwinde durch das ganze Reich ein Feſt gefeyert, um die verzehrenden Geiſter, welche nach abgelaufenem Waſſer zurückbleiben, auszuſöhnen. —

Die Ufer des Fluſſes Meinam ſind ſehr niedrig, und doch liegt daran, auſser andern Oertern, die Hauptſtadt Judja, — und da, wo keine bewohnten Oerter ſind, iſt alles mit moraſtigen Wäldern beſetzt. — Dieſer niedrigen Lage wegen, und beſonders weil das Land jährlich unter Waſſer geſetzt wird, findet man hier ganze Dörfer auf Pfählen gebauet. — Andere Einwohner haben das Land ganz verlaſſen, und leben auf Schiffen, auf die ſie kleine Wohnhäuſer gebauet haben, faſt die ganze Zeit ihres Lebens. Man findet ganze Dorfſchaften ſol-

x) Kämpher a. a. O. S. 57.

ſolcher Schiffhäuſer auf dem ſiamſchen Meere. — Was das Waſſer anbetrift, ſo iſt das aus den Flüſſen nur trinkbar; da hergegen das Grundwaſſer ſeiner Salpetertheile wegen, nicht zu genieſsen iſt. — Die Hitze iſt, die meiſte Zeit über, ſehr groſs. Der Boden iſt zum Reiſsbau ſehr geſchickt, und liefert davon einen groſsen Ueberfluſs. — Die Nahrungsmittel beſtehen auch hier meiſt allein aus Reiſs; doch werden auch hier viele Fiſche genoſſen; beſonders viel macht man hier aus Schweinefleiſch, weil dieſes hier ſehr ſchmackhaft iſt [y]). — Dieſes Land iſt voller giftiger Schlangen und anderer ſchädlicher Inſekten. Unter allen iſt die ſo genannte Mützenſchlange die allerſchädlichſte. Es iſt daher ein groſes Glück [z]), daſs es in dieſem Lande einen ſogenannten Schlangenſtein giebt, wovon oben ſchon geredet worden, der, wenn er zeitig angewendet wird, das Gift ſicher heraus ziehet, und der Milch, zum Zeichen, daſs er ächt ſey, eine blaue oder grüne Farbe mittheilt. — Alles dieſes geſchiehet nicht, wenn er falſch iſt; ſo daſs man ſich daher wohl zu hüten hat, keinen falſchen Stein für einen ächten zu kaufen. Auſser den Schlangen giebt es hier Scorpionen, die 1½ Fuſs lang ſind. — Dann hat man hier eine Art kurzer zottigter ſchwarzer Raupen, welche ſehr gefährlich ſind. Denn fällt eine davon auf die Hände, und es berühren die giftigen Haare derſelben die Haut, ſo entſteht ſogleich eine Geſchwulſt und Geſchwür. Das beſte Mittel dawider beſtehet

y) Meiners und Spittlers hiſtor. Magazin, 3. B. 2. St.

z) Turpin Hiſtoire du R. de Siam, im 62. Stück des Hannöveriſchen Magaz. vom Jahr 1774.

ſtehet darin, daſs man den Theil ſo gleich mit Wachs reibe, um die Haare wieder heraus zu bringen. Den Füſsen ſchaden dieſe Thiere ſo leicht nicht; denn da die Siamer weder Schuhe noch Strümpfe tragen; ſo iſt ihre Haut ſo hart wie Leder. —

Aus allem dieſem gehet hervor, daſs Siam kein geſundes Land ſey. — Die vornehmſte Landplage iſt jenes bösartige galligte Fieber, womit ein Erbrechen einer ſchwarzen Materie und eine gelbe Farbe der Haut verbunden gehet, und das des erſten Zufalls wegen, das ſchwarze Erbrechen; des letztern wegen aber das gelbe Fieber genannt wird. Es wird auch dies Fieber an andern Orten, wie z. B. in Weſtindien, das ſiamſche Fieber geheiſsen, weil man glaubte, es ſey dies Fieber aus Siam nach Weſtindien gekommen, welches aber nicht gegründet iſt. — In Siam tödtet dieſe Krankheit oft ſehr ſchleunig: man will Beyſpiele haben, daſs Menſchen auf der Straſse davon ergriffen worden, nieder gefallen, und kurz darnach den Geiſt aufgegeben haben ſollen. Eine Viertelſtunde darnach waren Fleiſch und Blut faul [a]. — Mit den Todten gehet man ganz beſonders um. — So bald hier nemlich ein Menſch den letzten Seufzer ausgeſtoſsen hat [b]), gieſst man ihm Queckſilber in den Mund, welches das Eingeweide verzehren, und gegen den übeln Geruch bewahren ſoll. —

Die an epidemiſchen Krankheiten Verſtorbenen begräbt man ſo gleich, ohne ſie vorher zu verbrennen, oder damit denjenigen Staat zu treiben, wel-

a) Allgem. Hiſt. der R. 17. B. S. 398. aus Labat.

b) Neue Litteratur- und Völkerkunde. 1787. M. April.

welcher in Siam, bey ſolchen Gelegenheiten, aufs höchſte geſtiegen iſt. Nach wenig Jahren aber wird der ſchon meiſtentheils vermoderte Körper wieder ausgegraben, und dem Holzſtoſs übergeben. — Merkwürdig iſt hierbey, daſs man dieſe ſo allgemein eingeführte Ehre den Weibern, die in der Geburt, wie nicht weniger den Menſchen, die eines gewaltſamen Todes geſtorben ſind, verſagt. — Eben dieſe Völker haben noch mehrere ſeltſame Gebräuche. — Ihre Kindbetterinnen z. B. [c]) müſſen vier Wochen lang vor einem beſtändig wohl unterhaltenen Feuer ſitzen, und ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite wenden. — Ueberhaupt hält man in Siam den Eheſtand für eine unreine Sache; den Cölibat aber für eine Vollkommenheit. — Doch jener König von Siam, welcher, mit verſchiedenen Weibern, 326 Kinder erzeugte, wird wohl anderer Meynung geweſen ſeyn [d]). Ein König von Siam braucht auch nicht zu fürchten, daſs er durch dergleichen Debauchen ſeine Geſundheit ſchwäche: dafür ſorgen ſeine Prieſter, die Talopoinen, die täglich in dem Nebenzimmer des Königs für deſſen Geſundheit beten, und ihm vielleicht behülflich ſind [e]). —

Bisher habe ich noch gar nicht des Betels und des Areko Meldung gethan, deren man ſich doch ſo häufig in Oſtindien, und beſonders in Siam, bedient. — Mit wenigem muſs ich daher den Gebrauch dieſer Sachen anzeigen. — Betel iſt ein Blatt

c) Franke a. a. O. S. 615.
d) Marko Polo a. a. O.
e) Allgem. Hiſt. der R. 10. B. S. 207.

Blatt einer Pflanze f), welche, wie der Epheu, sich an andere Bäume oder Stäbe hinanschlingt. Gekaut haben diese Blätter viele Aehnlichkeit mit dem Tobak, sie befördern auch, wie dieser, den Speichelfluss; man bedient sich dieses Krauts zum Kauen in allerley Unpässlichkeiten. Es muntert auch sehr auf, daher giebt man den Sclaven täglich hievon etwas. — Die Areko ist eine Art grosser Eichel, welche reif und unreif gegessen wird. Man mischt Betel und Areko zusammen, und man verkauft diese Mischung in kleinen Paqueten, um Zähne und Lippen roth zu machen. Es sollen selbige auch das Zahnfleisch stärken, und zum Vergnügen der Liebe anreitzen; denn die wollüstigen Indianerinnen gebrauchen allerley Mittel, um Fremde an sich zu locken. So viel ist gewiss, dass es allen übeln Athem entfernt, indess bemerkt man doch, dass ihre Zunge an mehrern Stellen ausgehöhlet ist, und dass sie alle Morgen einen dicken Schleim, der darauf fest sitzt, davon abschaben müssen; auch hat selten jemand gesunde Zähne. —

Will man in Siam von der Unschuld eines Angeklagten überzeugt seyn, so muss er mit blossen Füssen über glühende Kohlen gehen g). —

Endlich so versichert ein angesehener Mann h), dass es hier ein ganzes Volk gebe, welches an der Nüktalopie laborire. —

f) Turpin a. a. O.

g) Kämpher amoenitates exot. l. c.

h) Hillary a. a. O. S. 359.

Vom

Vom südlichen Theile von China; von den philippinischen Inseln; wie auch von Formosa.

Obgleich [i]) der südliche Theil von China niedrig gelegen, häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, und hin und wieder mit sumpfigem feuchten Boden, der nur zum Reisbau gebraucht werden kann, versehen, auch hier einige Monate lang die Hitze sehr groß ist, so daß man deshalb eine sehr ungesunde und zu vielerley Krankheiten geneigt machende Gegend hier vermuthen sollte, so trift dennoch diese Vermuthung mit der Erfahrung nicht ganz zu. Vielmehr leben die Einwohner sowohl zu Lande als zu Wasser — (denn hier leben, wie in Siam, viele Menschen ihre ganze Lebenszeit durch auf Kähnen, die sie auf den Flüssen oder kleinen Seen, die zwischen dem festen Lande sind, liegen haben) — gesund und im Ueberfluß, das ganze Jahr durch. — Man kann hievon keine andere Ursache angeben, als weil das Land überall mit Canälen durchschnitten ist; das Wasser leicht abfließen kann, und dadurch aller Stockung vorgebeugt wird.

Canton und Vampoa sind indeß nicht sehr gesund. Denn was Canton anbetrift, so ist der Ort sehr feucht; das Wasser gehet bey jeder Ebbe und Fluth unter den Faktoreyen der verschiedenen Nationen weg. — Die Zimmer in den Häusern

i) Clarke a. a. O. S. 43.

ſind ſehr klein, niedrig und dumpfigt; dazu iſt die Hitze im Juny, July und Auguſt übermäſsig groſs. Im September und October iſt das Wetter, bey Tage, noch ſchwûl; aber bey der Nacht kalt und froſtig mit nordöſtlichem Winde. Der December, Jänner und Februar ſind die kalten Monate, und während dieſer Zeit ſind die Abwechſelungen des Wetters geſchwinder als in irgend einem andern Welttheile. Beym Nordwinde fallt das Thermometer bis auf 46 Grade, und ſo bald ſich der Wind nach Süden dreht, ſo ſteigt es ſo gleich bis auf 60 oder 70 Grade. Leute, die ſich hier aufhalten, ſind allezeit wegen ihrer Kleidung verlegen, denn den einen Tag iſt ein ſeidener Rock hinlänglich, und den andern Tag, wenn ſich der Wind geſchwind gedrehet hat, müſſen ſie ein flanellenes Futterhemd anziehen. Dieſer Urſachen wegen, beſonders der ſchwülen Hitze im Julius und Auguſt halber, ſind die Seeleute, die ſich bey Vampoa aufhalten, ſehr gefährlichen nachlaſſenden oder anhaltenden Fiebern unterworfen, die keinesweges von den epidemiſchen Fiebern der andern warmen Climate unterſchieden ſind. Im November verändern ſie ſich in ordentliche Wechſelfieber, die leicht durch die Fieberrinde geheilet werden. — Während der oben erwähnten Zeit fallen oft Bauchflüſſe vor, und ſcheinen die am meiſten herrſchende endemiſche Krankheit auszumachen, und ob ſie gleich hier nicht ſo ſchädlich ſind als in Bengalen, ſo ſind ſie doch, wenn ſie im Anfange verſäumt werden, oft gefährlich, und allezeit ſehr langwierig, welches oft die Kraft eines jeden Arzeneymittels ſo lange vernichtet, bis die Reiſenden das Clima verändern. — Im Jahr 1771 waren auf vielen Schiffen beyde Krankheiten

oft

oft vereint, und tödteten, wegen Verſäumung, ſchon zuweilen den ſechſten Tag. —

So gar die Faktoren der verſchiedenen Nationen, die in Canton wohnen, erfahren alle die Ungelegenheiten, die einem jeden ſchwülen Clima eigen ſind; man ſiehet nicht die blühende Geſundheit auf ihren Geſichtern; ihre Leibesbeſchaffenheit wird bald geſchwächt, und ſie ſind eingewurzelten Bauchflüſſen und andern Beſchwerden oft unterworfen, welche die gewöhnlichen Folgen einer gar zu groſsen Erſchlaffung ſind. —

Die reichen Europäer, beſonders die Supercargos, ſind gemeiniglich dennoch ſehr geſund. Dieſe pflegen aber meiſtentheils, nachdem ſie ihre Geſchäfte in Canton abgethan haben, ſich nach Macao zu begeben, welches auf einem erhabenen Grunde liegt, und daher geſunder iſt. — Dann führen ſie auch eine ordentliche, dem heiſsen Clima angemeſſene Lebensart; und dieſe beſtehet erſtlich in dem mäſsigen Gebrauch eines guten Weins, beſonders des Claretweins. Denn man hat bemerkt, daſs in Oſtindien diejenigen Leute, die das Vermögen haben, Claretwein zu trinken, am meiſten von Krankheiten befreyet ſind. — Zweytens, ſo müſſen die hier gewöhnlichen Speiſen, als Reiſs, Hühner, Krebſe, Fiſche uud andere Vegetabilien jedesmal hinreichend mit Cory, welches eine Vermiſchung aus ſpaniſchem Pfeffer, Curcuma und andern Specereyen iſt, denen Schnittlauch und Limonienſaft zugeſetzt ſind, vermiſcht werden. Auf dieſe Art kann man mit Sicherheit ſo viel Fleiſch und Vegetabilien zu ſich nehmen, als vonnöthen iſt, um den unerſättlichen Hunger zu befriedigen. Groſse Fehler werden hergegen in

diesem heissen Clima begangen, wenn man zu viel fette und dauerhafte Fleischspeisen geniesst, die mit eingepöckelten Sachen und gewürzten Brühen auf eine solche Art zubereitet sind, dass sie zu einer gar zu grossen Völlerey anfrischen; denn es ist merkwürdig, dass der Hunger in warmen Gegenden allezeit zunimmt, so lange noch der geringste Ueberrest von Gesundheit vorhanden ist, weil die Ausleerungen häufiger sind, und die Leibesbeschaffenheit eine grössere Unterstützung erfordert. —

Die einzigen grausamen und ekelhaften Krankheiten, welchen die Chinesen in dieser Gegend oft blos gestellt sind, sind die Kinderblattern und der Aussatz. —

Von den philippinischen Inseln.

Die philippinischen Inseln [k]) machen fast nur einen verwirrten Haufen von Bergen aus, deren Gipfel sich in den Wolken verlieret; unter diesen giebt es zwey feuerspeyende Schlünde, daher auch auf einigen Inseln, als z. B. auf Manilla, zuweilen Erdbeben entstehen. — Auf allen fällt fast das ganze Jahr durch Regen, und sie sind fast vom Wasser überschwemmet: indess verhält es sich hier doch mit dem Regen fast eben so, wie auf

k) Gentils Reisen in den indischen Meeren im vierten Bande der neuen Hamb. Samml. von Reisebeschr. Hamb. 1782.

auf der Küste Malabar und Coromandel, woran auch hier die Berge schuld sind. Denn da vom Junius bis September die Westwinde regieren; so pflegt auch nur zu dieser Zeit die westliche Seite der Inseln Regen zu haben, und es geniesst alsdann der östliche Theil gutes Wetter. Mit dem October aber fangen nordöstliche Winde an, und nun fallen auf der östlichen Seite, einige Monate lang, eben so starke Regengüsse, als vorhin auf der westlichen Seite waren, die jetzt in dem Besitz des heitersten Wetters ist. Hierdurch nun wird der Boden nicht allein sehr fruchtbar gemacht, sondern es wird auch dadurch die Hitze sehr gemäsigt. Dennoch ist es hier in den Mittagsstunden sehr heiss, und kühlten die Land- und Seewinde nicht täglich ab, so würde es fast unerträglich seyn. Besonders sind die West- oder Aval-Winde hier sehr erquickend, und der Gesundheit zuträglich. — Man ist hier zwar beständig im Schweisse gleichsam gebadet; dennoch merkt man davon keine besondere Ermattung, wie wohl in Spanien und anderwärts, und man kann dies von nichts anders, als von dem beständigen Ersatz der Feuchtigkeit aus der Luft, der Erde und den wässerigten Nahrungsmitteln herleiten. —

Da hier nichts als Inseln sind; so können die Winde nicht leicht schädliche Dünste von Morästen oder Wäldern herbey führen, und im Lande selbst giebt es der Sümpfe auch nicht viele, weil die Wasser einen guten Abfall haben. Daraus kann man also abnehmen, dass das Clima dieser Inseln nicht ungesund sey, und die Erfahrung bestätiget dies auch. Denn man findet hieselbst viele alte Personen, von 80 und mehrern Jahren, die

ganz munter ſind. — Selbſt Fremde können bey einer ordentlichen Lebensart, wobey ſie aber alle Ausſchweifungen meiden müſſen, hier geſund bleiben und alt werden. —

Die Nahrungsmittel ſind auf dieſen Inſeln faſt eben ſo beſchaffen, wie auf der oſtindiſchen Küſte überall. — Reiſs macht die Hauptnahrung aus: — indeſs wird auch hier viel Schweinefleiſch gegeſſen: — überhaupt ſind die Menſchen hier keine groſse Liebhaber von Fleiſch, deſto mehr aber von Fiſchen, die ſchon etwas riechen müſſen: — auch wird hier wenig Butter genoſſen; aber deſto mehr Schweineſchmalz. —

Es iſt ferner das Baden [l]) nach indianiſcher Art, wobey man die Glieder ſtark zieht, dehnt und knetet, eine liebliche Sache dieſer Inſulaner; dann endlich reiben ſie auch ihre Kinder fleiſsig mit Oel. — Durch alle dieſe Mittel erhalten ihre Faſern eine ganz beſondere Geſchmeidigkeit. Sie gebrauchen ihre Füſse oft mit eben ſo groſser Fertigkeit, als wie wir unſere Hände. Fällt z. B. eine Nadel auf die Erde; ſo bücken ſie ſich nicht, ſondern ihre Füſse leiſten ihnen dieſen Dienſt. Mit den Zähen der Füſse zeichnen ſie eben ſo gut, als wir mit den Händen: aber auch einige kränkliche Zufälle, als Brüche, denen ſie ſehr unterworfen ſind [m]), mögen davon herrühren. —

Im Gegentheil bringt jene groſse Erſchlaffung des Körpers, und beſonders der Haut, und die mit Dünſten beſtändig ſo ſehr angefeuchtete Luft, welche

l) Pages Voyage autour du monde. Paris 1782. p. 163.

m) Gentil a. a. O.

welche verursachet, daſs polirter Stahl in einer Nacht mit Roſt angegriffen wird [n]), bey den Hunden eine erwünſchte Erſcheinung hervor: nemlich dieſe, daſs ſie hier niemals toll werden [o]). Dies iſt um deſto mehr zu bewundern, da der Hunde hier ſo viele ſind. — Allein zu Manilla zählte man 15000 [p]). —

Gleichwohl bleiben die Würkungen der Schwäche, die die Hitze und die gar zu ſtarke Ausdünſtung hervor bringen, niemanden verborgen, und nicht allein die körperlichen, ſondern auch die Seelenkräfte erliegen hier bald. Zum Studiren iſt man hier gar nicht geſchickt, und man kann es nicht lange aushalten. Gelehrte ſind hier daher ſehr ſelten, und wer nur etwas Latein verſtehet, wird ſchon für einen groſsen Mann gehalten. Wer es in den Wiſſenſchaften etwas weiter bringen will, läuft groſse Gefahr, in Wahnſinn zu verfallen [q]), der daher in den Klöſtern nicht ſelten iſt: — auch das Frauenzimmer befällt leicht eine Tollheit, welches hier eine Modekrankheit iſt. —

Die Anzahl der übrigen Krankheiten iſt nicht groſs. — Schwäche des Magens und die Ruhr ſind die gemeinſten Uebel: — vielleicht hat die übergroſse Menge Waſſer, die man hier trinkt, an beyden Uebeln Antheil.

Die Venusſeuche iſt hier ebenfalls ganz allgemein, aber man macht ſich hier daraus nichts: man

n) Geograph. en natuurk. Berichten, 2. Deel.

o) Sonnerat a. a. O.

p) Hannöverſches Magazin vom J. 1781.

q) Gentil a. a. O.

man verheyrathet sich, und es können fast nirgends mehr Kinder gebohren werden, als hier. Man siehet an den Flüssen und auf den Dörfern nichts als Kinder und schwangere oder säugende Frauen. Stirbt aber auch eins von den Kindern, so wird darüber nicht viel Wehklagens gemacht: man bringt sie vielmehr unter Tanz und Musik zu Grabe. Zu Manilla ist's damit wenigstens so beschaffen. —

Dieser wichtige spanische Pflanzort, auf der Insel Luconia, hat auch seine gesunde und ungesunde Jahreszeit [r]). Das Land, rund um diese schöne Stadt, ist, viele Meilen weit, niedrig. Im Junius und Julius ist die Feuchtigkeit der Luft grofs, und die Hitze der Sonne übermäfsig, welches schädliche Ausdünstungen erregt. In diesen Monaten fallen oft Fieber und Bauchflüsse vor, die bisweilen eine grosse Anzahl Einwohner wegraffen; und doch ist keine Gegend in der Welt, während der übrigen Zeit des Jahres, angenehmer als diese; das Clima ist temperirt, die Felder sind mit einem beständigen Grün bedeckt, und bringen alle die Arten von Früchten hervor, die man innerhalb der Wendekreise haben kann; — kurz, es ist das Montpellier in Ostindien [s]). — In 90 Tagen, vom April bis zum Julius, hatte man keine drey trübe Tage [t]). —

Die Insel Formosa [u]) ist eine der schönsten auf der Erde. Der Boden trägt an vielen Stellen zwey

r) Clarke a. a. O. S. 42.

s) Lind a. a. O. S. 80.

t) Gentil a. a. O.

u) Des Grafen Beniowski Reisen. Berlin 1790.

zwey Erndten von Reiſs und anderm Getreide. — Es giebt hier ferner einen Ueberfluſs von Rindvieh, Schaafen, Ziegen, Hühnern, Vögeln, Pflanzen, Früchten und allerhand Bäumen. — Das Land hat auch viele Flüſſe, Seen und Teiche, und iſt daher ſehr fiſchreich. —

Die meiſten Einwohner, diejenigen ausgenommen, die an der öſtlichen Küſte derſelben wohnen, ſind ziemlich geſittet; aber ihr Charakter iſt weibiſch, ſie haben keinen Muth, und ſind ſehr abergläubiſch; daher giebt es viele Zauberer unter ihnen. —

Man hat behaupten wollen, daſs es hier geſchwänzte Leute gebe; aber dies wird von andern in Zweifel gezogen. —

Das Clima iſt durchgängig gut, und man zählt hier nur wenige Krankheiten. Ich laſſe es unentſchieden, ob die Peſt hier oft hinkomme, wie einige [x]) haben behaupten wollen. Eben ſo iſt auch die wenige Bekanntſchaft mit dieſem Lande ſchuld, daſs man nicht recht weiſs, was es mit Shiplio für eine Bewandniſs hat. Man ſagt: dies ſey ein Zufall, der auf Formoſa nach den Blattern komme, und der weit ſchlimmer als die Blattern ſelbſt ſey. Er ſoll in einer brennenden Hitze und Röthe über den ganzen Leib beſtehen. —

Ich ziehe auch, ihrer Unmenſchlichkeit wegen, folgende Nachricht, ob ſie ſonſt von einem glaubhaften Manne [y]) kömmt, bis jetzt noch in Zweifel. Dieſer Erzählung zufolge, darf auf Formoſa

x) Friedr. Hoffmann a. a. O.

y) Neuhoffs Reiſen l. c.

mosa keine Frau vor dem sechs und dreyssigsten Jahre ein Kind gebähren. Wird aber eine Person eher schwanger, so tritt ihr eine Priesterinn so lange auf den Leib, bis sie abortirt. — Ich bezweifle diese Nachricht deshalb, weil wir ja gesehen haben, dass in den übrigen unter dieser Breite gelegenen Ländern die Fruchtbarkeit im 36sten Jahre schon aufhöret. —

Von den latronischen Inseln und von Austrasien, oder den neu entdeckten Inseln im Südmeer.

Auf den Diebes- oder latronischen Inseln sind Hitze und Feuchtigkeit sehr gross, und man hält sie daher für sehr ungesund. Lord Anson hatte sich auf die Insel Tinian, eine der latronischen Inseln, mit seinen Leuten begeben: er traf hier angenehme Gegenden; viel fettes Vieh, besonders viele Schweine, und saftige Früchte an; seine Leute erholten sich hier vom Scorbut bald.

Als sich der Commodore Byron im Jahre 1765 in derselben Lage, in Ansehung dieser unter seinen Leuten eingerissenen Krankheit wegen, befand; so suchte er auch auf dieser Insel dafür die Genesmittel: er landete; vermisste aber das von Anson geschilderte Paradies. Zwar wurden seine Leute gar geschwind durch den Genuss der Landluft und der Kokosnüsse vom Scharbock befreyet: allein an dessen Stelle traten andere weit gefährlichere

chere Krankheiten, die von dem ungesunden Clima zeugten, ein. — Byron [z]) sagt daher: ein Thier, das vor einer Stunde erlegt worden, ist schon in der folgenden faul und grün ausgeschlagen. — Faulfieber sind deshalb sehr gemein; indess leben doch auch hier, des ungesunden Clima's ohnerachtet, viele Menschen gesund, weil sie, wie Smollet sagt, gewohnt sind, alles kalt zu geniessen. —

Auf den vom Byron entdeckten Georgsinseln findet man fast nichts als Kokosbäume, die den Einwohnern Nahrung, Obdach, Kleidung, Zimmerholz, Segel und Tauwerk liefern. — Die grösste Beschwerde sind so wohl hier als auf den Diebesinseln die ungeheuren Schaaren von Fliegen und anderes Geschmeisse, wodurch die Einwohner, geschweige Fremde, sehr gemartert werden. Uebrigens scheinen diese Inseln nicht so ungesund als die vorigen zu seyn. Byrons Leute befanden sich hier bey den Kokosnüssen wohl, und der Scharbock verschwand bald.

Ich komme nunmehr auf die neu entdeckten Inseln im Südmeer, als die Sandwich-, Freundschafts- und Societäts-Inseln.

Die Sandwich-Inseln liegen mit den westindischen fast unter einerley Breite, und es kömmt die Witterung auch mit denselben ziemlich überein [a]); doch ist die Luft hier gemässigter; denn nur einmal war das Thermometer auf 88 Grade gestie-

z) Commodore Byrons Beschreibung einer Reise um die Erdkugel im Jahre 1764, und vollendet im Jahre 1766; im 3. Theil der Campschen Reisen.

a) Cooks dritte Entdeckungsreise, 2. B. Berlin 1788.

gestiegen, da es sonst gemeiniglich auf 83 stand: die Jahreszeiten sind auch hier wie in Westindien beschaffen, d. i. in den Wintermonaten fällt sehr vieler Regen. — Die Menschen sehen gesund aus, und unter den Vornehmen giebt's wohlgebildete Gestalten, doch im Allgemeinen nicht so schöne, als auf den Freundschaftsinseln. Unter den gemeinen Leuten sahe Cook mehrere ungestaltete Menschen, als auf irgend einer andern Insel im Südmeer. — Er sahe hier drey höckerigte, und einen jungen Menschen, der ohne Arme und Füsse gebohren war; auch Blinde und Schielende fand man hier; — nicht weniger ein paar närrische Leute, wobey es merkwürdig ist, dass man ihnen eben eine solche Ehrerbietung bezeigte, als bey den Morgenländern gebräuchlich war, die solche Leute für göttlich begeistert hielten. —

Die Nahrungsmittel sind sehr gesund; die Frucht des Brodbaums ist die vornehmste Speise, dann auch Schweinefleisch. — Zum Getränke hat der gemeine Mann nichts als Wasser. — Die Reichen machen sich aus der Wurzel einer Pfefferstaude (piper methysticum) durch die Gährung ein berauschendes Getränke. Erst wird diese Wurzel gekauet; darauf thut man das Gekauete in eine hölzerne tiefe Schüssel, dann giesst man entweder frisches Wasser oder den Saft der Kokosnüsse darüber; man lässt dies nach einiger Zeit durch eine Menge Kokosnussfasern, die die Stelle eines Siebes vertreten, laufen, und übergiebt's der Gährung, wodurch es aus einem unschmackhaften weissen Safte in ein scharfes, berauschendes und betäubendes Getränke, welches Ava heisst, verwandelt wird. Der häufige Genuss dieses Getränks ist der Gesundheit sehr nachtheilig, und die Menschen,

die

die davon viel trinken, werden felten alt. Die gewöhnlichften Folgen find ein fchuppigter Ausfatz über den ganzen Leib; rothe entzündete Augen; Magerkeit; Zittern aller Glieder, und Unvermögen, den Kopf in die Höhe zu halten. Zum Glück dürfen nur die Chefs und ihre Kinder davon Gebrauch machen. Der 12jährige Sohn des Königs Terreboo rühmte fich öfters des Rechts, Ava trinken zu dürfen, und zeigte dann mit einer triumphirenden Mine einen Fleck an feinen Lenden, der fchon fchuppigt zu werden anfieng. — Man widerrieth diefen Leuten das Avatrinken, und die es weniger trunken, verloren auch allgemach den Ausfchlag. —

Da hier zu Lande ferner viel Salz gebraucht wird, fo ift zu vermuthen, dafs die vielen Gefchwüre, die man bey vielen andern fand, daher rührten. —

Man hat hier mehr als einen Ausfatz. Der erfte ift ein fchuppenartiger mit Abblätterung verbundener weifser Ausfatz, welcher entweder nur ein Bein, oder die ganze Haut einnimmt. Die zweyte Art hat ihren Urfprung dem Getränke von der Pfefferpflanze zu verdanken. Die Haut ift dabey verfchrumpft, fchwärzlich, und blättert in Schuppen ab, wobey die Augen roth und entzündet werden, auch triefen: der Leib fchwindet, und die Verftandeskräfte nehmen ab; — nach und nach entftehen Gefchwüre, die fich unter der Haut fortziehen, fchwammigt ausfehen, und aus einer Oeffnung, welche mit rothem fchwammigten Fleifch umgeben ift, fliefst Eiter. Zu einer andern Zeit entftehen runde, längligte, purpurfarbene Erhöhungen auf der Haut von der Gröfse eines Conventionsthalers,

die

die bisweilen das Ansehen haben, als wenn ein Theil herausgefallen wäre, und das Uebrige sich in ein Geschwür mit rothem schwammigten Rande verwandelt hätte [b]). Man hat endlich an einigen andern Orten dieser südlichen Inseln, diejenige Art der Elephantiasis gefunden, wobey die Beine ungestaltet dick und von grüner Farbe waren. In Neucaledonien litten dagegen die Arme, welche sehr dick geschwollen waren; dabey waren die Menschen kurzathmig, aber übrigens gesund [c]).

Die Societäts- Freundschafts und Marquesads-Inseln, die, wie die Sandwichinseln, fast in gleicher Entfernung von der Linie, südwärts gelegen sind, haben ein überaus angenehmes und sehr gesundes Clima. — Die Hitze wird durch kühle Seewinde gemäſsigt, und da es hier weder groſse Wälder noch Moräste giebt; so ist die Luft allezeit rein. Ueberall herrscht Wohlstand, Ueberfluſs und Zufriedenheit. — Die Nahrungsmittel sind einfach, bestehen meist aus der Frucht des Brodbaums und einigen andern Vegetabilien: — Fleisch, auſser Schweine- und Hundefleisch, wird nicht viel genossen, und fast nur Wasser allein stillet dieser friedlichen Insulaner Durst. Der menschliche Körperbau scheint daher hier einen vorzüglichen Grad von Schönheit und Stärke erreicht zu haben; auch genossen sie bis zur Ankunft der Europäer fast eine unverrückte Gesundheit.

Der sorgenlose Zustand dieser Einwohner auf den Societätsinseln, und der leichte Erwerb ihres

b) Forsters Bemerkungen auf seiner Reise.
c) A. a. O.

ihres Unterhalts verursacht aber, daſs ſich viele ihrer Einwohner der Trägheit und dem Müſsiggang zu ſehr ergeben: man hat hier Leute geſehen, die ſich nicht die Mühe nehmen wollten, einen Biſſen Brod ſelbſt in den Mund zu ſtecken, ſondern die ihre Mahlzeit in einer unverrückten Lage, ohne alle Bewegung, verrichteten, und die da ſaſsen oder lagen, und ſich durch einige Bedienten ein Stück nach dem andern in den Mund ſtopfen lieſsen. — Dies muſs alſo zur Vollſäftigkeit führen, zumal da ſie gern und viel ſchlafen, und den Schlaf, durch ein gelindes Klopfen auf den Leib und auf die Füſse, wozu eigne Leute gehalten werden, erkünſteln. — Man ſahe auch deshalb unter dieſen Inſulanern ſehr dicke und gemäſtete Leute; — ſolche, deren Lenden ſo dick waren, als der Bauch eines ſonſt ordentlichen Menſchen. — Die Vornehmen trinken auch hier Ava, und es gehet ihnen darnach nicht beſſer, als auf den Sandwichinſeln.

Unter allen hier gelegenen Inſeln hat ſich die Inſel Otaheiti am berühmteſten gemacht, und vorzüglich deswegen, weil hier Capitain Wallis zwiſchen den Jahren 1766 und 1768 zuerſt landete, und weil alle folgende Seeleute hier eine gute Aufnahme fanden. Seine Schilderung, die er davon machte [d]), war auch viel zu reitzend, als daſs ſie nicht ſeine Nachfolger hierhin gezogen hätte. — Auch die Herren Solander und Banks

d) Samuel Wallis Reiſe um die Erdkugel in dem Jahre 1766 bis 1768. in J. H. Campens Sammlung intereſſanter Reiſebeſchreib. 3. Theil.

Banks e) fanden sich hier in ihrer Erwartung gar nicht betrogen. --

Dies Land ist eins der anmuthigsten, das man je gesehen hat. Gegen den Strand hin ist es flach und mit Fruchtbäumen von allerley Art, besonders mit Kokosbäumen bewachsen. Das Land selbst ist sehr abwechselnd: in der Mitte ist ein sehr erhabener Berg, den man 12 deutsche Meilen weit sehen kann: der Boden von allen andern Orten ist sehr fett und fruchtbar, und wird von vielen kleinen Bächen, die vortrefliches Wasser führen, benetzt, und ist mit allerley Fruchtbäumen bewachsen. Das niedrige Land ist stark bevölkert, und die Wohnungen sind stets in der Nähe kleiner Waldungen angelegt. —

Die vorzüglichsten Nahrungsmittel sind Brodfrucht, Kokosnüsse, Bananen, Plantanen, Kartoffeln, Kakaonüsse, Zuckerrohr u. d. gl. Die Luft ist sehr gemäsigt und rein, wie auf allen übrigen Inseln. —

Leute, die so einfach und ungekünstelt leben, wie diese, werden natürlicher Weise auch selten krank. So lange wir hier waren, sagen oben gemeldete Gelehrte, sahen wir keinen, der an einer bedeutenden Krankheit danieder gelegen hätte.

Die Besorgung der Kranken ist den Priestern überlassen. Die ganze Methode aber, deren diese sich hier bedienen, besteht in Gebeten und Ceremonien, die nicht beschrieben zu werden verdienen.

e) Beschreibung einer Reise um die Erdkugel, angestellt von dem Capitain Cook und den Gelehrten Banks und Solander, in den Jahren 1768—1771.

nen. In der Wundarzeneykunſt aber ſcheinen ſie gröſsere Geſchicklichkeiten zu beſitzen. Aber Wunder muſs man doch auch von ihnen nicht erwarten. Daher ziehe ich jene Nachricht f): daſs ſie bey einem Beinbruche, mit Verluſt der Knochenſubſtanz, ein Stück Holz in die Lücke einpaſſen, und mit Schindeln befeſtigen ſollen, welches nach Verlauf von 12 Tagen nicht allein mit den übrigen Knochen ſich wieder vereiniget, ſondern auch mit Haut und Fleiſch von neuem bedeckt werden ſolle, gänzlich in Zweifel. —

Ganz anders iſt es mit den Menſchen auf Neucaledonien, Malikollo und Tanna beſchaffen. Dieſe ſcheinen dem Ideale, welches man von der ſchwächſten Menſchenrace ſich machen muſs, am nächſten zu kommen g). — Dieſe Leute ſind am ganzen Leibe behaart; ſind klein, und haben ein den Affen nicht ſehr unähnliches Anſehen, indem die Stirn und der ganze Schädel ſehr niedrig und nach hinten zu flach gedrückt iſt h). Aber hier iſt auch der Unterhalt ſehr ſchwer; ſie leiden faſt Mangel an allem, und ſtehen nicht ſelten Hunger aus. Um denſelben aber weniger zu empfinden, ſo ſchnüren ſie ihren Leib und einige Gliedmaſsen mit einem Fingers dicken Strick; ziehen ihn oberhalb dem Nabel ſo feſt zu, daſs es zu bewundern iſt, wie ſie es aushalten können. Ihr Leib wird dadurch ganz ungeſtaltet, und ſcheint gleichſam aus zwey abgeſonderten Höhlen zu beſtehen. — Unglücklicher Weiſe enthält auch das angrenzende

 Meer

f) Cooks Reiſe.

g) Sullivan a. a. O.

h) Forſter a. a. O.

Meer Fiſche von giftiger Art, die der gelehrte Forſter zum Geſchlecht der Sparus bringt. Menſchen, die davon gegeſſen hatten, bekamen heftige Zufälle; ein Schwein, daſs das Eingeweide gefreſſen hatte, ſtarb, und Hunde wurden davon gelähmt. —

Welch ein Unterſchied zwiſchen dem Clima und den Einwohnern der Societätsinſeln und dieſer letztern!

Die Freundſchaftsinſeln kommen zwar mit den Societätsinſeln, in Anſehung des Clima's, der Nahrungsmittel und der geſunden Beſchaffenheit der Einwohner überein; indeſs mangelt ihnen doch das gute Waſſer; man findet daher hier ſolche korpulente Leute nicht, als zu Tahiti, und es ſcheinet dem oben benannten Verfaſſer wahrſcheinlich zu ſeyn, daſs das Waſſer, die Brodfrucht und das Schweinefleiſch jene gemäſtete Leute mache. Es iſt unglaublich, damit ich noch einen Blick auf die Freundſchaftsinſeln werfe, was für eine Menge Speiſen dieſe Inſulaner auf einmal zu ſich nehmen können. Ich ſahe, ſagt Herr Banks, daſs ein Mann 2 oder 3 Fiſche, ſo groſs als ein Baars, 3 Brodfrüchte, jede gröſser als 2 Fäuſte, 15 Bananen, jede 6 bis 7 Zoll lang, und 4 bis 5 Zoll im Umfange, und beynahe ein Quartmaaſs voll gekneteter Brodfrucht, bey einer Mahlzeit zu ſich nahm. —

Zum Lobe aller dieſer Inſulaner muſs noch angemerkt werden, daſs ſie die Reinlichkeit ſehr lieben; ſie baden ſich oft; ſie entfernen, wie Cook berichtet, alles dasjenige, was unreines von dem Menſchen abgehet, ſehr ſorgfältig, und haben

ben auch fast überall die Beschneidung eingeführt. Zu Otahiti bestehet sie darin, daſs man die Vorhaut oben von einander theilt, damit die Eichel blos und unbedeckt bleibe [i]).

Bey allen den Vorzügen, die die Bewohner des Südmeers, die Mallikolesen ausgenommen, vor Europäern besitzen, müssen sie ihnen doch in einigen andern, ob gleich für ihnen entbehrlichen Stücken, nachstehen. Sie sind nemlich zu sehr an ihre Lebensart und Clima gewöhnt, als daſs sie, wie die Europäer, andere Climaten und andere Lebensarten ertragen könnten. Es haben wenigstens diejenigen aus den Südseeinseln, die eine Reise mit den Europäern versuchten, ob deren Anzahl zwar klein ist, die Probe schlecht ausgehalten, einen oder den andern ausgenommen. —

Aotura, den Bougainville mitnahm, starb auf der Rückreise. — Tupaya und sein Bedienter Teyata starben beyde in Batavia. — Omahi und Ohididi klagten beyde sehr über Entkräftung. — Zweytens so ist es merkwürdig, daſs die Taitier keine Wörter aussprechen können, die sich mit da, la, fa, ga und za anfangen, welches ein gelehrter Franzos, der sich mit Unterricht der taubstummen Personen lange abgegeben hatte, dem berühmten Bougainville versicherte, nachdem er eine Zeitlang mit Aotura in Paris Umgang gepflogen [k]). —

Oben sagte ich, daſs die Bewohner der Sandwich- Societäts- und Freundschaftsinseln, bis zur

 Ankunft

i) Cooks Tagebuch seiner zweyten Reise.

k) Bougainvilles Reisen um die Welt. Leipzig 1772.

Ankunft der Europäer, von Krankheiten meist frey gewesen wären. Man wird aber dies mit Einschränkung verstehen müssen: denn wo ist wohl ein Land, das gar keine Krankheiten kennte? — Indess ist doch gewiss, dass gegenwärtig eine Krankheit auf diesen Inseln sehr allgemein sey; ich meyne die Venusseuche, wie Watt *l*) im Jahre 1788 erfahren hat. —

Es ist aber eine andere Frage, ob die Europäer solche nach der Südgegend gebracht haben, oder nicht? — Lord Byron versichert, nicht er, sondern Bougainville habe die Seuche in diese Weltgegend gebracht. Bougainville dagegen behauptet: dies sey nicht möglich; denn die Venusseuche sey erst auf ihrem Schiffe ausgebrochen, nachdem sie bereits von Otahiti abgereiset gewesen, da sie vorher nichts davon gewusst, und er ist geneigt zu glauben, dass den Engländern die Schuld beyzumessen sey. — Unterdessen wurde ihm von Aotura, den ich schon mehrere male genannt habe; und der von Otahiti gebürtig war, und sich selbst unter den Angesteckten befand, versichert, dass man sich nichts in seinem Vaterlande aus dieser Krankheit mache. Hieraus ist also abzunehmen, dass weder Bougainville, noch Capitain Wallis diese Krankheit nach den Societätsinseln, wo sie bereits vor dem Jahr 1768 gewesen, gebracht haben *m*). — Dies bestätigte auch die Aussage des Maheine, der von Barabara gebürtig war, woselbst man diese Krankheit wohl kannte, obgleich niemals ein europäisches Schiff an dieser Insel gelandet war: er versicherte sogar, dass seine Mutter an dieser Krankheit gestorben sey. — Auf die

l) Watts Reise nach Otahiti.
m) Forster a. a. O.

die Freundschafts - und Marquesadsinseln ist sie aber später, und vielleicht durch Europäer gebracht worden. —

Das Podagra ist hier ebenfalls nicht ganz unbekannt; ein Befehlshaber der Flotte, Tohwa, lag daran krank.

Von der Behandlungsart der Kranken ist bisher sehr wenig bekannt geworden. — Zum Theil verfährt man mit den Kranken sehr lächerlich; so schneidet man sich auf den Freundschaftsinseln einen Finger aus der Hand, um dem Tode zu entgehen. — Ein zweytes, aber weit vernünftigeres Hülfs- und Vorbauungsmittel ist das Reiben und Drücken der Glieder. So wohl Cook, als Capitain Wallis erfuhren an ihrem eignen Körper die heilsame Würkung des Reibens. Ersterer litte am Hüftweh; einige tahitische Damen nahmen die Cur über sich, indem sie mit beyden Händen seinen ganzen Körper, vom Kopf bis auf die Füsse, besonders seine leidenden Theile drückten, und die letztern so stark kneteten, dass die Beine davon krachten, und ihn so müde machten, als wenn er gerädert worden wäre. Er verspürte aber davon schon gleich Anfangs Linderung; daher liess er es noch vor Schlafengehen wiederholen, und dies bewürkte bey ihm eine gute Ruhe. Da es noch einmal am folgenden Tage geschahe, so blieb der Schmerz ganz weg [n]). — Nicht minder gut war diese Operation beym Capitain Cook, welchem das Reiben, nach einer überstandenen Krankheit, sehr wohlthätig war [o]). —

n) Cooks dritte Reise, oder im achten Bande der Bibliothek neuest. Reisebeschr. S. 300.

o) Bibliothek der Gesch. der Menschh. Leipzig 1780. S. 110.

Bey andern bedenklichen Krankheiten verſammlen ſich die Freunde und Verwandte im Hauſe des Patienten, und verſchaffen ihm alle mögliche Pflege. — Oft wird ein Unterprieſter, der auch zugleich Arzt iſt, gerufen, um eine Ader zu öffnen. Man wählt gemeiniglich eine Ader über der Stirn, und das Inſtrument iſt ein ſpitziges Stücklein Holz. — Wenn hinreichend Blut abgefloſſen, ſo bindet man die Oeffnung mit einer Binde zu *p*). Das weitere Geſchäft des Prieſters beſtehet in unnützen Ceremonien, und daſs er aus den Blättern des Kokosbaums allerley Figuren ſchneidet, die er als Amulete den Patienten anhängt.

Mit innerlichen Krankheiten wiſſen ſie alſo nicht umzugehen, und diejenigen, die von der Venusſeuche zuerſt ergriffen worden ſind, haben, wie der berühmte Forſter bezeugt, ein jämmerliches Ende gehabt. — Etwas beſſer ſieht's mit äuſserlichen Verletzungen aus. — So hatte ſich zu Otaheiti ein Matroſe einen Splitter in den Fuſs getreten, und man war, wegen Abweſenheit des Chirurgi, verlegen, ihn herauszuziehen. Aber ein Tahitier lieſs ihn nicht lange darin; er lief zum Fluſſe, holte eine Muſchelſchale; biſs ſie mit ſeinen Zähnen ſpitzig; öffnete damit den Fuſs, und holte den Splitter glücklich heraus *q*). —

Auf Otahitiſch heiſst ein Arzt Tahauwamai, welches zuſammengeſetzt iſt aus dem Worte Tahauwa, ein Prieſter, und Mai, der Schmerz. —

p) Bougainvilles Reiſe. S. 195.
q) Bibliothek der Geſch. der Menſchh. 1. B. S. 135.

Vierte

Vierte Abtheilung.

Von denen Ländern, die sich vom 10ten Grad nördlicher Breite bis zum 10ten Grad südlicher Breite erstrecken.

Vierte Abtheilung.

Von denen Ländern, die ſich vom 10ten Grad nördlicher Breite bis zum 10ten Grad ſüdlicher Breite erſtrecken.

Wenn wir uns von Oſten nach Weſten richten; ſo kommen folgende Inſeln und Länder hier abzuhandeln vor. Zuerſt Neuguinea mit den angränzenden Inſeln; die moluckiſchen Inſeln; die Inſel Mindanao; die Inſeln Celebes und Borneo; die Sundinſeln; die Malaiküſte; die Inſel Ceylon; die maldiviſchen Inſeln. In Afrika Aethiopien und Guinea, nebſt daran grenzenden Inſeln. In Amerika endlich Guiana; Terra firma; das Land der Amazonen, und endlich noch ein Theil von Mexiko und Peru. —

Von Neuguinea und angrenzenden Inſeln, als Borneo, Java, Sumatra u. ſ. f.

Neuguinea iſt, nach Neuholland, eine der gröſsten Inſeln im Südmeer; hat einen fruchtbaren Boden, der Kokosnüſſe, Brodfrucht, Platanen und andere fruchtbare Bäume trägt; die Hitze iſt ſehr groſs, und nur durch fleiſsiges Baden, im kalten Waſſer, machen ſich die Einwohner dieſelbe erträglich. Damit es ihnen aber nicht an Gelegenheit dazu fehlen möge, ſo ſind die Wohnhäuſer gemeiniglich an Flüſſen angelegt, und da hat denn jedes Haus ſeinen eignen Badeplatz: — wenigſtens wird täglich einmal gebadet r). — Die Einwohner oder Papuas ſind ſtark; glänzend ſchwarz; kriegeriſch und ſehr geſund. Ihre Lebensart iſt ſehr einfach, und beſtehet gemeiniglich aus einem mit Kokosmilch bereiteten Reiſs; aus Sago und halb gebratenen Fiſchen. Forreſt, der ſich auch keiner andern Speiſe bediente, blieb hier, mit ſeinen Leuten, ſehr geſund; indeſs empfand er doch, daſs die Seelenkräfte von der Hitze ſehr geſchwächt wurden. Eben ſo mäſsig leben auch hier die Vornehmen des Landes: er ſahe den Raſchah Mudu, oder den Oberſten von Mindanao, oft ſpeiſen; die ganze Mahlzeit beſtand aus einer Schüſſel von gekochtem Reiſs, aus einer Theeſchale voll gekochten Kürbiſs, und etwa aus vier Loth getrockneten oder geſalzenen Fiſchen, nebſt etwas Chocolade: — im übrigen war Waſſer

r) Forreſts Reiſen nach Neuguinea, im dritten Theile der Hamburg. Samml. der Reiſebeſchr.

ser sein einziges Getränke. — Salz ist auf Neuguinea nicht leicht zu erhalten: man verfertiget es daher hier auf eine besondere Weise. Man zündet ganze Haufen Seegras an, und lauget darnach das darin befindliche Bittersalz aus, oder man belegt grosse Holzstösse mit Palmblättern, und zündet diese in der Nähe eines Sees an; man löscht es wiederholt mit aufgegossenem Seewasser aus, und zündet es wieder von neuem an, so wie man vor einigen hundert Jahren in den Niederlanden aus angezündetem Torf, auf welchen gleichfalls Seewasser gegossen wurde, Salz verfertigte. Dies wird so lange wiederholt, bis es zur Asche gebrannt ist, aus welcher dann Salz gewonnen wird. —

Von gymnastischen Spielen, und besonders vom Fussball, sind die hiesigen Einwohner grosse Freunde, und sie bringen damit einen Theil des Tages zu. Hierbey muss man die Geschmeidigkeit und die Gelenkigkeit ihres Körpers sehr bewundern. Zehn bis zwölf Personen machen zu dem Ende einen Kreis, und stossen den Ball von einem zum andern; dazu gebrauchen sie aber niemals die Hand, sondern entweder den Fuss, oder die Schulter, oder die Knie, und sie wissen ihn sehr lange in der Luft schwebend zu erhalten. Bey solcher Lebensart müssen die Einwohner in einem sonst der Gesundheit nicht nachtheiligen Lande gesund seyn: — von Krankheiten wird uns daher nichts gemeldet, und wenn es deren ja einige giebt, wie sehr wahrscheinlich ist, so sind sie bisher ganz unbekannt geblieben, und sie werden mit ihren einheimischen Mitteln geheilt. Eins derselben ist eine Salbe [r]), welche aus Jambouckskörnern und Saamen

r) Sonnerat voyage à la nouvelle Guinée. Paris 1776.

men von der schwarzen Sapotte mit Jamboucksöl zerrieben gemacht wird. — Hiemit reiben sie ihre Glieder und jede schmerzhafte Stelle. — Das zweyte Mittel ist ein Blatt [t]), womit man zur Ader läſst; soll nemlich jemanden Blut gelassen werden, so legt man die rauhe Seite dieses Blattes auf einen Theil des Körpers, und leckt mit der Zunge die obere Seite; hierauf siehet man an der untern Seite Blut zum Vorschein kommen. — Ohne Zweifel ist dies die Atragene vesicatoria des Thunbergs, oder die Adonis vesicatoria, die man auch auf dem Cap findet. —

Die Insel Magindanao wird zwar von einigen zu den philippinischen Inseln gezählt; aber mit Unrecht. Sie ist [u]) groſs, und im Innern gebürgigt; hat viele Sandfelder und kahle Klippen; viele Seen und Flüsse, und ist an vielen Orten zum Reiſsbau geschickt. Es giebt hier auch feuerspeyende Berge, und einige Schwefelquellen. — Weitere hieher gehörige Nachrichten sind mir davon nicht bekannt. Ich füge nur noch aus einem Sendschreiben des berühmten Rumpf an Herrn Menzel an, daſs aus dieser Gegend eine aromatische Rinde, Massoy genannt, nach Amboina gebracht werde, welche man zerstöſst und zu einem Brey kochet, womit man in dieser Weltgegend, bey nassem kalten Wetter, den Leib reibt und beschmiert, weil sie sehr erwärmt; und welche das Reiſsen im Bauche stillt und sehr wohl riecht [x]). —

Die

t) Forrest a. a. O.

u) Sprengel und Forsters Beytr. 2. Th. S. 126.

x) Mich. Bernh. Valentins ostindianisches Sendschreiben. Frankf. am Mayn 1704. S. 118.

Die Infeln Neubrittanien und Neuirrland, die durch den Capitain Wallis entdeckt worden, find hoch und bergigt, und mit mancherley Arten von Bäumen bedeckt, aber mit keinen Kräutern. — Die Kokosbäume, die hier wachfen, liefern nicht allein Nüffe, fondern auch Kohl, welcher der Kokoskohl heifst. Es find dies die Blätter des Kokosbaums felbft. Diefe haben eine weifse, kraufe und faftige Subftanz, die roh genoffen faft wie Kaftanien fchmeckt, wenn fie aber gekocht werden, verfchaffen fie einen noch viel lieblichern Gefchmack. — Wallis y) rühmt den Genufs diefer Speife fehr: denn feine Leute, die am Scharbock gelitten hatten, wurden alle dadurch wieder hergeftellt. —

Was die Witterung auf allen diefen und folgenden der Linie nahe gelegenen Infeln und Ländern anbetrift; fo ift fie, überhaupt davon gefprochen, folgendermafsen befchaffen: vom 5ten bis zum 10. Grad fo wohl füdlicher als nördlicher Breite giebt es tropifche Regen. Vom 5ten Grad Süderbreite aber bis zum 5ten Norderbreite regnet es faft das meifte Jahr durch: das heifst, es gehen felten Wochen, wo nicht Tage hin, da kein Regen fiele. Indefs ift man doch auch hier gewohnt, das Jahr in die trockne und naffe Zeit einzutheilen. —

Nachdem ich diefe allgemeine Eintheilung des Wetters vorausgefchickt habe, wende ich mich nun zur befondern Befchreibung der Witterung von Oftindien.

Vom May bis zum Ausgange des Octobers ift es hier gemeiniglich trocken, das heifst, der Regen ift

y) A. a. O. S. 279.

ist selten; vom November aber bis Ausgang May's fällt fast unabläfsig Regen. Je näher der Linie, je anhaltender werden diese Regengüsse; so fällt auf Sumatra fast das ganze Jahr durch Regen. — Einige Grade von der Linie machen den Regen schon seltener; so dauert z. B. der Regen zu Java, das nur 6 Grade von der Linie entfernt ist, nur vier Monate lang, und es ist merkwürdig, dafs hier der Regen um die Zeit anfängt, wenn er in Bengalen aufhört [z]). Die Luft ist ferner auf diesen Inseln vielen Abwechselungen unterworfen; in den Morgen- und Abendstunden ist's hier sehr angenehm; gegen Mittag aber ist die Hitze unerträglich; des Nachts bemerkt man eine merkliche Kälte. Durchgängig ist ferner die Luft feucht, wozu aufser den häufigen Regen die vielen Seen, Teiche und Canäle Gelegenheit geben. — Nicht allein ist die starke Sonne bey Tage allhier vielen Menschen, die in der Sonne arbeiten, sehr schädlich, sondern man bemerkt selbst vom hellen Mondenscheine oft nachtheilige Würkungen. — Jemand [a]), der bereits 7 Jahre in Batavia gelebt hatte, durfte es noch nicht wagen, des Nachts, beym Mondenscheine, ohne Schirm, zu gehen, weil er ohne diesen Schutz allezeit krank wurde. —

Die Lebensart der hiesigen Einwohner ist nach der Verschiedenheit der daselbst befindlichen Nationen sehr verschieden. Die hier wohnenden Indianer enthalten sich des Fleisches, und begnügen sich

z) Fürstenau et Paxmann spicilegium observationum de Indorum morbis et medicina. Rint. 1735. im fünften Bande der Hallerschen Beyträge u. s. w.

a) Hannöversches Magazin vom Jahr 1780.

sich mit verschiedenen Früchten, als mit Reifs in Waffer gekocht, mit einigen wenigen Fischen, und mit Milch und Brod, das sie aus dem Baume Sagwera oder der Sagopalme bereiten; aufserdem lieben sie die hitzigen Gewürze. Die Mohren und Europäer, im Gegentheil, essen und trinken dafür desto herrlicher, und geniessen viel Wein, Gewürze und Arrack [b]). — Es sind aber dergleichen gewürzhafte geistige Sachen in diesem Clima fast ganz unentbehrlich, nur muss man sie mäfsig gebrauchen. Denn wer den Wein ganz entbehren wollte oder müfste, hält es hier nicht lange aus, zumal wenn's ein Neuangekommener aus Europa ist, wo von 1000 kaum einer den Krankheiten entgehet [c]). —

Ehe ich aber die Beschaffenheit der Einwohner und ihre Krankheiten näher beschreibe, muss ich von den vornehmsten Inseln das Merkwürdigste beybringen. — Zuerst kommen hier die Insel Timor und die moluckischen Inseln, als Amboina, Banda und Ternate zu betrachten vor. Es zeichnen sich diese vor vielen andern Inseln dadurch aus, dafs man auf der ersten viel Sandelholz, auf den letztern aber allerley Gewürz, als Muskaten, Nägel, Zimmet und d. gl. m. einsammlet und erbauet. —

Schon von weitem athmet man die Wohlgerüche dieser Specereyen [d]), aber darum sind sie um nichts gesunder. Vielmehr scheinen die starken Ausdünstungen derselben der Gesundheit einigen Nachtheil

b) Fürstenau und Paxmann a. a. O.

c) Hannöversch. Mag. a. a. O.

d) Falconer l. c.

theil zu bringen; man siehet dieses nicht allein zu Sumatra, wo die ungesundeste Jahreszeit eben alsdann eintritt, wenn der Kampher- und Benzoinen-Baum blühen, sondern man verspürt auch auf der gebürgigten Insel Timor, wo der Sandelbaum häufig wächst, alsdann die schlimmsten Krankheiten, wenn dies Holz eben gefället wird, der durch seinen starken Geruch die Arbeitsleute gleichsam betäubt. — Zu dieser Zeit herrscht vorzüglich ein Fieber von remittirender Art, welches der berühmte Sauvages deshalb amphimerina mimosa genannt hat [e]), weil die damit befallenen Patienten in der Heftigkeit des Fiebers allerley Handwerke, die sie je gesehen haben, nachzumachen pflegen. Auf den moluckischen Inseln hat das Einsammlen der Gewürze, besonders des Zimmets, auch seine Unbequemlichkeiten. Die Zimmtwälder *f*) sind nemlich voller Blutigel, die sehr dünn, und nur etwas dicker als eine Nadel sind, und die in Menge auf den Bäumen sitzen, von welchen sie unvermerkt abfallen, und sich an alle Theile des Körpers der Arbeitsleute ansaugen, ja so gar in die geöffneten Theile des Körpers, als in die Ohren, die Nase und den Mund kriechen. Den schwarzen Caneelschälern stellen sie so sehr nicht nach, weil diese ihren Leib und Füsse mit etwas zu beschmieren wissen, welches die Egel abhält. — Sie fassen auch unter den Europäern keine kranke oder ungesunde Personen an, sondern nur allein solche, die ein reines gesundes Blut haben. Man hat Beyspiele von Personen, die im Schlafe von die-

e) Cartheuser l. c. p. 320.

f) Valentini ost-indianisches Sendschreiben a. a. O. S. 72.

diesen Igeln alles Bluts sind beraubt worden, und die man nachher todt gefunden. —

Auf Amboina, Ternate und Banda, vorzüglich auf letztern, hat man häufiges Erdbeben; die Luft ist heiss und feucht; das Wasser oft von schlechter Eigenschaft; und daher sehr ungesund g). Die Menschen kommen hier sehr früh zur Reife, und selten erinnert sich ein Frauenzimmer von 12 Jahren der Zeit noch, dass sie Jungfer gewesen h). Die Nahrungsmittel dieser Einwohner sind bereits oben angezeigt worden: ihr Brod aber bestehet aus dem Mark des Sagobaums.

Den Europäern sind diese Inseln, weil sie gewohnt sind, eine reine Luft zu athmen, sehr nachtheilig i), und ob sie gleich gesucht haben, an einigen Orten, als z. B. zu Ternate, durch Wegräumung der Wälder, die aus aromatischen Gewächsen bestanden, die Luft zu verbessern; so hat doch dies so wenig geholfen, dass es daselbst vielmehr schlimmer geworden ist k), woraus man also abnehmen muss, dass die Gewürznägeleinwälder an und vor sich so nachtheilig doch nicht sind. — Vielleicht mögen auch diese Wälder böse Ausdünstungen irgend eines schädlichen Sumpfs abgehalten haben.

Was die Krankheiten selbst anbetrift; so herrscht auf Amboina eine der Venusseuche sehr ähn-

g) Hannöversch. Magazin v. J. 1781.

h) Ebendaselbst.

i) Lind a. a. O, S. 73.

k) Richard a. a. O.

ähnliche Krankheit, die man die amboinischen Pocken zu nennen pflegt l). — Es kommen nemlich harte Knoten auf der Haut zum Vorschein, womit nächtlicher Schmerz verbunden ist; sie brechen manchesmal auf, und dann fliesst eine dicke scharfe Materie heraus, welche böse Geschwüre mit harten Rändern erzeugt. Paxmann und Cartheuser m) halten dies Uebel für venerisch; Bontius n) scheint es aber aus der besondern Luftbeschaffenheit herzuleiten.

Eine zweyte sehr gewöhnliche Krankheit ist hier die Nachtblindheit, welche von dem gar zu grossen Sonnenglanze entsteht o). — Auch diejenige Art der Lähmung, die man Barbiers nennt, kömmt hier nicht selten vor p); desgleichen fehlt's hier nicht an Kackerlacken q). — Diese Menschen haben eine todtenblasse Farbe, und viele Finnen, krätzigen Ausschlag und Runzeln auf ihrer Haut. Ihre Augen sind bey Tage fast ganz verschlossen, und so schwach, dass sie das Tageslicht nicht vertragen können: des Nachts sehen sie aber desto besser. — Ohne Zweifel deutet der berühmte Haller, am oben angeführten Orte, auf diese Leute. —

Ausser dem giebt es hier noch andere Augenzufälle, als Entzündungen der Augen; Thränen derselben, und so gar Blindheit, welches man von dem

l) Cartheuser l. c.

m) A. a. O.

n) L. c.

o) Hallers Anfangsgr. der Physiologie 5. B. S. 985.

p) Fürstenau et Paxmann l. c. (Beriberia Sauvag.)

q) Allg. H. d. R. 18. B. S. 63.

dem häufigen Genuſs des heiſsen Reiſses herleitet [r]). —

Die Mittel, welche man hieſelbſt gegen die Krankheiten zu gebrauchen pflegt, beſtehen gröſstentheils aus ihren einheimiſchen Gewürzen. So macht man z. B. zu Amboina aus dem Sandelholz und Waſſer eine Salbe, die man in vielen Fällen, beſonders alsdenn gebraucht, wenn jemanden das Geſicht von der Sonne verbrannt iſt [s]). Bey Bauchgrimmen und Verkältungen nehmen ſie jenen oben gemeldeten Brey aus dem Maſſoy. — Aus dem Schlangenholze (lignum colubrinum) macht man ebenfalls viel Werk: zu Pulver zerrieben, beſtreuet man damit den Leib, um alle Räudigkeit und Krätze zu vertreiben, ſo wie es mit Wein vermiſcht, innerlich gegen Gift, Colik und viele andere Krankheiten hoch geſchätzt wird [t]).—

Wenn ſich bey den amboiniſchen Mädchen die erſten Zeichen der Mannbarkeit zeigen, ſo begeben ſich dieſelben, unter anſehnlicher Begleitung, nach einem Fluſs, um zu baden [u]). Ein gleiches thut auch eine Frau gleich nach der Geburt ihres Kindes; wo ſie nicht allein ſich, ſondern auch ihr Kind badet, und darauf einen Kokosbaum pflanzt, um aus der Anzahl Knoten, die der Baum bekömmt, das künftige Alter des Kindes beſtimmen zu können [x]). —

r) Cartheuſer l. c.

s) Commercium literarium Norimbergenſe. 1731. p. 128.

t) Valentin a. a. O. S. 104.

u) Allgem. H. d. R. 18. B. S. 104.

x) A. a. O. S. 103.

Es scheint nicht, daſs die Mütter auf diesen Inseln die Kinder lange stillen: wenigstens entwöhnt man schon dieselben auf der Insel Celebes im ersten Jahre, weil man vom längern Stillen Dummheit befürchtet [y]). — Die guten Einwohner von Celebes halten aber manches für schön und klug, wofür es andere wohl nicht halten. Z. B. Sie lassen sich ihre Zähne ausreiſsen, und an deren Stelle silberne oder goldene einsetzen [z]). Die Kinder wachsen hier alle gerade auf; man siehet unter ihnen weder schiefe noch puckelichte. Ihre Glieder sind sehr gelenkigt: alles dieses rührt von dem fleiſsigen Reiben mit Oel und laulichtem Wasser her [a]). — Gleichwohl sind sie sehr beherzt, und ihren Feinden, ihrer giftigen Pfeile wegen, sehr gefährlich. — Aus Erfahrung wissen sie auch, daſs ihnen dieses Gift, innerlich genommen, gar nicht schade; daher tragen sie kein Bedenken, es zu trinken [b]). — Weiſsen Mannspersonen, die sich ihren geilen Umarmungen nicht ergeben wollen, sind die Weiber sehr gefährlich, und sie wissen ihnen zur Wolluſt reitzende Sachen beyzubringen. Ergeben sie sich ihnen dennoch nicht; so bringen sie ihnen heimlich Gift bey, wovon sie langsam auszehren, und zu allem Liebeswerk ganz ungeschickt werden [c]). — Diese Weiber besitzen aber auch das Gegengift davon, das sie denen geben, die nach ihrem Willen leben [d]). —

Die

y) Franke a. a. O. 2. Theil. S. 365.
z) Allg. H. d. R. XI. B. S. 485.
a) Ebendaselbst.
b) Hallers Physiol. 7. B. S. 87.
c) Neuhoffs Reisen a. a. O.
d) Allgem. Hist. d. R. 18. B. S. 63.

Die grosse Insel Borneo, die, nach Neuholland, fast die grösste auf der Welt ist, ist, ihrer wilden Einwohner wegen, noch wenig bekannt. Sie soll aber sehr fruchtbar, bergigt und mit vielen Flüssen, in denen ein Ueberfluss von Fischen ist, versehen seyn. Dies gilt auch von den Inseln Balambangan; Suhluh und andern. — Die Einwohner essen Sago; den Kohlbaum (Arecca oleracea), welcher entweder als Kohl mit Fleisch gekocht, oder roh mit Baumöl, Pfeffer und Essig gegessen wird. — Ferner essen sie Schildkröten und Fische [e]). — Vielleicht giebt's auch hier die oben gemeldeten Krankheiten. Ausser dem aber findet man bey den meisten Einwohnern eine Hautkrankheit, denn diese ist oft schuppigt, und löst sich sehr leicht wie Kleyen ab [f]), ohne dass man davon bis jetzt die wahre Ursache weiss. Sie verstehen sich ferner auf den Gebrauch der Gifte und Gegengifte sehr gut. Das berühmte borneische Gift, womit sie ihre Pfeile vergiften, sammlen sie ganz heimlich: es ist selbiges der Saft eines Baums, den sie Ippuh nennen [g]). —

Um den Durst in diesem heissen Clima zu stillen, hat hier die Natur wundervolle Pflanzen wachsen lassen, die das hellste und reinste Wasser in sich enthalten. Das erste ist das Kannenkraut [h]) (Nepenthes). Seine Blätter haben eine Ribbe, die sich in eine Ranke endiget, die am Ende ein zylin-

e) Forsters und Sprengels Beyträge, 2. Theil, S. 235.

f) A. a. O. S. 285.

g) Ebendaselbst. S. 254.

h) Ebendas. S. 280.

lindrisches Blatt trägt, darin allemal das reinste und schönste Wasser gefunden wird. Einige dieser Becher sind wohl 10 Zoll lang und 2 ½ Zoll weit. Ausser dieser erquickenden Pflanze ist hier auch noch eine Art von Bambusrohr, Tungal genannt, anzutreffen, die in ihren hohlen Schossen, welche bis zu eines Mannes Armsdicke aufschiessen, das schönste und frischeste Wasser in Menge enthalten. — Ferner so findet man hier die Pflanze Bahanampul, die sich rankt, und sich bis in die höchsten Aeste der Bäume einflicht, und von denselben herabhängt. Einige dieser Ranken sind zuweilen dicker als eines Mannes Schenkel, und sie enthalten ein zwar gummigtes, aber doch gesundes Wasser in grosser Menge. — Endlich so hat man noch eine Palmart, Soagaer genannt, die ebenfalls ein helles klares Wasser liefert. Man muss aber mit diesen wässerigten Säften in diesem heissen Clima sehr vorsichtig umgehen, weil aus deren Missbrauche alle die schlimmen Zufälle entstehen, die in Europa von einem kalten Trunke, nach einer vorhergegangenen Erhitzung, oft zu entstehen pflegen [i]). — Hier in Ostindien ist dieses um so mehr dabey nöthig, weil viele darnach gar zu lüstern sind: — es verfallen daher viele in die Cachexie, ihre Gesichtsfarbe wird gelb, und viele werden davon so gar gelähmt. —

Obgleich die Regenzeit auf der Insel Java nur vier Monate lang zu dauern pflegt; so ist die Luft dennoch, der benachbarten See und der vielen Sümpfe und stehenden Wasser wegen, und weil fast alle Nächte ein Thau fällt, sehr feucht, daher auch

i) Jac. Bontii Medicina Indorum. Dialogi IV.

auch die Metalle leicht rosten. Die Holländer haben zwar gesucht, Batavia, durch Anlegung vieler Kanäle, gesunder zu machen; aber der grossen Sorgfalt ohnerachtet, ihr diese Wohlthat zu verschaffen, werden eben diese Kanäle doch während und nach der regnigten Jahreszeit, für die Einwohner, und noch mehr für die Fremden, ausserordentlich schädlich [k]). — Selbst die Kleider in den Schränken, wenn sie nicht fleissig an die Sonne kommen, werden von der feuchten Luft angegriffen. —

Die Insel Sumatra ist voller Wälder und Berge, unter denen verschiedene Feuer auswerfen. Der Boden ist lehmigt und feucht; überall sind Sümpfe und Moräste; die Winde sind kalt, und der Himmel fast immer mit Wolken bedeckt. — Die Hitze ist daher auf dieser Insel so gross nicht, wie man wohl aus ihrer Lage unter der Linie vermuthen sollte. Nie steht das Thermometer des Morgens um 6 Uhr über 76 Grad Fahrenh., und da die Einwohner gegen die Kälte so empfindlich sind, so ist ihnen die Kälte von 69 Grad schon unausstehlich; und sie sind genöthigt, bis Morgens um 10 Uhr Feuer zu unterhalten [l]). Auf Java hergegen ist die Morgenzeit einem Frühlingsmorgen in Europa ähnlich, weil See- und Bergwinde abkühlen, so wie auch diese Winde, während der ganzen trocknen Jahreszeit zu Java die Hitze gemäsigt

 machen.

k) Lind a. a. O. S. 81.

l) Marsdens Beschreibung von Sumatra. Desgleichen Miller Beschreibung vom Fort Malbro und Sumatra, im zweyten Theil der neuen Hamburg. Samml. v. Reisebeschr.

machen [m]). Um Mittag nimmt zwar die Hitze auf Sumatra zu, indeſs überſteigt doch das Thermometer ſelten den 88ſten Grad, und nur ein einzigesmal fand Miller es auf 90 Grade, und im Lande der Batter, welches unter der Linie ſelbſt liegt, fiel es oft des Morgens um 6 Uhr auf 61 Grade, aber alsdann zittern die Menſchen für Kälte. —

Zu Java iſt die Hitze von 9 Uhr Morgens bis Mittag am ſtärkſten; daher halten ſich auch alsdann die meiſten Menſchen zu Hauſe; indeſs kann es auch hier zuweilen ſehr kalt werden. Zu Selatiga z. B. wird's im Julius und Auguſt oft ſo kalt, daſs einem die Zähne im Munde klappern [n]). — Nachmittags bis 4 Uhr wehen Seewinde, und die Hitze wird ſchon dadurch gemäſsigter; von dieſer Zeit an wird es immer kühler; ja zuweilen geſchiehet die Veränderung ſchnell, die Nächte ſind daher keinesweges heiſs, ſondern mehr kalt, und auf Java fällt alsdann gemeiniglich, in den trocknen Monaten, vieler Thau [o]). —

Die Küſten [p]) von Sumatra ſind gemeiniglich immer viel heiſser als das Innere des Landes, wo die Berge, Winde, Gewitter und häufige Regen allezeit abkühlen, und wo es viele Nebel giebt; da hergegen die Küſten mit dicken Wäldern oder Buſchwerk beſetzt ſind. —

Aus dieſer Beſchreibung und Gegeneinanderhaltung kann man ſchon abnehmen, daſs dieſe beyde Inſeln

m) Bontius l. c.

n) Briefe über Oſtindien, im Hannöveriſchen Magazin vom Jahr 1781.

o) Bontius l. c.

p) Marsden a. a. O.

Inseln zwar ungesund seyn müssen, doch übertrift Sumatra in diesem Stücke noch Java. —

Die Erfahrungen, die ich anführen will, mögen entscheiden, ob nicht Java ungesund sey. Im Jahr q) 1762 lief der Panther, ein englisches Kriegsschiff, im Hafen von Batavia zur regnigten Jahreszeit ein, und verlor in kurzer Zeit 70 von seinen Leuten, und 92 waren noch krank, als es den Ort verliess. Eben dieses Schiff war im Jahre 1764 wieder da, und verlor ebenfalls in sehr kurzer Zeit 25 von seinen Leuten. Eben so verlor auch ein anderes Schiff, der Medway, viele seiner Leute. Es schickte dieses Schiff r) alle Nächte ein Boot ans Land, dessen Mannschafft kam aber immer krank wieder, und man war genöthigt, das Boot von neuem dreymal zu bemannen. — Gewiss ist die Sterblichkeit zu Batavia so gross, als an irgend einem andern Orte, und nimmt von Jahr zu Jahr zu s). Denn nach einer sehr genauen Liste sind vom Jahr 1714 bis 1733 inclus. 13,781; vom Jahre 1734 bis 1753: 30,455, und vom Jahre 1754 bis 1773: 35,725 gestorben, — und also in 60 Jahren 79,961 Matrosen und Soldaten. Der berühmte Abt Raynal bemerkt, dass vom Jahre 1714 bis 1776 im Hospital zu Batavia 87,000 Menschen, und also in den drey letzten Jahren 7039 gestorben wären, so dass die Sterblichkeit noch mehr scheint zugenommen zu haben. —

Mit

q) Lind a. a. O. S. 82.

r) A. a. O. S. 131.

s) Campers Beantwortung u. s. w. S. 79.

Mit Sumatra sieht es nicht besser, wo nicht noch schlimmer aus. Ein dänisches Schiff [t]) ankerte im Jahr 1768 an dieser Insel, und schickte 12 seiner Leute ans Land, um Wasser zu füllen, allwo sie sich nur 2 Nächte aufhielten; ein jeder von ihnen wurde mit einem Fieber befallen, wovon sich keiner wieder erholte. —

Es sind aber doch, zum grossen Glück der hiesigen Einwohner, nicht alle Oerter gleich schlimm. — So sind z. B. auf Java die Gegenden von Cerebon [u]) und Samaring oder Tanyapour sehr gesund, und man schickt die Wiedergenesenen dahin, um sich völlig zu erholen. Auf Sumatra ist die Festung Marlborough nicht allein trockner als viele andere Gegenden, sondern auch gesunder, und die Fieber sind weit gelinder [x]).—

Ja, einige Jahreszeiten tragen auch auf Sumatra zu der gesundern Beschaffenheit der Insel vieles bey. Man hat Beyspiele, dass hier in 6 Monaten von 70 bis 80 Menschen nur einer gestorben ist [y]). — Es muss daher, wie auch Eschels-Kroon [z]) bemerkt, übertrieben seyn, wenn man behauptet hat, dass hier jährlich 60 Menschen von 75 stürben. — Es ist wahr: hier giebt es Oerter, wo die Luft fast pestilenzialisch ist. — Dies ist z. B. der Fall mit Indrapoera [a]), wo es, der

t) Clarke a. a. O. S. 41.

u) Lind a. a. O. S. 191.

x) Clarke a. a. O. S. 42.

y) Todens med. chir. Bibliothek, 8. B.

z) Eschels-Kroon Beschreibung der Insel Sumatra. Hamburg 1782.

a) A. a. O.

der vielen Moräste wegen, schlechtes und stinkendes Wasser giebt. So wohl Europäer als Asiaten bekommen hier fast alle Jahre ein Fieber, ja viele alle Monate, worauf diejenige Verhärtung, die man den Kuchen nennt, folgt. — Auch das Comtoir Baros, wo es viel Kampher und Bezoin giebt, ist nichts besser. Eschels-Kroon sahe in 15 Jahren keinen gesunden Europäer hierher kommen. — Eben dann, wenn der Kampherbaum blüht, ist's hier so wohl der Hitze als der Krankheiten wegen, die alsdenn am häufigsten sind, am wenigsten auszuhalten. —

Ehe ich die Krankheiten von Java und der übrigen ostindischen Inseln, weil sie nicht blos und allein eine Folge des hiesigen Clima's sind, beschreibe, wird es nicht undienlich seyn, die vornehmsten Nahrungsmittel zu erwähnen, deren sich die hiesigen Einwohner bedienen. Es hat zwar dieses fruchtbare und reiche Land Ueberfluss an allem, und was ihr eigner Boden ihnen versagt, das läfst man aus den entlegensten Welttheilen kommen, so dass unter den Vermögenden ein großer Luxus herrscht. Ich halte mich hier aber nur an die einländischen Nahrungsmittel. — Zuerst hat man hier [b]) allerley Fleisch von Ochsen, Kälbern, Ziegen, Hühnern; allerley Vögeln, als Gänsen und Enten, die auf fliessendem und stehendem Wasser sich aufhalten, und daher leicht zu verdauen sind. Selbst Schweinefleisch ist, wie Bontius versichert, hier nicht allein verdaulich, sondern auch den Patienten selbst nicht nachtheilig. Man geniesst hier ferner allerley Fische,

b) Bontius l. c.

Fische, so wohl aus der See als aus den Flüssen. Aus dem Pflanzenreiche ist Reiss die gewöhnlichste Speise. Die Javaner und Malayen essen ihn aber nie heiss, weil er sonst dem Gehirn, den Nerven, und vorzüglich den Augen schädlich ist. Ferner geniesst man hier die Mangofrüchte, die den Magen stärken; die Duriones (Durio zibethinus Linn.), die den Urin, Schweiss und Blähungen treiben; die Batatten, die, gebraten, mit den Kastanien viel Aehnlichkeit haben, sonst aber ein dickes melancholisches Blut erzeugen. — An wohlschmeckenden, saftigen, erquickenden und kühlenden Früchten fehlt's hier eben so wenig. Die vornehmsten sind die Ananas, deren Saft aber scharf ist; die indianischen Feigen; die Bananen; der Pisang; die Gurken und Wassermelonen. Was die Getränke anbetrift, so trinkt der gemeine Mann da, wo er nichts bessers hat, Wasser. Aber leider! dies fehlt oft an den grössten und reichsten Orten. — Als Batavia 1628 belagert wurde, konnte man kein anderes als Salzwasser erhalten, und man sahe an der darauf folgenden Ruhr bald die schlimmen Würkungen davon [c]). Bier lässt sich in diesem Clima zwar wohl brauen, aber es hält sich nur wenig Tage gut. — Man trinkt daher Wein, Arrack, Reisswasser, und andere künstliche, doch gesunde Getränke, ohne den Thee und Kaffee hier zu erwähnen. — Die spirituösen spanischen Weine sind, weil sie die Verdauung stärken, die innere Wärme, die durch übermässiges Schwitzen verloren geht, ersetzen, und selbst den Durst am besten löschen, allen andern leichten Weinen vorzuziehen, und ihr mässiger Gebrauch ist, nach der Erfahrung des Bontius, sehr

c) Bontius l. c.

ſehr zuträglich. Er beruft ſich auf eine ähnliche Erfahrung der Kaufleute, die Reiſen durch die heiſsen perſiſchen und arabiſchen Sandwüſten machen, die einige Wochen dauern, wo ſie oft vielen Durſt auszuſtehen haben. Waſſer löſcht hier den Durſt nicht, und wenn ſie viel davon trinken, ſo werden ſie cachektiſch, oder ſo gar waſſerſüchtig. Im Gegentheil bekömmt ihnen nicht allein ein Schluck einer geiſtigen Feuchtigkeit viel beſſer, ſondern er löſcht auch den Durſt auf längere Zeit. — Selbſt der Arrack, mit Waſſer vermiſcht, iſt, in mäſsiger Menge genommen, nützlich: man muſs ſich aber ſorgfältig vor dem chineſiſchen Arrack in Acht nehmen, weil dieſe gewinnſüchtige Nation gewohnt iſt, dies Getränke durch Beymiſchung der Holoturien zwar ſchärfer, aber auch freſſender zu machen, wornach denn oft eine Ruhr erfolgt.

Ein anderes ſehr dienliches und zugleich Durſt löſchendes Getränke, welches viele hier gebrauchen, iſt folgendes. In ein Faſs Waſſer thut man zwey Pfund javaniſchen Zucker, 4 Unzen Tamarinden, und 3 Citronen. Nachdem dieſes eine Zeitlang gegohren, erhält man daraus ein ſehr erquickendes Getränke. Ueberfluſs an Gewürzen hat man hier der verſorgenden Natur zu verdanken, weil ſie ſo ſehr nützlich ſind. — Dennoch ziehet man auf Sumatra den ſpaniſchen Pfeffer dem einheimiſchen vor. Man gebraucht ihn zur Verfertigung des Corri. Dieſes Corri oder Karri, wie Thunberg ſchreibt, iſt eine zu Batavia ſehr beliebte Fleiſchſuppe aus Schönanthus, Curcuma und Capſicum verfertiget. Sie iſt ſo hitzig und brennend, daſs, wer ſie zuerſt genieſst, glaubt den Mund voll Feuer zu haben. Allein ſie reitzt die

durch

durch den Betel betäubten Nerven der Indianer wenig, und kömmt ihrer Verdauung gut zu Hülfe. — Ausser dem mässigen Gebrauch des Pfeffers sind Cardamomen, Calmuswurzeln und Radiesen die nützlichsten, und werden auch am häufigsten gebraucht. —

Die nächste Würkung des hiesigen heissen Clima's ist Laxität und vermehrte Schwäche der innern und äussern Theile. — Die Verdauung leidet besonders: — man kann zu Mittage hier wenig essen; des Morgens kann man nur eine gute Mahlzeit mit Sicherheit thun. — Die äussere Haut ist sehr erschlafft; man schwitzt fast beständig, und auf Sumatra sind die Hände der Menschen allezeit kalt anzufühlen [d]). —

Die hier gewöhnlichsten Krankheiten sind Fieber von nachlassender Art [e]), wobey die Menschen plötzlich mit Faseln befallen werden, und oft im ersten Paroxismus sterben. Im Jahre 1762 wurde Batavia durch ein solches Fieber fast ganz zu Grunde gerichtet. Die Säfte waren bey den Menschen so verdorben, dass der geringste Nagelritz ein faules um sich fressendes Geschwür erzeugte, das in 24 Stunden das Fleisch so gar bis auf den Knochen wegfrass [f]). — Im Jahr 1733 starben hieselbst an einem ähnlichen Fieber 35000 Menschen, und zwey ähnliche Epidemien haben seit der Zeit, ohne diejenige zu erwähnen, deren Lind Meldung thut, auf Batavia gewüthet [g]). — Eigentliche Wechsel-

d) Marsden a. a. O.

e) Lind a. a. O. S. 82.

f) Lind a. a. O.

g) Fürstenau et Paxmann l. c.

Wechſelfieber giebt's dafür hier ſelten, vermuthlich weil die Ausdünſtung zu ſtark iſt [h]). — Auch giebt's hier keine Peſt [i]): man hat dafür im Malabariſchen nicht einmal ein Wort, und man hat dieſen Namen, durch ein viel wegräumendes Fieber, in der malabariſchen Bibel überſetzt. — Blattern und Maſern ſind hier aber ſehr bösartig. — Auſser den Fiebern herrſchen hier die Nervenkrankheiten ſehr. — Die gewöhnlichſte heiſst Beriberi, die Bontius [k]) für eine Art Lähmung, Paxmann aber für melancholiſchen Tiefſinn hält. — Man zieht ſich dieſes Uebel am häufigſten durch nächtliche Verkältungen und durch unvorſichtigen Gebrauch des Safts aus der indiſchen Palmart zu. — Allerley Arten von Krämpfen, als der Tetanus; Emproſthotonus; Trismus und Krampfcolik ſind hier gemein [l]). — Ferner einfache und galligte Durchfälle, wie auch Leberfluſs und Ruhr kommen hier oft vor. Zu dieſen Krankheiten geben die heiſse feuchte Luft; der zu ſtarke Genuſs der indianiſchen Feigen; der Bananen; des Piſangs; der Ananas und Waſſermelonen, Gelegenheit. — Auch der chineſiſche oben beſchriebene Arrack iſt hierhin zu zählen [m]); — vorzüglich aber die ſchleunige und oft groſse Abwechſelung der Witterung [n]). — Die Gelb- und Waſſerſucht

h) L. c.

i) A a. O. Desgleichen däniſche Miſſionsberichte, 1. Theil. S. 239.

k) A. a. O.

l) Bontius et Paxmann l. c.

m) Bontius et Paxmann l. c.

n) Paxmann l. c.

sucht gehört auch in Ostindien zu Hause. Die erste Krankheit entsteht hier oft plötzlich, und bringt in wenig Tagen den Tod. Hält sie aber lange an, so verursacht sie oft Verrückungen des Verstandes und Hirnwuth, und wird sie vernachläßiget, so erfolgt gewiß die Wassersucht, die den Indianern sehr gewöhnlich ist; aber sich hieselbst viel leichter als an andern Orten heilen läßt [o]). — Die Schwindsucht, Eiterbrust, Blutspeyen und andere Brustzufälle sind, nach dem Bontius, daher zu leiten, wenn die nackenden Einwohner zu unvorsichtig sich der bald heißen, bald feuchten oder kühlen Luft blos stellen. Die Venusseuche ist auf Java, nach dem Cleyer, so gemein, wie ein tägliches Fieber: daher wird die Krankheit auch von einigen die indianische Seuche genannt. Paxmann ist sehr geneigt zu glauben, daß diese Krankheit allhier vor Entdeckung von Ost- und Westindien existirt habe, daß sie aber nur durch die tägliche vermehrte Verderbniß der Sitten tiefere Wurzeln gegriffen habe. — Denn die Geilheit der Indianer ist ganz viehisch. —

So wie es auf der Insel Java verschiedene rauchende und feuerspeyende Berge giebt, unter denen der Cheribonsberg der vornehmste ist, der oft drey deutsche Meilen weit die Asche wegspeyet, worüber man in Batavia nicht unzufrieden ist, weil man bemerkt haben will, daß alsdann nachher dieser Himmelsstrich gesunder zu werden pflege; so giebt es hier auch heiße Bäder, unter denen das Tjipannas-Bad [p]), welches Eisen, Kalk

o) Paxmann l. c.

p) Thunberg. M. C. Crells n. Entdeck. 10. Theil. S. 107.

Kalk und Luftsäure enthält, das merkwürdigste ist. —

Sumatra zeichnet sich noch durch die ungeheuren Kröpfe, die man vorzüglich bey den Weibern, von der Grösse eines Menschenkopfs findet, aus q). — Einige, wie z. B. de Lüc, leiten dieses Uebel vom Schneewasser, oder von solchem Wasser her, das mit Kalchtheilen vermischt, und seiner fixen Luft beraubt worden ist. Allein ersteres kann sicher auf Sumatra nicht die Ursache seyn, weil es hier am Schnee fehlt. Indess leiten doch die Einwohner dies Uebel von einem sehr kalten weissen Wasser her r). — Marsden s) glaubt die Ursache in der dicken nebeligten Luft, die sich in den Thälern zwischen den hohen Bergen aufhält, zu finden, weil hier die meisten Menschen leben; und diese Meynung wird demjenigen nicht unwahrscheinlich vorkommen, dem die Bemerkungen eines Saussure und Ackermann nicht unbekannt geblieben sind. — Zuletzt giebt es hier noch einige andere äusserliche Beschwerden, als den Nervenwurm, Flechten, die man für gesund hält, und Augenschäden vom Genuss des heissen Reisses. —

Gicht- und Steinschmerzen sind dafür unbekannt. —

Gesundheitsregeln sind folgende:

Wer nach diesen Inseln, besonders nach Java, reiset, vermeide die nasse Jahreszeit zu seiner Ankunft:

q) Hannöversches Magazin v. J. 1781.

r) Forsters und Sprengels Beyträge, 1. Theil. S. 11.

s) A. a. O.

kunft: er speise des Morgens reichlich, Mittags und Abends aber sey er mäsig: — er erlaube sich den Mittagsschlaf nach einer mäsigen Mahlzeit t); — man wähle in Batavia zu seiner Wohnung die gesundeste Gegend der Stadt; trinke täglich mäsig Wein, oder mit Wasser verdünnten Arrack, sonst aber führe man eine sorgfältige Lebensart u). —

Seit dem Ostindien entdeckt worden ist, hat die Medicin einen starken Zuwachs von rohen Arzeneymitteln daher erhalten. Ich will nur die vornehmsten anführen. Von den moluckischen Inseln kommen die Gewürznelken; das Culilawanöl und die Mungowurzel. — Von Sumatra kommt Mungo, Pfeffer, Benzoe und Kampher.

Von Borneo kommt sehr häufig Kampher. Von allen Inseln, besonders von Goa und Malacka, ziehen wir Tamarinden; die Lopezwurzel; das Gummi Bdellium, Queckfilber und Cardamomen.

Wir dürfen auch die einheimische Arzeneykunde nicht ganz mit Stillschweigen vorbeygehen: folgendes verdient hier angemerkt zu werden: um Nasenbluten zu erregen x), steckt man zusammen gerollte Blätter mit Foenum graecum und Salz vermischt in die Nase. — Wenn die Indianer ein schweisstreibendes Mittel genommen haben; so suchen sie, im Anfang, durch den Zutritt der Luft, einige Stunden lang den Schweiss zurück zu halten, welchen sie nachher sorgfältig abwarten.— Pocken

t) Bontius l. c.

u) Hannöv. Magazin v. J. 1780.

x) Paxmann l. c.

Pocken und Masern heilen sie, auf Java, nach dem Kämpher glücklich durch das Begiessen mit kaltem Wasser; — auch in andern Krankheiten thun sie diess, und befördern dann den Schweiss [y]). Bey einem vorhandenen Schmerz streichen sie Oel auf ein grosses Blatt, von reitzender Eigenschaft; wärmen es am Feuer, und legen es auf den Leib des Kranken, wo es die Dienste eines Blasenpflasters thut [z]). — Zur Ader lassen die Indianer auf Sumatra nie, wohl aber wenden sie oft das Schröpfen an. Schmerzen und Geschwülste an den Gliedern werden gleichfalls durch Schwitzen geheilt; sie hüllen sich entweder in Matten, oder setzen sich in die Sonne, oder, wenn es in einem eingeschlossenen Raume geschieht, so stellen sie sich entweder über eine Lampe oder über einen siedenden Topf mit Kräutern, und behängen sich mit einem Tuche, um den Dunst aufzuhalten [a]).

Die meisten Arzeneymittel dieser Völker sind einfach, und schränken sich auf Decokte weniger Kräuter ein, und gewiss, sie leisten damit oft mehr als wir mit unserer ganzen Waffenrüstung. Sie halten sehr viel auf Reiben und Brennmittel. Letzteres wenden sie, wie die Egyptier, wider die Epilepsie, Lähmung, Schlagfluss, Schwindel, Entzündung der Augen und Ohren; wider Zahnweh, catarrhalische Brustbeschwerden, Blutspeyen, Schwindsucht, Eiterbrust, Engbrüstigkeit, Blähungen, Verhärtung der Leber und Milz an; wider die Wassersucht bringen sie selbige unter dem

 Nabel

y) Marsden a. a. O.

z) Ebendaselbst.

a) Ebendaselbst.

Nabel und in der linken Weiche an. — Freylich gründet sich dieses Verfahren auf falsche Hypothesen, nemlich auf die Lehre der Araber, Braminen und Chinesen, dass Winde und Blähungen die einzige Ursache aller Schmerzen seyen: aber was würde dies dem Patienten schaden, wenn er nur Besserung erhielte. — Jedoch muss man ja nicht denken, als wenn sie damit alles heilten: ich habe schon einen Fall angeführt, da man einen Schiffsjungen so nachdrücklich brannte, dass ihm alle Schmerzen auf immer benommen wurden. Das geht doch auch zu weit; so wie wir gewiss im Gegentheil darin fehlen, dass wir das Brennen zu selten anwenden, da doch Hippocrates selbst oft davon Gebrauch gemacht hat. —

In Indien durchbohrt man auch wohl die Hirnschädel, aber vom Trepan weiss man hier nichts; sie verrichten dies blos mit einem breiten, scharfen, keilförmigen Eisen [b]). —

Endlich führe ich noch aus dem Lentil die Anmerkung an, dass alle die ätherischen Oele, die wir aus Ostindien erhalten, weit penetranter riechen und schmecken, als wenn sie in Europa destillirt worden; hierher gehört das Cardamomöl; das Zimmetöl, Cubebenöl, Nelkenöl, Pfefferöl und Cajaputöl u. s. w. —

Es ist noch etwas von der Malayküste zu bemerken übrig.

Die Malayküste [c]) ist nur wenig bekannt, sie sieht unvortheilhaft aus, und scheint niedrig, voller Holzungen, und unbebauet zu seyn; indess

b) Paxmann l. c.

c) Clarke a. a. O. S. 39.

deſs iſt doch der holländiſche Pflanzort auf Malacca, der am Ende dieſer Halbinſel liegt, geſund und angenehm. Denn ſo wohl die Stadt als die Feſtung liegen hoch; die Ländereyen ſind auch wohl bebauet; — die Luft iſt hier nicht übermäſsig heiſs, indem ſie faſt alle Tage durch angenehme Land- und Seewinde, wie auch durch Platzregen erfriſcht wird. Die Einwohner genieſsen hier eine ununterbrochene Geſundheit und friſchen Leibesbeſchaffenheit: kurz! es gehört dieſer Ort unter die geſundeſten Oerter Indiens.

Ganz anders aber iſt die Küſte, welche nach der Straſse von Malacca hin ſiehet, wo das Land von Sumatra niedrig, ſumpfigt und unbebauet iſt, beſchaffen. In dieſer Straſse iſt die Hitze groſs, das Thermometer ſteht auf 88 Grade [d]); die Nächte ſind feucht und erſtickend heiſs, mit ſchwerem Nebel iſt die Luft beſtändig angefüllt, dabey kommen oft Platzregen mit Donner und Blitz. — Hier wird das Schiffsvolk leicht krank, und es ſtellen ſich faule nachlaſſende Fieber und Durchfälle ein, die aber wieder aufhören, ſo bald das Schiff wieder offne See bekömmt [e]). —

Die Malaccaner ſind ſehr ſtarke, kühne und beherzte Leute [f]), und eben ſie beweiſen es, daſs auch in einem heiſsen Clima Muth und Tapferkeit wohl zuſammen beſtehen könne [g]). — Die Malayen haben eine beſondere Gewohnheit, ſich zu berauſchen: ſie vermiſchen flüſsiges Opium mit

 einem

d) Clarkens Meteorolog. Verzeichniſs, S. 60.

e) Ebendaſelbſt S. 40.

f) Richard a. a. O.

g) Falconer l. c.

einem gewiſſen Kraute, Madat genannt, und rauchen ſolches aus einer ſehr kurzen Pfeife von Rohr: nachdem ſie nun einige Züge von dieſem Amphiom, denn ſo heiſst man dieſe nur allein in Amſterdam eigentlich verfertigte betäubende Waare, mit gröſster Geſchwindigkeit gethan haben; ſo fühlen ſie ſich in einen behaglichen Zuſtand verſetzt; wenn ſie aber noch länger rauchen, ſo werden ſie ganz wüthend. Viele laufen alsdenn durch die Straſsen, und bringen um, was ihnen begegnet. — Es kann dies aber auch als Geneſsmittel zuweilen angewandt werden, wenigſtens that es bey einem gewiſſen Herrn, der bisher vergeblich Opium genommen hatte, die beſten Dienſte [h]).

Die ſchlimme Würkung der häufigen und faſt beſtändigen Regen; die aus den Moräſten aufſteigenden Nebel und die damit verbundene Hitze müſſen das niedrige Land gewiſs ſehr ungeſund machen, und auch Kämphern kamen die Menſchen ſehr ungeſund vor. Viele leiden an der Elephantiaſis [i]); noch häufiger iſt die Venusſeuche [k]), welche ſie mit einem Decokt einer Wurzel Gadung, die den Speichelfluſs erregen ſoll, heben. — Auch Kackerlacken ſind hier häufig [l]). — Uebrigens verzärteln ſie ihre Kinder nicht: man legt ſie ungewickelt auf einer auf die Erde ausgebreiteten Matte hin: kaum haben ſie aber ein halbes Jahr erreicht, ſo ſieht man ſie ſchon mit Verwunderung herumlaufen [m]). —

In

h) Forreſts Reiſen a. a. O.

i) Fränklins Bemerk. einer Reiſe u. ſ. w.

k) Marsden a. a. O.

l) Neuhoffs Reiſen a. a. O.

m) Franke a. a. O.

In dem Königreiche Patana kühlen in den 9 Sommermonaten bey Tage Seewinde und des Nachts Winde vom Lande die Luft ab. — Man will versichern [n]), dafs die Mannspersonen allhier Schellen am Präputio tragen müfsten, um der Sodomie vorzubeugen.

Von der Insel Ceylon und den maldivischen Inseln.

Die Insel Ceylon hat viele und hohe Berge, die in der Richtung der malabarischen Bergkette von Norden nach Süden fortlaufen, und sie gleichsam in einen westlichen und östlichen Theil absondern. Es fehlt hier ferner nicht an grofsen und dicken Wäldern; an Flüssen und wohl bestelltem Lande. — Unter den Bergen ist der Pico de Adam der höchste, und unter den Flüssen der Mavelagoga, der vom Pic entspringt, der gröfste. Die Büsche sind voll Betel; Jambo; Talpot und Zimmetbäume; werden bewacht, und dürfen nicht ausgehauen werden. Die Ackerländer liegen meist alle niedrig, und können fast jederzeit von den vorbeyfliefsenden Strömen, des Reifsbaues wegen, unter Waffer gesetzt und befeuchtet werden: wo es an Flüssen fehlt, gebraucht man zur Bewässerung, gesammletes Regenwasser. — Die Berge, Flüsse, Regen und Wälder kühlen es hier im Innern des Landes ziem-

n) Neuhoff a. a. O.

lich ab. — Das Wasser ist meist gut, und der grösste Theil des Landes ist gesund [o]). — Einige Küsten muss man aber davon ausnehmen; so ist z. B. Punta de Gala, ein Fort, sehr ungesund; die Luft ist, der benachbarten Wälder wegen, eingeschlossen; es schweben dicke Dünste in der Luft; das Wasser ist schlecht, auch viele Lebensmittel, als z. B. die Butter, ist nicht zu geniessen. Die Einwohner haben ein missfärbiges Aussehen, und viele haben dicke Beine, oder die Elephantiasis [p]).

Die oben beschriebene Bergkette ist Ursache, dass die Witterung auf Ceylon dieselbe Beschaffenheit hat, als auf Malabar und Coromandel. So lange nemlich die Westwinde regieren, fällt auf der Westseite von Ceylon beständiger Regen, und man säet jetzt den Reiss; auf der Ostseite ist's aber dann heiteres Wetter: hergegen stellt sich auf der Ostseite die Regenzeit sogleich ein, wenn der Ostwind zu regieren anfängt, und nun geniesst die Westseite das schönste Wetter, und man sammlet dann hier den Reiss ein.—Der nördliche Theil dieser Insel hat solche periodische Regenzeit nicht, und es ist hier oft sehr dürre, so dass man keinen Reiss, welches auch hier die Hauptnahrung ist, bauen kann. — So wie aber der Reissbau fast überall der Gesundheit nachtheilig ist; so bezeigt er sich auch an den fruchtbaren Gegenden von Ceylon, die unter Wasser gesetzt werden können, seiner bösen Ausdünstungen wegen, oft sehr widerwärtig. — Die Folgen davon sind sehr bösartige nachlassende Fieber, Geschwulst des Unterleibes, Durchfall, Ruhr,

o) Rob. Knox t' Eyland Ceylon etc. Utrecht 1792.

p) Fränklins Bemerkungen a. a. O.

Ruhr, u. d. gl. mehr [q]). Die Blattern ſind in den ungeſunden Gegenden ſehr bösartig; Gicht findet ſich auch zuweilen, und was von der Elephantiaſis vorhin geſagt worden, gilt auch vom Innern des Landes [r]). — Es giebt hier auch viele Cretins oder Kackerlacken [s]). — Auſser der ungeſunden Luft muſs man die Urſache von einigen dieſer Krankheiten in ihren Speiſen und Getränken ſuchen; ſo genieſsen ſie z. B. Schlangen mit Eſsig und Pfeffer, nachdem der Kopf abgehauen worden; auch die weiſsen Ameiſen werden hier häufig genoſſen, weil ſie die Natur in gewiſſen Fällen treiben ſollen [t]); auch hat das ſchlechte Waſſer oft Antheil daran. — Viele aber verbeſſern doch des Waſſers böſe Eigenſchaften durch ein darin abgelöſchtes glühendes Eiſen, und ſo bleibt's dann oft lange in eignen dazu bereiteten Töpfen gut [u]).

Die meiſte Zeit leben die Cingaleſen ſehr genügſam, und ſind mit ſchlechter Koſt zufrieden [x]). Wenn ſie Reiſs und Salz haben; ſo fehlt ihnen am Lebensunterhalt, wie ſie ſagen, nichts: denn ihr Land liefert ihnen den Limonienſaft, den ſie als Sauce auf den Reiſs gieſsen, im Ueberfluſs. — Rindfleiſch verbietet ihnen ihre Religion zu eſſen, und das, was von Fleiſchnahrung ihnen erlaubt iſt, zu genieſsen, verkaufen ſie lieber an Fremde, des Geitzes wegen. —

Die

q) Friedr. Hoffmann a. a. O. Wolfs Reiſe nach Ceilan. Knox a. a. O.
r) Cartheuſer l. c.
s) Paw l. c.
t) Wolf a. a. O.
u) Ebendaſelbſt.
x) Knox l. c. p. 128.

Die Cingalesen sind sehr faul und träge: daher erbauen sie auch nicht mehr Reiſs, als sie höchst nöthig gebrauchen; auch sind die Häuser derselben sehr schlecht aus Lehm gemacht, in denen Bänke stehen, die mit Kuhmist glatt gemacht sind. Jedoch sind sie bey ihren Speisen reinlich, und waschen sich auch jedesmal, wenn sie gegessen haben.

Eine der gröſsten Beschwerden dieses Landes sind die giftigen Thiere.

Unter diesen sind die Polonga- und Noyaschlangen die gefährlichsten. Dann giebt es hier auch eine giftige Spinne, Democulo [y]) genannt, deren Körper so groſs, als die Faust eines Mannes ist; sie ist schwarz, und hat lange Haare. Indeſs sagt doch Knox, der Biſs ist nicht tödtlich, aber sehr schmerzhaft. Der Biſs einer Noya tödtet aber, wofern man kein Gegenmittel gebraucht. Dieses findet man aber auf dieser Insel, und zwar in einer Pflanze. Die Kenntniſs der Giftvertreibenden Eigenschaft dieses Gewächses hat man einem gewissen Wiesel, Mounggoutia [z]), zu verdanken. Es wird nemlich dieses Thier oft von der Noyaschlange angefallen und gebissen: es läuft alsdann dasselbe gleich nach der gemeldeten Pflanze hin, und friſst davon etwas: darauf kehrt es gleich wieder zurück, und fängt mit der Schlange von neuem einen Kampf an. Wenn die Einwohner dieses Gefecht sehen, so geben sie sorgfältig Achtung, nach was für einer Pflanze die Wiesel läuft, so oft er gebissen worden, und auf diese Weise sind sie zur Kenntniſs dieses Mittels gelangt. —

Bey

y) Knox l. c. p. 42.
z) A. a. O. S. 172.

Bey dieser Gelegenheit will ich noch ein paar andere Mittel, die man in Ostindien gegen den Schlangen- und tollen Hundebiss anwendet, erwähnen; das erste sind Pillen, die aus unbekannten Kräutern gemacht werden, zu denen man Arsenik, Pfeffer und Queckfilber setzt. Diese gebraucht man hauptsächlich gegen die Hundswuth [a]). — Das gebräuchlichste Mittel aber in Ostindien gegen den Biss eines tollen Hundes ist das tanjorische Medicament. Man giebt nemlich einem Patienten drey Tage nach einander, jedesmal drey und eine halbe Drachma von den Blättern der Datura stramonium zu trinken; ferner so giesst man dem Patienten viel kaltes Wasser über den Kopf [b]). —

Es giebt unter den Cingalesen sehr alte Leute: viele erreichen 80 bis 90 Jahre. — Gegen vielerley Krankheiten haben sie gute einheimische Mittel. Gegen Schlangenbiss besitzen sie Schlangenholz; Blätter und Pflanzen gewisser unbekannten Kräuter und einen Kalk von besonderer Art. — Wolf versichert, dass man bey diesen Mitteln vom Schlangenbiss nichts zu befürchten habe. Gegen Halsgeschwüre soll ein Kraut, Amaranga genannt, von unfehlbarem Nutzen seyn [c]). — Einige behaupten so gar, sie besässen geheime Mittel, durch deren Beyhülfe sie einen zerbrochenen Knochen während der Zeit, dass ein Topf Reiss gahr kochte, heilen könnten. Eher ist zu glauben, dass es unter ihnen Leute gebe, die, durch Hülfe einer gewissen Wurzel, die gif-

a) London medical Journ. M. f. Allgem. Litter. Zeit. v. J. 1790. Monat Aug.

b) A. a. O.

c) Knox l. c.

giftigste Schlange Noja so besänftigen können, dass ihnen nicht einmal ein Kuss derselben schadet [d]). —

Sonderbar ist die Gewohnheit bey den Ceylonesen, dass die Weiber gehalten sind, zur Zeit ihrer Reinigung, jedermann zu warnen, ihnen nicht näher zu kommen; aber schrecklich ist das Gesetz, dass keine Frau vor ihrem 36sten Jahre ein lebendiges Kind zur Welt bringen darf, und daher abtreibende Mittel gebrauchen muss, wenn eine Frau vor diesem Zeitpunkt schwanger wird [e]). Man erinnere sich aber auch hier dessen, was ich oben von Formosa gesagt habe. —

An Arzeneymitteln liefert Ceylon die Zedoaria; die Colombo- und Mungowurzel; die Zimmetrinde; die Krähenaugen; den Pfeffer; Cardamomum; Paradieskörner; die Grana tigliä; das Gummi Eleni; das Gummi Gutt u. d. gl. m.

Von den maldivischen Inseln.

Auf den maldivischen Inseln ist die warme und feuchte Witterungsconstitution an dem hier befindlichen bösartigen Fieber, welches man vorzugsweise das maldivische nennt, schuld, welches aber im Grunde mit dem siamschen übereinkömmt. — Die Gefahr ist bey dieser Krankheit sehr gross, und

d) L. c.

e) Franke a. a. O.

und von Europäern entrinnet selten demselben jemand. Hat er aber das Glück, das Fieber zu überstehen, so erhält er dadurch so gleich das Bürgerrecht, und bekömmt den Namen Dives, womit die Einwohner belegt werden. Pyrard *f*) hatte auch das Unglück, von diesem Fieber befallen zu werden, und er glaubte sich durch häufiges kaltes Wassertrinken zu helfen; er setzte dies auch acht Tage lang fort; dieses bekam ihm aber sehr übel; denn eine sehr starke Geschwulst war davon die Folge, welches hier der gewöhnliche Fall ist. Nach Verlauf von vier Monaten fielen bey ihm Löcher in die Beine; es floss viel Wasser heraus; es entstanden böse Geschwüre, die er doch bald durch Auflegen kupferner Bleche, nach Landesgebrauch, heilte. — Er sahe in der Folge, dass man auf den maldivischen Inseln ganz anders und mit glücklicherm Erfolge, als seine eigne Behandlungsart gewesen, diese Fieber curire. Sie trinken nemlich, während der Fieber, viel lauligtes Wasser, worin sie gestossenen Pfeffer mischen; dadurch wird die Geschwulst der Beine verhütet. — Zu einer andern Zeit lässt dies Fieber auch oft eine Verstopfung der Milz oder anderer Eingeweide nach, woraus eine harte und dicke Geschwulst entsteht, die man den Kuchen nennt. In diesem Falle brennt man den geschwollenen Theil, und auf den gebrannten Ort legt man ein baumwollenes Läppchen in Oel getunkt.

Mit Augenschmerzen werden diejenigen oft befallen, die sich eine lange Zeit im Sonnenschein aufhalten müssen; das Mittel dagegen ist eine gekochte

f) Allg. H. d. R. 8. B. S. 163.

kochte Hahnenleber, die sie mit einigen abergläubischen Ceremonien geniessen. Pyrard mit seiner Gesellschaft versuchte dies Mittel, ohne die abergläubischen Charaktere dabey anzuwenden, und fand davon ebenfalls Erleichterung.

Mit bösen Halsgeschwüren werden die Menschen hier sehr gequält, und man leitet das Uebel von den vielen ungesalzenen Fischen und dem Seewasser her. Diese Geschwüre sollen unheilbar seyn, und sie sollen sich nachher über den ganzen Körper verbreiten. Auch die Krätze entsteht hier vielleicht aus der nemlichen Quelle; diese heilt man aber hier mit Kokosöl, ohne davon schlimme Folgen zu erfahren. Kackerlacken siehet man ebenfalls hier nicht selten g). —

So bald hieselbst ein Kind zur Welt kömmt, wird es des Tages sechsmal mit kaltem Wasser gewaschen, und darauf mit Oel gesalbet; dies setzt man eine lange Zeit fort; man wickelt die Kinder nicht, sondern man legt sie nackt in kleine Betten von Schnüren, die man schwebend in der Luft erhält, und die die Sclaven hin und her bewegen müssen: niemals sieht man Ungestaltete unter ihnen. So lange die Mutter lebt, muss sie ihr Kind selbst stillen, und man erlaubt der Königin nicht einmal, dass sie von dieser Mutterpflicht frey sey. — Selbst, wenn die Mutter stirbt, wird keine Amme gehalten; sondern man füttert das Kind mit Reiss, Kokosmilch und Zucker.

g) Hallers Phys. 5. B. S. 985.

Von

Von denen Ländern in Afrika, die unter dieser Breite liegen, besonders von Aethiopien und Guinea.

Die ganze afrikanische östliche Küste von Melinda an, bis nach dem Cap Gardesom, leidet [h]) alle Jahre zur Regenzeit grosse Ueberschwemmung, und es sind ihre Einwohner genöthigt, bey Verlust ihrer sämmtlichen Heerden, nach den nächsten Sandgegenden für eine Zeitlang zu ziehen. — Es können daher diese Gegenden nicht gesund seyn. Auch kann man dies von Quiloa und Mosambique sagen. — Ersteres erwies sich bey den Portugiesen so schädlich, dass sie genöthiget waren, alle ihre auf demselben angelegten Pflanzstädte zu verlassen [i]). — Melinda hergegen und Mombassa sind gesunder. Man schickt so gar die Kranken von Mosambique nach Mombassa, um die gesunde Luft zu athmen [k]). Die Venusseuche ist hier ganz endemisch [l]), und der Sonnenglanz hat auch bey den hiesigen Bewohnern auf die Augen die schlimme Würkung, die wir oben erzählt haben [m]). Merkwürdig wäre es

h) Brüces Reisen a. a. O. S. 436.

i) Lind a. a. O. S. 72.

k) Vasco de Gama. M. s. Campens Sammlung auserlesener Reisebeschr. u. s. w.

l) Cartheuser l. c. p. 288.

m) Haller a. a. O.

es doch, wenn Vasco de Gama richtig gesehen hätte, dass alle Einwohner von Melinda links wären.

Der mittlere Theil von Aethiopien ist wenig bekannt: man weiss nur, dass es hier ungeheure Berge und weit ausgedehnte Sandwüsten giebt, die aber ohne Zweifel auch ihren grossen Nutzen haben, und die man mit Marktplätzen grosser Städte vergleichen kann, wo die Luft eine freye Bewegung erhält: — man weiss ferner, dass in diesem Lande, vier Grade weit, auf beyden Seiten der Linie, ein beständiger und fast das ganze Jahr anhaltender Regen fällt, wodurch die Hitze sehr gemässigt wird [n]). — Hergegen fallen vom 4ten bis zum 16ten Grad so wohl der südlichen als nördlichen Breite die tropischen Regen, von deren Beschaffenheit schon mehreremale gesprochen worden [o]). So lange diese dauern, blasen die Etesiä oder N. N. Westwinde. Zu einer andern Zeit aber wehen Südwinde, die von erstickender Eigenschaft sind, womit sich die Pest einzustellen pflegt [p]), die aber wieder aufhört, wenn die obigen N. N. Westwinde wieder zu wehen beginnen.

Es kann seyn, dass der letzt genannte Wind in Aethiopien diese Beschaffenheit hat, und man ist auch in Egypten bisher der Meynung gewesen, dass er die Pest dämpfe, weil nicht geläugnet werden kann, dass mit seiner Entstehung die Pest verschwindet: allein der berühmte und oft von mir gelobte Lind [q]) ist hierüber ganz anderer Meynung;

n) Brüces Reisen a. a. O.
o) A. a. O.
p) Maillet l. c. p. 66.
q) A. a. O. S. 127.

nung; er ſagt: es iſt ſehr wahrſcheinlich, daſs die periodiſchen heiſsen Winde, die aus den Wüſteneyen von Nubien und Aethiopien kommen, die Luft in Egypten alsdenn bereits rein und geſund gemacht haben, wenn ſie aufhören, ſo daſs, wenn die kalten Nordwinde zu wehen anfangen, kein Peſtſtoff mehr vorhanden ſey, weil allen angeſteckten Sachen, als Hausgeräthe und Kleidungsſtücken, die Kraft der Anſteckung bereits genommen iſt. Es hat zwar dieſe Erſcheinung viele verleitet dieſe Würkung den Nordwinden zuzuſchreiben; aber es kann dies nicht der Fall ſeyn, da die ſchrecklichſte Peſt allezeit in ihrer Heftigkeit gemildert, wo nicht gar ausgerottet wird, ehe dieſe kalten Nordwinde zu wehen anfangen. — In wie fern nun dieſes auch in Aethiopien ſtatt findet, muſs ich unentſchieden laſſen.

Das Innere von Aethiopien ſcheint waſſer- und menſchenleer zu ſeyn, — und die Menſchen, ſo da gefunden werden, beſchreibt man als Räuber und Menſchenfreſſer. — In einem ſo dürren Lande muſs es aber gewiſs am Lebensunterhalt fehlen; und der Zuſtand der Einwohner würde noch beklagenswürdiger ſeyn, wenn ihnen nicht durch Winde ganze Wolken von Heuſchrecken zugeführet würden, die ihnen ſowohl zur Speiſe dienen, als wie den Arabern bey Mecca, nach Haſſelquiſts und Niebuhrs Bericht. — An Salz ſoll's, dem berühmten Büffon zufolge, hier ebenfalls fehlen. — Man kann alſo leicht denken, daſs Mangel am Waſſer, an guten Nahrungsmitteln und Salz den Körper ſchlecht nähren, und in ihm den Grund zu vielen unreinen Krankheiten legen müſſe. — Dies iſt demnach die Urſache, warum

die Schriftsteller diese Menschen als klein von Körper, mager und häslich von Ansehen schildern. — Ausser der Pest soll hier ein schlimmer Aussatz herrschen. Hier sollen, nach dem Mead[r]), Blattern und Masern zuerst ihren Ursprung gehabt, und im Jahre 572 soll die erst genannte Krankheit ihre Wanderschaft aus Aethiopien nach Arabien, und von hier nach Egypten u. s. w. angetreten haben, womit aber jener oben aus dem Brüce angeführte Bericht nicht übereinstimmt. In Aethiopien sollen ferner die Menschen mehr als einmal von dieser Seuche befallen werden; hier sollen sie gelinder als in irgend einem andern Welttheile seyn; im Gesicht sollen selten welche zum Vorschein kommen, und wenn ja daselbst welche gefunden werden sollen sie so klein als Hirse seyn, und nur klares Wasser enthalten. Auf den Händen und an andern Theilen des Körpers aber sollen sie sich nicht allein häufiger einstellen, sondern es sollen auch recht eiternde Blattern seyn; bey allem dem soll man aber keine Blatternarben finden. Endlich so sollen oft, nach Strabo's [s]) und Anderer Bericht, solche Geschwüre an ihren Leib kommen, die einem geflügelten Ungeziefer zur Wohnung dienen. Ausser einem unausstehlichen Jucken, sollen diese Thiere unter der Haut im Fleische viele verborgene Gänge machen, und das Fleisch bis auf den Knochen abfressen. Man hat diese Krankheit Acridophagia genannt. — Einige haben behaupten wollen: es erzeugten sich diese Insekten aus den unreinen Säften selbst. Dem Cartheuser scheint dies aber unwahrscheinlich. — Zuletzt sollen

r) Cartheuser l. c. p. 193.

s) L. c. p. 1118.

ſollen alle die Menſchen, die dieſe Gegend von Aethiopien bewohnen, ſelten das Alter von 40 Jahren überſchreiten [t]). —

Die neuern Entdeckungen mögen zeigen, in wie weit dieſe Nachrichten gegründet ſind oder nicht. — Ich verweile um ſo viel weniger bey dieſem in aller Abſicht unbekannten Lande, da bereits an verſchiedenen Stellen dieſes Werks, als z. B. bey der Barbarey, bey Senegal, Nubien und Abyſſinien zum Theil von Aethiopien geredet worden.

Es liefert übrigens Aethiopien Weyrauch, der über Cairo nach Marſeille kömmt; Gummi Animä, Elemi; Euphorbium; Galbanum; Myrrhen und Sarcocolla. —

Je näher man der guineiſchen Küſte kömmt, je beſſer wird das Anſehen des Landes. Von demjenigen Theile des Nigerfluſſes an, der die ſüdliche Grenze des groſsen Königreichs Caſchna macht, bis zum Königreiche Tonuwah, welches zwiſchen dem fünften und zehnten Grad nördlicher Breite liegt, und an die Küſte der Chriſten grenzt, wo die Hauptſtadt Aſſente liegt, beſtehet das ganze Land aus Hügeln, Bergen und ungeheuren Wäldern. Doch giebt es hier auch weit ausgeſtreckte offne und ebne Gegenden, wo man viele Dörfer und groſse Viehherden antrift, die ſich in den Wäldern, auf den Bergen und Ebenen aufhalten. Das Land iſt ungemein fruchtbar; das Clima iſt milde; die Hitze gemäſsigt; die Landeseinwohner führen entweder ein Hirtenleben, oder ſie treiben Acker-

 bau,

t) Strabo l. c.

bau, und leben unter Zelten von Büffelhäuten [u]). —

Auch das benachbarte Land Dahomy hat viele ſchöne Gegenden und einen ſehr fruchtbaren Boden, wo die Ananaſſe wild wachſen, und wo ein Ueberfluſs von Colokaſia; Kokosbäumen; Patatten; Ignamen; Bananen; Feigen und beſondere Arten von Weinſtöcken gefunden werden [x]). —

Dagegen ſcheint das Land am Fluſſe Gab von der Goldküſte tief im Lande hinein nicht das beſte zu ſeyn, weil die daher kommenden Sclaven die elendeſten von allen ſind, die nicht geachtet werden. Iſert [y]) ſahe einen jungen Menſchen von 15 Jahren, welcher einem Ourangoutang ähnlich ſahe; lange Haare hatte, und rothſchwarz von Farbe war. — Römer [z]) ſahe welche, die Zähne hatten, die wie Fuchsſcheeren in einander ſchoſſen, und nichts begieriger als Fuchsfleiſch fraſsen. — Man hat ſo gar behaupten wollen, daſs es im Innern von Afrika einen Stamm ſtummer Menſchen gebe [a]). Nichts iſt aber unwahrſcheinlicher, als daſs ein ganzer Stamm dieſen wichtigen Fehler haben ſollte. Einige Halbmenſchen, oder Ourangoutangs, mögen zu dieſer Behauptung Gelegenheit gegeben haben. Dieſe Baſtarte, ſagt Zuchelli, werden vom Menſchen und

u) Cuhns Samml. merkw. Reiſebeſchr. u. ſ. w. 2ter Theil.

x) Ebendaſelbſt.

y) Reiſen a. a. O.

z) Zimmermanns geograph. Geſch. des Menſchen u. ſ. w. Leipz. 1778.

a) A. a. O.

und Affen gezeugt. — Es trägt sich nemlich zuweilen zu, daſs sich Weibspersonen in den Wäldern, wo es groſse und geile Affen giebt, verirren und von diesen Bestien genothzüchtigt werden. Zwey dergleichen Monstra, die dem Menschen sehr ähnlich sahen, sind zu Loanda gebohren worden; einer davon wurde dem Gouverneur geschenkt, der ihn mit nach Lissabon genommen hat; der andere hat verschiedne Jahre im Hospitio der Mission zu Loanda gelebt [b]). — Es irret sich aber gewiſs Zuchelli, wenn er alle Ourang-outangs für Bastarte hält, da doch alle groſse Naturforscher, als Linné, Büffon, Camper, Zimmermann u. d. gl. sie als eine besondre Art Affen finden, die aber freylich eine solche ist, die viel menschenähnliches in ihrem Gange auf den Hinterfüſsen; in ihrer Miene; Stellung des Körpers; Beschaffenheit der Hände und Gelehrigkeit u. d. gl. haben. — Büffon sahe einen, der setzte sich zu Tische, entfaltete die Serviette, bediente sich der Gabeln und Löffel ordentlich, und brachte damit die Speisen zum Munde: er schenkte sich den Thee ein, holte, auf ein gegebenes Merkzeichen, eine Tasse, setzte sie auf den Tisch, goſs Thee ein, darauf Milch. — Herr de la Brosse [c]) hatte zwey solcher Thiere auf seinem Schiffe: — das eine wurde davon krank; man lieſs ihm zweymal Ader; als es sich nachher wieder krank fühlte, streckte es den Arm dar, und verlangte wieder gelassen zu werden. — Aus le Guet führt Smellie [d]) noch eine andere Thatsache an.

b) Zuchelli's Reise nach Congo und ins Innere von Afrika — in Cuhns Samml.

c) W. Smellies Philosophie der Natur, 2. B. S. 197.

d) A. a. O. S. 199.

an. Er ſahe ein Weibchen dieſer Art, das, wenn Fremde kamen, ſich ſchamhaft bezeigte, und mit ſeiner Hand die Geburtstheile bedeckte; wenn es Kopfſchmerzen hatte, ſo legte es ſich zu Bette, und band eine Binde vor den Kopf. — Pyrard ſagt: daſs man zu Sierra Leona dieſe Baris oder Ourangoutangs wie Bedienten gebrauche: ſie müſſen harte Subſtanzen im Mörſer zerſtoſsen; Waſſer in Töpfen, die ſie auf den Kopf ſetzen, holen: man muſs ihnen aber die Krüge vor der Thür abnehmen, ſonſt laſſen ſie ſie fallen, und fangen an zu weinen. — Smellie glaubt, durch Unterricht würden ſie auch ſprechen lernen können, ſo weit ihr Verſtand zureichte: aber die Unmöglichkeit hievon hat der berühmte Camper [e]) gezeigt, indem daran zwey Beutel in der Kehle hinderlich ſind. — Es bleibt alſo noch immer zwiſchen einem Menſchen und Ourangoutang ein groſser Unterſchied. — Selbſt die groſse Zehe an den Füſſen, die bey letzterm in groſser Entfernung von den übrigen Zehen ſteht, zeigt dieſen ſchon an.—

Anſtatt länger in dem innern unbekannten Afrika herum zu irren, wollen wir Afrika's weſtliche Küſten, die bekannter ſind, jetzt betrachten, worunter wir die groſsen Reiche Benguela, Angola, Loanda, Congo, Loango, Benin und die ſo genannten Gold-, Elfenbein- und Sclavenküſte verſtehen. — Man ſiehet hieraus leicht ein, daſs hier nicht allein die Rede von ſolchen Ländern ſey, die am Meere liegen, ſondern man verſtehet hierunter auch ſolche, die viele hundert engliſche Meilen

e) M. ſ. Herrn Zimmermanns Anmerkungen zum Smellie a. a. O.

Meilen weit davon entfernt landeinwärts gelegen ſind. Die erſt genannten Länder ſind faſt alle niedrig, werden oft von den Wellen ſelbſt überſchwemmt, wie dies der Fall bey della Mina iſt *f*); ſie ſind dabey mit ſehr vielen und dicken Büſchen und Waldern beſetzt; haben ſelten gutes Waſſer; leiden oft vieles von den Tornados; haben faſt beſtändig eine feuchte Luft und periodiſche Regen; Sümpfe und ſtehende Waſſer vergiften die Luft, und die Hitze iſt oft unausſtehlich; daher ſind auch alle dieſe ſo gelegenen Länder, mehr oder weniger, ungeſund. —

Die Negern, welche hier an der Küſte wohnen, nennt man Strandnegern, zum Unterſchied der Bergnegern, welche weiter im Lande hinein auf den Bergen leben, wo es um 10 Grade des Fahr. Thermometers, wegen der höhern Lage, und weil eine Menge Bäume viele dephlogiſtiſirte Luft abſondern, gemäſsigter als am Strande iſt, und die daher als geſund angeſehen werden können *g*). —

Die ganze Küſte von Guinea iſt auſserordentlich fruchtbar, und bringt oft hundertfältige Früchte. — Sie ſind aber alle ſehr ſaftreich, kühlend, und oft ſehr ungeſund. —

Damit aber der Leſer die Beſchaffenheit dieſes groſsen Landes näher möge kennen lernen, will ich von den einzelnen Ländern zwar kürzlich, doch von jedem insbeſondere reden, und mit Benguela den Anfang machen. —

f) Cuhn, 1. Thl. a. a. O. S. 99.

h) Iſerts Reiſen a. a. O.

Benguela [b]) ist niedrig, fett, sehr fruchtbar, ob hier gleich selten Regen fällt; dabey ist aber die Hitze sehr groſs, besonders um die Mittagsstunde fast unerträglich; vom Mittag bis zum Abend kühlt ein angenehmes Lüftchen ab. — Allen Erfahrungen zu folge ist Benguela eins der ungesundesten Länder von ganz Afrika. Denn nicht allein die Luft ist giftig, sondern sie theilt auch diese schädliche Eigenschaft den Früchten mit, die das Land hervor bringt; so herrlich und schön auch ihr Ansehn und Geschmack seyn mag; — so giebt es hier z. B. 18pfündige Trauben. — Dies alles verleite aber einen Fremden nicht, seinen Gelüsten zu folgen, weil er dafür bald an seiner Gesundheit würde büſsen müssen, wie man dies an den vielen Europäern deutlich sieht, die kaum dem Tode entgangen sind, und ein mageres abgezehrtes Ansehen haben, als wenn sie aus dem Grabe wieder auferstanden wären. — Leute, die mehr Vorsicht gebrauchen, essen hier keine andere als von Europa mitgebrachte Speisen, und trinken das hier ebenfalls sehr schädliche Wasser gar nicht. Sind sie aber ja in die Nothwendigkeit gesetzt, von den Landesprodukten Gebrauch zu machen, so vermeiden sie doch die rohen Früchte, und essen keine andere als gekochte. — Wenn man aber die hiesigen Früchte mit zur See genommen hat; so verlieren sie, nach einigen Monaten, ihre schädliche Beschaffenheit, und können ohne Nachtheil genossen werden. — Fleisch kann und darf man hier auch nicht viel essen, weil es am zweyten Tage schon stinkt; es enthalten sich auch die hier lebenden Negern des Fleischessens sehr, und leben

b) Zuchelli a. a. O.

leben von ihren Früchten und von Dorra im Waſſer gekocht. —

Noch eine andere Warnung für Fremde, die Zuchelli ihnen giebt, iſt dieſe: daſs ſie ſich nie auf die Erde legen ſollen zu ſchlafen, weil dies von den ſchlimmſten Folgen iſt. —

Weil dies Land für Europäer als peſtilenzialiſch [i]) angeſehen werden kann; ſo pflegt auch die Krone Portugal nur wenige, auſser Prieſter und einige Verbannete, hiehin zu ſchicken. Sie läſst ihre Geſchäfte daſelbſt durch unterrichtete und oft ſehr treue Schwarzen und Halbmohren, ausführen [k]). —

Was von Benguela geſagt iſt, gilt auch von Loanda, nur mit dem Unterſchiede, daſs es hier öfterer regnet. — Aber dieſe Regengüſſe ſind für Weiſse ſehr gefährlich, weil ſie davon faſt unausbleiblich in ein Fieber verfallen [l]). — Warum nannte man ehemals den Scorbut die Krankheit von Loanda [m])?

Zu Angola [n]) und Congo fängt die Regenzeit am Ende Octobers an, und dauert den November und December durch; es fällt aber nur ein ſubtiler Regen, und es heiſst dieſe Zeit der kleine Regen; der Jänner und Hornung ſind meiſt trockne Monate; mit dem März fängt die groſse Regenzeit an,

i) Lind a. a. O. S. 51.

k) Ebendaſelbſt. S. 215.

l) Zuchelli a. a. O. S. 17.

m) Schreibers Erfahrungen und Gedanken von der Peſt. Petersburg 1752. S. 81.

n) Zuchelli a. a. O.

an, und dauert bis Ende Aprils; während dieſer ſechs Monate iſt die Hitze am gröſsten. Mit dem May fangen die kühlern Monate an, die bis zum October anhalten, worin faſt gar kein Regen verſpürt wird, jedoch iſt der Himmel die meiſte Zeit mit Wolken bedeckt.

Die Provinz Segno in Congo iſt ſehr ausgeſtreckt und ſehr bevölkert; indeſs wohnen die Neger hier nicht in Städten, ſondern meiſtentheils in den Wüſteneyen und Wäldern, deren es hier viele giebt. — Dieſe Menſchen bringen faſt ihre ganze Lebenszeit unter freyem Himmel zu, auſser daſs ſie zur Zeit des Regens unter einer verdeckten Halle ſtehen. Sie eſſen ſelten gekochte Speiſen: ihre gewöhnlichſten Nahrungsmittel ſind Zugemüſe und Früchte des Landes; — ihr Brod iſt gebackener Beſſus von Carmina; ihr Wein iſt Palmſekt; und Oel vom Palmbaum iſt ihre Butter: gebratene Mäuſe machen für ſie einen Leckerbiſſen aus, desgleichen lieben ſie die Heuſchrecken. — Bey ſolchen Nahrungsmitteln erreichen doch viele ein hohes Alter, und Zuchelli ſahe eine 90jährige Frau; es ſind auch die Negern von Congo ſtarke Leute [o]). —

Ganz anders bezeigt ſich aber das hieſige Clima bey Europäern, die, wenn ſie auch aus Spanien nach Congo reiſen, dennoch aus einem gemäſsigten in ein ſehr heiſses Clima gehen, wo ſie viel zu leiden haben. —

Eben

o) Richard a. a. O.

Eben diese Beschaffenheit hat es mit Loango p), wo die häufigen Regen an vielen Orten Sümpfe und Moräste bilden, deren Ausdünstungen die Luft ungemein verderben. Dennoch empfinden die Eingebohrnen davon nichts, ob's gleich den Europäern dagegen desto schlimmer ergehet. —

Cacongo q) ist weit gesunder als Loango, nicht deshalb, weil es hier nicht eben so viel als zu Loango regnen sollte; sondern das Land ist höher, die Wasser können besser ablaufen, und es giebt hier keine Sümpfe. —

Ich verlasse jetzt für eine kurze Zeit den südlichen Theil von Guinea; und wende mich nach dem nördlichen Theile desselben, welcher sich mit dem Cap Verde anhebt. Diese weit ausgedehnte Küste r) scheint von weitem an den meisten Orten ein flaches Land zu seyn, das mit tief herabhangenden Wolken bedeckt ist. Wenn man näher hinzu kömmt, so nimmt man gemeiniglich starke Thaue wahr, die des Nachts fallen, und das Land ist alle Morgen und Abende in einen Nebel gehüllet. Wenn man die Oberfläche des Landes untersucht, so findet man, dass solche mit einem lustigen und beständigen Grün bekleidet, und mit einzelnen schönen Bäumen gezieret ist; allerwegen findet man aber das Land ungebaut, ausser an wenig Orten, wo Reiss gezogen wird, die meistentheils mit Waldungen und Gebüschen umgeben sind, die von erfrischenden Seelüften nicht durch-

p) Abbe **Proyarts** Geschichte von Loango, im Hannöversch. Magazin v. J. 1781.

q) Ebendaselbst.

r) **Lind** a. a. O. S. 42.

durchdrungen werden können, und blos den wilden Thieren zum Aufenthalte dienen. Der Boden ist, wie alle niedrige Lande, entweder sumpfigt, oder voll Flüsse und Bäche, deren schlammige Ufer mit Riedgras, Mangroves und dem schädlichsten Unkraute bedeckt sind, an dem eine Menge Koth und Schlamm hängt, der einen unerträglichen Gestank verbreitet. — Diese Ebenen [s]), wovon man aber Sierra Leona ausnehmen muss, werden zweymal des Jahres, im Frühlings- und Herbstäquinoctium, von der See überschwemmet, die einen Schlamm auf denselben zurücklässt, aus dem die Eingebohrnen Salz verfertigen.

Das Erdreich ist, nach der verschiedenen Lage ungleich. In den niedrigen Gegenden ist es ein fester Leim; in den höhern Strichen aber, als auf Sierra Leona, ist es steinigt, doch überall fruchtbar. An einigen Orten findet man auch eine seifenartige Erde, welche so öligt ist, dass die Eingebohrnen sie häufig mit ihrem Reiss essen, wo sie wie Butter schmilzt [t]). —

Um einen duetlichen Begriff von der Beschaffenheit des hiesigen Clima's zu geben, will ich einen kurzen Auszug aus Matthews Tagebuch, das er, während seinem Aufenthalt zu Sierra Leona, 1785 und 1786 angefertigt hat, mittheilen.

Januar. Es gab in der Mitte des Monats drey bis vier Tage stürmisches Wetter, starken Wind aus Südwesten mit Blitz und Donner; — der übrige Theil des

s) Forsters und Sprengels Beyträge, 9. Theil; darinnen Joh. Matthews Nachrichten von Sierra Leona.

t) Ebendaselbst. S. 157.

des Monats war gelinde; es weheten Land- und Seelüftchen, es war angenehm; das Thermometer ſtand im Schatten des Morgens auf 75°; Mittags 85°, Abends 80°, aber der Mittagsſonne ausgeſetzt, ſtieg es auf 90 bis 100 Grad.

Februar. Ziemlich angenehme Witterung den ganzen Monat hindurch, mit beynahe beſtändigen und regelmäſsigen See- oder Landwinden; letztere fiengen gewöhnlich um 3 Uhr des Morgens an zu wehen, und hörten um 10 Uhr auf, oder veränderten ſich nach Nordweſten. In dieſer Jahreszeit ſind die Morgen und Abende äuſserſt angenehm, nur muſs man ſich hüten, nicht lange vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang in der Luft zu bleiben, wegen des ſehr häufigen und durchdringenden ungeſunden Thaues. Das Thermometer war gewöhnlich wie im vorigen Monate.

März. Anfangs ſtarker Regen; darauf folgten dicke Nebel; es blieb faſt immer trübes Wetter, ob gleich im Scheitelpunkt hell: — das Thermometer im Schatten 80 bis 90 Grad.

April. Regen um die Mitte des Monats mit ſchwüler, trüber Witterung, und Südwind. Gegen die letzte Zeit hell und ſchön. Das Thermometer im Schatten 80 bis 86 Grad.

May. Schwere Regengüſſe die drey erſten Nächte. Die ganze übrige Zeit hell und ſchön, mit regelmäſsigen Seewinden, die alle Tage von Nordweſt nach Südweſten giengen. Das Thermometer wie zuvor.

Junius. Anfangs hell und angenehm. Am 8ten Regen und Wind von Norden her; den 13ten

Wir-

Wirbelwind: die übrige Zeit des Monats häufiger ſtarker Regen, und Südwind von Südoſten und Südweſten. Die Luft rauh, feucht und kalt. Das Thermometer fiel oft bis auf 72 °, und wenn die Sonne kam, ſtieg es bis auf 85 und 90 Grad.

Julius. Den ganzen Monat hindurch ſtarker und häufiger Regen; Gewitter und heftige Wirbelwinde; veränderlicher Wind, meiſt aus Norden; das Thermometer wie im vorigen Monate.

Auguſt. Viel Regen, mit ſtarkem Südwind und trüber widriger Witterung. Das Thermometer hoch, bis 90 Grade.

September. Häufige Regenſchauer, aber wenig anhaltender Regen; oft Windſtille; ängſtliches ſchwüles Wetter. Vom 18ten alle 24 Stunden Wirbelwinde, die mit heftigem Sturm, Gewitter und übermäſsigen Regen verknüpft waren, aber die Luft ſehr reinigten. Das Thermometer wie vorhin. —

October. Anfangs Winde aus allen Gegenden, oft Windſtille, Gewitter, ſchwüles, heiſses Wetter. Die Wolken hiengen nahe auf dem Erdboden, und der Druck der Luft hatte merklichen Einfluſs auf Leib und Seele der Europäer, und auch der Eingebohrnen. Vom 10ten bis zum 21ten alle Tage ein heftiger Wirbelwind mit ſtarken Landwinden: Morgens von Oſtſüdoſt, die ſich gegen 10 Uhr nach Norden und Nordweſten; um Mittag endlich nach Weſt und Südweſten drehten. Am Ende des Monats häufige Regen des Nachts, mit Donner und Blitz; heiſses Wetter; das Thermometer, ſelbſt des Nachts, nicht unter 80°.

Novem-

November. Gleich Anfangs ſtellet ſich der Rauch ein, ſo nennt man die ſchädlichen Dünſte, die die groſse Hitze aus der Erde lockt; ſie ſehen aus wie der Dampf, der von groſsen Brauereyen aufſteigt, und bedecken die ganze Gegend umher. Das Wetter iſt dabey unmäſsig heiſs, drückend und ängſtlich, und verurſacht eine ſolche Schwäche, Erſchlaffung und heftigen Schweiſs, daſs man glaubt, der ganze Körper löſe ſich auf. Dies iſt die ungeſundeſte Jahreszeit, ſelbſt die Eingebohrnen empfinden ihren ſchädlichen Einfluſs. Ein beſtändig unterhaltenes Feuer und die Chinarinde ſind die beſten Verwahrungsmittel dagegen. Während dem Rauche wehen meiſtens ſtarke Landwinde. Gegen Ende des Monats Sturm- und Wirbelwinde. —

December. Bis zum 10ten war die Witterung wie am Ende des vorigen Monats. Vom 10ten bis zum 18ten Nordoſtwind und ein ſo dicker Nebel, daſs er den Strahlen der Mittagsſonne undurchdringlich war. Während dem iſt die Luft rauh und kalt, und hat die widrigſten Würkungen auf den Körper; alle Tranſpiration wird gehemmet; die Haut wird trocken, hart und ſpringt auf, und Catarrhe, hitzige Krankheiten und kalte Fieber entſtehen. Selbſt die Thiere und Vögel ſcheinen ihren ganzen Muth zu verlieren, und man höret keinen Laut in den Wäldern; alles Holz trocknet erſtaunlich ein; das Thermometer ſteigt ſelten höher als 75°. Im letzten Theil dieſes Monats ſtieg das Thermometer in der Sonne auf 110°.

Aus dieſer Beſchreibung gehet hervor, daſs die Monate vom December bis May die trockne, die übrigen aber die naſſe Jahreszeit ausmachen.

Die Sturmwinde fangen gemeiniglich früh im Junius an, und dauren bis gegen Ende des Julius; dann heben sie noch einmal mit dem October an, und dauren bis Ende des Novembers. —

Der hier eben angeführte Nebel verdient noch eine nähere Bestimmung seiner Eigenschaften. Die erste und vornehmste ist die, dass er in dem Grade trocken ist, in welchem der Nebel in Europa feucht ist. Isert [u]) untersuchte ihn mit einem de Lücschen Hygrometer, und fand, dass, wenn das Quecksilber in Europa bey der mittlern feuchten Luft auf 50 bis 60° steigt, das Quecksilber bey einem Hamattan (so nennt man diese Winde, die längst der ganzen Afrikanischen Küste vom December bis März häufig sind) auf 178° steigen müsse, wenn es nur eine solche hohe Scala hätte.

Der Wind hat an jedem Orte seine bestimmte Richtung, und folgt oft unmittelbar auf Regen, und wehet nie stark. Seine Würkung auf Thiere und Pflanzen sind auffallend stark; alle zarte Pflanzen verwelken; alle Thüren und Fensterladen weichen aus ihren Fugen; das Thermometer fällt oft um 10 Grade; man muss sich daher warm kleiden; alle Theile in und am Munde werden ganz trocken und spröde; man muss oft trinken. Hält dieser trockne Nebel 5 bis 6 Tage an, so löset sich die Haut ab und fällt schuppenweise weg; die Ausdünstung wird unterdrückt; kömmt man dennoch in Schweiss, so riecht er wie Hirschhorngeist. — Dass er der Gesundheit nachtheilig seyn solle, leugnet Robert Norris [x]), welcher den Hamat-

u) Reise nach Guinea, Koppenhagen 1788.

x) Forsters und Sprengels Beytr. 13. Th. S. 272.

Hamattan vielmehr der Gesundheit sehr erspriesslich hält; nicht allein, sagt er, heilen alsdann alle Wunden bald, sondern es hören zu der Zeit auch alle Fieber, die da herrschen, auf, und Kinderblattern, Ruhren und anhaltende Fieber verschwinden. Man inoculirte einsmalen bey vielen Kindern, kurz vor dem Hamattan, die Blattern, welche alle glücklich abliefen; als man nun während dem Hamattan damit fortfuhr, so blieben die Blattern aus, und man glaubte, es sey alles überstanden; aber erst nach einigen Wochen, als sich der Wind gelegt hatte, stellten sich die Blattern ein. — Es scheint also, dem berühmten Lind sey die Natur dieses Windes und Nebels nicht recht bekannt gewesen, weil er ihn theils für feucht [y]) hält, und ihm dann zweytens tödtliche Eigenschaften zuschreibt; ja drittens, weil er dessen Erscheinung für so selten hält, dass er nur in einigen Jahren zum Vorschein komme. Was das erste anbetrift, so widerlegt das Hygrometer diese Behauptung unwidersprechlich. Die gesunde Auswürkung desselben bestätiget auch Dobson [z]), welcher versichert, dass alle Faul- und bösartige Fieber dadurch geheilet würden. — Sollte man auch nicht annehmen dürfen, dass zwischen dem Hamattan und den dürren, heissen und versengenden Winden in Coromandel, Aethiopien und Egypten, denen doch Lind die heilsamsten Eigenschaften in Stillung der Pest und anderer bösen Seuchen, wie wir oben gehöret haben, zuerkennt, eine grosse Aehnlichkeit statt finde? —

Yy 2 Frey-

y) A. a. O. S. 47.

z) Nieuwe nederlandsche Bibliotheck 7. Deel 1. Stuck. Amsterd. 1785.

Freylich verurſachet, während ſeinem Daſeyn, der Hamattan Catarrhe und andere Beſchwerden an der Haut, wie bereits oben iſt gemeldet worden; aber man kann ſich dadurch einigermaſsen gegen ihn ſchützen, daſs man ſich zu Hauſe hält, und den Leib mit Oel ſalbet [a]). — Endlich ſo verwechſelt Lind den Hamattan mit einem andern peſtilenzialiſchen Dunſt, welcher ſich nur alle 5 bis 6 Jahre einſtellt und aus der Erde hervorſteigt. Bey dieſem Dunſt wird die Luft vergiftet, es entſtehen Seuchen, und es werden ſo viele Menſchen alsdann weggerafft, daſs kaum welche übrig bleiben, die die Todten begraben können [b]). Alles dies trift nicht bey dem Hamattan zu; er ſcheint nicht aus der Erde zu ſteigen; es iſt vielmehr ein gelinder Wind, der einen feinen Staub führt von weiſser Farbe, und hat viele Aehnlichkeit mit dem Heerrauch vom Jahre 1783. Er erſtreckt ſich auch über die ganze afrikaniſche Küſte vom Cap Verde an bis zum Cap Lopez; kömmt aber nicht überall, wie ebenfalls einige, z. B. Lind und Richard, irrig behauptet haben, von einer und derſelben Gegend her.

Zu Whida kömmt er, wie Richard richtig bemerkt hat, aus Nordoſt, und ſcheint von den zwey groſsen Ebenen in Aethiopien, deren eine Seite mit Salz bedeckt iſt, und die Duncala und Tigra heiſsen, ſeinen Urſprung zu nehmen. Aber auf der Goldküſte kömmt dieſer Wind aus Südoſt; auf den Inſeln de Los iſt er nördlich von Sierra Leona; am Gambiafluſs endlich, beym Cap Lopez

a) Allgem. Hiſtorie der Reiſ. 17. B. S. 646.

b) Robert Norris a. a. O. S. 272.

pez kömmt er aus N. N. Oſt. [c]). — Von allen bisher abgehandelten Winden ſind die Tornados oder Travados noch unterſchieden, welches eigentlich heftige Gewitter ſind, die oft ſchleunig und unvermuthet entſtehen. Mit ihnen gehet gemeiniglich die ungeſunde Jahreszeit, wie oben bey Senegal angemerkt worden iſt, an, worauf ich mich hier beziehe, und nur anmerke, daſs ſie an der ganzen Guineiſchen Küſte häufig vorkommen, und zwar am häufigſten vom April bis Junius.

Noch eine Anmerkung, die die ganze Küſte von Guinea, ſo weit mir bekannt iſt, angehet, iſt dieſe: daſs das Barometer ſelten ſeinen Stand ändere. Gemeiniglich ſteht's auf 29$\frac{1}{10}$ Zoll; in 10 Monaten ſahe man nur $\frac{1}{10}$ Zoll Unterſchied [d]).

Gewiſs kann man nunmehro aus den angeführten Gründen abnehmen, daſs es in gewiſſen Monaten nicht leicht ein ungeſunderes Land in der Welt geben könne, als die niedrigen Küſten von Guinea. — Die höher gelegenen Länder aber, die von den Bergnegern bewohnt werden und die weiter von der See entfernt ſind, als wie das Land der Aquapimmer [e]); das Königreich Sarakolet [f]); die Republik Bondu und das Land Giangare, haben, dem Anſchein nach, ein weit geſunderes Clima. — Weil mir aber davon kaum etwas zuverläſſiges bekannt iſt; ſo kehre ich nach der Küſte ſelbſt wieder zurück.

 Ab-

c) A. a. O.

d) Iſert a. a. O.

e) Iſert a. a. O.

f) Forſter und Sprengel a. a. O. 13. Th. S. 60.

Abgerechnet, daſs das Land, welches aber doch einer groſsen Verbeſſerung fähig iſt, wenn man die Sümpfe austrocknete und die Wälder umhauete, ſo uncultivirt und ungeſund iſt; ſo ſollte man übrigens glauben, hier herrſche ein immerwährender Frühling, denn man hört im December die Nachtigallen ſchlagen, und es blühen zu dieſer Zeit Pomeranzen und Appelſinen hier wild.

Dies führet mich auf die Nahrungsmittel der hieſigen Negern. — Es iſt faſt unglaublich, zu hören, daſs Menſchen in einem ſo fruchtbaren Lande, wie dieſes iſt, Mangel leiden können; gleichwohl iſt dies oft der Fall mit den trägen Einwohnern dieſes Landes, die nicht mehr ſäen und pflanzen, als die höchſte Noth erfordert. — Reiſs erbauen indeſs doch viele Negern. Auſserdem eſſen die Strandnegern Maisbrod, oder Kuchen, ſo daraus gebacken werden; ſie eſſen ferner Fiſche, vielerley Gemüſe, aber keinen Sallat. — Die Jamswurzeln werden bey ihnen wohl an die 25 Pfund ſchwer, und daraus machen ſie ebenfalls Brod. — Die Bergnegern eſſen ſelten Fleiſch, gemeiniglich einen Pudding, worüber ſie eine Sauce gieſsen, die aus Piſangblättern, Schöpſen-, Hühner- oder Affenfleiſch gemacht iſt, wozu ſie die Milch aus Oelpalmennüſſen ſetzen: ihr Getränke iſt Waſſer oder Palmwein g). — Dieſe Simplicität erhält die Menſchen geſund, widerſtehet der Fäulniſs und dem Scharbock. — Aber die Vermögenden machen auch hier, wie überall, Ausnahmen. Die reichen Negern, die ihn bezahlen können, trinken gar zu gern Branntewein. So erzählt man z. B. vom Könige

g) Iſert a. a. O.

Könige der Akemisten **Frempung**, daſs er mit einigen seiner Freunde in einer Nacht ein paar Anker Branntewein habe ausleeren können; sie setzten das Faſs auf den Tisch, schlugen ihm den Boden ein, und schöpften mit Bechern daraus [b]). — In Ansehung des Wassers und Salzes ist hier oft sehr groſse Verlegenheit. — An den meisten Orten ist sowohl das Regen- als Fluſswasser sehr ungesund, und es hüten sich die Negern sehr, vom Regen naſs zu werden, oder sich in süſsem Wasser zu baden. Sie ziehen das Salzwasser in diesen Fällen dem Fluſswasser vor [i]). Um daher gutes trinkbares Wasser aus dem Salzwasser auf die einfachste Weise zu erhalten, hat man zu Guitta folgenden Versuch angestellt. Man hat in der Entfernung von 100 bis 150 Schritten vom Meere tiefe Löcher von acht bis neun Fuſs in den Sand gegraben, und man hat gefunden, daſs sich das reine süſse Wasser, mit Zurücklassung des Salzes, darinn angesammlet; indeſs fand man doch, daſs man fast alle drey Tage neue Gruben machen muſste [k]). Wie man zu Sierra Leona Salz mache, ist oben angezeigt worden; aber es giebt auch Gegenden zu Guinea, wo nichts seltener als Salz ist. Dies ist der Fall auf der Goldküste, einige Meilen unter Akkra, woher die mehresten Sclaven gebracht werden. Hier hat eine Handvoll Salz den Werth von zwey Sclaven [l]). — Da indeſs die Negern das Salz so sehr lieben, so muſs man sie

b) **Römers** Nachrichten von der Küste von Guinea im Teutschen Merkur v. J. 1783. Mon. Novemb.

i) **Lind** a. a. O. S. 46.

k) **Isert** a. a. O.

l) **Franke** a. a. O. 1. B. S. 86.

fie Anfangs wohl hüten, dafs fie davon nicht zu viel bekommen.

Grofse Vorforge für ihre Gefundheit tragen die Negern eben nicht. Die vornehmfte beftehet wohl darinn, dafs fie Morgens und Abends ihren Leib wafchen und mit Palmöl falben; diefes halten fie überhaupt nicht allein für gefund, fondern auch für das befte Verwahrungsmittel gegen die Hautwürmer, als eine der befchwerlichften Krankheiten [m]); aufserdem baden fie fich alle Tage [n]), und mit ihren Kindern verfahren fie eben fo; man wäfcht fie nemlich Morgens und Abends und reibt Palmöl in die Haut [o]).

Für die Weifse ihrer Zähne find fie fehr beforgt, und reiben fie täglich mit einem gewiffen zufammenziehenden Holze [p]). So angenehm fie fich auch durch ihre Zähne machen, fo widrig machen fich die Negern auf der Goldküfte durch ihre Nägel, die fo lang find, dafs fie wohl eine halbe Unze Goldftaub damit faffen können [q]), und noch fchlimmer würde es einer empfindfamen Europäerinn feyn, wenn fie mit einer Negerdame, die entweder einen ganzen Beutel von Zibeth um den Hals hängen hat [r]), oder, wie zu Sierra Leona gefchieht [s]), mit einem Frauenzimmer, die ihren

m) Bibliothek der Gefchichte der Menfchheit, 2. B. S. 4.

n) Ebendafelbft S. 20.

o) Ebendafelbft S. 53.

p) Ifert a. a. O.

q) Bibliothek a. a. O. S. 6.

r) Ifert a. a. O.

s) Allgem. Hift. d. R. nach den Atkin.

ihren ganzen Leib mit Zibeth besalbet hätte, in Converſation ſeyn müſste.

Im Genuſs der Speiſen ſind die meiſten Negern ſehr mäſsig; man verſichert, daſs der ſtärkſte Kerl von einem halben Pfunde Brod und dem dritten Theile eines Weiſsfiſches geſättiget werden könne [t]); ſie lieben oben drein nicht die Abwechſelung, und ſind bey ihrem Hundefleiſch, bey ihrem Brey aus Mais, oder Cleome, der oft ſo dick wie Vogelleim iſt, bey ihren Klöſsen aus den Jamswurzeln und einigen andern ſehr vergnügt. Sie machen ſich eben nichts daraus, verfaulte Fiſche zu eſſen, nur muſs der ſpaniſche Pfeffer, den ſie an allen Speiſen häufig genieſsen, nicht fehlen [u]).

Muſs man nicht vermuthen, daſs dieſe Nahrungsmittel zu der auſserordentlichen Fruchtbarkeit von Guinea, die kaum ihres gleichen hat, vieles beytrage? Bosmann [x]) kannte in Guinea Männer, die über 200 Kinder gezeugt hatten und er ſahe einen Neger, der ſich glücklich ſchatzte, daſs ihm von 140 Kindern noch 70 übrig geblieben waren. — Auch Smith [y]) bezeugt, daſs hier Väter von 100 Kindern nichts ſeltenes ſind. Jährlich werden an die 60000 Sclaven aus Guinea geführet, und man rechnet wohl nicht zu viel, wenn man behauptet, daſs ſeit der Entſtehung des Sclavenhandels an die 18 Millionen Seelen aus dieſem Lande geführet worden ſind [z]). Welches

 Land

t) Cuhn a. a. O. 1. Th. S. 99.
u) Iſert a. a. O.
x) Allg. Hiſt. d. R. 4ter Band.
y) Richard a. a. O.
z) Iſert a. a. O.

Land könnte wohl, ohne im gleichen Grade bevölkert zu ſeyn, einen ſolchen ungeheuren Menſchenverluſt ertragen, ohne nicht ganz leer von Einwohnern zu werden? Man kann zwar nicht leugnen, daſs viele groſse Städte und Gegenden in Guinea, die ehemals ſehr volkreich waren, jetzt von Bewohnern entblöſst ſind; man ſiehet dies am Lande Aquamboe und Ackim; indeſs bleiben doch noch Länder genug übrig, die an Seelenzahl reich ſind. Auch zu Congo merkt man die Abnahme; denn ehemals konnten ihre Fürſten 400000 Mann ins Feld ſtellen, jetzt nicht mehr [a]). Aber man ſtellt auch dieſen Negern ſehr nach, weil es wohlgewachſene und ſtarke Leute ſind [b]).

Sollte man nicht auch glauben, Guinea müſſe deshalb, weil es ſo volkreich iſt, ſehr geſund ſeyn? Es beweiſet die Erfahrung unwiderſprechlich, daſs die Eingebohrnen von dem ungeſunden Clima nicht ſo viel leiden, als Fremde. Da aber nicht alle Oerter gleich ungeſund ſind, ſo müſſen wir die ſchlimmſten jetzt namhaft machen. Erſtlich ſo iſt die Gegend am Voltafluſſe höchſt ungeſund [c]); denn dieſer Fluſs tritt in den Monaten Julius und Auguſt aus ſeinen Ufern, überſchwemmet die benachbarte Gegend, und macht ſie zum Reiſsbau, der hier auch gezogen wird, geſchickt. Dabey iſt hier die Hitze über alle Maaſsen groſs: im Jahr 1784 ſtand den 20. Febr. das Thermometer im Zimmer auf 91°, in der Sonne aber auf 130°; im März ſtand es im Zimmer auf $93\frac{1}{2}$°, im Offnen

a) Zuchelli a. a. O.

b) Richard a. a. O.

c) Iſert a. a. O.

Offnen aber auf 134°, wobey noch bemerkt wurde, dafs es im Sande um 5° gefallen sey. — Braucht's wohl weiter Beweife, dafs kein Land, an Hitze wenigftens, diefes leicht übertreffen könne?

Whida ift ebenfalls fehr ungefund, theils weil fein Boden aus einem fehr feinen weifsen Sande befteht, der fich der Gefundheit allezeit nachtheilig bewiefen hat [d]), theils auch deshalb, weil die Seeluft hier nicht hin gelangen kann, ohne über einen kleinen Bach zu gehen, der einige Waffer-pflanzen hervorbringt, und allezeit mit einem faulen Schlamme überzogen ift [e]). Die Whidafchwarzen haben aber hiervon keine nachtheilige Empfindung; fiefind fo munter und ftark, dafs de Marchais [f]) verfichert, oft Negern gefehen zu haben, die mit einer Laft von 100 Pfund, die fie auf dem Kopfe liegen haben, fo fchnell fort traben, dafs ein lediger Fufsgänger ihnen kaum gleich bleiben kann.

Ferner gehört Benin, feiner vielen Moräfte, Wälder und Infekten wegen, wie Bosmann [g]) berichtet, unter die fehr ungefunden Länder; denn felbft in der trocknen Jahreszeit, wo doch fonft andere Länder von Guinea für Europäer nicht fchädlich find, taugt's hier ebenfalls nicht [h]), ja die Luft ift hier faft peftilenzialifch, und dies geht

d) Lind a. a. O. S. 123.

e) Lind a. a. O. S. 147.

f) Allg. Hift. d. R. 4. B. S. 311.

g) A. a. O. S. 445.

h) Lind a. a. O. S. 45.

geht so weit, als das Vorgebürge von Lopez reicht [i]).

Die höchst schädliche Beschaffenheit des Forts della Mina rührt von folgenden Ursachen her [k]). Erstlich so liegt der Ort so nahe an der Seeküste, dass beständig die Wellen daran schlagen; zweytens so hat der Ort einen salzigen Fluss, und es fehlt an gutem Trinkwasser; in den Regenmonaten sind die Nächte kühl; jetzt ist auch die einzige Zeit, Wasservorrath in Cisternen zu sammlen, das aber bald verdirbt, und dann gekocht werden muss, weil es voller Würmer ist. Die, so das Wasser ungekocht trinken, ziehen sich davon allerley Beschwerden zu: unter andern bekommen sie an allen Gliedern Geschwüre, aus welchen, unter grossen Schmerzen, $1\frac{1}{2}$ Elle lange Würmer, nemlich die Vena Medinensis, herauskriechen. — Die Hitze ist hier ebenfalls vom December bis zum Februar unausstehlich. — Beweise genug, dass della Mina eine fast pestilenzialische Witterungsconstitution habe.

Unter den angrenzenden Inseln ist St. Thomas die allerungesundeste. Oft stirbt hier die ganze Portugiesische Besatzung [l]). Die Ursache hievon ist, weil alle Morgen ein dicker Dunst oder Nebel aus der Erde steigt, der bis 10 Uhr anhält; dabey ist es hier das ganze Jahr durch nicht allein feucht, sondern auch sehr warm, ausser im Heumonate, wo kalte Südost- und Südwestwinde wehen. Diese Ursachen sind so nachtheilig, dass von 100 Fremden,

i) A. a. O. S. 51.

k) Cuhns Sammlung u. s. w. S. 99.

l) Richard a. a. O.

den, die hier ſich niederlaſſen, kaum 10 am Leben bleiben [m]). Wahrſcheinlich ſind indeſs doch auch viele, wegen ihrer lüderlichen Lebensart und weil ſie den Saft der Kokosnüſſe miſsbrauchen, an ihrem Unglück ſelbſt ſchuld — denn unter den Einwohnern zählt man ſehr alte Leute. —

Dies ſind die ungeſundeſten Oerter auf Guinea, denen ich ſogleich noch die Gegend von Catchou beyfügen werde. Weniger nachtheilig ſind die Inſel Goree, die Feſtung Dixcoven, Sucondee und Corſo; der allergeſundeſte Ort aber, das Montpellier der Portugieſiſchen Beſitzungen in dieſem Theile des Erdbodens, iſt die Stadt Salvadore [n]). Dieſer Ort, ob er gleich nahe am Aequator liegt, hat eine erhabene Lage, und iſt in ſeiner Nachbarſchaft von wilden Waldungen und Gebüſchen geſäubert, daher ſind ſie auch gröſstentheils von allen Seuchen eines ungeſunden Clima's frey. —

Ob wir gleich an verſchiedenen Orten geſagt haben, daſs die Negern ſich auch an den ungeſundeſten Gegenden ziemlich wohl befänden; ſo ſind doch die Eingebohrnen ſelbſt nicht frey von allen Krankheiten. Sie leben meiſtentheils nicht lange [o]) und empfinden an verſchiedenen Oertern ihres Landes eben ſo verſchiedene Grade einer reinen und ungeſunden Luft, als in Europa oder in irgend einem Theile der Welt empfunden wird. Da nun die Landeseinwohner oft ſelbſt nicht frey bleiben, wie kann man erwarten, daſs Fremde, die

m) Neuhoffs Reiſen l. c.

n) Lind a. a. O. S. 52.

o) A. a. O. S. 58.

die ans Clima nicht gewohnt sind, hier an den schlimmsten Oertern gesund bleiben sollten?

Folgende Beschreibung, die aus einem Tagebuche eines Schiffes genommen ist, welches die Flüsse von Guinea und zwar nach Catchou hinaufsegelte, wird uns von der wahren pestilenzialischen Luft ein richtiges Bild liefern können. — Bis gegen Ende des Aprils p), so heisst es im Tagebuche, war es trocken Wetter, nun fiengen feine Regen an, die sich mit dem May vermehrten, da es zuweilen einige Tornados gab. Vom Jun. bis zum October fielen gleichfalls oft heftige Regenschauer ein. Die Leute befanden sich hier 30 Meilen weit von der See in einem durchaus unbearbeiteten, mit Wasser überschwemmten, mit dicken unzugänglichen Waldungen umgebenen, und mit Schlamm überlaufenen Lande. Die Luft war verdorben, stinkend und dick, dergestalt, dass die Fackeln oder Lichter dunkel brannten, und zu verlöschen schienen, sogar die menschliche Stimme verlor ihren natürlichen Klang. Der Geruch des Erdbodens und der Häuser war widrig und stinkend; weit schlimmer aber waren die vom faulen Wasser in den Gräben empor steigenden Dünste. Unterdessen schien dies alles noch erträglich gegen die unendliche Menge Insekten, die überall, sowohl auf dem Boden, als in der Luft herumschwärmten, und die, so wie sie durch die Fäulniss des Dunstkreises entstanden zu seyn und gehegt zu werden schienen, die Unreinigkeit desselben grösstentheils vermehren halfen. Die wilden Bienen aus den Wäldern, nebst Millionen Ameisen bekrochen und verderbten das Hausgeräthe;

p) Lind S. 60.

räthe; zu gleicher Zeit verfinſterten Schwärme Motten öfters die Luft, und löſchten ſogar in ihrem Fluge die Lichter aus; die gröſste Plage aber waren die Mücken und Sandfliegen, deren unaufhörliches Summen und ſchmerzhaftes Stechen noch unausſtehlicher, als alle andere Zufälle waren. Ueberdem vertrieben die Fröſche mit ihrem unangenehmen Quacken allen Schlaf. —

Laſſen wir jetzt die Krankheiten von Guinea ſelbſt betrachten. Ich will dies Verzeichniſs mit der Schilderung derjenigen Krankheit anfangen, womit das oben benannte Schiff, welches mit 51 Mann beſetzt war, befallen wurde, weil dieſe Menſchen die möglichſt ungeſundeſte Luft einathmeten. Vor dem Anfang des Regens waren ſie geſund q); im Monat Junius wurden ſchon zwey Drittheile von den Weiſsen krank, und im September waren zwey Drittheile todt. — Die Hauptkrankheit war ein dem Nervenfieber zunächſt kommendes Fieber; das Gehirn litt, und der Puls war klein. Der erſte Anfall geſchahe des Nachts, mit Brechen oder Faſeln, daher verlieſsen viele unvermuthet das Bette, liefen mit nacktem Körper ins Freye, wurden durchnäſſet; das Faſeln hörte davon zwar auf eine kurze Zeit auf, kam aber bald wieder; das Fieber hatte Nachlaſſungen; die Patienten wurden ſchlafſüchtig; der Puls ſank; es folgte eine Reihe von Nervenzufällen; ihre Haut wurde oft gelb; gallichtes Erbrechen und Stühle waren öftere Zufälle. — Ein abzehrender Bauchfluſs, eine Gelbſucht, Waſſerſucht, oder Verſtopfung der Eingeweide folgten bey denen,

q) Lind a. a. O.

nen, die nicht im Fieber umkamen; bey vielen war das Fieber ſo unmerklich, daſs Faſeln und ſogar der Tod entſtand, ohne daſs die Patienten einmal zu Bette gelegen hatten. —

Aehnliche Fieber hat man zu della Mina, Benin, Loango und andern ungeſunden Gegenden oft bemerkt. —

Die Rettung der Patienten beruhet in dieſem Fieber, nach vorher angewandten gelinden antimonialiſchen Brechmitteln und Zugpflaſtern, auf einer reichen Gabe der Chinarinde, wovon in den erſten 24 Stunden alle 2 bis 3 Stunden zwey Drachmen gegeben werden müſſen. Hingegen muſs man die Lanzette in dieſen Fiebern höchſt ſelten gebrauchen. —

Es iſt zum Erſtaunen, wie verſchwenderiſch man ehemals dies Mittel in dieſem Welttheile gebraucht hat, blos aus der falſchen Vorausſetzung, daſs das mitgebrachte europäiſche Blut an allem Uebel Schuld ſey. Dies verleitete Zuchelli [r]), zu behaupten, Aderläſſe ſeyen in den Fiebern zu Congo das beſte Mittel: wer hier geſund ſeyn wolle, müſſe vorher alles alte Blut wegſchaffen, und ſolches erſt aus den Speiſen des Landes wieder erſetzen. Auf dieſe Weiſe empfinde man die Hitze des Landes nicht mehr ſo ſtark; es ſchade nicht, ſagt er, ob man gleich blaſs von Farbe werde. Er rühmt das Verfahren der Portugieſen, die ihre Sclaven im Aderlaſſen unterrichten laſſen, weil ſie dadurch Gelegenheit erhielten, brav viel Blut laufen zu laſſen.

Merola

r) A. a. O.

Merola [s]) ſtimmt in Anſehung des Aderlaſſens mit vorbenanntem Schriftſteller überein; er ſagt: wenn man in Kakongo von einem hitzigen Fieber befallen wird, ſo muſs man faſt alles Blut aus den Adern abzapfen, und deſſen Verluſt wieder durch die Speiſen des Landes erſetzen. — Wenn die Patienten, ſetzt er hinzu, im Leben bleiben; ſo geſchieht die Geneſung ſehr langſam, und erfordert oft 3 Jahre. — Ein anderer Schriftſteller, Carli [t]) nemlich, der ſich eine lange Zeit in Angola aufgehalten hat, beſtimmt ohngefähr die Anzahl der Aderläſſe, die man hier in einem Fieber vornehmen müſſe. Er ſahe nemlich den Pater Michel Angelo, dem funfzehnmal Blut war genommen worden, an dieſem Fieber ſterben, und glaubte daher, der Patient ſey des häufigen Blutlaſſens wegen geſtorben; allein der Arzt war anderer Meynung, und verſicherte ihm, daſs, wenn es dreyſsigmal würde geſchehen ſeyn, der Pater nicht geſtorben wäre. — Carli wurde ſelbſt nachher von dieſem Fieber heimgeſucht, und man lieſs ihm vier und zwanzigmal Ader; ſehr langſam erholte er ſich, und es giengen 3 Jahre damit hin, ehe er wieder zu Kräften kam, und ihm wurde in allem 97mal Blut abgezapft. Dieſer groſse Blutverluſt zog ihm faſt eine völlige Blindheit zu. —

Da aber die Entzündungsfieber, wenigſtens während der naſſen Jahreszeit, hier äuſserſt ſelten ſind [u]), ſo kann in oben beſchriebenen Nerven- und

s) Allg. Hiſt. d. R. 4. B. S. 599.

t) A. a. O. S. 551.

u) Lind a. a. O. S. 55.

und ſchleichenden Fiebern, die nur den Graden nach in den verſchiedenen Gegenden von Guinea verſchieden ſind, das häufige Blutlaſſen mit keiner vernünftigen Theorie beſtehen, ſo wie ihr auch die Erfahrung widerſpricht. —

Die zweyte für die Europäer im hieſigen Clima höchſt nachtheilige Krankheit iſt die Ruhr, die auch zuweilen zu anderer Jahreszeit zum Vorſchein kömmt und ſehr tödtlich iſt [x]).

Auch die Colik von Poitou iſt hier nicht ſelten und von der nemlichen Beſchaffenheit, wie in Weſtindien [y]). Eine der gemeinſten Krankheiten aber iſt der Hautwurm, der Afrika eigen zu ſeyn ſcheint.

Es ſcheint nöthig zu ſeyn, zu beweiſen, daſs dies ein würklicher Wurm, und nicht ein aponeurotiſcher Theil ſey, wie Herr Doctor Fielitz [z]) der letztern Meynung iſt. Ich kann aber nur drey entſcheidende Beweisgründe für die Exiſtenz dieſes Wurmes, ohne auf die Auctorität ſo vieler geſchickten Männer, die ihn annehmen und geſehen zu haben verſichern, hier Rückſicht zu nehmen, anführen. Erſtlich ſo iſt es unbegreiflich, wie dies Uebel anſteckend ſeyn könnte, wenn es nicht ein Inſekt wäre. Dr. Rouppe [a]) zeigt aber deſſen anſteckende Eigenſchaft. Zweytens ſo hängt alles, laut der Erfahrung, von der Beſchaffenheit des Waſſers, welches in einer gewiſſen Gegend getrun-

x) A. a. O. desgleichen Iſert a. a. O.

y) A. a. O.

z) Baldingers neues Magazin, 10ten Bandes 6tes Stück.

a) Lind a. a. O. S. 53.

getrunken wird, ab. Unten werden wir bey Rochelle einen Fall anführen, wo jemand, der Waſſer aus Guinea in Frankreich trank, nachher einen Fadenwurm bekam. Trinkt das Volk ſelbſt in Guinea reines gutes Waſſer, ſo iſt der Nervenwurm ſelten. So berichtet z. B. Iſert *b*), daſs zu Whida der Wurm nicht ſey, weil man hier gutes Waſſer habe; auch in Angola hat man ihn ſelten *c*). Die Bergbewohner kennen ihn nur dem Namen nach *d*). Er iſt aber deſto öfterer zu Akra, wo das Waſſer ſehr ſchlecht iſt. — Niebuhr *e*) ſagt: die Araber, die ihr Waſſer durch Leinwand laufen laſſen, bekommen den Fadenwurm nicht. Endlich drittens ſo wird verſichert *f*), daſs man zu Gothland und an andern Orten, wie z. B. zu Petersburg im Ladogaſee, nach dem Waikard, dieſen Wurm lebendig gefunden habe, und ihn noch jetzt im Cabinet des Königs von Schweden aufbewahre; er ſoll eine halbe Elle lang ſeyn.

Dieſer Wurm *g*) iſt aber wohl zuweilen zwey Ellen lang, dabey dünn und fadenförmig; er kriecht, zumal an den Knöcheln, am Knie, am Arm u. ſ. w. unter die Haut, verurſachet ſchmerzhafte Beulen, Entzündung u. ſ. w. und muſs äuſſerſt behutſam, damit er nicht abreiſſe, allgemach ausgewunden werden: eine Operation, die wohl

b) A. a. O.

c) Archiv der prakt. Arzeneykunde, Leipz. 1785. 2. Th. darin Löfflers Bemerk.

d) Cartheuſer l. c.

e) Beſchreibung von Arabien.

f) Vogels neue med. Bibliothek, 8. B. S. 255.

g) Blumenbachs Naturgeſchichte, Götting. 1782. S. 409.

wohl drey und mehrere Wochen dauert. Zwar hat die meiste Zeit ein Mensch nicht mehr als einen Wurm; doch hat man auch wohl vier bis fünf zugleich gesehen. — Bey den Sclaven in Westindien kömmt der Wurm oft erst lange nachher zum Vorschein, nachdem sie Guinea bereits verlassen haben. — Auch bey Isert [h]) fand sich nach acht Monaten, seitdem er aus Guinea weg war, dies Uebel ein. — Alle diese und dergleichen Gründe scheinen keinen Zweifel für die Existenz dieses Wurms zurückzulassen. —

Der sogenannte Fieberkuchen ist gemeiniglich eine Folge von einem übel gehobenen Fieber. — Oft dauert das Uebel vierzehn und noch mehrere Jahre. — Gemeiniglich ist es ein scirrhöses dickes Geschwür, von dem man Beyspiele hat, dass es nach einer Operation glücklich gehoben worden [i]). Bey andern wird der Kuchen durch den Gebrauch zertheilender Sachen, besonders der Gummiarten und der Seife, verhütet. — Negern werden mit diesem Uebel selten geplagt; desto häufiger aber Europäer, bey denen es der Wohlstand schon mit sich bringt, einen Kuchen im Leibe zu haben. Viele sind einfältig genug, zu glauben, er wandere im Körper herum. Man muss aber nicht glauben, dass dieser Kuchen allein in Ostindien und Guinea gefunden werde. Der berühmte Kramer brachte ihn auch aus Ungarn mit, und er wurde erst durch gesunde deutsche Luft curirt.

Ferner gehören die verschiedenen Arten von Jaws in Guinea eigentlich zu Hause [k]). Da ich aber

h) A. a. O.

i) Isert a. a. O. S. 264.

k) Löffler im 2. B. des Archivs der prakt. Arzeneyk

aber hievon bereits bey Weſtindien umſtändlich geredet habe; ſo verweiſe ich den Leſer dahin. —

Hievon iſt eine andere Krankheit, die man Boiſie [l]) nennt, unterſchieden. Man entdeckt zuerſt eine Stelle, die kupferfarbigt, weich, kalt und ohne Empfindung anzufühlen iſt. Unvermerkt geht das darunter liegende Fleiſch in einen trocknen kalten Brand über; endlich bricht die äuſsere Haut auf, und nun tritt ein ſchwammichter, empfindungsloſer Körper, der alle Aehnlichkeit mit dem Cancer fungoſus hat, heraus, und dennoch haben die Menſchen davon eben keine groſse Unbequemlichkeit. —

Bey Senegal und Gambia haben wir bereits oben der erſtaunlich groſsen Brüche Erwähnung gethan; auch dieſe findet man in andern Gegenden von Guinea.

Die eigentliche Venusſeuche hat auch recht unter den Negern ihren Sitz, und ſie gebrauchen dagegen die Saſſaparille [m]).

Bey Kopfſchmerzen machen ſie über das Geſicht einen Umſchlag von beſondern Kräutern, die kleine Blaſen erregen, die ſie mit ſcharfen Meſſern aufritzen, wenn ſie nicht von ſelbſt aufbrechen. Alsdann legen ſie eine gewiſſe weiſse Erde auf, worauf es eintrocknet mit Zurücklaſſung einiger Narben. Nach dieſen Narben zu urtheilen, müſſen die Negern mit Kopfſchmerzen häufig befallen werden, weil man ſie bey ſo vielen Menſchen ſieht. Ein anderes Verfahren bey Kopf-

l) Löffler a. a. O.

m) Bibliothek der Geſch. der Menſchh. 2. B. S. 94.

Kopfschmerzen bestehet darinn, dafs sie den Kopf mit einer Binde so fest als möglich zuschnüren. Bey Fieberhitze baden sie in kaltem Wasser. — Wenn sie sich blutreich fühlen, so stechen sie sich selbst an beliebigen Orten in den Leib, und lassen, so lange sie es gut finden, Blut laufen; darnach waschen sie das Blut mit Wasser ab, und legen Linnen darüber. In Colikschmerzen trinken sie verschiedene Tage nach einander, Morgens und Abends eine Kürbisflasche voll Limoniensaft mit guineischem Pfeffer vermischt. — Andere, und besonders zu Sierra Leona, nehmen arabisches Gummi, welches sie auch oft zur Speise geniefsen, als ein bewährtes Mittel in dieser Krankheit [n]). Sie binden auch den Magen mit einem Stricke fest zu: — überhaupt lieben sie das Binden und Zuschnüren in Krankheiten sehr. Um Wunden und Geschwüre bekümmern sie sich wenig, indem sie solche der Natur überlassen.

Ihre vornehmsten Aerzte sind Priester, oder vielmehr Betrüger. — Die Priester müssen ihre vermeyntliche Gottheiten befragen, was für Opfer sie verlangen? Hievon sucht denn derselbe, wie leicht zu denken, seinen Nutzen zu ziehen. Bald fordert er dies, bald jenes, als ein Schwein, ein Schaaf u. s. w. Kömmt der Kranke durch, so bleibt der Arzt nicht unbelohnt, und man erhebt ihn bis zum Himmel. Wird der Patient aber schlimmer, so geht das Opfern wieder an: man dankt auch wohl den Arzt ab, und ruft einen neuen, welcher die Methode des vorigen verachtet. Nun muss wieder von neuem geopfert werden:

n) Allgem. Hist. d. R. 2. B. S. 474.

den: ſolchergeſtalt werden die Aerzte wohl 20mal abgedankt, und wieder neue angenommen. Ihre gewöhnlichſten Arzeneymittel, auſser dem Limonienſaft, ſind Paradieskörner, Cardamomen und viele andere unbekannte Kräuter. Auf Whida opfern die Schwarzen dem Fetiſche noch mehr: ſie mögen vom Tode nichts hören: man darf, bey Lebensſtrafe, in Gegenwart des Fürſten, nicht den Tod nennen. In Congo beſchmiert man den Fieberpatienten vom Kopf bis zu den Füſsen mit Sandelholzſtaub mit Palmöl vermiſcht o). — So curiren ſie auch die Venusſeuche, — und ſchröpfen beym Kopfweh. — Nach dem Ritter de Marchais ſollen die hieſigen Aerzte ſolche herrliche Curen oft thun, daſs ſie den beſten in Europa Ehre machen würden. — Er führet aber keine Beyſpiele an. —

So gut ſteht es in Loango damit nicht. Dieſe Aerzte oder Gangas p) fragen allezeit erſt nach dem Sitz der Krankheit, wenn ſie zu einem Kranken gerufen werden, und dann blaſen ſie auf den leidenden Theil; machen Umſchläge, und umwinden die Glieder an verſchiedenen Stellen mit kleinen ledernen Riemen. Werden ſie zu einem reichen Patienten gerufen; ſo verſammlen ſie alle Muſikanten aus der ganzen Gegend, und gehen mit ſelbigen ganz in der Stille in die Wohnung des Patienten. Beym erſten Zeichen ſetzt ſich die ganze Geſellſchaft in Bewegung: einige ſchlagen die Trommel, andere blaſen auf Trompeten, und man macht auf alle Weiſe ein

o) Allgem. Hiſt. d. R. 4. B. S. 723.
p) Proyart im Hannöverſch. Mag. a. a. O.

ſchreckliches Gelärm. — Dabey erlaubt man dem Patienten alles, wozu er Appetit hat. Wird der König krank, ſo laſſen es ſeine Aerzte im ganzen Lande bekannt machen, und bey dieſer Nachricht muſs ſogleich ein jeder ſeinen Hahn ſchlachten. — Die Gicht nennen ſie des Königs Krankheit. —

Die beſten Aerzte findet man, wie es ſcheint, auf dem Vorgebirge la Hoe, wo ſich viele aus dem Lande Saku aufhalten. — Dieſe Aerzte gebrauchen in vielen langwierigen Krankheiten, als in der Abzehrung, Hypochondrie, Rheumatismus u. ſ. w. eine ſeltſame Operation; ſie machen nemlich ein künſtliches Emphyſema, — wovon Gallandat q) Augenzeuge geweſen. Wenn nemlich die Aerzte zu la Hoe finden, daſs in den zuvor genannten Krankheiten alle andere bey ihnen gewöhnliche Mittel fruchtlos ſind, ſo machen ſie dem Kranken, den ſie zuvor in eine gehörige Lage gebracht haben, an einem oder auch an beyden Beinen mit einem ſchneidenden Inſtrumente einen Einſchnitt durch die Haut, bis auf das zelligte Gewebe. Sie ſtecken hierauf eine hohle Röhre oder einen Pfeifenſtiel in die Wunde, und blaſen dadurch mit dem Munde ſo viele Luft in das zelligte Gewebe, als ſie für nöthig halten, oder der Kranke ertragen kann. Sodann verbinden ſie die Wunde mit einem ſtark klebenden Pflaſter. — Wann dieſes geſchehen iſt, geben ſie dem Kranken eine gute Doſis von einem Tranke, der aus ſpaniſchem Pfeffer, friſchem Limonienſafte, Kornbrantewein und dem

q) Abhandl. aus der Naturgeſchichte, prakt. Arzeneyk. und Chirurgie; aus den Schriften der Haarlemer u. ſ. f. gezogen. 2ter B. Leipzig 1776. S. 272.

dem Safte von gewiſſen Kräutern zuſammengeſetzt iſt. Hierauf laſſen ſie ihn ſo ſtark laufen, als er nur immer kann, bis er endlich, ganz ermüdet ſich nach ſeiner Ruheſtätte begiebt, woſelbſt er gemeiniglich in einen ſtarken Schweiſs verfällt, und einige Tage ſo liegen bleibt. Während dieſer Zeit geben ſie ihm täglich eine Calabaſſe von dem oben gemeldeten Tranke, bis die durch das Aufblaſen verurſachte Geſchwulſt verſchwunden, und der Kranke wieder hergeſtellt iſt. Gemeiniglich fängt dieſe Geſchwulſt mit dem dritten Tage an merklich abzunehmen, und den 9ten, 10ten oder 11ten Tag iſt gar nichts mehr davon zu ſehen. Zuweilen wird dieſe Operation bey einem Patienten wiederholt, wovon Gallandat Beyſpiele anführet, ſo wie er auch verſchiedene Negern gekannt, die ihm verſicherten, daſs ſie dadurch von ihrer Krankheit ſeyen befreyet worden. Gallandat erklärt die gute Würkung dieſes künſtlichen Emphyſems aus der vermehrten Schnellkraft der Gefäſse, und beruft ſich auf den berühmten Mauchart, welcher geſehen hatte, daſs bey einer Kuh, bey der man Luft unter die Haut geblaſen hatte, die Abſonderung der Milch ſey vermehrt worden, welches er ebenfalls aus vermehrter Schnellkraft der Gefäſse erklärt. — Man wird aber, mit dem berühmten Achard [r]), der mit verſchiedenen Luftarten, die er Hunden unter die Haut gebracht, und damit Verſuche angeſtellet hat, zugleich auch auf die Beſchaffenheit der eingeblaſenen Luft mit Rückſicht nehmen müſſen; beſonders empfiehlt Herr Achard die fixe Luft

r) Lichtenbergs Magazin für das Neueſte aus der Phyſik u. ſ. w. 3. Band. 1. St. S. 138.

zum Einblasen bey den Faulfiebern, wegen ihrer allgemein bekannten antiseptischen Eigenschaft [s]).

Das weibliche Geschlecht ist auch in Guinea, wie in Ceylon, während seiner Reinigungszeit, der Verachtung ausgesetzt. Bey den Schwarzen von Issing hat jedes Dorf in einiger Entfernung eine eigne Hütte, wohin sich sowohl Vereheligte als nicht Vereheligte zur Zeit ihrer Reinigung begeben müssen, und vor deren Endigung dürfen sie nicht nach Hause zurück kehren [t]): sie sind so gar bey der Verheyrathung verbunden, ihrem Manne anzugeloben, dass sie, bey Verlust ihres Lebens, jede Unpäslichkeit dieser Art gleich anzeigen wollen [u]). — Die Weiber im Königreiche Angola binden, während der Zeit, eine Binde vor den Kopf. Zu Benin dürfen die Weiber, während dieser Zeit, nicht für ihre Männer kochen, und überall in ganz Guinea sind die Weiber, während dieser Zeit, verachtet [x]). —

Fer-

s) Die Zigeuner pflegen wohl heimlich ein Stück Vieh auf der Weide aufzublasen: wenn nun das Vieh ganz ungestaltet aussiehet, so bieten sie sich an, das Vieh zu curiren.

In England, wie **Hamilton** sagt, (man sehe Samml. auserles. Abhh. f. pr. A. 13. B. 1. St.) pflegen wohl Matrosen und Soldaten, um sich krank zu stellen, eine Oeffnung ins Scrotum zu machen, und Luft einzublasen, worauf eine harte Geschwulst entsteht, die nicht leicht zu entdecken ist. —

t) Allgem. H. d. R. 4. B.

u) Le père **Loier**, in **Frankens** medicin. Polizey, 1. B. S. 142.

x) Bibliothek d. Gesch. d. Menschh. 2. B. S. 57.

Ferner so wird eine Frau, während ihrer Schwangerschaft, auch nicht vom Manne berührt, weil der Mann dies für eine Schande hält [y]). —

Die Niederkunft erfolgt hier sehr geschwind, oft binnen einer Viertelstunde, ohne dass die Frau ein Geschrey von sich hören liesse. Gleich darauf erhält die Kindbetterin ein Getränke aus indianischem Weitzen in Wasser gekocht, zu dem man Guineapfeffer und Brantewein setzt; man deckt sie zu, und läst sie drey Stunden lang schlafen. Nach dieser Zeit verläst sie das Bette, wäscht das Kind, und begiebt sich zu ihrer Arbeit. —

Mit dem Kinde nimmt man darauf allerhand lächerliche Ceremonien vor, und behängt es mit Grisgris; aber man vergisst doch auch nicht, solches im kalten Wasser fleissig zu baden, und mit Oel zu salben [z]). —

Zur Lüderlichkeit sind die Negerinnen sehr geneigt, und man behauptet, dass sie aus gewissen Kräutern und Rinden solche Getränke zuzubereiten wüssten, wodurch sie diese lasterhafte Begierde erregen könnten [a]). — Dies ist eher zu glauben, als dass diejenigen Weiber, die sich zur Wollust öffentlich gebrauchen liessen, Schellen oder Glöckchen an ihren Füssen tragen sollten, damit man sie erkennen könne [b]). —

Die Begriffe von Gott, Natur und Menschen sind bey diesem Volke höchst elend, und dies verleitet

y) A. a. O. 1. B. S. 349.

z) A. a. O. 2. B. S. 49.

a) A. a. O. 1. B. S. 347.

b) A. a. O. 2ter Band. S. 20.

leitet ſie zu vielen Ungerechtigkeiten, Gewaltthätigkeiten und Thorheiten. So glauben ſie, daſs es Menſchen geben könne, die andern unvermerkt das Blut ausſaugen; ſie glauben ferner, daſs man durch Menſchen, ohne mittelbare oder unmittelbare Einwürkung und Berührung, in allerhand Krankheiten geſtürzt, ja durch ſie getödtet werden könne: alle dieſe Menſchen nennt man Hexen, und wenn man ihrer habhaft werden kann, ſo werden ſie elendiglich umgebracht [c]). Als Oppacu, König der Aſſianten, der ſich nur ein wenig geringer als Gott hielt, dennoch ſterben zu müſſen merkte, lieſs er ſich einen gläſernen Thron aus Holland kommen, deſſen er ſich in der andern Welt bey ſeiner Regierung bedienen wollte, und nun ſtarb er [d]). —

Ich muſs des Sclavenhandels noch einmal Erwähnung thun. — Nichts gereicht der Menſchheit mehr zur Schande, als dieſer gewinnſüchtige Handel, und nirgends tödtet die ungeſunde Luft, die ſchlechte Behandlung und die Verzweiflung mehr Menſchen, als bey der Ueberfahrt eines Sclavenſchiffes von Guinea nach Weſtindien geſchiehet.— Die Urſachen ſind einleuchtend. — Vorerſt werden die Sclaven alle geraubt [e]), wodurch ſie in eine Art von Verzweiflung gerathen. —

Seit-

c) A. a. O. 1. B. S. 370.

d) Römers Nachrichten von Guinea, im Merkur vom J. 1783. Monat Nov.

e) Alex. Falconbridge im 12ten Theile der Sprengelſchen Beyträge.

Nicht alle haben ſie ſo feſte Körper, wie die von der Goldküſte; vielmehr ſind die aus Bonney und Neucalabar ſehr ſchwächlich. —

Seitdem ſie das feſte Land verlaſſen haben, genieſsen ſie nicht eher wieder friſche Luft, bis ſie in Weſtindien anlanden. — Oft packt man 700 Sclaven in einen 77 Fuſs langen und 25 Fuſs breiten Raum, ſchichtweiſs, wie bereits oben gemeldet worden, über einander. So lange die Luftlöcher offen, und die Windſegel aufgeſtellet ſind, kann noch einige Luft hinein kommen; ſo bald aber ein Sturm entſteht, werden die Löcher verſchloſſen und die Segel weggenommen, und dann wird die Luft peſtilenzialiſch. — Die Weiber werden gemeiniglich zuerſt Seekrank, und viele von ihnen gerathen in Verzweiflung, oder werden unſinnig. So bald unter den Negern ſich Kranke befinden, bringt man ſie unter dem halben Verdeck; hier liegen ſie auf Brettern, und durch die Bewegung des Schiffes reibt ſich die Haut vom Rücken und Lenden weg, ja ſo gar dringt's wohl bis auf die Knochen. Die unreine Luft wird durch die Unſauberkeit der Nachtgeſchirre, da man oft nur einen Eimer für alle hat, vermehrt. —

Entſteht aber die Ruhr, ſo ſieht das Lager, auf welchem die Negern liegen, einem Fuſsboden in einem Schlachthauſe gleich. — Alle Geſchicklichkeit eines Arztes hört hier gemeiniglich auf. — Von 322 Negern ſtarben auf der Reiſe nach Weſtindien 103 Perſonen. Ein anderes Schiff, das 700 geladen hatte, verlor die Hälfte. —

Aber auch die Matroſen auf den Sclavenſchiffen leiden mehr als auf allen andern Schiffen, theils

weil

weil man ſie hier ſchlechter hält, theils auch, weil ſie die ungeſunde Luft ſelbſt mit einathmen. Im Jahre 1788 ſtarben auf 88 Sclavenſchiffen von 3082 Matroſen 631 derſelben, da hergegen in dem nemlichen Jahre von 1003 Matroſen, auf andern nach Afrika gleichfalls handelnden und mit andern Waaren beladenen Schiffen, nur 10 in allem geſtorben waren. — Indeſs muſs man doch auch hierbey bemerken, daſs die Sclavenſchiffe gemeiniglich an einer der ungeſundeſten Küſten, zu Bonney nemlich, wo Luft und Waſſer gleich vergiftet iſt, anlanden, wodurch alſo ſchon viele Matroſen aufgerieben werden. Indeſs ſcheint es doch, daſs die engliſchen Matroſen auf beſagten Schiffen oft das gröſste Elend auszuſtehen haben, weil es ihnen hier an aller Bequemlichkeit fehlt; da ſie oft nicht allein vom Regen und Thau durchnäſst, nirgends Schutz haben; ſondern man entzieht ihnen auch oft einen Theil ihrer Nahrungsmittel, und was noch ſchlimmer iſt, einen Theil ihrer Getränke f). — Dieſe elende Menſchen verfallen in allerhand Fieber, in Augenentzündungen und den Scorbut. —

Auch die Stelle eines Schiffswundarztes auf einem ſolchen Schiffe iſt nicht beneidenswerth. — Man gebraucht ſie zu den niedrigſten Handlungen g). Iſt z. B. ein Neger geſtorben, ſo muſs der Chirurgus den todten und mit ihm gefeſſelten lebendigen Neger aufs Verdeck bringen; ſie losſchnallen und den Todten ins Waſſer werfen. Sollen Neger, die mit der Ruhr geplagt ſind, in

f) Falconbridge a. a. O. S. 165.
g) A. a. O. S. 50.

in Westindien verkauft werden; so muss er sich oft dazu gebrauchen lassen, um den After des Kranken mit Werk zuzustopfen, damit seine Quaal verheimlicht bleibe. —

Von den Krankheiten zur See, die auf langen Reisen nach Ostindien vorzukommen pflegen.

Ob gleich die Seeluft, wie oben erwähnt worden, an und für sich nicht leicht Krankheiten hervorbringt, und selbst auf den längsten Reisen, wie der unsterbliche Cook durch sein Beyspiel gezeigt hat, durch hinreichenden Vorrath an gesunden Lebensmitteln, durch gute Mannszucht und Reinlichkeit, die Gesundheit der Leute auf einem Schiffe lange erhalten werden kann, so lehrt doch die Erfahrung, dass sie auf einer sehr langen Reise nach Ostindien mit vielerley Beschwerlichkeiten zu kämpfen haben, die gewisse Krankheiten fast unvermeidlich machen. — Die Hauptursachen hievon sind entweder der schnelle Uebergang von einem kalten in ein heisses, oder umgekehrt von einem heissen in ein kaltes Clima; die zweyte Ursache ist der Mangel an gutem Wasser, und die schlechte Beschaffenheit der Nahrungsmittel; ferner die Stürme; die grosse Feuchtigkeit der Luft, entweder mit Hitze oder mit Kälte verbunden, und endlich, wenn Windstille auf dem Meere entsteht. —

Lassen

Lassen wir ein Schiff annehmen, das von England nach Bengalen reiset; — so passirt dies Schiff bis zum nördlichen Wendecirkel verschiedene Breiten. Bis dahin sind die Winde veränderlich [h]), und die Hitze steigt selten über 70 bis 74 Grad. Von diesem Wendecirkel bis zur Linie herrscht fast beständig der Nordost Passat, welches gemeiniglich leicht wehende Winde sind. Sie sind nicht allein der Seefahrt sehr nützlich, sondern sie haben auch auf die Gesundheit der Seeleute einen beträchtlichen Einfluss. Denn das Durchwehen der Schiffe von diesen Winden kühlt und erfrischt die Luft, und macht, dass man in einer Gegend frey athmen kann, wo die Hitze sonst unerträglich seyn würde. Selten steigt daher das Thermometer bey Tage über 85 Grad, und die Nächte sind noch viel gemässigter; ja, sie müssen im März kalt seyn, weil man oft Reif bemerkt.

Bey diesen Winden [i]), so lange sie regelmässig sind, pflegen die Seeleute eine vollkommene Gesundheit zu geniessen; aber so bald sie aufhören, wird die Luft heiss und erstickend, und die Krankheiten herrschen mehr oder weniger. Die Passatwinde hören aber bey der Linie auf. Die Winde werden schon in der Nähe derselben abwechselnd, ja oft ganz stille; die Luft ist meistentheils feucht und nebeligt; die Hitze 80 bis 85 Grad, ja es steigt wohl in der Strasse Banka auf 108 Grad.

Von hier bis zum südlichen Wendecirkel treffen wieder die Passatwinde ein, nur sind sie südöstlich. — Das Thermometer steht um Mittage gemei-

h) Clarks meteorologisches Verzeichniss a. a. O.
i) Clarkens Beobachtungen a. a. O. S. 3.

meiniglich zwischen 79 und 87 Grad. Die Luft ist abwechselnd, bald hell; bald, und dies ist sie die meiste Zeit, trübe, und in den gewöhnlichen Regenmonaten fallen die tropischen Regen, welches auch auf der Nordseite der Linie statt findet: des Nachts fällt auch hier zuweilen Reif. —

So bald man ausserhalb dem südlichen Wendecirkel tritt, werden die Winde wieder abwechselnd, und die Witterung ist nach den verschiedenen Jahreszeiten verschieden; so findet man z. B. in einer etwas grössern Breite als das Cap, das Wetter im Junius zur See kalt und unangenehm, und der Dunstkreis ist alsdann nebeligt und feucht; der Stand des Thermometers nimmt aber, je mehr man sich von der Linie entfernt, hier mehr als auf der Nordseite ab. So versichert Pages [k]), dass das Thermometer im 50ten Grade südlicher Breite eben die Kälte anzeige, als im 70ten Grade der Norderbreite.

Nach dieser Voraussetzung können wir die Krankheiten, die auf den längsten Reisen nach Ostindien vorfallen, in folgende eintheilen:

Erstlich [l]) in solche, die von der Hitze verursachet werden.

Zweytens in solche, die von der Hitze und Feuchtigkeit herkommen.

Drittens in solche, die Folgen der Kälte und Feuchtigkeit sind.

Viertens

k) Reise um die Welt u. s. w. S. 701.

l) Clarke Beobachtungen u. s. w. S. 73.

Viertens ſind ſie als Folgen der Fatiguen, des Mangels und des Ueberdruſſes, wegen der vielen Widerwärtigkeiten, anzuſehen.

Zur See ſind der Krankheiten, die blos von der Hitze verurſacht werden, nur wenige, und dieſe ſind ſehr unbeträchtlich. Wenn die Reiſe günſtig iſt, und das ſtille Wetter nicht zu lange anhält, ſo genieſsen die Leute gemeiniglich eine gute Geſundheit, und werden niemals mit gefährlichen Krankheiten befallen; vorausgeſetzt, daſs nur Ordnung auf dem Schiffe herrſche. — Die allgemeinen Würkungen, die eine übermäſsige Hitze auf die Leibesbeſchaffenheit hat, müſſen ſie freylich ausſtehen, als da ſind: eine Erſchlaffung des ganzen Körpers; eine Verminderung der flüſsigen Theile, und häufige Abſonderung der Galle; hievon entſtehen Mangel des Appetits, Ekel, Kopfſchmerz, Geſchwindigkeit des Pulſes, und geringe hitzige Fieber, die bald zu heben ſind. Die Hitze allein kann deswegen eher als eine entfernte vorbereitende Urſache des Erkrankens angeſehen werden, welches unvermeidlich einfallen wird, wenn eine feuchte und ſtillſtehende Atmoſphäre darauf folgt.

Die Krankheiten, die von der Hitze und Feuchtigkeit verurſacht werden, ſind remittirende und anhaltende faule Fieber, die aber nur gemeiniglich zwiſchen den Wendecirkeln gefunden werden, und beſonders nahe bey dem Aequator, wo die Luft meiſtens feucht und nebeligt iſt, und wo, der öftern Windſtille wegen, ſchädliche Ausdünſtungen aus der See entſtehen.

So wie die Reiſe ſich verlängert, ſo nehmen dieſe Fieber eine ſchlimmere Beſchaffenheit an, und ſo

gar,

gar, nach der Ankunft der Seeleute in geſunde Hafen, zeigt ſich noch eine gröſsere Faulniſs in den Säften des Körpers, durch Bauchgrimmen, Stuhlzwang und andere Ruhrzufälle. —

Die allgemeinſte Krankheit zur See aber, die von der Kälte und Feuchtigkeit entſpringt, iſt der Scharbock, der aber ſelten oder niemals auf Reiſen nach Oſtindien eher zum Vorſchein kömmt, bis die Schiffe auf der ſtürmiſchen Höhe des Vorgebürges der guten Hoffnung angelangt ſind.

Wenn das Wetter trocken, und wenn man geſchwind in eine mehr temperirte Luft kömmt, aber beſonders dann, wenn die Seeleute hinlänglich erfriſcht worden, ehe ſie die Reiſe unternommen haben, ſo ſiehet man dieſe Krankheit ſelten; und wenn ſie auch zum Vorſchein kömmt, ſo iſt ſie doch ſelten tödtlich. Wenn dagegen die Schiffe lange durch ungünſtige Winde im kalten und ſtürmiſchen Wetter aufgehalten werden, beſonders wenn die See beſtändig über das Verdeck geht, ſo iſt gewiſs der Zuſtand eines gemeinen Matroſen beklagenswerth; denn wenn er die Wache hat, ſo iſt er naſs und abgemattet, und wenn er herunter kömmt, hat er keinen Ort, wohin er ſich begeben kann, als ein ſchmutziges Neſt, und ein naſſes Hangebette, wo er eine unreine Luft einathmen muſs. Dieſe Umſtände unterlaſſen niemals, den Scharbock hervorzubringen; die Leute fangen täglich an niederzufallen, und ſo gar die Officiere, die beſſer leben, und trockne Kleider und Zimmer haben, werden zuletzt angegriffen, und ſtehen mehr oder weniger von der Krankheit aus.

Dies ſind die unvermeidlichen Urſachen des Scharbocks: es giebt aber deren noch viele andere, die durch menſchliche Klugheit, Fleiſs und zu rechter Zeit angebrachten Aufwand, wo nicht gehoben, dennoch vermindert werden können, wenn die Befehlshaber eines Schiffes, und der ſich darauf befindliche Arzt, ihren eignen Vortheil dem Nutzen des gemeinen Weſens nachſetzen, und in allen Stücken den Rath kluger und erfahrner Männer genau befolgen wollen. Da dieſer Gegenſtand aber viel zu weitläuftig für meinen Plan iſt; ſo will ich die Sache nur in einigen Beyſpielen erläutern, und das Verfahren der fürtrefflichſten Seemänner, als eines Cooks, Forſters, Lind und Clarke, hier anpreiſen, — denen nichts mehr als die Erhaltung und Geſundheit eines ſo wichtigen Theils der menſchlichen Geſellſchaft, als der, von dem hier die Rede iſt, am Herzen lag. —

Das im Schiffraum angeſammlete Waſſer geht leicht in Fäulung, und verurſacht einen häſslichen Geſtank, verdirbt die Luft, und trägt zunächſt das meiſte zum Krankſeyn bey. — Um dies zu verhüten, wird das Waſſer ausgepumpt; man zündet Holzkohlenfeuer an; man läſst Pech oder Schwefel, oder auch eine Miſchung von Schieſspulver mit wenig Eſſig verdünnt, anzünden *m*). Dergleichen Vorſorge war bey der alten Einrichtung eines 20 Kanonen führenden Schiffes nicht ſo nöthig als jetzt, da man ehemals die Küche in dem Vordertheil des mittlern Verdecks hatte, ſo wie es noch bey verſchiedenen holländiſchen Schiffen gefunden wird.

m) I. R. Forſters Bemerkungen u. ſ. w. auf ſeiner Reiſe um die Welt. Berlin 1783. S. 541.

wird. Pringle selbst zweifelt nicht daran, dass dergleichen Schiffe nicht gesunder seyn sollten, als die jetzigen, wo das Feuer beym Fockmast angebracht ist *n*). —

Zweytens kömmt es hier auf die Wahl und Verbesserung der Speisen uud Getränke sehr an.— Da der Waitzenzwieback so leicht verschimmelt und wurmstichig wird, so würde das Rockenbrod *o*), oder aus Rocken- und Waitzenmehl gemischtes Brod, das mit Sauerteig sauer gemacht, und zu grossen Laiben geformt worden, das gesundeste seyn. —

Das Waitzen- und Habermehl, welches den Matrosen zum Frühstück gereicht wird, giebt ferner überaus gesunde Suppen ab: — denn aus dem Habermehl macht man auch eine herrliche Gallerte, welche zur See eins der besten Lebensmittel abgiebt. —

Eine vorzügliche Stelle unter den Nahrungsmitteln der Schiffleute verdienen das Sauerkraut und die trocknen Erbsen, weil ersteres so antiseptisch und antiscorbutisch ist; und weil letztere so viele fixe Luft in sich enthalten. Mit den eingesalzenen Fleischspeisen muss man desto sparsamer umgehen, weil der Nachtheil vom übermäsigen Genuss derselben nur zu bekannt ist. — Anstatt Oel reichte Capitain Cook seinen Leuten Zucker, wegen seiner antiseptischen Eigenschaft. Er versahe sich auch mit einer hinreichendenMenge vonRob von Zitronen und Appelsinen oder Orangen: ausser dem hatte er einen Vorrath von gelbem

Aaa 3 Rüben-

n) A. a. O. S. 542.
o) Ebendaselbst. S. 544.

Rübensaft an Bord p). Im Tutamine nautico q) empfiehlt man noch ferner den verdickten Saft von Rüben, Wasserkletten, Schlehen, Hanebutten, Bärentraublein, entweder in gemeinem Zucker verwahrt, oder durch das Kochen ihrer ausgedrückten Säfte zu einem Muss gemacht. Aepfel, Birnen und Obst können auf dieselbe Art bewahrt, oder in Scheiben geschnitten nnd getrocknet werden.

Die süsse Würze, oder den Malztrank, den Macbride aus Gründen zuerst anpriess, haben Cook und Forster r) als bewährte Mittel gegen den Scharbock auf langen Reisen nützlich befunden; andere, als z. B. Clarke s), fanden zwar dies Mittel, zur völligen Hebung des Scharbocks nicht zureichend, gleichwohl empfehlen sie es doch als ein herrliches Vorbauungsmittel. — Ausser dem haben sich das Sprücebier, die Citronen und andere Vegetabilien sehr nützlich gezeigt. —

Da alles auf gutes trinkbares Wasser ankömmt; so that der berühmte Lind t) zuerst den Vorschlag, aus dem Seewasser, durch Destillation, solchem Mangel abzuhelfen. Dieses fand überall grossen Beyfall, und selbst Cook u) liess wöchentlich 120 Quart davon destilliren. — Eben dieser grosse Mann hat auch im Südmeere Eis schmelzen, und es seinen Leuten trinken lassen.

So

p) A. a. O. S. 551.
q) Clarke a. a. O. S. 195.
r) A. a. O. S. 547.
s) A. a. O. S. 196.
t) A. a. O. im Anhange.
u) Forster a. a. O. S. 50.

So bald aber ein Schiff, durch eine unglückliche Fahrt aller seiner Lebensbedürfnisse beraubt, ein Spiel der Winde und Wellen wird; oder wenn auch nur bey schlechter Einrichtung des Schiffes die Fahrt zu lange dauert, so reisst der Scharbock unaufhaltsam ein und tödtet gewiss. — Man erinnere sich nur an Anson und Carteret.

Von Surinam, Cayenne, Guiana, vom Lande der Amazonen, Terra firma und von der Landenge Dariens.

Surinams x) Lage ist niedrig, sumpfigt, gegen Mittag bergigt, und hat viele Flüsse und Wälder, die man zur Anlage der Plantagen abbrennt, oder bereits abgebrannt hat, weil sich der sumpfige Boden dazu am besten schickt, oder auch deswegen, weil man keine andere Oerter hat, wo man Plantagen anlegen könnte. — Die Luft ist daher feucht und heiss zugleich. — Unter den Flüssen y) ist der Surinamfluss der ansehnlichste; denn die Ebbe und Fluth bemerkt man auf eine weite Entfernung an ihm; sein Wasser ist untrinkbar, und da man auf Surinam auch keine Brunnen hat, so muss man sich hier allein mit Cisternenwasser behelfen, das die häufigen Regen geben.

Man theilt zwar das Jahr in vier Zeiten, als in den kleinen Regen, in die kleine Dürre, in den

 grossen

x) Ph. Fermin nieuwe algemene Beschryving van Suriname, Harlingen 1770.

y) Lud. Schöler Dissert. sist. observ. super morbis Surinamens. Götting. 1781.

grofsen Regen, und in die grofse Dürre, ein; allein die Witterung ift hier fo veränderlich, dafs man oft in einem Tage alle Jahreszeiten zugleich hat. — Die grofse Regenzeit fängt im November an, und dauert bis Ende Februar; nun fängt der kleine Sommer oder die kleine Dürre an, die bis in die Mitte des Aprils dauert; — um diefe Zeit ftellen fich wieder Regen ein, die bis Ende Junius oder auch wohl bis zur Mitte des Julius anhalten; hierauf folgt endlich die grofse Dürre oder der rechte Sommer, der fich bis zum November erftreckt.

Die grofsen Regen find mit Stürmen und Orkanen begleitet, und man hat allezeit Ueberfchwemmung dabey; die Hitze ift dabey grofs — jedoch mäfsigen die Regengüffe allerdings die Hitze, welches man bey dem kleinen Regen am deutlichften verfpürt. — Zur naffen Jahreszeit ift die Abwechfelung des Wetters weit häufiger, als zur trocknen, wo zwar zuweilen mit Donner und Blitz begleitet Regen fällt; aber in der Hitze felbft ift doch eine fo grofse Abwechfelung nicht.— Denn es wehen um diefe Zeit die trocknen Nord- und Oftwinde, die alles mäfsigen und die Luft gefund erhalten.

Zwifchen der Tages- und Nachtswärme aber ift in Surinam ein merklicher Unterfchied. Denn die Nächte find faft durchgängig kalt und feucht; mafsen zur trocknen Zeit immer des Nachts ein ftarker Thau fällt. — Nirgends kann man fich daher leichter verkälten, als hier, zumal beym Vollmonde.

Da Parimaribo von Flüffen, Moräften und Wäldern umgeben ift; fo ift hier die Luft feucht und

und dumpfigt. — Die Häuser sind niedrig und die Strassen ohne Pflaster; jedoch sind sie breit, und in den Häusern herrscht Reinlichkeit. Dadurch nun und dass man durch Canäle die stehenden Wasser ableitet, wird es hier noch erträglich. Denn sonst wäre es hier kaum auszuhalten. Bey stiller, heisser und hier fast allezeit feuchter Luft ist es am schlimmsten; denn zu dieser Zeit wird das Athemholen beschwerlich, und ein jeder fühlt, dass seine Nerven geschwächet sind.

Die Dünste sind hier so häufig, dass man bey sonst hellem Himmel dennoch keine Sonne sehen kann; auch zündet kein Brennglas selbst am Mittag nicht. Zwar mässigen diese Dämpfe zur trocknen Jahreszeit die Hitze einigermassen; jedoch bleibt es immer noch zu bewundern, wie es ein Mensch in diesem Balneo vaporoso [z]) 12 Stunden lang aushalten könne, ohne dass seine Säfte nicht völlig aufgelöset und in Fäulung übergegangen sind. — Es sterben auch oft genug Soldaten oder Matrosen in den Wäldern oder Plantagen, wo die Hitze und Feuchtigkeit am grössten ist, schleunig weg; andere verlieren schnell alle Kraft, können kein Wort reden, werden gelb, oder es überfällt sie eine Todtenblässe.

Der Unterschied, der zwischen der reinen Seeluft und der hiesigen sehr phlogistischen Luft statt findet, ist erstaunlich gross. Ein Mensch, der aus der Stadt oder von den Plantagen zur See kömmt, fühlt sich gleich gestärkt, es ist ihm, als hätte er ein nervenstärkendes Mittel zu sich genommen. Aber die Veränderung ist auch bey Schwächlichen grösser, als sie ertragen können; daher sterben

 auch

z) Schöler l. c.

auch oft ſolche, ſo bald ſie in das Schiff gekommen ſind.

Fruchtbar iſt nun freylich der hieſige Boden und er bringt die herrlichſten und ſaftreichſten Früchte, als Ananas, Bananen, Appelſinen, Kokosnüſſe u. d. gl. im Ueberfluſs hervor; — allein eben dieſe kühlenden Früchte gereichen oft den unvorſichtigen Ankömmlingen, die ihre Eigenſchaft noch nicht recht kennen, zum groſsen Verderben, wenn ſie entweder davon zu viel eſſen, oder wenn ſie Waſſer oder Bier darauf trinken; denn ſie ziehen ſich dadurch Durchfall, Ruhren und Colik auf den Hals. — Dies trägt ſich bey den armen Matroſen am häufigſten zu; denn da man ſie in der brennenden Mittagsſonne, worinn es faſt kein Menſch aushalten kann, von einer Plantage zur andern ſchickt, um Vorrath fürs Schiff, welcher in Zuckerrohr beſteht, zu holen; ſo ſuchen ſich dieſe Menſchen durch die ſaftreichen, kühlenden Früchte den Durſt zu löſchen, welches ihnen aber oft eben ſo wenig hilft, als das getrunkene Waſſer, welches wie aus einem Siebe wieder aus der Haut fortflieſst, nachdem ſie es eben zu ſich genommen haben.

Was die Nahrungsmittel anbetrift, ſo läſst ſich der Reiche, was ihm fehlt, aus Europa kommen; dahin gehört Mehl, um Brod daraus zu backen; Bier, Wein und viele andere Artikel mehr. Die Matroſen, Soldaten und Negern aber müſſen ſich mit ſchlechter Koſt, mit Speck, geräuchertem Fleiſch, Hülſenfrüchten, ranziger Butter und faul gewordenem Käſe oft lange genug behelfen. — Ihr Zuſtand wird durch den Mangel des guten Waſſers, denn ſelbſt dasjenige, was oft

auf

auf Schiffen von andern Orten herbey geführet wird, ist gemeiniglich schlecht, noch schlimmer.

Die es haben können, trinken hier viel Rack, Branntewein, und mit dem Thee und Kaffee wird auch oft verschwenderiich umgegangen.

Die Negern und Matrosen müssen in der Hitze den ganzen Tag aushalten, und auf den Plantagen arbeiten. Aber auf dem Schiffe selbst, wenn sie zurück kommen, wartet ihrer eine neue Beschwerde. — Hier ist nemlich von dem eingesammleten Zucker die Luft voller phlogistischer Theile, und sie ist so drückend heifs, dafs das Athemholen beschwerlich wird. — Unter diesen Leuten stellen sich daher oft böse Fieber ein, so dafs nicht selten 8 in einem Tage sterben. —

Die eigentlichen Landeseinwohner sind Caraiben [a]), ein gutmüthiges Volk, von mittlerer Gröfse, gut gewachsen, und nie krüppeligt oder hinkend. — Sie leben in kleinen Dorfschaften, die sie aber oft verlegen, so dafs sie bald in einem Walde, bald in einer der Plantagen, bald wieder am Ufer eines Stromes wohnen. — Sie pflanzen nicht mehr, als sie gebrauchen, höchstens ein Stück mit Cassave oder Maniock, mit Patatten oder auch mit Mais. — Die meiste Zeit bringen sie mit Jagen, Fischen oder Müfsiggehen zu. Im Essen sind sie mäfsig, und Wasser ist gemeiniglich ihr Getränke — doch machen sie sich auch wohl aus Kuchen von Cassave, oder Patatten und sauren Orangen, die sie mit Wasser in Gährung stellen, ein berauschendes Getränke, welches sie sehr lieben. Ihre Nahrungsmittel sind frische oder geräu-

a) Fermin l. c.

räucherte Fiſche, Krabben und Schildkröten. Aus dem Pflanzenreich lieben ſie am meiſten die Caſſave; die Patatten und den Mais. — Es giebt der Caſſave aber zwey verſchiedene Arten, wovon die eine ſehr giftig iſt, wie Fermin an Hunden erfahren hat. — Dieſe giftige unterſcheidet ſich nur durch die dunkel röthere Farbe ihrer Stiele von der geſunden; ein anderes Kennzeichen aber beſtehet darinn, daſs der mittlere harte Drath in der geſunden ganz durch die Wurzel geht, welches aber bey der giftigen nicht der Fall iſt. — Da dieſe Unterſcheidungszeichen aber nur gering ſind, ſo iſt der Anbau der giftigen Caſſave verboten, weil die neu angekommenen und oft ſehr ausgehungerten Negern keinen Unterſchied zu machen wiſſen, und geſunde und ungeſunde, ja giftige Wurzeln verſchlucken, und ſich dadurch oft den Tod zuziehen. — Gleichwohl weiſs man in Surinam die giftige Caſſave zu benutzen. Denn nachdem man den Saft herausgepreſst und die Wurzel in der Sonne getrocknet hat, ſo verliert ſie gänzlich ihre giftige Eigenſchaft, ſo daſs man Brod und Kuchen daraus verfertiget, die ohne allen Schaden genoſſen werden. Ja ſelbſt der ausgepreſste Saft erhält durch die Sonne und durch den Zuſatz von Pfeffer eine unſchuldige Eigenſchaft; man macht daraus eine Art Sauçe, die zur Würzung anderer Speiſen dient. — Die Caraiben ſind faſt durchgängig geſund und erreichen ein hohes Alter; ihre Zähne bleiben auch immer weiſs. — Täglich laſſen ſie ſich mit einem Balſam, der aus Rocou in Oel von Palma Chriſti aufgelöſt worden, reiben, wovon ſie ſo roth wie ein Krebs werden. Dergleichen Mittel gebrauchen ſie auch

in

in Wunden und Geschwüren; im Durchfall hilft ihnen das Gummi Copal. —

Die Weissen führen ein von den Caraiben sehr unterschiedenes Leben, daher sie denn auch häufiger erkranken und oft schleunig sterben. Sie [b]) lieben nemlich zu sehr die Ruhe und geniessen zu viel Speisen; sie sind bey dem Müssiggang blos von der Hitze in beständigem Schweiss, und müssen oft mehr als einmal die Wäsche verändern; dagegen aber lassen sie wenig Urin und sind oft verstopft. Die Verstopfung heben sie mit Oel. — Selten findet man hier einen fetten Menschen; gemeiniglich sind sie mager und haben eine gelbe Farbe; vollblütig sind sie auch nicht; es müsste denn neulich erst jemand aus Europa gekommen seyn, desto galligter sind sie aber. — Das Aderlassen findet daher selten statt, und oft schadet es sogar in Fällen, wo man es doch vorher für nützlich gehalten hat. Entzündliche Krankheiten sind hier sehr selten. Die hier herrschenden Fieber kommen mit denen von Jamaika, Domingo und Curacao ziemlich überein. Herr Schöler bemerkte hier verschiedene epidemische Fieber. Es waren galligte, Nerven- und Catarrhalfieber, oft mit Ausschlag. Die Blattern wüthen hier sehr heftig, wenn sie einmal vorhanden sind. —

Die meisten Krankheiten sind Folgen von den häufigen Wetterveränderungen, daher werden die Matrosen und Sclaven auch am ersten befallen, weil sie sich bey den Sümpfen viel aufhalten müssen. Diejenigen, so in der Nähe des Meeres wohnen, leiden nicht so viel. — Die galligte Materie liegt aber fast bey allen Fiebern zum Grunde;

es

b) Schöler l. c.

es arten diese Fieber leicht in Faulfieber aus. Es folgen leicht Schweisse, Durchfälle und Blutflüsse.

Die Ruhren sind hier ebenfalls sehr gemein; sie entstehen theils vom schlechten Wasser, theils, wie schon angemerkt worden, von den saftigen Früchten. Unter diesen sind aber die Ananas und besonders die Bananen die allerschädlichsten, zumal wenn man Wasser darauf trinkt; hergegen erfolgen die Zufälle nicht, wenn man etwas spirituöses nachnimmt, Die gerösteten Bananen haben jene schädliche Eigenschaft nicht; sie stopfen eher. — Die Faulfieber sind zur Zeit der kleinen Dürre am häufigsten, weil der vorher gefallene viele Regen weder von Flüssen, noch von der Erde hat verschlungen und also nicht hat verhindert werden können, dass nicht die Luft mit zu vielen schädlichen Ausdünstungen angefüllet würde. — Um diese Zeit herrscht auch unter vielen die Gelbsucht. Diese Bemerkungen erläutern sehr gut eine Stelle des Hippocrates [c]), wo es heisst: denn wenn plötzlich eine erstickende Hitze, da der Boden von den Regen des Frühlings und von der feuchten Südluft noch nass ist, einfällt, so wird unfehlbar, theils von dem nassen und warmen Erdreiche, theils von der brennenden Sonne, und weil bey den Leuten der Leib weder verstopft, noch das Gehirn ausgetrocknet wird, eine doppelte Entzündung entstehen. Denn es ist unmöglich, dass in einem solchen Frühlinge der Körper mit seinem Fleische nicht durchaus angefeuchtet werden sollte; so dass darüber alle, und besonders mit Schleim erfüllete Leute ins hitzige

c) Von der Luft, dem Wasser u. s. w. a. a. O. S. 416.

hitzige Fieber verfallen. Es müſſen ſich ferner Ruhren einſtellen. —

Schöler verſichert, es komme auf Surinam zuweilen ein Fieber vor, das mit dem engliſchen Schweiſse alle Aehnlichkeit, auch in Anſehung der Gefahr habe. Alle Kraft verſchwindet; der Patient hat Angſt, Kopfſchmerzen, eine erweiterte Pupille; die Augen werden blind, die Stimme rauh; es befällt ihn ein Coma; er zerflieſst von Schweiſs; der Puls iſt groſs und weich; der Durſt unauslöſchlich; die Hitze brennend; der Patient liegt auf dem Rücken, kann weder Arm noch Fuſs bewegen, holt ängſtlich Athem, und ſtirbt in wenig Tagen. —

Zu den hier gewöhnlichen Krankheiten gehören auch die Aſthenia, wovon bereits oben weitläuftig geſprochen, und die ſogenannte Surinamſche Colik, die von der Colik der Caraiben, wovon oben geredet worden, nicht unterſchieden iſt. Es kann daher jenes oben geſagte hier füglich die Stelle einer weitern Beſchreibung vertreten.

Wir verweilen uns auch nicht bey den Inſeln Berbice, Trinidad und Curacao, weil wir theils der letztern Inſel bereits oben Erwähnung gethan haben, und im Allgemeinen dasjenige, was von Weſtindien und Surinam geſagt worden iſt, auch auf die übrigen angewendet werden kann. Es wird auch die Beſchreibung von Cayenne, mit der wir gleich anfangen wollen, als eine fortgeſetzte Nachricht aller dieſer Inſeln angeſehen werden können. — Folgende Arzeneymittel kommen von Surinam und den angrenzenden Inſeln: das Quaſſienholz, die Simarubenrinde; die Vanille; das Gummi Gutt; das Tacamahac u. d. gl. m.

Von Cayenne und dem französischen Guiana.

Dieses Land [d]) ist flach, niedrig, sumpfigt; an vielen Stellen hat es Wälder und dicke Büsche; im übrigen ist der Boden sehr fruchtbar. — Ueberhaupt hat dies Land viele Aehnlichkeit mit Surinam. — Vom Ende des Heumonats bis zum Wintermonat ist die Witterung trocken und heiss; man nennt diese Zeit den Sommer: indess steigt doch selten das Thermometer über 90°, und es würde gewiss hier heisser seyn, wenn nicht die langen heitern und frischen Nächte und die regelmässigen Winde, die entweder aus Mittag oder Abend kommen, so stark abkühlten, dass man oft in einiger Entfernung vom Meere, im Innern des Landes nemlich, des Morgens genöthiget ist, seine Zuflucht zum Caminfeuer zu nehmen. — Die Mittagswinde sind, da sie über das grosse Meer streichen, mit Salzsäure gesättiget, und kühlen daher stärker als andere ab. Die Seewinde treffen alsdann ein, wenn die Hitze des Tages am grössten ist, und hören um 4 oder 5 Uhr Nachmittags wieder auf.

Die zweyte und längste Jahreszeit wird von einigen der Winter genannt; es ist eigentlich die nasse Jahreszeit und dauert fast ganzer 9 Monate; indess fällt doch in dieser Zeit nicht beständig Regen, es giebt zwischen ein oft heitere Tage, ja, der Monat März ist gemeiniglich ganz ohne Regen;

d) Bajon's Nachrichten zur Geschichte von Cayenne und dem französischen Guiana, aus dem Französisch. Erfurt 1781.

gen; daher nennen einige dieſe Zeit den Märzſommer. — Die Winde wehen übrigens in dieſen 9 Monaten weder ſo ſtark, noch ſo regelmäſsig, als ſonſt; ja, es iſt oft Windſtille, und dann iſt die Luft ſehr ſchwül. Im übrigen iſt doch zu Cayenne und an den am Meere gelegenen Orten eine ziemliche Gleichförmigkeit in Anſehung der Temperatur der Luft, und der Unterſchied der Hitze iſt das ganze Jahr durch nicht ſehr groſs: — merklicher iſt aber doch der Unterſchied in Gegenden, die weiter von der See entfernt ſind; hier iſt die Hitze des Tages gröſser und die Nächte ſind kälter. —

Die Feuchtigkeit der Luft iſt hier ſehr groſs, und man kann ſelbſt durch Oel das Roſten der Metalle nicht verhindern. Aus dieſer Eigenſchaft der Luft folgt auch, daſs ſich das Fleiſch nur eine kurze Zeit gut erhält und geſchwind in Fäulung übergehet. Auch wachſen hier die Pflanzen ſchnell; liefern aber nur wenig Nahrung, ſondern füllen nur an; die Früchte ſind ſaftreich und ſehr kühlend. —

Die Würkungen, die ſowohl dieſes als das Surinamſche Clima auf Perſonen hat, die neulich aus Europa angekommen ſind, bleiben nicht lange verborgen. Ihre Haut wird ein Sieb, wodurch der Schweiſs heraus flieſst; ſie werden matt und kraftlos; ihre geſunde Geſichtsfarbe verliert ſich, und vorzüglich leidet der Magen. Einer Krankheit entgehen ſie faſt nie; einige werden bald nach ihrer Ankunft damit befallen, und bey dieſen iſt die Krankheit gemeiniglich am gelindeſten; es dauert aber doch lange, ehe ſie ſich wieder erholen: andere ſcheinen Jahre lang von dem hieſigen

Clima nichts zu leiden, aber deſto härter fällt nachher gemeiniglich die Krankheit aus. Es kömmt hierbey ſehr auf die vorher geführte Lebensart an; wenn ein Neuangekommener ſich viel der verſengenden Sonnenhitze ausſetzt, oder ſich nur darin zu viele Bewegung macht; wenn er ſich nicht gegen die Kälte der Nacht in Acht nimmt; wenn er zu viel von den friſchen, kühlenden und ſäuerlichen Früchten des Landes genieſst, oder ſich mit Limonade übernimmt; wenn er, ohne daran gewöhnt zu ſeyn, Wein oder Taffia, ohne Vermiſchung mit Waſſer in Menge trinkt; wenn er von der Liebe zu ſtark hingeriſſen wird, ſo läuft er allezeit Gefahr, von einer oder der andern Krankheit getödtet zu werden. Nichts trägt aber mehr bey, die vom Clima abſtammenden Krankheitsurſachen höchſt würkſam zu machen, und dem Stoffe der einheimiſchen Krankheiten Nachdruck zu geben, als die zuletzt benannte Urſache, Ausſchweifungen in der Liebe nemlich, weil durch die Natur des Clima's der natürliche Hang und Neigung zur Wolluſt ſehr vermehrt wird; dazu kömmt die Leichtigkeit, ſich allen Arten der Ausſchweifungen bey den Negerinnen und Mulattinnen zu überlaſſen. —

Die Fieber nun, denen Neuangekommene in dieſem Himmelsſtriche am häufigſten ausgeſetzt ſind, ſind von der gallichten Art. Mancher überſtehet ſie ſehr gut; wird aber dann auch wohl alle Jahre, oder ums zweyte Jahr damit befallen. Die es ſeltener bekommen, und viele Jahre hingehen, ohne krank zu werden, leiden oft weit heftiger. — Dies ſind die blutreichen, ſtarken und dem Anſcheine nach völlig geſunden Perſonen, die oft

lange

lange Zeit eine gute Gefundheit geniefsen, ohne etwas zu leiden. Findet fich aber nachher bey ihnen ein Fieber ein, fo ift es gemeiniglich ein doppeltes dreytägiges mit fchlagflüfsigen und fchlaffüchtigen Zufällen. —

Verfchiedene Menfchen haben indefs das Glück, vom Fieber gänzlich verfchont zu bleiben. Bey diefen führt aber, wie es fcheint, die Natur die fchädliche Materie durch befondere Wege aus dem Körper. Einige werden mit Flechten heimgefucht; andere bekommen ein eiteriges Durchfickern aus den Achfeln, oder haben grofse Blattern an den Hinterbacken und zwifchen den Schenkeln; wieder andere verfpüren, der äufserften Reinlichkeit ohnerachtet, einen eiterhaften Ausflufs zwifchen der Vorhaut und der Eichel; ja oft thut ein venerifcher Saamenflufs bey den Männern, fo wie bey den Weibern der gutartige weifse Flufs die nemlichen Dienfte. —

Die gewöhnlichen Fieber von Cayenne find zwar doppelt dreytägige, es giebt deren aber auch einfach dreytägige; die viertägigen aber, die manchesmal doppelt, ja fogar dreyfach find, find felten, — jedoch gemeiniglich ohne Gefahr; vielmehr verhüten fie eine gröfsere, die entftehen könnte. —

Die Fieber zu Cayenne find lange nicht fo gefährlich, als auf Martinique und Domingo, und die Anzahl der jährlich Geftorbenen würde noch weit geringer feyn, wenn hier in der gewöhnlichen Behandlung derfelben mehr nach gründlichen Anzeigen, als nach Vorurtheilen verfahren würde. Jedes Fieber mufs hier, nach dem her-

gebrachten Schlendrian, mit einem mehrmal wiederholten Aderlaſs, worauf man um den andern Tag ein Laxativ verordnet, angefangen werden. Man erlaubt ferner dem Patienten nicht allein Fleiſchſuppen; ſondern man beredet ihn auch ſogar, ſelbſt gegen ſeinen Appetit, dieſe Suppen und Fleiſch zu ſich zu nehmen. — Auch mit der China iſt man hier ſehr voreilig. — Vernunft und Erfahrung lehrten aber dem Verfaſſer Bajon, daſs durch dieſe Behandlungsart das Fieber zu früh unterdrückt würde, ehe die Materie gehörig bearbeitet und ausgeleeret worden. Daher er zwar eine mäſsige Aderlaſs, ein Brechmittel, und wenn die Materie dahin neigte, Anfangs auch wohl ein Laxativ erlaubte, aber im übrigen die Natur mehr unterſtützte, und da, wo es nöthig iſt, zu Blaſenpflaſtern, Wein u. d. g. ſeine Zuflucht nahm, auch keine andere als vegetabiliſche Speiſen und Getränke aus Graswurzel und Löwenzahn empfiehlt. —

Anſteckende, epidemiſche Seuchen, beſonders ſolche, die mit bösartigen Flecken verbunden gehen, und die zu Domingo ſo häufig ſind, giebt's zu Cayenne eigentlich gar nicht; daſs es hier aber, wenn die Umſtände ſich dazu vereinigen, dergleichen Fieber geben könne, lehrt die Erfahrung von den Jahren 1764 und 1765, wo man neue Coloniſten, die meiſt aus Teutſchen beſtanden, in ſumpfigen und niedrigen, bisher unbewohnten Gegenden anlegen wollte. — Anſtatt Reichthümer hier einzuerndten, fanden ſich alle dieſe Elenden höchſt betrogen, und ſie muſsten ſich Anfangs eine lange Zeit mit ihrem mitgebrachten Mundvorrath, der aus verdorbenem Speck und ranzig

gewor

gewordener Butter bestand, behelfen, und dazu tranken sie, weil man nichts bessers hatte, Brackwasser. — Unter allen diesen Emigranten entstand eine ansteckende Seuche von der schlimmsten Art, und man fand bey denen, die nach dem Tode geöffnet wurden, einen trocknen Brand im Magen, ob sie gleich vorher über keine Schmerzen in diesem Theile geklagt hatten. — Sie starben meist alle. — Bajon sahe unter andern eine von diesen Colonien, die aus 300 Teutschen bestanden hatte, in kurzer Zeit bis auf 3 Mann herunter gebracht. Mit aller seiner Kunst honnte er keinen retten: selbst da blieb die Natur unthätig, wo sich eine Drüsengeschwulst eingefunden hatte; er konnte weder durch erweichende Mittel eine Eiterung bewürken, noch durch spanische Fliegen dieselben dazu bringen. — Diese Epidemie abgerechnet, gab es in 12 Jahren hier keine andere. — Selbst Blattern kennt man hier kaum. Denn so bald man diese verspürt, so schickt man die damit behafteten Patienten so gleich nach einer, einige Meilen weit von Cayenne gelegenen Insel, wo sie bis zur völligen Genesung bleiben müssen.

Die eigenthümlichen Landeskrankheiten hängen mit den verschiedenen Jahreszeiten genau in Verbindung. — Der Sommer oder die trockne Zeit hat die wenigsten: es entstehen nur einige Fieber, wenn entweder die Dürre zu lange angehalten hat, oder wenn ein starker Regen plötzlich auf die Dürre folgt. —

Was den Winter angehet, so hängen die Krankheiten von dessen Beschaffenheit ab. Fängt er mit geringen Regen an, und folgen erst einige Zeit

nachher die durchdringenden Nordwinde, ſo kann er geſund ſeyn. Fallen aber gleich anfangs Platzregen, und wehen gleich ſtarke Nordwinde, ſo iſt er fruchtbar an Krankheiten. Im erſten Falle giebt es nur gefahrloſe Ephemeren; regelmäſsige drey- und viertägige Fieber. — Im zweyten Falle aber erzeugt der Nordwind, wegen ſeiner durchdringenden Schärfe, bey vielen, beſonders bey den nackten und allen bö en Eindrücken der Witterung blos geſtellten Negern, heftige Schnupfen, Rheumatismen, und beſonders die Starrſucht. — Der Schnupfen, welcher bey frühzeitiger Entſtehung des Nordwindes ſich einſtellt, iſt nicht allein weit allgemeiner, ſondern auch weit gefährlicher, ſeiner Folgen wegen, als wenn dieſe Krankheit von einem ſpäter im Winter einfallenden Nordwinde verurſachet wird. — Man hat Beyſpiele, daſs alle Negern auf einmal bettlägerig geworden ſind, und noch ſchlimmer ſind oft deſſen Folgen, weil er leicht in eine Entzündung der Pleura, der Lungen, und zuletzt in die Schwindſucht ausartet. — Lindernde Tiſanen, Aderläſſe, Brech- und Laxiermittel thaten die beſten Dienſte.

Wir wollen hierbey einen Augenblick verweilen, und folgendes aus dem Hippocrates [e]) anführen. Wenn der Winter, ſagt er, bey der Südluft regnigt und ſtille, und der Frühling bey der Nordluft trocken und kalt iſt; ſo kommen zuvörderſt die Frauen, die ungefähr ſchwanger ſind, und gegen das Frühjahr ausgerechnet haben, zu bald nieder; die inzwiſchen doch zu rechter Zeit entbunden werden, bringen ſogar ſchwache und kränkliche Kinder zur Welt, (ich werde hievon nach-

e) Von der Luft, dem Waſſer u. ſ. w. S. 417.

nachher weiter ſprechen) die entweder nicht lange nachher ſterben, oder, wenn ſie auch leben bleiben, mager, ſchwach und kränklich ſind. Dieſe Uebel kommen über das andere Geſchlecht. — Die übrigen betreffen Ruhren, trockne Augenentzündungen, und einige Catarrhe, die aus dem Kopf auf die Lunge herabfallen. — Es iſt alsdann wahrſcheinlich, daſs die ſchleimigten Perſonen, als die Frauenzimmer, wegen vorhandenem Schleim, die Ruhr, gallenreiche Leute, wegen der Hitze und Trockenheit ihres Fleiſches, trockne Augenentzündungen, und die Greiſe, um des ſchwammigten Baues und der Schwäche ihrer Gefäſse willen, Catarrhe bekommen; — ſo daſs daher auch einige plötzlich wegſterben, und andere auf der rechten oder linken Seite gelähmt werden. Denn wenn die Adern, wie das Fleiſch in einem regnigten warmen Winter, in dem die Südluft herrſcht, keine Feſtigkeit erhalten; ſo wird das Gehirn bey dem einfallenden kalten, trocknen, von der Nordluft durchweheten Frühlinge, anſtatt daſs er ſich zugleich mit demſelben hätte ſollen auflockern, und von dem Schnupfen und der Heiſerkeit reinigen, aus dieſem Grunde zuſammengepreſst, und noch dichter; worüber nun mit dem jähen Eintritte des Sommers — allerhand Krankheiten entſtehen. — So weit Hippocrates. —

Das weibliche Geſchlecht hat durchgehends von den Fiebern zu Cayenne weniger zu leiden, als das männliche: — es ſterben daher weniger Frauen als Männer, und man ſieht viele Wittwen, die bereits verſchiedene Männer haben begraben laſſen, da man ſelten Wittwer bemerkt. —

Die Fruchtbarkeit der Weiber ist hier lange nicht so grofs, als in den kältern Gegenden; die Ursache hievon sucht man theils in der ausschweifenden Lebensart der Männer, theils in der Unordnung des Periodischen bey den Weibern, und weil sie meist alle mit dem weifsen Flusse geplagt sind. — Die Schwangerschaft und die Niederkunft gehen hier gemeiniglich glücklich von Statten. — Aber mit den Europäerinnen, die entweder schwanger anlanden, oder gleich bey ihrer Ankunft schwanger werden, ehe sie das climatische Fieber überstanden haben, sieht es nicht so gut aus. Denn gemeiniglich findet sich bey ihnen im siebenten oder achten Monat der Schwangerschaft das Fieber ein, womit allezeit eine zu frühe Niederkunft verbunden geht — (ich bitte den Leser, sich dessen zu erinnern, was ich oben aus dem Hippocrates angeführet habe). In allen andern Fällen geht gemeiniglich das Wochenbette auch gut von Statten; am dritten Tage hören die Lochia zu fliefsen die meiste Zeit auf, ohne dafs man davon hier Nachtheil bemerkte. — Eben so bald verliert sich auch hier die Milch in den Brüsten, wenn die Mutter nicht selbst stillen will.

Der weifse Flufs ist hier so häufig und stellt sich so früh ein, dafs nicht allein die Fruchtbarkeit, sondern auch die Gesundheit sehr darunter leidet. Bey vielen ist er so stark, dafs die Weiber mehreremale des Tages ein reines Hemde anziehen müssen. Gegen diesen beschwerlichen Zufall liefert aber das hiesige Clima ein fast ganz specifisches Mittel, das wilde Basilikenkraut nemlich, welches von einer gelind adstringirenden Eigenschaft zu seyn scheint. Es ist dies Mittel längst von den Creolinnen und Negerinnen, nicht allein in die-

sem

ſem Zufalle, ſondern auch in vielen andern, als in dem unreinen Saamenfluſs, in innerlichen Geſchwüren der Nieren und der Mutter, gebraucht worden. Sie geben von dem ausgepreiſsten Safte Morgens und Abends ein paar Theetaſſen voll, und die Erfahrung lehrt, daſs es oft mit dem beſten Erfolge geſchiehet. Indeſs räth doch Bajon an, ſich hierin nicht nach ihrem Exempel zu richten, ſondern ſich vor dem Gebrauch des wilden Baſilikenkrauts aller derjenigen Mittel zu bedienen, die verhindern können, daſs aus ſeiner Anwendung keine Verſtopfung oder irgend ein ſchlimmer Zufall entſtehe. Bajon gebrauchte Anfangs den ausgepreſsten Saft auch: nachher lieſs er aber aus den Stielen ein Decokt verfertigen, welches gleiche Würkung that; indeſs muſs doch dies Mittel einige Monate lang fortgeſetzt werden.

Die Erziehung der Kinder macht in Cayenne die gröſste Schwierigkeit. — In den erſten neun Tagen laufen ſie die gröſste Gefahr, in den Kinnbackenzwang zu verfallen, woran das hieſige Clima ſchuld iſt; und nachher verfallen ſie in Zufälle, woran gemeiniglich die fehlerhafte Erziehung den meiſten Antheil hat. Der Hauptfehler, der begangen wird, beſtehet darin, daſs nur ſelten eine cayenniſche Dame ihre von der Natur ihr aufgelegte Pflicht, das Kind ſelbſt zu ſtillen, in Erfüllung bringen will, und ihr Kind gemeiniglich einer Negerinn, die die Stelle einer Amme vertreten muſs, anvertrauet. Dies iſt aber ein miſslicher Umſtand: denn äuſserſt ſelten trift man eine nicht veneriſche Negerinn an: ſelbſt der Arzt irrt ſich oft in der Wahl einer ſolchen Perſon, die er Anfangs für geſund hielt. Der zweyte Fehler, ſo begangen

wird, beſtehet darin, daſs man dieſe Negerinn, die an ſchlechte Koſt und viele Arbeit gewöhnt war, jetzt als die erſte Perſon im Hauſe anſieht; mit den niedlchſten Speiſen überfüllt; ſie aller Arbeit überhebt, und ihr ſo gar oft eine junge Negerinn, zur Aufwartung zugeſellt. — Dies alles macht, daſs die Amme in kurzem dick und fett wird, ſo wie auch ihre Milch an Fettigkeit zunimmt. — Dieſe Lebensart führt noch mehrere ſchlimme Folgen mit ſich. —

Die von Natur wollüſtige Amme wird's durch die gewürzhaften Nahrungsmittel noch mehr: ſie überläſst ſich ihren Leidenſchaften; verſagt ihrem Säuglinge, wenn er ſchon einigermaſsen herangewachſen iſt, keine noch ſo ſchädliche Sache; giebt ihm viele rohe, ſäuerliche und oft ſchwer verdauliche Sachen, und auch noch ſpäter hin werden den Kindern ſchlimmere Sachen erlaubt. — Die nächſten Folgen von allem dieſem beſtehen darin, daſs das bisher ſehr fette und faſt gemäſtete Kind, ſo lange es die fette Milch ſeiner Amme genoſs, nun bald verfällt und mager wird, ſo bald es entwöhnt worden. Die zweyte Folge iſt, daſs ihre Leiber gemeiniglich dick, aufgelaufen, und mit Würmern und Wurmſchleim angefüllt ſind. — Man kann leicht einſehen, daſs dergleichen Kinder vielen und groſſen Gefahren ausgeſetzt ſind. — Oft entſtehen Wurmfieber; dann Faulfieber: — am häufigſten aber Zahnfieber: — zu allem dieſem geſellen ſich gemeiniglich Convulſionen, worauf oft der Tod erfolgt. — Gegen die Würmer hat man hier ein unvergleichliches Mittel, und dies iſt der Saft eines dem Feigenbaume nicht unähnlichen Baums, oder wie B a j o n das Mittel nennt, die Milch vom

vom Feigenbaume, welches, ſeinen Erfahrungen zufolge, dasjenige Mittel iſt, welches in den Wurmkrankheiten faſt nie fehlt: nur muſs dies Mittel Anfangs in kleinen Doſen, Theelöffelweiſe, und in Verbindung mit einem gelinden Laxiermittel, als mit der Manna, oder mit dem Ricinusöl, gegeben werden. — Es ſchlieſst ferner den Gebrauch vieler anderer Mittel nicht aus.

Da aber viele Eltern ihre Kinder nicht ſo vielen Gefahren ausſetzen wollen; ſo ſchicken ſie ihre jungen Kinder oft nach Frankreich, um ſie daſelbſt erziehen zu laſſen, von woher man ſelbige nicht eher zurück kommen läſst, bis ſie bereits erwachſen ſind. Und hierzu haben ſie gewiſs Urſache genug: denn die Starrſucht allein iſt hier eine ſo gemeine Krankheit, daſs an einigen Orten faſt das dritte Kind daran ſtirbt, und je näher man zur Mittagslinie kömmt, je häufiger wird auch dies Uebel. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daſs die in der Luft befindliche Säure groſsen Antheil daran habe. — Man hält dieſe Krankheit, wenn ſie in den erſten 9 Tagen zum Vorſchein kömmt, für unheilbar; und man überläſst ein ſolches Kind ſeinem Schickſale. Es ſterben auch faſt alle Kinder, die damit befallen werden, daran.

Daſs in der Luft irgend ein Grundſtoff befindlich ſeyn müſſe, welcher bey neugebornen Kindern, bey denen doch gar kein äuſserer Reitz vorhanden iſt, dieſe Krankheit ſo häufig hervorbringt, ſcheint aus folgenden Gründen zu erhellen. Erſtlich ſo pflegen die Indianer ihre Kinder in den erſten 9 Tagen nicht allein vor der äuſsern Luft ſorgfältig zu bewahren, indem ſie ſelbige in eine verſchloſſene Kammer einſperren, ſondern ſie be-

beſchmieren ſie auch reichlich mit Oel; desgleichen ſtreichen ſie Oel auf den abgeſchnittenen Nabelſtrang, und dadurch verhüten ſie bey ihren Kindern oft dies Uebel. Zweytens ſo werden ſelbſt Pferde, wenn ſie erhitzt geweſen, ebenfalls leicht mit einem ähnlichen Zufalle befallen. Hieraus ſcheint gefolgert werden zu können, daſs in der Luft etwas vorhanden ſey, wogegen man die Kinder nicht bewahren kann; und daſs dies Etwas auf ein erhitztes Thier zu Cayenne einen ganz andern Einfluſs als in den übrigen Weltgegenden habe. Daſs aber ein ſaures aus der See ſich entbindendes Principium dieſes Etwas ſey, und die eigentliche wahre Urſache enthalte, erhellet aus der Bemerkung, daſs nur die Küſten damit allein heimgeſucht werden: mitten im Lande hergegen, wohin die Seewinde nicht kommen können, weiſs man vom Kinnbackenkrampf nichts. Es leiden ferner die höher gelegenen und freyen Gegenden mehr, als die in den Sümpfen liegen. Eine Gegend, die durch einen Wald von der See getrennt iſt, hat nicht ſo viel Gefahr auszuſtehen, als wo alle Gemeinſchaft iſt.

Bajon kannte einen Mann, deſſen Wohnung bisher hinter eines Nachbaren Gehölze lag, welches den freyen Zutritt der Seeluft verhinderte.— Er hatte das Glück, viele Kinder groſs werden zu ſehen: als es aber ſeinem Nachbar gefiel, das Holz fallen zu laſſen; ſo bekamen die Kinder ebenfalls den Kinnbackenkrampf, und ſtarben. —

Auch unter den erwachſenen Perſonen findet dieſer Krampf nicht ſelten ſtatt. Sie bekommen ihn entweder auf eine oder die andere vorhergegangene, aber oft ſchon wieder gehobene Verletzung,

tzung, und in diesem Falle ist der Ausgang fast immer tödtlich; oder dieser Zufall kömmt unvermerkt, dauert oft Monate lang, hinterläßt allerhand Verdrehungen der Gliedmaßen und innere Verletzungen, und wird noch oft durch Hülfe der Natur, die ein Fieber erregt, gehoben; auch vermag in diesen Fällen die Kunst etwas, und die besänftigenden, lindernden, öligten Mittel sind nicht ohne Nutzen; da sie hergegen so wenig in dem Kinnbackenkrampf der Kinder, als desjenigen, welcher Erwachsenen nach einer Verletzung überkömmt, etwas leisten können: auch bewies sich zu Cayenne das Einreiben mit Queckfilber um nichts vortheilhafter.

Hiemit ist aber das Unvermögen der Kunst in dieser Krankheit noch nicht ganz bewiesen. Bey Kindern hat man ein Bewahrungsmittel gegen den Trismum darin gefunden, daß man gleich bey der Geburt derselben, vor der Unterbindung des Nabelstranges, alles Blut sorgfältig aus dem kindlichen Theile des Nabelstranges wegstreicht, und ihn davon so reiniget, daß er nach der Unterbindung ganz blaß aussiehet. Bajon hat, seiner Versicherung zufolge, kein Kind von dieser schrecklichen Krankheit befallen gesehen, bey dem man diese Operation ordentlich vorgenommen hatte.

Man muß aber auch im Uebrigen vernünftig mit den Kindern umgehen, und sie nicht, wie hier Landesgebrauch ist, 9 Tage lang in einer Stube, die so heiß als eine Badstube ist, einschließen. — Daß auch selbst bey erwachsenen Personen oft Hülfe gefunden werde, und daß einige Negern gewisse geheime Mittel gegen diese Krankheit besitzen, davon war Bajon mehr als einmal Augenzeuge.

Unter

Unter andern kannte er einen Sclaven, der, mit Beyhülfe gewiſſer ihm allein bekannter Kräuter, den Krampf bey einem Menſchen, den Bajon bereits für dem Todte nahe und unheilbar gehalten hatte, geneſete. — Bajon konnte ihn aber nicht bewegen, ihm das Geheimniſs bekannt zu machen.

Eine der vornehmſten chroniſchen Krankheiten, die zu Cayenne, Surinam und auf den caraibiſchen Inſeln im Schwange gehen, iſt die Verſtopfung der Milz und anderer Eingeweide. Die Negern, und beſonders die Creolen, ſind dieſem Uebel, welches gemeiniglich ein Ueberbleibſel eines ſchlecht curirten Fiebers iſt, ſehr unterworfen. Es wächſt dieſe Geſchwulſt oft zu einer auſſerordentlichen Gröſse an, und Weiber, ſo damit behaftet ſind, haben Leiber, wie ſonſt Frauen, die in den letzten Monaten der Schwangerſchaft gehen. Offenbar ſind die ſchlechte Behandlung der Fieber, womit dieſe Leute oft befallen werden; der zur Unzeit angewendete Gebrauch der China; das übermäſsige Schwitzen, wodurch das Blut ſeiner Flüſsigkeiten beraubt wird, und daher leicht in dem laxen Eingeweide, der Milz nemlich, ſtocken kann, und andere dergleichen Urſachen, an dieſen Kuchen ſchuld. Es bleibt aber nicht bey der Milzverſtopfung allein, ſondern es dehnt ſich das Uebel auch oft auf die groſse Magendrüſe und auf die Leber aus, in welchem Falle eine gelbe Farbe gemeiniglich eine Folge davon iſt. — Wird die beſagte Verſtopfung der Milz verſäumt, oder unrecht behandelt, ſo entſteht eine wäſſerigte Geſchwulſt, und zuletzt die Waſſerſucht ſelbſt daraus. Aus der Leberverſtopfung aber folgt oft eine Eiterung. — Die Weiſsen ſind dieſen Uebeln

zwar

zwar auch unterworfen; da ſie aber bey den Fiebern gemeiniglich eine beſſere Pflege als die Sclaven genieſsen, ſo ſteigt bey ihnen das Uebel ſelten zu der beſagten Höhe.

Auflöſende Ptiſanen und gelinde Mittelſalze, als der geblätterte Weinſtein in Milchwacke, zeigen ſich hierin nützlich.

Ein anderes hiemit verwandtes Uebel iſt das Magenweh, oder eine Cachexie. Dies iſt unter den Congosnegern und unter den Creolen ein ſehr gewöhnlicher Zufall. — Der Magen ſchwillt auf, ſie bekommen Herzklopfen; Mattigkeit; Trägheit den Körper zu bewegen; die Patienten möchten ſtets zu Bette liegen; die Pulsadern am Halſe klopfen ſtark; die Geſichtsfarbe verändert ſich; die Zunge und das Zahnfleiſch werden oft ſo weiſs wie Papier. — Viele haben ein ſtarkes Gelüſte nach Kreide, Kohlen und dergleichen Sachen mehr. — In dieſem Falle iſt dies ein Zufall der Krankheit; oft aber ziehen ſich die Sclaven aus Verdruſs zum Leben die Krankheit dadurch zu, daſs ſie Steine, Kohlen, Stücke von Pfeifen mit Vorſatz verſchlucken, um dadurch ihrem Leben ein Ende zu machen. In dieſem letztern Falle iſt die Cur ſchwer: denn man kann dieſe Leute von ihrem Vorſatze nicht abbringen, ſondern ſie haben immer Gelegenheit, ihr Vorhaben auszuführen. Wenn dies aber der Fall nicht iſt; ſo ſind ſauerdämpfende Mittel; der Stahl; gelinde Laxiermittel; auflöſende Tiſanen, und ein Mittel, das aus wildem Anil, Krauſemünze und Corallenbaumsrinde durch die Gährung zubereitet worden iſt, gemeiniglich untrüglich: wo aber das Uebel bereits zu weit gekommen iſt, da ſtellet ſich eine unheilbare Waſſerſucht ein. —

Der

Der Ausſatz, die Flechten und die Pianen machen den Einwohnern zu Cayenne groſse Beſchwerden. Der Ausſatz wird hier die rothe Krankheit genannt, weil rothe Flecken die erſten Anzeigen davon ſind. Es unterſcheiden ſich aber die ausſätzigen Flecken dadurch von allen andern, daſs ſie ohne Empfindung ſind, wenn man mit einer Nadel hinein ſticht. Es bleibt aber nicht gar lange bey dieſen Flecken allein, ſondern es finden ſich im Geſichte, an der Naſe, Ohren und andern Theilen die gewöhnlichen Erſcheinungen ein, worauf Knochengeſchwüre u. d. gl. m. folgen. — Man hat hier faſt kein Beyſpiel, daſs ein Menſch von dieſem Uebel ſey befreyet worden: denn im Anfange ſucht es ein jeder zu verbergen, und in einem weitgediehenen Zuſtande werden die damit behafteten Neger von andern abgeſondert, und müſſen in einer entlegenen Hütte ſich behelfen. Teutſche, die ſich mit Negerinnen nur zu oft abgeben, werden auch oft angeſteckt, und dieſe halten den Zufall Anfangs verborgen, und in dem ſcheuſslichen Zuſtande halten ſie ſich für unheilbar, und ſuchen auch keine Hülfe.

Die Flechten haben oft viele Aehnlichkeit mit den erſten Anzeigen des Ausſatzes, mit der rothen Krankheit nemlich. Allein ſie unterſcheiden ſich von den Ausſatzflecken dadurch, daſs der mittlere Theil des rothen Flecks mehr weiſslich iſt, und ſeine Empfindlichkeit nicht verliert. — Heilbar iſt dies Uebel zwar oft; aber es erfordert eine ſolche Diät, der ſich nur wenige hieſige Einwohner unterwerfen mögen; die Veränderung des Clima's iſt zur andern Zeit das einzige Mittel. Oft ſind die Flechten die Würkung eines veneriſchen Pians-

giſts,

gifts, und in dieſem Falle thun Merkurialmittel gute Dienſte. Uebrigens bewahren die Flechten viele Menſchen vor den hier ſo gewöhnlichen Fiebern. —

Mit den Pianen wird jeder Neger eben ſo gewiſs einmal in ſeinem Leben befallen, wie die Europäer mit den Blattern. Die Diſpoſition dazu bringt wenigſtens jeder Neger mit auf die Welt, und ſo bald Piansgift in ſeinen Körper tritt, entwickelt ſich auch die Krankheit. Es iſt aber das Gift nicht ſo flüchtig, daſs es ſich durch die Luft ſollte mittheilen können: Berührung wird immer erfordert: ſehr häufig tragen die Fliegen das Gift weiter. Denn wenn dieſe mit ihren Füſsen, an denen Piansgift ſitzt, eine Wunde eines geſunden Menſchen, der dieſe Krankheit noch nie gehabt hat, berühren, ſo iſt die Inoculation geſchehen, und es bricht die Piansblatter an dieſem Orte zuerſt aus. —

Es giebt drey verſchiedene Arten dieſer Krankheit, wovon die eine immer ſchlimmer als die andere iſt. Die gelindeſten Pianen ſind mehr weiſsliche Blattern, von verſchiedener Gröſse und Erhabenheit; einige nehmen wohl einen Umfang von einer Hand groſs ein, und ſind wohl zwey Linien hoch; es flieſst Eiter heraus. — Dies iſt die gelindeſte Art. Schlimmer ſind die kleinen Pianen, die oben ſpitz ſind, und kein ſchwammigtes Fleiſch, wie die weiſsen, enthalten; aus ihnen flieſst nur dünner Eiter. Die Pianen von der zweyten Art führen, während ihrem Ausbruch, mehrere Beſchwerden mit ſich, und ihre Folgen ſind auch ſchlimmer. — Die rothen Pianen ſind gröſser als die vorhergehenden. Ihre Fläche iſt

mit ſchwammigtem rothem Fleiſche bedeckt; ihr Ausbruch geht beſchwerlich von ſtatten; es kommen immer neue zum Vorſchein, ſie dauern am längſten oft zwey und ein halbes Jahr: ſie hinterlaſſen endlich gemeiniglich andere beſchwerliche Uebel. — Was den Ort anbetrift, den die Pianen einnehmen; ſo ſind es das Geſicht; die ganze Haut des Körpers; am häufigſten aber die Geburtstheile und die Gegend des Afters. — Mutterpian nennt man jede der drey angeführten Arten, die die erſte und gröſste iſt, dabey nicht erhaben, ſondern vertieft erſcheint, und aus welcher oft noch lange nachher Eiter ausflieſst. Nach überſtandenen Pians bleibt oft der Menſch noch lange nachher ſiech; wird noch mit vielen andern Beſchwerden heimgeſucht, ja einige überwinden das Uebel nie ganz. — Dergleichen Zufälle kommen entweder äuſserlich an der Haut zum Vorſchein; oder das Gift wirft ſich auf tiefer gelegene Theile. Aeuſserlich kommen entweder Flechten oder Auswüchſe zum Vorſchein. Dieſe haben gemeiniglich inwendig an den Händen und Fuſsſohlen, oder an den Fingerſpitzen ihren Sitz. — Es wird bald die Haut faſt hornartig dick, ſo daſs die Menſchen die Hände nicht ſchlieſsen können; oder es entſtehen Geſchwüre daſelbſt, in deren Mitte ein ſchwammigtes Gewächs ſitzt, das viele Wurzeln hat, und dieſer Aehnlichkeit wegen Krabben genannt wird. — An den Fingerſpitzen, beſonders der Füſse, entſtehen endlich auch oft rothe, den Kirſchen nicht unähnliche und ſehr ſchmerzhafte Auswüchſe.

Wirft ſich aber das Gift auf innere Theile, ſo geſchieht dies gemeiniglich auf die Knochen. Entweder

weder haben alsdann die Patienten heftige nächtliche Schmerzen; oder die Enden der Knochen schwellen an; werden weich, und endlich entstehen Geschwüre, die ein häsliches Ansehen haben, und die die Knochen selbst angreifen. — Dieser Zustand scheint mit dem Aussatze nahe verwandt zu seyn.

Die sich selbst überlassenen Pianen heilen langsam; erfordern oft zwey Jahre und noch längere Zeit. — Während dieser langen Zeit hält man die damit befallenen Negern abgesondert, und überläst sie völlig der Natur. — Dieser Zeitverlust allein, ohne auf die schlimmen Folgen zu merken, die die Pianen nachher anrichten, sollte die Weissen bewegen, die nöthigen Hülfsmittel dagegen zu versuchen. Denn den Erfahrungen zufolge, leistet das Queckfilber in dieser Krankheit eben solche grosse Dienste, als in der Venusseuche: man muss aber mit dem Gebrauche dieses Mittels allezeit so lange warten, bis der Ausschlag, der durch Schwefelblumen und Theriak befördert werden muss, geschehen ist. Alsdann aber wird innerlich das versüsste Queckfilber einige Zeit gereicht, und dies ist gemeiniglich mit so gutem Erfolge begleitet, dass die Blattern auf der Haut bald verschwinden. Damit ist aber das Gift keinesweges selbst getilgt, sondern es erfordert noch die Schmiercur, die bis zu einer geringen Salivation fortgesetzt werden muss: hüten muss man sich aber, dass diese nicht so stark werde, weil damit auch alles Queckfilber wegfliesst.

Man thut allezeit besser, durch gelinde Einreibungen einen mässigen Speichelfluss wenigstens 60 Tage lang zu unterhalten. Eben dieses Ver-

fahren ſchickt ſich auch für die meiſten Zufälle, die auf die Pianen folgen. Denn durch eine gelinde und lange Zeit fortgeſetzte Salivation kann man nicht allein die Schmerzen der Knochen; die kirſchförmigen Gewächſe; die hornartige Beſchaffenheit der Hände und Füſse; ſondern auch die Knochengeſchwülſte heben. Gegen die Knochengeſchwüre aber iſt dies Mittel meiſt unzureichend und oft ſchädlich. —

Giftige Thiere, die entweder durch ihren Biſs oder Stich, oder durch ihre Gegenwart Schaden anrichten, giebt es häufig zu Cayenne. — Viele Negern bringen aus Afrika den guineiſchen Wurm mit, und dieſe verurſachen hier die gewöhnlichen Beſchwerden, die wir oben haben kennen gelernt.

Die Klapperſchlangen und Stachelſchlangen ſind entweder durch ihren giftigen Biſs oder durch die verurſachte Zerreiſsung und Zerquetſchung der gebiſſenen Theile, in welchen leicht der kalte Brand entſteht, höchſt gefährlich. — Endlich gehören hier auch die Stiche der Inſekten hin, welche oft zu den ſchlimmſten Zufällen, als Entzündungen und Eiterbeulen Gelegenheit geben. Die gewöhnlichſten ſind die Maringouins, eine kleine Mücke; die Mouſtikes und Tiks. — Die aus dem Biſs oder Stich dieſer Inſekten, die gemeiniglich die neulich aus Europa Angekommenen mehr als die Landeseinwohner anfallen, entſtandenen Geſchwüre, nennt man Malingre. — Gegen dieſe Inſekten ſchützt man ſich am beſten durch lederne Handſchuhe und Stiefeln. —

Uebrigens erfordern die äuſserlichen Krankheiten, als Wunden und Geſchwüre, eine etwas andere Behand-

Behandlung in den heifsen Ländern, folglich auch zu Cayenne, als in den gemäfsigten. Vorerst sind öligte Salben und Pflaster, die gemeiniglich aus Europa kommen, meist schon verdorben, ehe sie in den heifsen Ländern ankommen; dieser scharfen Eigenschaft wegen schaden sie sehr: — aber sie sind auch selbst unverdorben nachtheilig, weil sie zu sehr erschlaffen, und die bereits vorhandene Schwäche der festen Theile noch mehr vermehren: ferner so unterdrücken sie die höchst nöthige Ausdünstung: — man thut daher in heifsen Ländern am besten, sich dieser Sachen gänzlich zu enthalten. Vielmehr erfordern die meisten Wunden und Geschwüre Mittel, die der Fäulung widerstehen, und die schlaffen Theile stärken. Bajon fand daher eine Vermischung von Wundkräutern und Taffia am zuträglichsten. Bey starken Sugillationen und Quetschungen mufs man durch gemachte Einschnitte das ausgetretene Blut bald möglichst wegschaffen, weil sonst die Fäulung zu schnell in denselben überhand nimmt. — Wunden und Geschwüre, die stark eitern, müssen hier zu Lande weit öfterer als in Europa verbunden werden, sonst geht alles in Fäulung über. — Bey starken Entzündungen darf man zwar das Aderlassen nicht bey Seite setzen, indefs vertragen die Menschen diese Ausleerungen nicht so gut, als in den gemäfsigten Gegenden. Bey äufserlichen Geschwüren, die den kalten Brand drohen, empfiehlt sich die Maniokwurzel sehr, weil sie der örtlichen Fäulnifs Einhalt thut, und sie reinigt. Man wäscht die Wunde täglich zwey- bis dreymal mit einer starken Abkochung dieser Wurzel, und in kurzem erhält Fleisch und Eiter gute Beschaffenheit. Dies sind die Nachrichten von Cayenne, die Bajon

mitgetheilt hat. — Sie haben den Stempel der Aechtheit und Wahrheit. — Es verdient alſo kaum andere Schriftſteller, die ſich um die Natur der Krankheiten wenig bekümmert haben, anzuführen; da es bey ihnen oft an gültigen Beweiſen fehlt. Z. B. ſo erzählt man f), daſs es zu Cayenne einen Federkiel dicken und einen Zoll langen, röthlich dunkeln Wurm, der einer Raupe ähnlich ſey, geben ſolle, welcher ſich unter der Haut von den Beinen, Schenkeln, Gelenken einniſtet, daſelbſt ein Jucken und darauf eine Geſchwulſt verurſachet. Wenn man dies bemerkt, ſo ſchneidet man die Geſchwulſt auf, worin der Wurm, den man Makaque nennt, im Blute ſchwimmt: dieſen holt man mit einem geſpaltenen hölzernen Zängelchen heraus, darauf ſtreuet man etwas von den Unreinigkeiten einer Tabackspfeife hinein.

Es iſt aber wahrſcheinlich, daſs dies nichts anders als dasjenige Inſekt ſey, welches man Chique nennt. Es hat die Geſtalt und das Anſehen eines Flohes, nur daſs es kleiner iſt. Es drängt ſich in das Innere der Haut ein, wächſt ſtark und bis zur Gröſse einer ziemlichen Erbſe, es liegt in einer nicht wenig dicken Haut, die der Sack genannt wird, und worein es eine ungeheure Menge Eyer legt. Wenn es völlig ausgewachſen iſt, und alle Eyer von ſich gegeben hat, verfault es gemeiniglich, und aus den Eyern werden eben ſo viel gleichartige Inſekten, die ſich bald darauf nach einer eignen Freyſtadt, die ihrem Geburtsort ähnlich iſt, umſehen: ſo daſs man in kurzer Zeit die Füſse voll ſolcher Inſekten hat, und diejenigen, die

f) Allg. Hiſt. d. R. 16. B. S. 364.

die ſich ſelbige nicht herausziehen laſſen, bekommen oft die Füſse ganz voller Geſchwüre. Wenn man aber dieſe Beutelchen ſorgfältig herausziehen läſst, ſo entſtehen ſelten üble Zufälle davon, beſonders wenn man kein Stück vom Sack in ſeiner Wohnung läſst. Die Negerinnen ſind im Herausziehen ſehr geſchickt; ſie legen auch Taback, nach heraus gezogenem Wurm, in die alte Höhle, damit alles austrockne. —

Von Guiana.

Das freye und inländiſche Guiana, welches von Caraiben, Galiben, Ottomachen, Arowaken und andern Nationen bewohnt wird, iſt ſehr niedrig, und leidet oft Ueberſchwemmung vom Austreten des Oronokofluſſes: es müſſen daher ſeine Einwohner, zu dieſer Zeit, ihre Zuflucht auf Bäume [g]) nehmen. Die Wälder und Moräſte nehmen hier den gröſsten Raum ein, und das Waſſer iſt höchſt ſchlecht. Die Spanier, die deſſen böſe Eigenſchaft im Anfang nicht kannten, wurden davon mit Dyſenterien angeſteckt, und ſelbſt ihre Pferde, die davon tranken, kamen um. Die Indianer, die kein anderes Waſſer haben, trinken es dennoch ohne groſsen Schaden: ſie ſchöpfen aber das Waſſer in der Mittagsſtunde, weil ſie aus Erfahrung gelernt haben, daſs alsdann das Waſſer unſchädlich iſt, weil die Hitze und Sonne es läutern. Nach dem Mittag iſt es ſchon nicht mehr ſo gut, und um Mitternacht iſt es giftig [h]). — Dieſer Erfahrungsſatz beſtätigt die Richtigkeit desje-

g) Allg. Hiſt. d. R. a. a. O. S. 323.

h) A. a. O. S. 318.

desjenigen, was Hippocrates [i]) von der Wasserausdünstung sagt: wenn nun noch, spricht er, überdies das herumschwebende und der Luft beygemischte Wasser weggeführt und in die Höhe gezogen worden ist: so wird der trübe und undurchsichtige Theil abgeschieden; er macht sich davon, und verwandelt sich in Luft und Nebel: der dünnste und leichteste Theil hergegen bleibt zurück, und wird, indem ihn die Sonne erhitzt und durchkocht, süsse; denn auch alle übrigen Wasser werden durchs Kochen süsse. —

Die Luft ist hier beständig feucht und dumpfigt; das Land bringt viele giftige Pflanzen hervor, womit die Einwohner ihre Pfeile vergiften, — kurz, die ganze Gegend ist höchst ungesund, und ihre Einwohner leben in einem elenden Zustande. — Daher nimmt, wie Abt Gilii [k]) berichtet, ihre Anzahl stets ab, und ihr Körperbau verräth nichts festes noch dauerhaftes; vielmehr haben sie ein kränkliches Ansehen; ihre Glieder sind so schlaff und biegsam, dass sie mit den Zähen der Füsse eine Nadel aufheben können; schon in der frühen Jugend verlieren sie ihre Zähne: — überhaupt kann es kein schwächlicheres Volk in der Welt geben, als die Saliven, Tamanachier, Parechier, Guipunavier und andere sind, die am Orokonofluss wohnen; sie sind nicht allein vielen Krankheiten, als Fiebern, Ruhren, tödtlichem Erbrechen, Augenflüssen, der Blindheit, dem Aussatz, der Venusseuche und den Blattern unterworfen, sondern sie sterben auch oft früh. — Gilii sagt: es seye zu bewundern, dass die Leute so

i) Von der Luft, dem Wasser u. s. w. S. 410.

k) Abts Gilii Nachrichten von dem Lande Guiana, dem Oronokofluss und den dortigen Wilden, in den Hamburg. Samml. 1785.

ſo empfindlich gegen jede Witterungs-Veränderung wären, da ſie doch beſtändig in Waldern und auf Wieſen lebten. — Wenn man uns alſo alle wilde Völker als höchſt geſund und ſtark geſchildert hat, ſo hat man entweder an dieſe nicht gedacht, oder man hat von einem Exempel auf alle geſchloſſen. Denn freylich giebt es auch unter dieſen Nationen einige, die ein hohes Alter erreichen; ſo wird uns z. B. ein Greiſs von 110 Jahren geſchildert, der in einem Tage 14 Meilen gegangen ſeyn ſoll [l]). Indeſs wer ſteht uns dafür, daſs der Mann würklich ſo alt geweſen, da die Wilden ihr Alter ſelten richtig anzugeben wiſſen. An den grauen Haaren kann man auch bey ihnen nichts erkennen: denn Gilii ſagt, ſie würden weder grau, noch ihre Stirne runzelicht; nur ihre Füſse bekämen Runzeln. —

Nicht allein die häufigen Ueberſchwemmungen machen den Lebensunterhalt allhier ſparſam, ſondern die Faulheit ihrer Einwohner thut dies noch mehr. Ihre gewöhnlichen Nahrungsmittel [m]) beſtehen zwar aus Jucca, Caſſava und Mais; allein dieſe Sachen erfodern einige Bearbeitung, womit ihnen nicht gedient iſt. Leichter iſts ihnen, beſonders den Ottomachiern, einen gewiſſen wohlriechenden Thon einzuſammlen, den ſie mit oben benannten Früchten vermiſchen, und daraus Brod backen.

Andere gehen aber noch weiter; ſie eſſen, alt und jung, den Thon, aus welchem ſie ihre Töpfe bereiten, mit Crocodillfett vermiſcht; — ohne dieſes Crocodillfett, welches einigermaſsen abführet, wäre der Thon gar nicht genieſsbar, und durch ihn wird wahrſcheinlich die ſchädliche

l) Allgem. Hiſt. d. R. a. a. O. S. 328.
m) Gilii a. a. O.

Eigenschaft desselben gemäsiget, ob sie gleichwohl zu den vielen oben angeführten Krankheiten Gelegenheit geben muss. —

Kein Volk erträgt die Widerwärtigkeiten dieses Lebens mit grösserer Gleichgültigkeit, als eben diese Indianer. — Sie ertragen Hunger, Durst, Nacktheit, selbst Krankheiten mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit, weil es immer von ihnen abhängt, ihrem Elende ein Ende zu machen. —

Gefällt es ihnen nicht länger zu leben, so machen sie es wie jener Indianer, dessen Gumilla [n]) Erwähnung thut. Dieser rief, als er Lebenssatt war, seine drey Söhne zu sich, und geboth ihnen, ihn hinaus aufs Feld zu tragen, und ihn daselbst lebendig zu begraben: sie gehorchten, machten eine Grube, und legten ihn hinein; als sie bereits eine Menge Erde auf seinen Leib, aber noch nichts auf sein Gesicht geworfen hatten, befahl er, ein wenig still zu halten, weil die Erde zu schwer sey. Jetzt besprach er sich noch ein wenig mit seinen Söhnen, und darauf nahm er von ihnen Abschied, und sie erfüllten mit kaltem Blute hierauf den letzten väterlichen Befehl genau. —

Salz fehlt in diesem Lande, aber die Einwohner ersetzen diesen Mangel durch die Asche einer Palmart [o]). Hunde findet man hier überall; aber von Tollheit derselben weiss man nichts [p]).

Das vorzüglichste sinnliche Vergnügen, das diese Völker geniessen, bestehet darinn, sich zu berauschen. — Dies geschieht bey ihnen, nach dem

Gu-

n) Gumilla de l'Oronoque Tom. I. M. sehe Krafts Sitten der Wilden, Koppenh. 1766. S. 115.

o) Gilii a. a. O.

p) A. a. O.

Gumilla, dadurch, daſs ſie den Saamen einer unbekannten Pflanze zu Pulver gerieben, mit einer gewiſſen verbrannten und gleichfalls zu Pulver gemachten Muſchel vermiſchen, und dieſes in die Naſe ziehen, worauf eine der Raſerey ähnliche Trunkenheit erfolgt. — Auch Condamine q) verſichert, daſs die Omaguer am Amazonenfluſſe ſich des nemlichen Mittels bedienten. Um dieſes Pulver recht in die Naſe zu bringen, haben ſie ein eigenes Inſtrument aus Rohr gemacht, erfunden, welches die Geſtalt eines lateiniſchen Y hat. Wenn ſie nun die obern Enden in die Naſenlöcher gebracht haben, ſo ſtecken ſie das andere untere Ende ins Pulver, und nun ziehen ſie mit einem ſtarken Hauche das Pulver in die Naſe. — Hierauf erfolgt oft eine wohl 24 Stunden lang anhaltende Trunkenheit, ſagt Condamine, worinn ſie allerhand Erſcheinungen haben. —

Die Arzneykunſt iſt unter dieſen Völkern in dem allerelendeſten Zuſtande, und ſie verdient nicht die harte Prüfung, der ſich ihre Aerzte, die man Piaci oder Piaies nennt, unterwerfen müſſen, um zu dieſem Amte die Erlaubniſs zu bekommen. Ein ſolcher Piaie r) muſs 10 Jahre lang bey einem alten Piaien zubringen, und ihm dienen: er muſs über 24 Jahre alt ſeyn, und folgende Prüfung mit aller Standhaftigkeit aushalten. Erſtlich wird er eine lange Zeit eingeſchloſſen; und nur mit ſo weniger Nahrung verſehen, daſs er faſt für Hunger ſterben möchte. — Hierauf zieht man ihn aus ſeinem Gefängniſſe heraus, und bey aller ſeiner Schwäche muſs er ſo lange tanzen, bis er in Ohnmacht fällt; — um ihn hieraus zu erwecken, bin-

q) Allgem. Hiſt. d. R. a. a. O. S. 36.
r) Allgem. Hiſt. d. R. 12. B. S. 61.

bindet man ihm einen Beutel mit Ameisen um den Hals, welche ihn wieder zurechte bringen. Nun geht es aber erst recht ans Quälen. — Man setzt ihm eine Art von Trichter in den Mund, und durch diesen giesset man ihm ein grosses Gefäss voll Tabacksaft in den Hals. Dieses verursachet ihm, wie leicht zu erachten, die heftigste Zerrüttung des Körpers, und es fliesset bis aufs Blut fast alles aus ihm weg. Viele bleiben in dieser Probe; die es aber überstehen, hält man für geschickt, alle nur mögliche Krankheiten zu curiren. — Aber wegen ihrer Kenntniss der Pflanzen, die man ihnen zutrauet, hat man sie auch oft der Giftmischerey wegen in Verdacht, und man glaubt, dass sie oft die Luft so vergiften könnten, dass allgemeine Seuchen daraus entständen [s]). Sie stehen übrigens durch ihren finstern Blick bey dem Volke in grossem Ansehen. — Ihre ganze Curart bestehet aber, ausser im Baden, Fasten, Blutlassen, und einigen andern Sachen, blos darinn, dass sie den Patienten mit ihren Kürbisflaschen etwas vorklappern. Wenn wir also von diesen Piaies nichts lernen können, so hat dennoch die Bekanntschaft, die Condamine [t]) mit den Omaguern in Para machte, zu einer nützlichen Entdeckung Gelegenheit gegeben. Er sahe nemlich bey ihnen gewisse Pumpen oder Sprützen, die die Gestalt einer Birne hatten, und mit einer Röhre versehen waren. Sie waren aus elastischem Harz gemacht, und inwendig hohl, so dass sie mit Wasser konnten gefüllet werden; und wenn dies geschehen war, so bedurfte es nur einen Druck, und das Wasser sprützte stromweise heraus; nach geschehenem Druck hatte die Sprütze we-

s) Gilii a. a. O.
t) Allg. Hist. d. R. 16. B. S. 36.

wegen ihrer Elaſticität wieder ihre vorige Geſtalt. — Die Omaguer machen hievon ſo viel Werk, daſs bey einer Geſellſchaft jedem Gaſte eine ſolche Sprütze gegeben wird. — Man hat bereits verſchiedene nützliche Werkzeuge, als Catheter, aus dieſer elaſtiſchen Materie verfertiget, und vielleicht wendet man ſie in Zukunft zu mehrern nützlichen Sachen an. —

Das Salben mit Roucou und Genipa und andern öligten Sachen richtet bey dieſen Völkern in Krankheiten, beſonders in den Blattern, groſſen Schaden an: daher ſterben auch die meiſten, ſo davon befallen werden. Dem ohnerachtet hatte es ein Karmelitermönch, 13 Jahre vor Ankunft des Condamine zu Para, gewagt, ihnen die Blattern einzuimpfen, und dies geſchah mit dem beſten Erfolg. —

Noch verdient angemerkt zu werden, daſs die Fäulung in dem hieſigen warmen und feuchten Clima in ſehr kurzer Zeit erfolge. Condamine *u*) erzählt, daſs ein Menſch, der von einer Klapperſchlange tödtlich gebiſſen worden, gleich in Fäulung gegangen ſey, ſo daſs, da man ſeinen Arm anfaſſete, ſich ſelbiger gleich vom Körper abſonderte: jedoch laſſe ich hiebey unentſchieden, ob nicht das Gift hievon mehr als die Hitze Urſache geweſen. —

Hier ſetzt man in die Carthageniſche Bohne, oder in die Habille, gegen den Biſs der Schlangen ein ungemeſſenes Vertrauen. Jäger, oder die ſonſt über Land gehen, verſehen ſich damit, und glauben nun nichts befürchten zu dürfen. — Auſserdem fehlt es ihnen nicht an andern nützlichen Pflanzen, wovon Waffer *x*), der ſich unter

u) A. a. O. S. 141.
x) Allgem. Hiſt. d. R. 15. B. S. 265.

ter die wilden Indianer in Terra firma verirret hatte, an ſeinem eigenen Körper die beſte Würkung verſpürte, da er ſeine Knie verbrannt hatte. Er war ſelbſt Chirurgus, aber ſeine Negern, die ihn treulos verlaſſen hatten, hatten den ganzen Vorrath von Medicamenten mitgenommen. In ſeinen elenden Umſtänden muſste er ſich den Indianern völlig übergeben, die ſich ſeiner auf das menſchenfreundlichſte annahmen. Sie kaueten verſchiedene ihm unbekannte Kräuter, machten daraus einen Teig, den ſie auf ein Plantanblatt ſtrichen, und damit die Wunde bedeckten. Dies that bey ihm die beſte Würkung; denn nach 2 Tagen hatte er ſchon groſse Erleichterung, und in kurzem war er völlig wieder hergeſtellt.

Hier war es auch, wo er die ſeltſamſte Art Ader zu laſſen ſahe, die nur gedacht werden kann. Das Werkzeug, deſſen ſich die Indianer hiezu bedienen, beſtehet in einem kleinen, an einen Faden befeſtigten Pfeil, welcher durch einen dazu ſchicklichen kleinen Bogen jedesmal abgeſchoſſen wird. Will man jemand Blut laſſen, ſo ſetzt er ſich nackend hin, und es ſtellet ſich derjenige, der zu dieſem Geſchäfte gebraucht wird, in einer gewiſſen Entfernung vor ihm, und ſchieſst auf die entblöſste Haut den Pfeil ab, der durch den Faden gehindert wird, nicht zu tief einzudringen: er wiederholt dieſes Abſchieſsen zum öftern, und macht alſo an verſchiedenen Stellen des Körpers ähnliche Stiche, aus welchen das Blut tropfenweiſe ausflieſst. — Es haben die Indianer in dieſer Operation eine groſse Geſchicklichkeit, und verrichten das Pfeilabſchieſsen mit der gröſsten Geſchwindigkeit. —

Da ſie keine andere Art Ader zu laſſen kennen; ſo erſchrecken ſie ſehr, wenn das Blut ſtromweiſe

weiſe ausfließt. — Dies erfuhr auch Waffer zu ſeinem Erſtaunen: denn da er einer kranken Caciquin eine ordentliche, in Europa gewöhnliche Aderlaſs anrieth, und darauf die Ader mit einer Lanzette öffnete, ſo fuhr ihn der Mann mit dem gröſsten Ungeſtüm an, als er das Blut ſtromweiſe herausſpringen ſahe. Waffer eilte nur die Wunde wieder zu ſchlieſsen, und hatte Mühe, den Caciquen zu beſänftigen. —

Von Neu - Granada.

Neu - Granada iſt ein niedriges, waldigtes, feuchtes Land, und die Küſten ſind voller Sümpfe und Moräſte. Man kann ſich daher nicht leicht eine ungeſundere Gegend als dieſe gedenken. — Zu Carthagena z. B. iſt die Luft erſtickend heiſs; die Sümpfe ſtinken; es lebt alles voll von Geſchmeiſs und Fledermäuſen; hier wachſen alle Pflanzen ſchnell, und ſelbſt der Menſch erreicht in wenig Jahren ſeine Vollkommenheit; hier ſpricht ein Kind von 2 Jahren ſchon ſo vernünftig, als in Europa im 6ten oder 7ten Jahre [y]).

Aber alles iſt hier von kurzer Dauer, und die meiſten hier ihr Glück ſuchenden ſpaniſchen Kaufleute ſterben bald nach ihrer Ankunft [z]), und im Jahre 1741 wurde hier faſt eine ganze engliſche Armee, die bey Carthagena im Lager ſtand, aufgerieben [a]). Denn kaum ſtellte ſich die regnigte Jahreszeit ein, ſo entſtanden die hier gewöhnlichen Krankheiten, unter denen das ſchwarze Erbrechen die ſchlimmſte iſt.

Der

y) Flögels Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, Breslau 1773.

z) Lind a. a. O. S. 8.

a) Ebendaſelbſt S. 118.

Der die Flotte commandirende Admiral Vernon [b]) verlor hier 8000 tapfere Engländer, nicht durchs Schwerd, sondern durch die pestilenzialische Luft.

Kaum behält ein Europäer in Carthagena ein paar Monate lang sein gesundes Ansehen: bald wird er blass und bleich, und er scheint von einer schweren Krankheit eben erst wieder aufgestanden zu seyn. Ausser der Chapetonade oder dem schwarzen Erbrechen, herrscht hier der Aussatz und eine bösartige Krätze, wogegen man eine aus dem Canton Maqui maqui hergebrachte Erde anwendet, wie auch Schwefelquellen, die man hin und wieder auf Terra firma findet. — Die Ausfätzigen [c]) dürfen aber nicht in der Stadt bleiben, sondern man hat ihnen ausserhalb derselben ein Hospital errichtet, welches einem kleinen Dorfe ähnlich ist, weil fast ein jeder hier hin Verwiesener sich ein kleines Haus errichtet, wo er mit Weib und Kindern zusammen wohnet. Die Aussätzigen auf den benachbarten antillischen Inseln wohnen nicht so zusammen, sondern vielmehr zerstreut in den Wäldern und an denjenigen Bächen, wo das Franzosenholz an den Ufern wächst: — sie trinken das Wasser, das sie durch aufgelöstes Guajackholz theilen, gleichsam zu einer natürlichen Ptisane geworden ist, und hierdurch sollen mehrere geheilt worden seyn [d]). —

Ob gleich Carthagena ungesund ist, so ist doch Porto-Bello, nach dem einstimmigen Zeugniss aller Reisenden, noch ungesunder. Lind, Richard und Ulloa führen hievon Beweise an. Der Ein-

b) Richard a. a. O.

c) Allgem. Hist. d. R. 9. B. S. 34.

d) Kleine Reisen; Lektüre für Reise-Dilettanten 5. B. B. 1788.

Einfluſs des ungeſunden Clima's iſt hier, nach dem Richard, auf alle Menſchen gleich ſtark, ſie mögen erſt neulich angekommen, oder bereits eine lange Zeit hier geweſen ſeyn. — Die ganze umliegende Gegend iſt voller Sümpfe und Moräſte, und ſcheinen nur eine Wohnung von Millionen Inſekten und Kröten zu ſeyn, wodurch denn die Fäulung auf den höchſten Grad ſteigt, weil tauſende dieſer Thiere täglich ſterben. Indeſs hat doch auch die Vorſehung hier gewacht, indem ſie hier einen ſehr gefräſsigen Vogel, den Gallinaſſen nemlich, erſchaffen hat, der den Inſekten und allen Aeſern nachſtellt. Es giebt dieſer Vögel hier eine groſse Menge, und ſie verſchlingen durch ihre Anzahl und Gefräſsigkeit faſt augenblicklich jedes umgefallene Thier, wodurch alſo um vieles eine noch gröſsere Fäulung verhindert wird. Indeſs bleibt doch Porto-Bello allezeit ſehr ungeſund, und es darf keine Schwangere es wagen, hier ihre Niederkunft abzuwarten: vielmehr begeben ſich die meiſten kurz vor ihrer Entbindung nach Panama [e]).

Auch die fremden Kaufleute bleiben nicht länger hier, als die Meſſenszeit dauert, ſondern begeben ſich bald nachher alle weg [f]).

Mit Recht wird Porto-Bello das Grab der Spanier genannt, und eine ſolche giftige Luft konnte die Heere des Pizarro, des Gonſalva, des Cortez, des Ferdinando Sotto umbringen, wie denn die Geſchichte lehret, daſs von der ganzen Armee des Gonſalva nicht mehr als 10 Mann übrig geblieben ſind [g]).

Was

e) Ulloa im 9ten Bande der Allg. H. d. R. S. 73.
f) Richard a. a. O.
g) Pauw l. c.

Was Panama anbetrift, so ist es hier zwar nicht so schlimm, wie zu Porto-Bello; allein weil es hier fast das ganze Jahr durch regnet, so ist doch die Luft auch hier sehr nachtheilig [b]).

Eben so ist es mit der Landenge Dariens beschaffen. Hier findet man die sogenannten Kakerlacken, oder Albinos häufig. — Ihre Farbe ist weiss, wie gebleichtes Wachs; die Augen roth, wie bey den Rebhühnern; von Statur sind sie klein, wie die Lappländer; ihre Haare sind so weich wie Seide; ihr vornehmstes Uebel bestehet darin, dass sie nicht bey Tage, wohl aber im Dunkeln sehen können [i]).

Es hat viele angesehene Schriftsteller gegeben, von denen ich nur Voltaire nennen will, die behauptet haben, die Albinos machten eine besondere Art von Menschen aus. Es ist aber dieses so wohl als alles, was er daraus gefolgert hat, falsch. Kein Neger, einige wenige Beyspiele ausgenommen, wird weiss, er sey denn krank. Auch die besondere Beschaffenheit seiner Augen ist nicht Natur, sondern angeerbte, oder angebohrne, oder endlich nachher zugezogene Schwäche. Wir werden unten von diesen Menschen umständlicher reden. —

Nach dem Berichte des Pauw soll es hier eine gewisse Eidexe Iguana geben, welche sehr schmackhaft, aber denen, die mit der Venusseuche befallen sind, höchst nachtheilig seyn soll. Denn so bald sie davon etwas geniessen, sollen ihnen alle Glieder vom Leibe faulen. — Diese Nachricht stimmt aber gar nicht mit demjenigen überein, was J. Floretz von der Würkung der Eidexen in der Venusseuche und dem Krebse meldet, und wovon ich bereits oben etwas gesagt habe. —

Man

b) W. Robertsons Gesch. von Amerika, 1777. 2. Th.
i) Waffer, Sullivan und Coxe.

Man hat nemlich zu St. Chriſtoval Amatian im Königreiche Guatimala die erſten Verſuche mit dieſen Thieren in beſagten Krankheiten angeſtellt, und die Würkung übertraf alle Erwartung. Bey einigen erfolgte, auf deren Gebrauch, eine Wallung im Blute; bey andern ein zäher Schweiſs, und wiederum bey andern wurde der Stuhlgang oder der Urin ſehr vermehrt. — Man hat ähnliche gute Würkung mit den Eidexen zu Cadix, Mallaga, zu Geneve und in Frankreich angeſtellet [k]). — Auch ſelbſt in Teutſchland ſind damit Verſuche gemacht worden. Herr Aepli [l]) heilte damit eine ſcirrhöſe und gangrenöſe Hodengeſchwulſt, wie bereits oben geſagt worden.

Die gewöhnliche Krankheit, womit Neuangekommene zu Porto-Bello und Panama befallen werden, iſt ein Fieber, welches man Tarbadillo nennt [m]). Die Natur des Fiebers iſt mir aber unbekannt, und ich wage es nicht zu behaupten, daſs das hierin angerathene wiederholte Aderlaſſen der Krankheit angemeſſen ſey. — Eben ſo glaubte man auch vor Zeiten in dem öftern Aderlaſſen das ſicherſte Mittel gegen die übeln Eindrücke des weſtindiſchen und hieſigen Clima's zu finden, und man glaubte, wie oben von Oſtindien bereits geſagt worden iſt, daſs bey einem Neuangekommenen die Neigung zu Krankheiten ſo lange fortwähre, als noch europäiſches Blut in ſeinen Adern ſey: nichts war alſo natürlicher, als zur Wegſchaffung dieſer Krankheitsmaterie zu rathen. — Es haben ſich aber damit unendlich viele Menſchen ſehr geſcha-

k) Nieuwe nederlandſche Bibliothek v. J. 1787. M. ſ. auch über den Nutzen und Gebrauch der Eidexen, überſ. v. J. Römer. Leipz. 1788.

l) M. ſ. Römers Ueberſ.

m) Richard a. a. O.

det, indem ſie nicht allein dadurch ihre Naturkräfte unnöthiger Weiſe ſehr ſchwächten, ſondern auch auf die Beobachtung einer vernünftigen und dem hieſigen Clima angemeſſenen Lebensordnung weniger aufmerkſam gemacht wurden. —

Gleichwohl ſind doch einige vernünftige Männer *n*), denen ich meinen Beyfall nicht ganz verſagen kann, der Meynung, daſs man, wegen des geſchwächten Zuſtandes der feſten Theile in Weſtindien, und in andern ſolchen heiſsen Climaten, einigemal des Jahres, die Ader müſſe öffnen laſſen: jedoch wird dies zu keiner allgemeinen Regel gemacht werden können, und es wird immer Fälle geben, wo das Aderlaſſen nicht ſtatt findet. — Man muſs ferner bedenken, daſs dieſe Schriftſteller nur von geſunden und jungen Perſonen reden, deren Natur noch Fähigkeit hat, ſich an das heiſse Clima zu gewöhnen; da es hergegen alten Menſchen, bey denen die Biegſamkeit nicht mehr ſtatt findet, und die ſich bereits an eine gewiſſe Lebensart zu ſehr gewöhnt haben, als daſs ſie davon abgehen könnten, faſt allezeit ſo gefährlich iſt, daſs ſie die unternommene Reiſe mit dem Leben bezahlen müſſen, ſie mögen zur Ader laſſen, oder nicht. —

Ein jeder demnach, der ſich nach einem ſolchen Clima begiebt, rechne darauf, daſs er einen wichtigen Schritt wage, und beherzige dasjenige wohl, was ſchon ſo viele ins Grab gebracht hat. — Er bemerke alſo erſtlich, daſs er ſelten ganz mit einer Krankheit werde verſchont bleiben: er ſehe dieſe Krankheit vielmehr als das Mittel an, deſſen ſich die Natur bedient, um ſeine Maſchine in einen ganz ungewöhnten Gang zu ſetzen: — iſt dieſe

n) Z. B. Oldendorp a. a. O.

diese Revolution überstanden, so hängt seine weitere Gesundheit grösstentheils von seinem Betragen ab, und die Erfahrung lehrt, dass es so gut in Westindien als in Europa gesunde Blanken gebe. — Er lerne also zweytens die Beschaffenheit des hiesigen Clima's und seinen Unterschied von dem gewohnten kennen. —

In Ansehung der grossen Hitze mache er sich folgende Regeln zur Befolgung: wenn es sein Beruf mit sich bringt, hier zu arbeiten, so darf und kann er hier nicht so viel thun als in Europa; dies bedenken die Starken nicht; daher sterben sie früh; viele Schwächliche aber, die ihrer Schwäche eingedenk sind, werden dagegen hier alt. — Muss er in der Sonne arbeiten; so thue er dies nie mit entblösstem Kopfe, weil er sich sonst leicht den Sonnenstich zuzieht. — Er arbeite nur bis 10 Uhr des Morgens, bleibe bis Mittag zu Hause, und geniesse in den ersten Stunden des Nachmittages Ruhe in der Hangmatte. — Will er spatzieren gehen; so ist die erste Stunde nach Sonnenauf- und Untergang dazu am geschicktesten. — Da die Nächte, in Vergleich der Tageshitze und wegen des gewöhnlich fallenden Thaues, viel kälter sind; so hüte er sich für dieser verführerischen Erfrischung: — nie entblösse er unvorsichtig seinen Leib; nie lege er sich auf die Erde, um zu schlafen, noch thue er etwas anders, wodurch er sich Verkältungen, Durchfälle u. d. gl. zuziehen kann. — Auch bey Tage ist in diesem Lande die Abwechslung oft schnell, und wenn sie auch nicht sehr gross ist, doch sehr empfindlich; — daher trage niemand gar zu leichte Kleider. — Da die Feuchtigkeit der Luft, besonders in den Regenmonaten, sehr gross ist, so hat er alsdann doppelte Vorsicht nöthig, und er muss durch Genuss stär-

kender und antiſeptiſcher Sachen die ſchlimmen Würkungen zu verbeſſern ſuchen, und ſeinen Aufenthalt an einem möglichſt trocknen, hohen, den Winden blos geſtellten Ort nehmen, und ſich vor der Nachbarſchaft der Moräſte und Wälder hüten; es iſt auch gut, wenn er ein Caminfeuer unterhält, und fleiſsig mit angezündetem Pulver, oder Räucherwerk die Luft anfüllt. —

Jede Unmäſsigkeit im Genuſs der Speiſen, Getränke und Leidenſchaften ziehet hier gemeiniglich ſchwere Strafen nach ſich. — Wegen der Hitze verdauet hier der Magen ſchlecht. Daher muſs man Anfangs, wenn man nach Weſtindien kömmt, ſehr wenig und leicht verdauliche Speiſen genieſsen, und lieber oft, als auf einmal zu viel eſſen. Beſonders muſs man die ſehr reitzenden und kühlenden Früchte dieſes Landes, als die Ananaſſe, mit vieler Vorſicht ſpeiſen. Des vielen Waſſers muſs man ſich enthalten, weil es die Theile zu ſehr abſpannet: aber noch ſchlimmer iſt der zu häufige Genuſs der hitzigen Getränke, weil dadurch die Gefäſse bis zum Zerſprengen ſtark ausgedehnt werden. — Beſonders ſchädlich iſt der junge Rum, weil er das Blut zu ſehr entzündet. Hergegen iſt der mäſsige Gebrauch des alten Rums eine Arzeney, wenn er mit hinreichender Menge Waſſers vermiſcht getrunken wird; er ſtärkt den Magen, und mäſsigt den zu ſtarken Schweiſs.

Nichts ſchwächt den Körper mehr als Unmäſsigkeit in der Liebe — oder auch andere unordentliche Affekten. — Wer hier Kummer leidet, lebt ſelten lange. — Wird man vom Regen übereilt; ſo muſs man ſich zu Bette legen, oder ſich in Seewaſſer baden: auch kann man ſich mit einem Schwamm, den man in Seewaſſer getaucht hat, reiben.

reiben. — Während des Regens ſich unter unbekannte Bäume zu ſtellen, iſt höchſt gefährlich, weil es unter denſelben einige ſehr giftige giebt, wie z. B. der Mancinellabaum. Jeder Regentropfen, ſo von dieſem Baume abfällt, und die Haut eines Menſchen berührt, verurſacht Entzündung und andere Zufälle. Ein Neger hatte ſeine Beinkleider an einen ſolchen Baum gehängt, und nun fiel Regen: als er ſie darauf anzog, bekam er eine Geſchwulſt an ſeinem ganzen Leibe [o]). Wird die vergiftete Stelle aber gleich mit Seewaſſer gewaſchen, ſo hören alle Zufälle auf. — So leicht es iſt, Reichthümer in dieſem Lande zu erwerben, eben ſo leicht verſchwinden ſie, wenn man das Unglück hat, krank zu werden. — Der Arzt allein rechnet für jeden Beſuch 12 Florenen [p]). Faſt eben ſo viel koſtet es, wenn man ſich einen Zahn ausziehen läſst, und für jede Aderlaſs muſs man 2 Flor. und 8 gr. bezahlen.

Von den auf der Südſeite des Aequators gelegenen Ländern bleibt uns hier wenig anzuführen übrig. — Denn von Braſilien iſt bereits oben geredet worden, und das groſse Land der Amazonen iſt unbekannt. — In dem hierher gehörigen Theile von Peru iſt das Clima, ſeiner erhabenen Lage wegen, ſehr von dem vorhin betrachteten verſchieden. Von Monteviedo an bis nach Quito iſt die Hitze ſehr gemäſsigt. Am erſtern Orte fallen im Winter unabläſsig Regen mit Donner und Blitz; im Juny iſt es hier nicht wärmer, als in Teutſchland im Monat May. — Der Boden iſt ſehr fruchtbar, und faſt ſtets mit dem ſchönſten Grün

o) Oldendorp a. a. O. S. 221.
p) A. a. O. S. 234.

Grün gezieret q). — Zu Loxa fallen ebenfalls Regengüsse, wie Condamine erfahren: zu Quito, welches 14 bis 1500 Ruthen über die Meeresfläche erhaben ist, fallen gleichfalls von 2 Uhr Nachmittages bis zu Sonnenuntergang, unter Donner und Blitz, heftige Regengüsse, die die Luft sehr abkühlen, so daſs das Thermometer fast nie über 14 bis 15° Reaumür über dem Gefrierpunkt stehet: des Morgens und des Nachts ist der Himmel allezeit heiter, und angenehme Winde kühlen ab r). — Bouger s) sagt: die Luft ist in Quito das Jahr durch so beschaffen, wie in Frankreich im Frühjahr und Herbst. — Ueberhaupt ist es hier gesund, und von wüthenden Hunden weiſs man nichts t). Zwar ist hier die Venusseuche sehr gemein: doch scheint sie der Gesundheit nicht sehr zu schaden: auch gebraucht niemand dagegen Arzeneyen. — Die Hauptbeschwerde an diesem Orte ist ein Krebsgeschwür am Mastdarm, welches man Thalubel nennt: man steckt dagegen kleine Kugeln in den After, die aus kleinen hartschaligten Citronen, nachdem man die Schale bis auf den Saft abgeschnitten hat, gemacht sind: man vermischt diese Kugeln mit Schieſspulver oder gestoſsenem Pfeffer u). Zu Lima herrscht aber die Krampfsucht sehr x). —

q) Schreiben eines Teutschen aus Monteviedo, m. s. Litterat. Zeit. v. J. 1788. M. Dec.

r) Richard a. a. O.

s) Memoires cit. d. ann. 1745.

t) Allg. Hist. d. R. 9. B. S. 217.

u) A. a. O.

x) A. a. O. S. 422.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

XXXXX (3 Bde) VII 89.



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Finke, Leonhard Ludwig, 1747-1837

Leonhard Ludwig Finke, der Arzeney-Gelahrtheit Doctor und Professor zu Lingen, Versuch einer allgemeinen medicinisch-practischen Geographie worin der historische Theil der einheimischen Völker- und Staaten-Arzneykunde vorgetragen wird
Bd.: 1

Leipzig 1792

Med.g. 147-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10084391-2
VD18 90252918